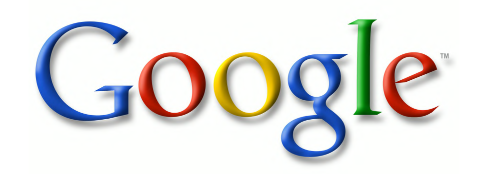
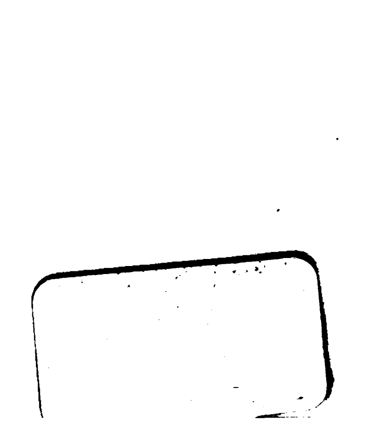




Historische

und

Politische Aufsätze

von

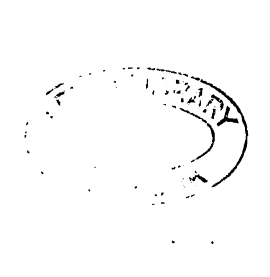
Heinrich von Treitschke.

Vierte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1871.



Inhalt.

Das deutsche Ordensland Preußen.

(Leipzig 1862.)

Nicht die Jahre der Geschichte zähle, wer eines Volkes Alter messen will; sicherer zum Ziele führt ihn die tiefere Frage, welcher Theil der Vergangenheit noch als Geschichte in der Seele des Volkes lebendig ist. Wer aus dem Kampfe der Gegenwart um den Grundbau des deutschen Staates noch nicht die Einsicht gewonnen hat, dies alte Land komme jetzt zum zweiten Male zu seinen Tagen: der mag die Jugend unseres Volkes erkennen an der vergeblich geleugneten Thatsache, daß unser Mittelalter dem Bewußtsein der heutigen Deutschen unendlich fern steht. Nicht blos der Masse ist nahezu Alles aus dem Gedächtniß geschwunden, was über die Tage der Schwedennoth und der Reformation hinaus liegt. Auch das Urtheil der Gebildeten ist nur über sehr wenige Erscheinungen jener reichen Zeit zu einem festen Schlusse gelangt. Der heute mit neuem Eifer entfachte Streit über das Kaiserthum, wäre er möglich in einem Volke von einfacher, ungebrochener Entwicklung? Noch mehr, sogar das durchschnittliche Maß unserer Kenntnisse von dem deutschen Mittelalter ist erstaunlich dürftig für ein so gelehrtes Volk und nach so emsiger Arbeit der historischen Wissenschaft. Was anders lehren in der Regel unsere gelehrten Schulen, als ein willkürliches Gemisch gleichgiltiger Thatsachen, das man Geschichte des engeren Vaterlandes zu taufen liebt, und jene Kaisergeschichte, welche dahinging wie der Traum einer Sommernacht und mit all' ihrem Glanze die Deutschen doch nur als die Lernenden zeigt? Kaum daß eine hingeworfene Notiz dem süddeutschen Knaben eine Ahnung giebt von der größten, folgenreichsten That des späteren Mittelalters, von dem reißenden Hinausströmen deutschen Geistes über den Norden und Osten, dem gewaltigen Schaffen unseres Volkes als Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn.

Ein glücklicheres Geschlecht, emporgewachsen auf den Werken unserer Tage, wird vielleicht dereinst als einen köstlichen Segen preisen,

was wir an der Unfertigkeit unseres Gemeinwesens noch schmerzlich empfinden: daß die Deutschen so eigen zu ihrer Geschichte stehen, daß wir so alt sind und so jung zugleich, daß unsere uralte Vorzeit nicht als eine Last auf unseren Seelen liegt, wie vormals die Größe Roms auf den romanischen Völkern. Preußen insbesondere mag mit Stolz den Namen führen, womit seine Neider es schmähend ehren, den Namen des Emporkömmlings unter den Mächten. Dennoch sollten wir öfter, als es namentlich bei uns in Süd- und Mitteldeutschland zu geschehen pflegt, den Blick verweilen lassen auf jener kraus verschlungenen Entwickelung, welche den kurzen zwei Jahrhunderten der modernen preußischen Geschichte voranging. Ein kräftiges Gefühl der Sicherheit dringt uns zu Herzen, wenn wir das so plötzlich zur Reife gediehene Werk durch die harte Arbeit langer Jahrhunderte vorbereitet sehen. Wir lachen des hämischen Geredes über die willkürliche Entstehung des preußischen Staates, wenn wir die deutsche Großmacht der modernen Welt auf demselben Boden gefestet schauen, wo einst das neue Deutschland unserer Altvordern, die baltische Großmacht des Mittelalters sich erhob. Und wer mag das innerste Wesen von Preußens Volk und Staat verstehen, der sich nicht versenkt hat in jene schonungslosen Rassenkämpfe, deren Spuren, bewußt und unbewußt, noch in den Lebensgewohnheiten des Volkes geheimnißvoll fortleben? Es webt ein Zauber über jenen Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.

Gelehrte Bearbeiter haben dem reizvollsten Theile dieser Vorgeschichte, der Geschichte des Ordenslandes Preußen, nie gefehlt. Wie hätte es nicht jede lautere und jede lüsterne Phantasie locken sollen, den Geschicken der geheimnißvollen Ordensburgen mit der morgenhellen Pracht ihrer Remter und dem Spuk ihrer unterirdischen Gänge nachzuspüren? diese räthselhaften Menschen zu verstehen, die zugleich rauflustige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und, mehr als all' dies, kühne, weitschauende Staatsmänner? Den Staatsmann vornehmlich mußte sie reizen, diese Geschichte einer schroffen Aristokratie, deren beste Kraft in ihrem Bunde mit dem Bürgerthume gelegen war — einer geistlichen Genossenschaft, welche der Kirche so herrisch wie nur je ein weltlicher Despot den Fuß auf den Nacken setzte — eines Staates, der uns bald traumhaft fremd erscheint, wie eine versunkene Welt, ein Anachronismus selbst in seiner Zeit, bald die rationalistische Nüchternheit

moderner Staatskunst vorbildet — einer Kolonie, die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will und dennoch die Lebensgesetze der Pflanzungsstaaten typisch veranschaulicht in ihrem athemlosen Steigen, ihrem jähen Falle. Eine Geschichte thut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmuthet durch die trauliche Enge provincialen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwickelungen: eine Geschichte so wirrenreich und verschlungen wie nur die Schicksale unseres alten Reichswappens, jenes einköpfigen Adlers, der von dem Stauferkaiser dem Hochmeister in sein Schild geschenkt ward und in der fernen Pflanzung sich erhielt, derweil er dem Reiche selber verloren ging, bis ihn endlich der deutsche Großstaat der neuen Zeit zu seinem verheißenden Zeichen wählte. Doch was uns Bewohner der Kleinstaaten zu dieser Geschichte mehr noch hinzieht als ihr romantischer Reiz, das ist die tiefsinnige Lehre von dem Segen des Staates, der bürgerlichen Unterordnung, welche sie lauter vielleicht predigt als irgend ein anderer Theil unserer Vergangenheit.

Das Bild des alten Ordensstaates war in der Epoche des evangelischen Glaubenseifers in Altpreußen selber fast vergessen und wurde dann im Wetteifer verzerrt und entstellt bald von dem nationalen Hasse polnischer Geistlicher, bald von dem Bürgerstolze gelehrter Danziger Stadtschreiber, bald endlich von der selbstgefälligen Aufklärung der Kotzebue und Genossen. Auch läppischer Fabelsucht war Thür und Thor geöffnet. Denn des Ordens alte Chronisten ermangeln nicht nur, nach der Weise epischer Zeiten, der Gabe Charaktere zu schildern; sie verschmähen es sogar grundsätzlich, gemäß dem hocharistokratischen Geiste des Ordens, die großen Männer des Staates in den Vordergrund zu stellen. Wie mußte da nicht in den modernen Schriftstellern das echtmenschliche Bedürfniß sich regen, gewaltige Thaten zu personificiren? Erst Johannes Voigt hat die wissenschaftliche Geschichtsforschung in Altpreußen begründet, als er vor nahezu fünfzig Jahren seine „Geschichte von Preußen“ aus den Archiven des Ordens zu schöpfen begann. Leicht mögen wir heute die Mängel des Werkes tadeln: die reizlose Darstellung, die oft stumpfe Kritik der Quellen, den Mangel großer staatsmännischer Gesichtspunkte und vor allem jene sanguinische Schönseherei, welche sich aus der Freude des ersten Entdeckers und aus dem dünnen Idealismus der Tage der alten Romantik vollauf erklärt. Uns jüngeren Skeptikern wird oft gar lustig zu Muthe unter all' diesen edlen und biederen Rittern, deren Thaten doch so laut verkünden: ein guter Theil

ihrer Größe bestand in dem gänzlichen Mangel jener Gutmüthigkeit, die man fälschlich als eine deutsche Tugend preist. Trotz alledem bleibt dem ehrwürdigen Verfasser ein unvergängliches Verdienst. Dafür zeugt am lautesten der lebhafte Eifer, den alle Stände der Provinz seit dem Erscheinen des Voigt'schen Werkes auf die Erforschung ihrer alten Geschichte verwenden; die rührende Liebe zur Heimath, die in Altpreußen vielleicht kräftiger lebt als in irgend einer anderen deutschen Landschaft, bethätigte sich gern in historischer Forschung. Diese stille Arbeit ging Hand in Hand mit dem Wiederaufbau der Marienburg; ihre Ergebnisse liegen vor in zahllosen Einzelschriften und Sammelwerken, die freilich gründliche historische Kritik oft vermissen lassen. Erst neuerdings, seit Töppen in seiner Geschichte der preußischen Historiographie (1853) die alten Chroniken des Landes einer eingehenden Prüfung unterwarf, ist abermals ein vollständiger Umschwung eingetreten in der Auffassung der preußischen Vorzeit; die von Hirsch, Töppen und Strehlke herausgegebene musterhafte Sammlung der preußischen Geschichtsquellen (Scriptores rerum Prussicarum) hat den Weg gebahnt für eine der strengeren Methode der heutigen Wissenschaft genügende Darstellung der altpreußischen Geschichte. Ein solches Werk ist noch zu schreiben. Wir versuchen in den raschen starken Strichen einer anspruchslosen Skizze die Entwickelung des Ordenslandes zusammenzufassen. —

Der helle Tag des alten deutschen Ritterthums ging zur Rüste. Noch einmal, glänzender denn je zuvor, war die Blüthe des adlichen Deutschlands, an vierzigtausend Ritter, um ihren Helden versammelt, als der alte Kaiser Rothbart auf dem Reichshoftage zu Mainz seinen Söhnen „den ehrenreichen Schlag schlug" und selber noch mit der Lanze im adlichen Spiele sich tummelte (1184). Drei Jahre noch — so nahe berühren sich Glanz und Fäulniß auf diesem steilen Gipfel altritterlicher Zeit — und der ritterfreundliche Kaiser legte dem deutschen Adel selber die Axt an die Wurzel, gab ihm das selbstmörderische Recht der Fehde. Nach abermals drei Jahren hatte der ruhmreichste Vertreter deutscher Ritterherrlichkeit im Morgenlande sein Grab gefunden. In diesen verhängnißvollen Tagen, auf demselben Kreuzzuge, der dem Kaiser den Tod gab, entstand der deutsche Orden von Sanct Marien, ein nachgeborenes Kind des älteren deutschen Ritterthums. Als die Lateiner die Feste Akkon belagerten, erbarmten sich reiche Kaufleute aus Lübeck und Bremen der siechen Landsleute und nahmen sie auf in ihre Segelzelte. Deutsche Ritter boten den Verwundeten fromme Pflege,

wie der Wälsche sie längst schon bei seinen Templern und Johannitern fand. Nach der Eroberung der Stadt ward die ritterliche Brüderschaft für die Dauer gestiftet, vereinigte mit sich ein älteres Hospital der Deutschen zu Jerusalem und gründete in Akkon ihren Hauptsitz (1190 bis 1191). So standen bedeutsam deutsche Bürger an der Wiege des Ritterordens in Zeiten, da bereits adlicher Uebermuth dem Bürger das Recht der Waffen zu bestreiten versuchte; und so lange seine Größe währte, hat der Orden alltäglich für seine frommen Mitstifter von Lübeck und Bremen gebetet. Wie unser Volk während der Kreuzzüge in dem großen Ideenaustausche der lateinischen Christenheit immer mehr empfing als gab, so ward auch der Orden nach dem Vorbilde der Wälschen gestiftet. Seine kriegerische Ordnung entlehnte er den Templern, die Regeln für Siechen-Pflege und geistliche Zucht den Johannitern. Aber während die Templer bald in sittlicher Entartung verkamen, die Johanniter als Markmannen der Lateiner wider die Türken ein unsicheres Dasein führten, sollte der deutsche Orden beide überflügeln. Später gegründet, blieb er eine lange Zeit hindurch reiner als beide von der sittlichen Fäulniß des Orientes. Von Anbeginn nahm er, mit schrofferem Nationalstolze als jene, nur Söhne deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung.

Während eines Menschenalters schien es, als sollte der Orden, der noch kaum mehr als zweihundert Mitglieder zählen mochte, abenteuernd dahinleben auf den Grenzgebieten abendländischer und morgenländischer Bildung. Er drillte und führte das neu gebildete Fußvolk der Kreuzfahrer, erwarb mit dem Schwerte und durch fromme Stiftung manch' schönes Gut im heiligen Lande und in Griechenland, das Meiste in Sicilien und Einiges in Deutschland. In solchem heimathlosen Treiben blieb er klüglich dem heiligen Stuhle ergeben, und die Curie schützte „ihre geliebtesten Söhne," wenn eifersüchtige Fürsten mit den trotzigen unbequemen Unterthanen haderten, befahl dem murrenden Klerus, auf jede Gerichtsbarkeit über den Orden zu verzichten, und mahnte die Templer, den weißen Mantel der deutschen Herren zu dulden: unterschied sie doch das schwarze Kreuz genugsam von den Templern. — Ein Zug der Größe kommt in des Ordens Geschichte erst mit dem Hochmeister Hermann von Salza. In Thüringen erwachsen, als dort am sängerfreundlichen Hofe der Wartburg die Blüthe christlich-deutscher Dichtung sich entfaltete, hatte er später am Kaiserhofe zu Palermo eine

weltlichere Bildung genossen. Dort ward er von seinem Freunde Friedrich II. eingeweiht in die weltumspannenden Pläne kaiserlicher Staatskunst. Er lernte die verständigen Grundsätze jenes nahezu modernen Absolutismus kennen, welchen der Staufer zum guten Theile den Saracenen abgesehen hatte und in seiner sicilianischen Heimath durchführte. Der Staat übte hier eine vielseitige Thätigkeit, wovon die germanische Welt vordem nichts ahnte, ein zahlreiches wohlgeschultes Beamtenthum entfaltete alle Mittel fiscalischer Politik, eine codificirte Gesetzgebung hielt das Ganze in strenger Regel. Aber neben diesem wälschen Kaiser, inmitten saracenischer Leibwächter und leichtfertiger südländischer Sänger blieb Salza ein Deutscher. Und während der geistvolle Kaiser mit seinen skeptischen Gelehrten gern der christlichen Glaubenssätze spottete, und die Welt sich von den süßen Sünden des kaiserlichen Harems zu Lucretia erzählte: der kirchliche Glaube des Hochmeisters blieb unerschüttert, sein Wandel unsträflich. Der kluge überlegene Kopf verstand, sich zwischen den streitenden Mächten des Kaiserthums und der Kirche hindurchzuwinden, beide für seines Ordens Größe zu benutzen. Bald ward der besonnene maßvolle Mann der gesuchte glückliche Vermittler in den Kämpfen der Weltmächte. So bereiste er Deutschland, um den Dänenkönig Waldemar zu bewegen, daß er seinen Ansprüchen auf Holstein entsage, und beschwichtigte die aufsässigen Städte der Lombardei. Noch in späteren Jahren betrieb er den Friedensschluß zwischen Papst und Kaiser: er war allein zugegen, als zu Anagni die Beiden im Zwiegespräche sich verständigten. Für solche Dienste überhäufte der Kaiser den Unentbehrlichen mit Gnaden und schenkte ihm den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes. Wie hätte dem klarblickenden Staatsmanne bei seinem wiederholten Verweilen zu Akkon entgehen sollen, daß des Ordens Besitz im Oriente schwer gefährdet, der Sinn der Christenheit der „lieben Reise“ in das heilige Land entfremdet sei? Bereits trug er sich mit dem Plane, dem Orden im Abendlande eine gesicherte Heimath zu gründen — denn so lange nicht ein Anderes erwiesen wird, muß es bei der Dürftigkeit der Quellen gestattet sein, den Ruhm dieses Gedankens dem Hochmeister zuzuweisen — und gern schickte er eine Schaar seiner Ritter, als König Andreas von Ungarn wider die heidnischen Kumanen der starken Hand des Ordens bedurfte und ihm als Kampfpreis Siebenbürgens schönes Burzenland zu Lehen gab. Die Ritter kamen und — bewogen den Papst, das ungarische Lehen für ein Eigenthum St. Petri

zu erklären — in jenem Geiste kraftbewußter, rücksichtsloser Selbstsucht, der von da an des Ordens Staatskunst erfüllt. Doch der Ungarkönig eilte, die gefährlichen Freunde aus dem Lande zu treiben. Noch war das Fehlschlagen dieses kecken Anschlags nicht verschmerzt: da erschien bei dem Hochmeister — er verhandelte gerade in Sachen des Kaisers mit den Communen der Lombardei — die Gesandtschaft eines polnischen Kleinfürsten, seine Hilfe erflehend gegen die heidnischen Preußen (1226). Und es geschah, daß der Orden seinen großen christlich-deutschen Kreuzzug begann, eifrig gefördert von einem Kaiser, der weder christlichen noch deutschen Sinnes war. So stoßen wir schon an seiner Schwelle auf die geheimste Unwahrheit des Ordensstaates: sein Werk kriegerischer Heidenbekehrung ward begonnen in Tagen, die dem naiven Glauben der alten Zeit bereits entwuchsen.

Sehr wenig günstige Zeichen fürwahr bot dies dreizehnte Jahrhundert dem Beginne eines Ritterstaates. Ueberall im Welttheil wankte das alte Ritterthum in seinen Fugen. Wieder und wieder versagte unser Adel den Dienst zur Romfahrt; er begann bereits die romantische Staatskunst seiner großen Kaiser als eine Last zu empfinden. Stumm lagen die Hallen der Wartburg, und bald, mit dem Aussterben der Babenberger, sollte auch aus Oesterreich der ritterliche Sang entweichen. Noch eine kurze Frist, und in der Verwilderung der kaiserlosen Zeit schwanden die letzten Trümmer der zierlichen Bildung alter Rittersitte, und theilnahmlos hörte der Adel die Frage des wälschen Sängers, wie Deutsche leben könnten, derweil Konradin ungerächt sei. Auch der feine französische Adel war entartet unter den Gräueln der Albigenserkriege. Noch einmal erstand ihm in dem heiligen Ludwig ein glänzender Vertreter der alten Zeit, der ein Ritter war und doch ein König; aber alsbald eröffnete der kalte Rechner Philipp der Schöne eine rauhere, modernere Epoche. Um dieselbe Zeit ward in England unter schweren Wehen das Unterhaus geboren. Darauf begann das Jahrhundert der drei Eduard's, welches trotz seines romantischen Glanzes in seinem Kerne schon die Keime des modernen englischen Staatslebens zeigt. Mit der alten Rittersitte schwand auch die Kunstform, die ihr Wesen aussprach, die edle Anmuth des spätromanischen Stiles. Aber aus dem üppigen Boden dieses reichbegabten Geschlechts wucherten rasch neue Gestaltungen empor. In Rom erstand die unheimliche Größe der Inquisition und der Bettelorden. Und in unserem Norden hatte bereits um das Ende des zwölften Jahrhunderts eine neue Entwicklung ein-

gesetzt, minder glänzend vielleicht als die Politik der Staufer, aber dauernder, stätiger, die große Lehrzeit für die aggressiven Kräfte unseres Volks. Wenn einst die Franken deutschen Geist mit der antiken und christlichen Gesittung verschmolzen: jetzt trug der Stamm der Sachsen die Werke der Franken nach Osten. Als Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Wenden vernichteten, als Arkonas alte Tempelfeste von den Dänen erstürmt und das geheimnißvolle Heiligthum des Suantevit durch die Christen zerstört ward, da drängten sich deutsche Bürger und Bauern in die verödeten Lande, wie der Kampf für gemeine Freiheit, die Noth der Uebervölkerung, die Wuth des Meeres oder kecke Wagelust sie ostwärts trieb.

Ohne Verständniß, vertieft in die italienischen Händel, schauten die Kaiser dieser großen Fügung zu. Ja, auf Weihnachten 1214 schenkte Friedrich II. alle Lande jenseits der Elbe und Elde dem dänischen Könige. So ward unserem Norden jene Politik aufgezwungen, welche er seitdem getreu behauptet hat: ohne Hilfe vom Reiche, oftmals gegen das Gebot des Reichs, mußte er durch eigene Kraft handeln als ein Mehrer des Reichs. Das Bürgerthum von Niederdeutschland regte sich, machte die dänische Macht zu Schanden bei Bornhöved, und Lübeck erfocht (1234) bei Warnemünde seinen ersten Seesieg. Nun, in raschem Steigen, ohne jede Gunst der Natur an der harfenarmen Küste, erhebt sich die bürgerliche Macht. Die massiven Gaben deutscher Gesittung, das Schwert, der schwere Pflug, der Steinbau und die „freie Luft" der Städte, die strenge Zucht der Kirche verbreiten sich über die leichtlebigen Völker des Ostens. Die Handelsplätze Skandinaviens werden deutsch, alle merkantilen Kräfte des Nordens herrisch ausgebeutet durch die deutschen Bürger, die sich, alle anderen Völker ausschließend, „reinen Weg" in die Fremde erkämpfen. Der deutsche Kaufmann allein darf das ungastliche Rußland durchstreifen und begleitet, im schweren Eigenhandel dieser unsicheren Zeiten, selber seine Waarenzüge nach dem deutschen Hofe von St. Peter in der Handelsrepublik Nowgorod, dem Markte der köstlichen „Peltereien" des Nordens: Der deutsche Bürger tritt das Erbe der Wenden an, die Herrschaft auf der Ostsee; und mit der Hanse entfaltet sich die bürgerliche Kunst der Gothik. Im Laufe des Jahrhunderts werden selbst die Gebiete der slavischen Kleinfürsten in Pommern und Schlesien von deutscher Bildung überherrscht. Ja sogar Polen, das einst die Ansprüche seiner Lehnsherrlichkeit bis an den Harz getragen, läßt jetzt, rasch gesunken durch innere Kriege, diesen grandiosen

Siegeszug deutscher Gesittung auf sich wirken. Bis Sendomir und Krakau verbreitet sich der Einfluß deutschen Gemeindewesens, überall auf kirchlichem und landesherrlichem Boden erheben sich deutsche Städte. Blos der Adel Polens wendet sich in sicherem Instinkte von diesen unheimischen Gewalten ab und benutzt das eindringende deutsche Immunitätswesen lediglich um die königliche Gerichtsbarkeit abzuschütteln und die Herrschaft polnischer Adelsfreiheit über der Masse mißhandelter gemeindeloser Bauern zu gründen. Noch weiter gen Osten drang der deutsche Kolonist. Niederdeutsche Kaufleute, die nach der verwegenen Weise der Zeit auf kleinen Flußschiffen die Küste befuhren, wurden vom Sturm in den Meerbusen der Düna verschlagen. Darauf unterwarf der große Bischof Albert von Buxhövden, im Bunde mit deutschen Bürgern und dem ritterlichen Schwertorden, das ferne Livland, und bald erstanden als deutsche Städte die geliebten „Täuflinge" der Hanse, Reval, Dorpat und vor allen Riga (1201), das die Wappen von Hamburg und Bremen in seinem Schilde vereinte.

In dieser gewaltigen die Ostsee umspannenden Kette deutscher Kolonien fehlte noch ein Glied, — das Land Preußen östlich der Weichsel. Durch das unendliche Gebiet der Sümpfe am Dniepr, Dnjestr und Pripecz vor slavischen und byzantinisch-christlichen Einwirkungen gesichert, hatte dort ein vermuthlich mit anderen Völkertrümmern vermischter Stamm des Litthauervolkes durch Jahrtausende ein harmloses Sonderdasein geführt. Wie noch heute die Ostsee minder tief als andere Meere in das Binnenland einwirkt, so blieb vollends dort, wo Nehrungen und das süße Wasser der Haffe den Verkehr mit der hohen See erschweren, der mäßige Tauschhandel des städtelosen Volkes mit einigen westlichen Häfen ohne Einfluß auf die Sitten. Eine geheimnißvolle Priesterschaft, selten dem Heimischen, dem Fremden niemals sichtbar, hütete in heiligen Eichenwäldern die geweihten Schlangen und entzündete auf den Opfersteinen das duftende Bernsteinfeuer vor den Göttern eines Glaubens, der von den Gräueln aller Naturreligionen, Blutdurst und Wollust, nur Weniges offenbarte. Die den deutschen Spartanern den Namen geben sollten, lebten dahin als ein still friedliches Volk von Hirten und bequemen Ackerbauern, die langen Winternächte mit dem Zauber einer milden elegischen Dichtung verkürzend, zersplittert in Kleinstaaten und ohne jeden Trieb, den Particularismus ursprünglicher Menschheit in harter staatlicher Arbeit zu überwinden — aber ein Volk von Freien, eingesessen seit uralten Tagen, geschützt gegen

Westen durch das Sumpfthal der Weichsel, gegen Süden durch gewaltige Verhaue, Seen und Waldungen, und darum furchtbar jedem fremden Dränger. Das hatten wiederholt die Polen erfahren: ihre Grenzprovinz gegen Preußen, das Kulmerland, ward von dem gereizten Heidenvolke oftmals mit blutiger Plünderung heimgesucht. Hartnäckig wahrten die Preußen ihren heimischen Glauben. Schon im zehnten Jahrhundert ward der kühne Heidenbekehrer, der Czeche Adalbert von Prag, der später in christlicher Zeit als Preußens Schutzheiliger galt, von den Erbitterten erschlagen, da er frevelnd den heiligen Wald von Romove betrat. Bald darauf fiel auch der Sachsenfürst Bruno, der erste deutsche Mann, der dies ungastliche Gestade betrat, als ein Blutzeuge des christlichen Glaubens. Jetzt, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, nahm der Cistercienſermönch Christian von Oliva diese Versuche wieder auf, er gründete die ersten christlichen Kirchen jenseits der Weichsel und wurde vom Papste zum Bischof von Preußen erhoben; die heilige Jungfrau, die weithin am fischreichen Strande der Ostsee als die Schirmerin der Küsten galt, sollte auch das Land am frischen Haff beherrschen. Die Curie nahm das Heidenland als eine Stätte der Bekehrung in ihren besonderen Schutz, nach jenem nothwendigen Rechte, das von den Culturvölkern jederzeit wider die Barbaren behauptet wird und damals nach dem Glauben der Christenheit unzweifelhaft dem heiligen Stuhle zustand. Aber kaum hatte der Bischof im Bunde mit dem Herrn des Kulmerlandes, dem Herzoge Konrad von Masovien, ein Kreuzheer in das Heidenland geführt, so erhoben sich die Preußen, vernichteten jede Spur christlicher Niederlassungen und trugen Mord und Brand in das Gebiet des polnischen Herzogs. Der Herzog — ohne Rückhalt an der Anarchie und dem unreifen Christenthum der Polen — rief endlich den Todfeind Polens, den Deutschen zu Hilfe.

Hermann von Salza gewährte seinen Beistand, aber nicht als Hilfstruppen sollten die Kreuzheere der deutschen Herren auftreten. Der Plan, dem Orden einen Staat zu gründen, gedieh jetzt zur Reife. Leicht war der Kaiser beredet, dem Orden das Kulmerland und alle künftigen Eroberungen in Preußen mit aller Gerichtsbarkeit und Herrlichkeit eines Reichsfürsten zu verleihen (1226). Sodann ward Konrad von Masovien veranlaßt, sein Kulmerland dem Orden abzutreten (1230). Endlich (1234) bewog der Hochmeister den Papst, das Land für ein Eigenthum St. Petri zu erklären und dem Orden gegen einen mäßigen

Kammerzins an die Curie zu überlassen. So entschied sich alsbald jene zweifelhafte Stellung Preußens zum deutschen Reiche, die sich später bitterlich rächte. Aber entschieden war auch, daß ein deutscher Staat sich zwischen Polen und das Meer drängen sollte, entschieden damit die ewige Feindschaft zwischen Polen und dem Ordensstaate. Allerdings bieten die Urkunden keinen Anhalt für die neuerdings von Watterich und Andern gewagte Behauptung, durch die Gründung des Ordensstaates seien die Rechte des Bischofs Christian und des Herzogs Konrad verletzt worden. Aber gewiß bleibt, daß die Interessen der Beiden mit den hochstrebenden Plänen des Ordens keineswegs zusammenfielen. Der Bischof durfte nicht wünschen unter die Oberherrlichkeit des Ritterstaates zu gerathen; war doch in dem benachbarten Livland der Schwertorden abhängig von dem Erzbischof von Riga! Noch weniger konnte der polnische Herzog die Gründung eines deutschen Staats an der Ostsee erstreben. Nur zögernd — wie die Urkunden zeigen — in äußerster Bedrängniß entschloß er sich, das Kulmerland aufzugeben, das jetzt der Ausgangspunkt ward für die deutsche Eroberungspolitik. Mit dem Jahre jener päpstlichen Schenkung endet die anfängliche Unterstützung des Ordens von Seiten der Polen. Sie beginnen zu begreifen, daß der politisch-nationale Gegensatz stärker sei als die religiöse Gemeinschaft; nur die eigene Zerrissenheit und die Unsicherheit barbarischer Politik hindert sie, schon jetzt den natürlichen Weg offenen Kampfes gegen den Orden zu betreten.

Alle Hebel geistlicher Gewalt setzte die Curie in Bewegung, um dem Orden von St. Marien die Eroberung des Heidenlandes für seine Schutzheilige zu sichern. Das Kreuz ward gepredigt im Reiche. Wer Theil nahm an der Kreuzfahrt — sogar die der Brandstiftung und der Mißhandlung von Geistlichen Schuldigen, ja selbst die Ghibellinen — war jeder Buße ledig, und gern willigte der Papst in die Ehescheidung der Gatten, die unter die „neuen Maccabäer in der Zeit des Heils" treten wollten. Es war die Zeit, da das Papstthum den Höhepunkt seiner weltlichen Macht erreicht hatte, da der römische Stuhl in Portugal widerstandslos einen König stürzen, in Island der Republik ein Ende setzen, in Deutschland die Königswahl ohne päpstliche Bestätigung für ungiltig erklären konnte. War an sich schon jeder Kreuzzug ein Vortheil für die geistliche Gewalt, so durfte Rom hoffen, in dem neugewonnenen Gebiete dieser von Feinden rings bedrohten geistlichen Brüderschaft durch seine Legaten eine schrankenlose Macht zu üben. Im

Jahre 1231 setzt der von Salza gesendete Landmeister Hermann Balk mit seinem Kreuzheere und sieben Ordensbrüdern über die Weichsel, und nun beginnt ein Vorschreiten, sicher und stätig, nach festem Plane, einzig in dieser Zeit regelloser Kriegführung. Kaum ist ein Stück Landes von den Deutschen durchstürmt, so führen deutsche Schiffe Balken und Steine die Weichsel herab, und an den äußersten Grenzen des Eroberten entstehen jene Burgen, deren strategisch glückliche Lage Kriegskundige noch heute bewundern — zuerst Thorn, Kulm, Marienwerder. Diese vorgeschobenen Posten sind im Kleinen, was das Ordensland dem Reiche ist: ein fester Hafendamm, verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker. So werden neue Stützpunkte gewonnen für das weitere Vordringen, das Auge der Barbaren abgelenkt von dem bereits eroberten Lande, und indem man die Preußen zwingt, sich in hellen Haufen gegen diese Burgen zu schaaren, entgeht der berittene Deutsche der Gefahr des kleinen Kriegs, der ihn in diesem Lande der Wälder und der Sümpfe unrettbar in's Verderben führen muß. Mit jener Unfähigkeit, der Zukunft zu denken, welche den Barbaren bezeichnet, lassen die Preußen das erste fremdartige Beginnen des Burgenbaus geschehen, bis allmählich das Verständniß der Lage erwacht, die lange schlummernde Wildheit des Volkes furchtbar ausbricht und ein Krieg sich entspinnt von unmenschlicher Grausamkeit. Alle Härte unseres eigenen Volksgeistes entfaltet sich hier, wo der Eroberer dem Heiden gegenübertritt mit dem dreifachen Stolze des Christen, des Ritters, des Deutschen. Die wild feierliche Poesie des hohen Nordens erhöht den romantischen Reiz dieser Kämpfe. Willkommen ist der Frost, der die Straße bahnt durch die unwegsamen Wälder, gefürchtet der weiche Winter. Oftmals erhebt sich das Würgen bei grellem Nordlichtschein auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben. Die politisch und militärisch zersplitterte Macht der Preußen muß endlich der fest organisirten Minderzahl der Deutschen weichen, und nach dem ersten großen Siege an der Sirguna (1234) hallt wieder und wieder durch das Land das übermüthige Lied der Eroberer: „wir wollen alle fröhlich sein, die Heiden sind in großer Pein." Sechs Jahre darauf wird ein erster großer Aufstand der Unterjochten blutig niedergeschlagen. Immer häufiger wird durch den Ruf solcher Siege waglustiger deutscher Adel zur Kriegsreise nach Preußen gelockt. Auch Otakar der Böhmenkönig unternimmt eine Preußenfahrt, die von der Sage mit einer bunten

Fülle abenteuerlicher Züge ausgeschmückt wird. Nachdem die Wasserstraße der Weichsel und des frischen Haffs gewonnen und durch die Feste Elbing gesichert ist, rüstet sich der Orden, den Kern der Heidenmacht, das Samland, zu erobern. Das uralte Heiligthum, der Wald von Romove, wird genommen, die Götter-Eiche fällt unter den Axtschlägen christlicher Priester, und der erste samländische Edle wird auf den Namen des Böhmen getauft, der mit slavischer Wahrheitsliebe sich rühmt, das gesammte Volk Samlands getauft und das Böhmer-Reich von der Adria bis zur baltischen See vergrößert zu haben. Doch unter diesem phantastischen Gebahren bleibt des Ordens nüchterne militärische Staatskunst unverändert, das System der vorgeschobenen Posten wird stätig erweitert. Noch ehe Samland erobert worden, schickt er Truppen und fröhnende Bauern ostwärts über die kurische Nehrung, gründet die Memelburg. Dem königlichen Gaste zu Ehren wird eine Feste in Samland errichtet, empfängt den Namen Königsberg und einen Ritter mit gekröntem Helm in ihr Wappen (1255), und Otakar's Kampfgenosse, der Askanier Markgraf Otto III. schenkt der neuen Feste Brandenburg am Haff seinen rothen Adler in ihr Wappen.

Noch höher, bis zu dem verwegenen Plane der Herrlichkeit über die Ostsee, erhoben sich die Gedanken des jungen Militärstaats. Schon im Jahre 1237 ward der livländische Schwert-Orden mit dem deutschen Orden vereinigt. Also sah Hermann von Salza zwei Jahre vor seinem Tode seinen jüngst noch heimathlosen Orden als den Herrn einer Staatsgewalt, welche ihren Besitz und Anspruch über einen Küstensaum von hundert Meilen erstreckte. Was aber diesen Eroberungszug der deutschen Herren von Grund aus unterscheidet von der trivialen Rauflust gemeiner ritterlicher Abenteurer und ihn in Wahrheit zur besten That des deutschen Adels erhebt, das ist die treue Verbindung der Kreuziger mit unserm Bürgerthume. War der Plan des Ordens ursprünglich vermuthlich blos dahin gegangen, das Land zu behandeln gleich den der Christenheit unterworfenen Ländern des Orients, d. h. es lediglich zu erobern und für des Siegers politische und kirchliche Zwecke auszunutzen, war die Mehrzahl der Kreuzfahrer bisher nach einjähriger Kriegsreise wieder heimgekehrt, so ergab sich bald aus dem zähen Widerstande der erbitterten Preußen die Nothwendigkeit, deutsche Kraft in vollerem Strome in das Land zu leiten. Die Bürger Niederdeutschlands wurden nach Preußen gerufen, eine Stadt gegründet neben jeder Hauptburg der Ritter, und nun erklang auch in Preußen, wie in

Schlesien, das Lied der einziehenden deutschen Ansiedler: „in Gottes Namen fahren wir." In der Kulmischen Handveste (1233) gewährte der Orden den neuen Ansiedlern großherzig die Freiheit des Magdeburger Rechtes, das seitdem für die Mehrzahl der preußischen Städte den Rechtsboden bildete. Ja, er gestattete den Bürgern Lübecks, ihre Pflanzstadt Elbing nach ihrem Rechte zu ordnen. Auf solche Gunst verweisend durfte er später in den Tagen der Noth getrost sich wenden an die Bürger der Hanse, die „dieses Feld des Glaubens so oft mit ihrem Blute benetzt." Von diesem Kerne deutscher Gesittung in Städten und Ordensburgen schien das flache Land leicht zu bändigen. Es genügte, mochte man meinen, wenn überall im Lande Kirchen erstanden, jedes Dorf erbarmungslos verbrannt ward, das nach der Taufe noch den alten Göttern geopfert, und die Kinder der preußischen Edlen in deutschen Klosterschulen erzogen wurden. Sehr rasch verstanden die slavisch-lettischen Nachbarn in Ost und West die drohende Bedeutung der deutschen Pflanzung. Zu wiederholten malen erschien der Herr des linken Weichselufers, der christliche Herzog Suantepolk von Pommern, im Bunde mit den heidnischen Preußen, Kuren und Litthauern. Bald ward es ein feiner Grundsatz der litthauischen Staatskunst, dem nahenden Verderben durch die Taufe zu entgehen und alsbald nach entschwundener Gefahr zu den alten Göttern zurückzukehren. Trotz dieser ruhelosen Kämpfe schien um's Jahr 1260 der Besitz Preußens ziemlich gesichert.

Aber noch einmal muß der Orden um die Eroberung, ja um sein Dasein kämpfen. Murrend ertragen die Besiegten den Uebermuth der fremden Kinderräuber, die jede Vermischung mit undeutschem Blute herrisch verschmähen. Nicht einmal der Klerus lernt die Sprache der neuen Christen; von dem Treiben der deutschen Priester ist dem Preußen nichts verständlich, als der Hohn wider die alten Heiligthümer. Und wie der Deutsche selber nicht wagt, in den unheimlichen Stätten böser Geister, den heidnischen Götterhainen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so ist kein Samländer zu bewegen, den Pflug zu führen durch den heiligen Wald von Romove. Durch die Fremden erst lernt das staatlose Volk die schweren Opfer und Lasten wirklichen politischen Lebens kennen, die Preußen müssen Burgen bauen, Landwehrdienste leisten wider die Stammgenossen. Aus dem schleichenden Grolle der Knechtschaft bilden sich neue, unholde Züge in dem harmlosen Volkscharakter. „Ein Preuß seinen Herrn verrieth," sagt das deutsche

Sprichwort. Kein Preuße darf dem Deutschen einen Humpen reichen, er habe denn selbst zuvor daraus gekostet. In den Sommernächten des Jahres 1261 geht ein geheimnißvolles Leben durch die preußischen Wälder, ein Oberpriester erscheint unter den verschworenen Heiden, aus den Kronen der Eichen verkündet die Stimme der alten Götter, daß die Stunde der Rache geschlagen. An der Spitze der Bewegung stehen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Mannszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Da ladet der wilde Ordensvogt auf Lenzenberg am frischen Haff eine Schaar verdächtiger preußischer Edler zu sich, zündet die Burg über ihren Häuptern an. Die erbitternde Kunde fliegt durch die Lande, im September steht das gesammte Volk in Waffen, verbrennt die Ordensburgen, erschlägt die Bauleute. Eine ungeheure Gefahr, furchtbarer als jene der Vernichtung durch die Tartaren, welcher das Land zwanzig Jahre zuvor durch ein glückliches Ungefähr entrann! Soeben erst ist der livländische Meister von den Litthauern auf's Haupt geschlagen, Kurland hat sich befreit, und die wendischen Fürsten im Westen senden bereitwillig Hilfe wider die verhaßten Deutschen. Alle Gräuel der vergangenen Kriege verschwinden gegen das Entsetzen dieses Kampfes. Es geschieht, daß der gefangene deutsche Herr in dreifacher Eisenrüstung dem Donnergotte zum Opfer verbrannt wird, oder daß die Heiden ihm den Nabel an einen Baum nageln und ihn dann mit Peitschenhieben um den Stamm treiben, bis der ausgeweidete Leib zusammenbricht. Nach zehn Jahren, da die deutsche Herrschaft nahezu vernichtet ist, kommen dem Orden wieder Tage des Siegs durch den entschlossenen Landmarschall Konrad von Thierberg, von dem wir leider nur den Namen kennen, und nach abermals zehn Jahren ist unter Mordbrand und Verwüstung die Herrlichkeit der Deutschen hergestellt. Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit haben die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das Eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Am längsten währt der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenem Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elenn. Endlich (1283) verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimath und zieht hinüber zu den Heiden nach Litthauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben: die große Wildniß von Johannisburg erstreckt sich heute, wo einst die reichen Dörfer

des Heidenvolkes standen. So, nach einem halben Jahrhundert, mit dem Chronisten zu reden, beugen die Letzten der Preußen „ihren harten Nacken dem Glauben und den Brüdern," um dieselbe Zeit, da auch Kurland dem Orden wiedergewonnen wird.

Belehrt durch diese furchtbare Erfahrung beginnt der Orden nunmehr eine neue, härtere Politik gegen die Unterjochten. War er bisher gepriesen als „des Christenglaubens Mehrung, Mauer und starker Friedensschild," so verdient sich jetzt Preußen den Namen des neuen Deutschlands. Durch zahlreiche neue Burgen wird die Eroberung gedeckt, vornehmlich das Samland, das wichtige Verbindungsglied zwischen den Nord- und Südprovinzen. Das gesammte Recht der Preußen ist verwirkt durch die Empörung. Keine Friedensschlüsse mehr, wie sonst, mit den Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen sich lediglich richten nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten. Der größte Theil des preußischen Adels wird in den Stand der Unfreien hinabgestoßen, die deutschen Bauern dagegen und die treu gebliebenen Preußen, auch die unfreien, mit reichen Vorrechten bedacht. Ganze Dorfschaften versetzt der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich scheinen. Die Letzten der Sudauer müssen den Götterwald Romove im Samlande roden, den kein Samländer zu berühren wagt, und die Stätte heißt noch heute der sudauische Winkel. So wird aller Zusammenhang der alten Stände und Landschaften zerschnitten, und wenige vereinzelte Aufstände lassen sich leicht ersticken. Wie der gesammte Ordensstaat uns erscheint als eine verspätete Mark, nach karolingischer Weise auf Eroberung gerichtet, so dienen auch die Pflichten, welche er den Unterworfenen auferlegt, diesem höchsten Zwecke des Staats. Nicht gar schwer sind die bäuerlichen Lasten, allgemein aber die drückende Pflicht, dem Orden zur Landwehr und auf seinen Reisen Heerfolge zu leisten. Nur die deutschen „Kölmer" und sehr wenige getreue Preußen werden von dem verhaßten Kriegsdienste außer Landes, dem Reisen, entbunden, aber auch sie müssen aufstehen für das „Vaterland," müssen „zujagen," wenn das „Kriegsgeschrei" durch das Land geht und den Einfall des Feindes verkündet. Nach der streng centralisirenden Art militärischer Staaten werden diese Pflichten des Landvolks gleichmäßig geordnet über das ganze Land. Kein deutscher Grundherr darf seine Hintersassen mit anderen Rechten beschenken als jenen, deren die Leute des Ordens genießen. Damit das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit rege bleibe, stellt der Orden, der alleinige

Eigenthümer des Landes durch jene Schenkung des Papstes, den Preußen fast niemals Urkunden aus über ihren Landbesitz. Doch diese feste Ordnung allein konnte nicht genügen. Es bedurfte neuer, stärkerer Einwanderung deutscher Bauern, die nun erst in ausgedehntem Maße begann. Jetzt erst verlieren die jungen Städte den dörflichen Charakter, neue Städte entstehen. Zur selben Zeit, da im Reiche Kaiser und Fürsten verblendet die Freiheiten der rheinischen Bürger bekämpfen, gewährt der Orden seinen Städten freie Bewegung. Er darf es, denn das Recht des Staates bleibt gewahrt, die Autonomie wird nicht gestattet, jede Aenderung der städtischen Ordnungen muß der Ordensvogt bestätigen.

Nicht minder herrisch stellte sich der Orden zu der Macht der Kirche. Als eine geistliche Genossenschaft gebot er nicht nur über jene Fülle von geistiger Kraft und politischer Erfahrung, welche die Kirche zur ersten Culturmacht des Mittelalters erhob. Ihm blieb auch der aufreibende Kampf mit der Kirche erspart. Ueberall sonst war sie der Herr oder der feindliche Nachbar, in Preußen allein ein Glied des Staats; überall sonst vermittelte der Clerus die Verhandlungen der Staatsgewalt mit dem römischen Stuhle, der preußische Geistliche verkehrte nur durch den Orden mit dem Papste. Auch hier gereichte dem Ordenslande zum Segen, daß in diesem Staate nichts zu spüren ist von jener mit Unrecht gepriesenen organischen Entwickelung des mittelalterlichen Lebens. Ein durchgreifender Wille vielmehr ordnete die Dinge gleichsam aus wilder Wurzel. Ein Drittheil des Landes ward den vier Bisthümern als Eigenthum gegeben, doch auch für dieses galten die Landesgesetze über das Recht der Bauern und der Städte sowie die allgemeine Landwehrpflicht. Jede weitere Erwerbung von Grund und Boden war der Kirche untersagt. Das Erzbisthum der Ordenslande blieb in Riga, man hielt diese gefährliche Macht, die an der Düna noch Herrschaftsrechte beanspruchte, weislich aus Preußen entfernt. Wie der Orden in seinem Innern alle kirchlichen Functionen durch seine eigenen Brüder vollzog, so war er auch oberster Patron in seinen Landestheilen und übte selbst in dem bischöflichen Drittel das Visitationsrecht. Noch mehr: außer in Ermeland wurden alle Bisthümer und Domcapitel mit den geistlichen Brüdern des Ordens selbst besetzt. Daher die geschlossene Einheit dieses Staates, daher die Treue des Klerus gegen den Orden selbst in dessen Kämpfen wider Rom. Denn, natürlich, sobald der Orden, in Preußen wahrhaft heimisch geworden, die steilen Bahnen weltlicher Staatskunst ging, ent-

schwand ihm sofort die alte Gunst der Curie. Der römische Stuhl begegnete der zum weltlichen Landesherrn gewordenen geistlichen Genossenschaft nunmehr mit jener vollkommenen, frivolen Freiheit des Gemüths, worauf überhaupt Roms Stärke allen weltlichen Gewalten gegenüber beruht: der Ordensstaat war dem Papste fortan, wie jeder andere Staat, nur ein gleichgiltiges Mittel in den wechselnden Combinationen geistlicher Politik. — Freilich war mit dieser unerhörten geistlichen Machtfülle des Ordens zugleich die Unmöglichkeit einfacher Weiterbildung seines Staates gegeben; denn wo Staat und Kirche beinahe zusammenfielen, war jede Besserung des Staats undenkbar ohne gänzliche Umwandlung des religiösen Lebens. Vor der Hand aber vollendeten die kraftvolle Einheit der Staatsgewalt und die Wucht der deutschen Einwanderung die rasche Germanisirung des Landes. Nicht eine Vermischung der Deutschen mit den Preußen vollzog sich, vielmehr eine Verwandlung der Ureinwohner. In der Fülle des rings aufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers, dem Deutschen war verboten mit seinem Gesinde preußisch zu reden. Fünfzig Jahre darauf, da ein preußischer Sänger auf einem Hoftage zu Marienburg unter die Spielleute der Deutschen trat, schenkten ihm die lachenden Ritter hundert falsche Nüsse, denn „Niemand hat verstanden den armen Prüsse." Noch im sechszehnten Jahrhundert mußten in einzelnen Kirchen Tolken, Dolmetscher, der Gemeinde die deutsche Predigt erklären; ja, in tiefgeheimer nächtlicher Versammlung schlachtete da und dort noch ein Heidenpriester den Bock zu Ehren der alten Götter, und Matthäus Prätorius fand sogar zweihundert Jahre später einzelne kirchenfeindliche, an altem Wunderglauben hangende Fischer, die ihm als „rechte alte preußische Heiden" erschienen. Doch seit Luthers Tagen verhallten allmählich die letzten Laute der preußischen Sprache. Nur das zähere Volksthum der Litthauer in Schalauen und Nadrauen hat sich noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache, die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte blaue Kasawaika.

So ward das Weichselthal in die Geschichte eingeführt und das neue Deutschland gegründet — trotz aller politischen und militärischen Gemeinschaft im schroffsten Gegensatze zu der Eroberung der Länder am Dünabusen. Fassen wir in wenigen Sätzen die Charakterzüge der

Kolonisation Preußens und der heutigen russischen Ostseeprovinzen zusammen, welche allein schon den Abstand ihrer späteren Geschichte erklären. Preußen ward germanisirt, doch in Kurland, Livland, Esthland lagerte sich blos eine dünne Schicht deutscher Elemente über die Masse der Urbewohner. Zur See, in geringen Schaaren, kommen die Deutschen ins Land, finden ein litthauisch-finnisches Mischvolk, das den Fürsten von Polozk Zins zahlt, treten an die Stelle dieser fremden Herren und vertheilen den Boden an den Orden, die Kirche, eine geringe Zahl von Kreuzfahrern und an das Patriciat der wenigen Städte. — So trug diese Pflanzung von vorn herein einen einseitig aristokratischen Charakter. Von deutschem Bauernthum nur geringe Spuren, um so schwächer, je weiter nach Osten. Eigenthümliches bürgerliches Leben entwickelte sich allein in Riga, Dorpat, Reval; die anderen Städte blieben stille Landstädte, ganz Kurland besaß keine einzige Stadt von selbständiger Bedeutung. — Noch ein anderes hochwichtiges Verhältniß lag günstiger im Westen. Preußen war eine Kolonie des gesammten Deutschlands. Seine Städte sind Pflanzungen der Osterlinge, daher, wie überall in der Hanse, die Sprache ihrer Gemeindebücher und Handelsbriefe niederdeutsch, die Silberwährung Nordeuropas alleinherrschend, der Handel streng beschränkt auf die den Niederdeutschen vorbehaltenen nordischen Gebiete, der ganze Zug des bürgerlichen Lebens kühner zugleich und roher als in den oberdeutschen Städten, die mit den köstlichen Waaren der Mittelmeerlande auch die Wissenschaften und Kunstsitten des Südens, die Lust an Wandgemälden und zierlichen Brunnen über die Alpen bringen. Auch die bäuerlichen Einwanderer kommen vornehmlich aus dem Norden, finden in Preußen die Marschen und Deiche der Heimath wieder. In dem herrschenden Stande jedoch, im Orden, überwiegen die Oberdeutschen; denn die Einwanderung geht über Land und der süddeutsche Ritter verzichtet gern auf weitere Fahrt gen Osten, da er in Preußen schon kriegerische Arbeit in Fülle findet. Daher ist die Amtssprache des Ordens in Preußen ein Allen verständliches Mitteldeutsch. Livland dagegen war wesentlich norddeutsche Pflanzung; der deutsche Eroberer wird noch heute von den Letten als Sachse bezeichnet. Dorthin gelangen die Niederdeutschen, namentlich Westphalen, auf den Schiffen der Hanse, zumeist über Lübeck. Im fünfzehnten Jahrhundert wird der Eintritt in den livländischen Zweig des Ordens den Norddeutschen allein vorbehalten, und seitdem begegnen uns unablässig in den Reihen der Ordensgebietiger die westphälischen Geschlechter der

Plettenberg, Kettler, Mallinkrodt. Die plattdeutsche Sprache beherrscht das Land ausschließlich, bis Luthers Bibel dem Hochdeutschen auch hier die Bahn bricht; noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts schreibt Balthasar Rüssow von Reval seine Chronik niederdeutsch. — Dazu tritt ein vierter einschneidender Unterschied. Während in Preußen der Orden auf eine beinah moderne landesherrliche Machtfülle sich stützt, werden die östlichen Länder von mittelalterlicher Anarchie zerrissen. Der provisus des Ordens, der Erzbischof von Riga, beansprucht das Gericht über die deutschen Herren, ruft zuweilen selbst die litthauischen Heiden zu Hilfe, beschützt die mißhandelten Letten wider die Deutschen. Nicht minder trotzig gebährden sich die drei großen Städte; oftmals tobt blutiger Kampf um die Wälle des Wittensteen, der Feste, die der Orden zur Bändigung Rigas erbaute. Nachher erwacht das Selbstgefühl der ländlichen Vasallen; Erzbischof und Orden, Stiftsadel und Ordensadel, Bürgerthum und Ritterschaft schwächen einander in socialen Kämpfen.

Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerikas mit ähnlichem Erfolge durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprallen tödlich verfeindeter Rassen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Thierheit zurückhält, die Sieger entweder im Herzen verhärtet oder sie hinabdrückt zu der Stumpfheit der Besiegten. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich, wo weder das Klima des Landes noch die Cultur der Bewohner dem Deutschen irgend eine Lockung bot, und die Unfähigkeit des Volkes zu nationalem Staatsleben, sogar den Slaven gegenüber, klar am Tage lag. Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen standen das Lettenvolk und die finsteren finnischen Esthen — zerstückt in Kleinstaaten, mit wenig entwickeltem Gemeindeleben, in der eintönigen Oede ihrer Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder nicht mehr vertraut mit dem üppigen Wuchse der Eiche und der freudigen königlichen Jagd auf den Hirsch, die Preußens milderes Klima noch kennt. Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der

Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Esthe den harten Frohndienst, den Gehorch leistet. Der undeutsche „Wirth," dem der deutsche Grundherr ein dienstpflichtiges Bauerngut, ein „Gesinde," zuweist, ist leibeigen; Läuflingseinungen unter den Herren verhindern das Entweichen der Mißhandelten. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volksthum eines Volks von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. In den großen Städten entstehen einzelne stattliche Unterrichtsanstalten, so schon um's Jahr 1300 die ehrwürdige Domschule von Reval; doch das undeutsche Volk wird den Quellen der Bildung fern gehalten. Unter tausend Bauern, klagt Balthasar Rüssow, kann kaum Einer das Vaterunser hersagen. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn ein Deutscher die raucherfüllte Hütte des Esthen betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafsdieb: „bläht Euch auf, ihr Deutschen, vor allen Völkern der Welt; nichts behagt Euch bei dem armen Esthenvolke; darum hinunter mit Euch zur tiefsten Hölle." Jahrhunderte lang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauern von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisirung von Altpreußen bedeutet.

Kaum war Preußens Unterwerfung vollendet, so richtete der Orden seine Pläne auf das Land westlich der Weichsel, das von polnischen Vasallen beherrschte Pomerellen. Nicht blos die ruhelose Natur des Militärstaats, sondern ein ernsteres politisches Bedürfniß trieb den Orden in diese Bahn. Mit der zunehmenden Bebauung des Landes hörte die Weichsel auf, eine natürliche Grenze zu sein, und ohne unmittelbare Verbindung mit der starken Wurzel ihrer Macht, mit Deutschland, konnte die junge Kolonie nicht bestehen. Am glücklichsten freilich für Deutschland, wenn der Orden es verstanden hätte, in stätigem Bunde mit der anderen Nordost-Mark des Reichs, mit Brandenburg, das Werk der Germanisirung hinauszuführen. Aber einen so weiten Horizont umfaßt der politische Blick eines mittelalterlichen Territoriums nicht. Schon damals allerdings griffen die Geschicke dieser beiden, durch mächtigste Interessen natürlich verbundenen, Marken in einander

ein, doch nur insofern, als sie sich ablösten im Vorkampfe gegen die Völker des Ostens. Sobald die Macht der Askanier in der Mark zerfällt, tritt der Orden gewaltig vor die Bresche der deutschen Cultur, und wieder nach dem Siege der Polen in Preußen erhebt sich das Haus Hohenzollern und ordnet das zerrüttete Brandenburg. Zunächst begegneten sich die Askanier und die deutschen Herren sogar in offener Feindschaft. Schon längst nämlich hatte der Orden mit jener Feinheit diplomatischer Kunst, welche die Aristokratien aller Zeiten auszeichnet, kleine Landstriche Pomerellens friedlich erworben. Gleich Rom wußte er die geistlichen Nöthe der Menschen als Hebel seiner weltlichen Macht zu nutzen. Manch' geängstetes Christenherz erkaufte sich das Heil der Seele durch Schenkungen an die Gottesritter. Als König Waldemar der Däne die gelobte Kreuzfahrt in das heilige Land unterlassen mußte, sühnte er die Schuld durch ein reiches Geldgeschenk an die deutschen Herren. Anderwärts förderte den Orden die wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen inmitten des sorglosen Leichtsinns der Slaven. Seine treffliche Verwaltung, geleitet nach jenen Grundsätzen orientalischer Finanzkunst, welche auch Venedig und Neapel mit Glück anwendeten, bot ihm Schätze baaren Geldes — eine furchtbare Macht in diesen Tagen der Naturalwirthschaft. Bald löst er einen wendischen Fürsten aus der Kriegsgefangenschaft, bald bezahlt er einem Wedell seine Schulden oder schenkt einem Bonin einen Streithengst und 50 Mark Pfennige — und erhält in reichem Landbesitz den Lohn der guten That. Endlich naht die willkommene Stunde, diese zerstreuten Güter westlich der Weichsel zu einer stattlichen Provinz abzurunden. Nach dem Aussterben der pomerellischen Herzöge bestreiten die Polen das unzweifelhafte Recht der Markgrafen von Brandenburg auf das verwaiste Herzogthum. König Wladislaw von Polen ruft den Orden zu Hilfe, um die Askanier aus Danzig zu vertreiben. Der Orden wiederholt die alten kühnen Ränke, verjagt die Brandenburger (1308) — aber auch die Polen, und verlangt von Polen für dies Werk der Befreiung eine unerschwingliche Entschädigung. Als Polen sie zu zahlen verweigert, kauft der Orden den Brandenburgern ihre Ansprüche auf Pomerellen ab (1311), vertreibt alle polnisch Gesinnten, organisirt das Herzogthum zwischen Weichsel und Leba als Ordensland und gewinnt die Gunst der Bauern, indem er die unmenschlichen slavischen Frohndienste erleichtert. So tritt zu den längst blühenden Städten, der alten Landeshauptstadt Kulm, der festen Elbing und der schönen Thorn, die

reiche Danzig hinzu. Diese alte slavisch-dänische Ansiedelung, erst seit kaum hundert Jahren von einigen Deutschen bewohnt, wächst unter der Ordensherrschaft mit wunderbarer Lebenskraft empor. Eine Ordensburg erhebt sich an der Stelle des slavischen Herzogsschlosses, und neben der Altstadt und dem slavischen Fischerviertel, dem Hakelwerke, entsteht, beide rasch überflügelnd, die deutsche Jung-Stadt Danzig, reich begnadigt von dem neuen Landesherrn.

Durch diese verwegene Erwerbung mußte der oft gereizte Haß der Polen endlich zum Losschlagen gedrängt werden. Und schon hatte sich dem Orden im Osten ein zweiter, schrecklicherer Feind erhoben, das wilde Litthauervolk, das damals, auf dem Gipfel seiner Macht, die Lande bis Kiew und Wladimir beherrschte. Ein ruheloses Grenzerleben war das Loos der Deutschen ostwärts von Königsberg. Wartleute des Ordens, unterhalten durch das schwere Wartgeld der Umwohner, stehen in den kleinen Festen und Wachthäusern der weiten Grenzwildniß, die das Ordensland gegen die Barbaren deckt. Mehrmals im Jahre ertönen die warnenden Signale der Ordensleute. Dann retten sich Weiber und Kinder in die Fliehhäuser des Ordens und die Landwehr rückt aus. Lärmend sprengen die Feinde heran auf ihren kleinen Gäulen, sengen und verwüsten, führen alles Lebendige hinweg in die Eigenschaft, als willkommene Ackerknechte in ihre entvölkerte Heimath. Dies die unwandelbare Kriegskunst der Barbaren des Ostens, die noch Peter der Große gegen die Deutschen geübt hat. — Auch diese Feindschaft war eine nothwendige. Denn nimmermehr konnten die Heiden einen Nachbarn dulden, dem das Gesetz die Pflicht des ewigen Heidenkampfes auferlegte; und noch minder durfte der Orden von diesem Gesetze lassen, so lange die litthauische Provinz Samaiten sich als ein trennender Keil zwischen Ostpreußen und Kurland einschob, ja sogar den deutschen Küstensaum zerriß. —

Also von Feinden umringt sah der Orden zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein neues Unheil nahen. Verlassen standen die Ritterorden in der zur monarchischen Ordnung heranreifenden Zeit. Als ein Satrap der neuen Monarchie von Frankreich betrieb Papst Clemens V. zu Avignon die Vernichtung der Templer. Die Johanniter, von ähnlichen Anschlägen bedroht, verstärkten sorglich ihre Macht durch die Eroberung von Rhodus. Auf die Klage des aufsässigen Erzbischofs von Riga schleuderte jetzt der Papst den Bann wider die deutschen Herren, drohte „die Dornen des Lasters auszureuten aus dem Weinberge des Herrn."

Ein staatsmännischer Gedanke rettete den Orden aus dieser Gefahr. Er beschloß — was seit Langem die Eifersucht der Ritter verhindert — den Schwerpunkt seiner Macht, den Hochmeistersitz, nach Preußen zu verlegen. Denn bereits hundert Jahre nach seiner Gründung war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der beiden andern Ritterorden, die letzte Feste der Lateiner im Oriente, das Ordenshaupthaus Akkon, in die Hände der Aegypter gefallen (1291). Seitdem hatten die Hochmeister, in Hoffnung auf einen neuen Kreuzzug, zu Venedig Hof gehalten. Aber wie konnte Eine Stadt die Häupter zweier mißtrauischer hochstrebender Aristokratien auf die Dauer beherbergen? Von den sieben Säulen, welche, nach dem alten Ordensbuche, das Hospital von St. Marien stützten, waren gefallen oder in's Wanken gekommen Armenien, Apulien und Romanien. In Alemannien und Oesterreich war der Orden nur ein reicher Grundbesitzer, bot den nachgeborenen Söhnen des Adels eine warme Herberge; und schon verspottete der Volkswitz das träge Ceremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters: „Kleider aus, Kleider an, Essen, Trinken, Schlafen gahn, ist die Arbeit, so die deutschen Herren han." Der Landmeister von Livland endlich theilte seine Macht mit der Kirche. Nur in Preußen besaß der Orden unbeschränkte Staatsgewalt. Marienburg also sollte der neue Hochmeistersitz werden — eine glücklich gewählte Hauptstadt, im Westen das noch ungesicherte Pomerellen beherrschend, in leichter Verbindung mit Deutschland und der See, etwa gleich weit entfernt von Thorn und Königsberg. Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Marienburg einzog (1309) und die Pflichten des Landmeisters in Preußen selber übernahm, da war entschieden, daß der Orden der verlebten Romantik orientalischer Kreuzfahrt den Rücken wandte und allein dem Ernste seines zukunftreichen staatlichen Berufes leben wollte.

Und alsbald bewährte sich, welche nachhaltige Kraft dem Orden aus seiner weltlichen Gewalt erwuchs. Trefflich unterrichtet durch die ganz moderne Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft bei der Curie, den Ordensprocurator, wußte der Hochmeister, daß Rom seine Schafe nicht ohne die Wolle weide, beschwichtigte eine Weile den päpstlichen Zorn durch das bewährte Mittel der Handsalbe und zog endlich selbst gen Avignon, wo er bald erfuhr, daß der Staat der deutschen Herren sicherer stehe als die staatlosen Templer. Als später der Orden nach seiner keck zugreifenden Art über die polnischen Bischöfe in Pomerellen dieselben gestrengen Rechte in Anspruch nahm, deren er in Preußen

genoß, als er gar der Curie den Fischzug des Peterspfennigs verbot, da war bereits das preußische Volk selbst erfüllt von dem Nationalismus kolonialer Völker und dem Trotze der deutschen Herren. Die Stände des Kulmerlandes verweigerten den Peterspfennig, und das mit dem Interdicte belegte Land „ließ sich sein Brot und Bier darum nicht schlechter schmecken."

Nicht minder glücklich verfuhr der Orden gegen Polen. Alle Lebensbedingungen beider Staaten, die innerste Natur beider Völker drängten zum Kriege. Eben jetzt erwachte in Polen wieder ein starkes nationales Bewußtsein. Der Erbe der polnischen Krone freite die Erbtochter von Litthauen, und das werdende große Ostreich stiftete, als ein Symbol seiner verwegenen Ansprüche, den Orden vom weißen Adler. So drohte zum ersten Male die — vor der Hand noch durch ein freundliches Geschick beseitigte — Gefahr der polnisch-litthauischen Union, welche hundert Jahre später sich vollziehen und den Orden in das Verderben reißen sollte. König Kasimir der Große war persönlich den Deutschen wohl geneigt, er förderte ihre Einwanderung in seine Städte, aber der nationalen Leidenschaft seines Adels vermochte er auf die Dauer nicht zu widerstehen: er verbot den Städten den Rechtsgang nach Magdeburg, gründete einen polnischen Gerichtshof zu Krakau. Unaufhörlich mahnte der polnische Adel die Krone zum Kriege gegen die deutschen Herren. Wie sollte er dulden, daß die Deutschen seinem Reiche zu der Weichselstraße auch noch das letzte Stück der Küste raubten? Wie sollte der polnische Woiwode ertragen, daß jetzt auf altpolnischem Boden der Ordensvogt den Starosten die Karbatsche aus der Hand nahm, die sie gewohnt waren über ihren Fröhnern zu schwingen? daß der deutsche Herr als einen plumpen Bauer den polnischen Edlen verlachte, der es doch so trefflich verstand, den Schuh vom Fuße seiner Schönen zu ziehen, ihn mit Meth zu füllen und in Einem Zuge zu leeren? daß, mit Einem Worte, der strenge Staat, die milde Sitte der Deutschen die zuchtlose Roheit des Slaventhums verdrängten? — An dreißig Jahre währte der oft unterbrochene Krieg, oftmals schwankte die Entscheidung. In dem blutigen Kampfe bei Plowcze war das Ordensheer der Auflösung nahe, als der Vogt von Pomesanien, Graf Heinrich von Plauen, die Schlacht wieder herstellte. Der Kalischer Frieden (1343) brachte endlich den Deutschen vollständigen Sieg: Polen verzichtete auf Pomerellen und einige Grenzlande — darunter ein guter Theil des weitgerühmten Waizenlandes Kujavien zwischen Weichsel und

Netze. Während des ganzen Kampfes stand Rom mit seinen geistlichen Waffen den Polen zur Seite. Um so fester schloß sich der Orden an das Reich, dessen er in seinen frohen Tagen nur zu oft vergaß. Eben jetzt unter Kaiser Ludwig dem Baiern lebte der alte Streit zwischen Staat und Kirche als ein Principienkrieg wieder auf. Ghibellinische Schriftsteller eröffneten den Federkrieg wider Rom, unsere Kurfürsten behaupteten wider Frankreich und seinen Knecht, den Papst, mannhaft die Freiheit der Kaiserwahl, und, zum ersten male im Schooße der Kirche, ward von den Minoriten der Satz verfochten: das Concil steht über dem Papste. In diesem großen Kampfe nahm der Hochmeister offen Partei für den Kaiser als „sein Fürst und Geliebtester des Reichs.“

So hatte die weltliche Staatskunst der geistlichen Genossenschaft ihrem Gebiete eine gesicherte Abrundung erobert. Dieselbe weltliche Politik bewog den Hochmeister Werner von Orselen, in diesen Tagen (1329) die alten Statuten der bescheidenen Hospitalbrüderschaft nach den kühneren Gesichtspunkten der baltischen Großmacht abzuändern — soweit die zähe Bedachtsamkeit kirchlicher Sitten dies zulassen mochte. Nach dem Siege über Polen wird auch das Drohen der Litthauer minder gefährlich. Als Angreifer tritt nun der Orden den Völkern des Ostens gegenüber und steigt in wenigen Jahrzehnten zur Sonnenhöhe seines Ruhms empor. Nach Orselen besteigt eine Reihe begabter Männer den Meisterstuhl, so der sangeskundige Luther von Braunschweig, Dietrich von Altenburg und — vor allen — Winrich von Kniprode. Vom Niederrhein gebürtig, ein freudiger Rittersmann von Grund aus und doch ein kalt erwägender Staatsmann, war er den Ideen seiner Zeit insoweit unterthan, als es nöthig ist, um groß in der Zeit zu wirken, doch weltlich heiterer, freier im Gemüthe als die meisten der Zeitgenossen — mit einem Worte, gleich Frankreichs viertem Heinrich, eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben. Unter ihm — in den Jahren 1351 bis 1382 — wird der Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht, zugleich, wie ein Jahrhundert später Spanien, der Mittelpunkt und die hohe Schule der lateinischen Ritterschaft.

In der That, nur durch die Strenge einer heiligen Genossenschaft, durch den Ernst großer staatlicher Aufgaben konnte das verfallene Ritterthum der Zeit wieder geadelt werden. Längst verflogen war in diesen Tagen kirchlichen Haders die religiöse Wärme des früheren Mittelalters; nicht die Begeisterung des Christen, nur phantastische Abenteuerlust führte jetzt noch Reisige in die Heere der Kreuziger. Auch jene naive, derbe Rauflust suchen wir vergeblich, die, nach dem hochgemuthen Reiterspruche, „kühn und munter, fromm mitunter" sich durch eine Welt von Feinden schlägt. Nein, einen künstlich verfeinerten, einen epigonenhaften Charakter trägt jenes vielgerühmte zweite Ritterthum, das nach der wüsten Verwilderung der kaiserlosen Zeit im vierzehnten Jahrhundert sich wieder erhebt. Schon beginnt das Volk seine politischen Ideale sehnsüchtig in der Vergangenheit, in der Stauferzeit zu suchen, und bescheiden gesteht der Dichter: „die weisen meister habent vor den wald der kunst durchhauwen." Fällt es der Harmonie und Tiefe der modernen Empfindung ohnehin gar schwer, warmen Antheil zu nehmen an den jähen Sprüngen, ja — sagen wir nur das allein zutreffende Wort — an der zerfahrenen Liederlichkeit des Seelenlebens mittelalterlicher Menschen: so erschrecken wir geradezu vor der Herzenskälte und Armuth dieses zweiten Ritterthums. In bewußter Nachahmung vergangener Zeiten werden die Frauen wieder schwärmerisch verehrt von Rittern, deren schamlose Tracht und wüstes Leben häßlich absticht von den zierlich gesetzten Worten. An den Abenteuern der alten Heldenbücher erhitzen sich die Köpfe, während der kindliche Wunderglaube längst entschwunden ist. War der Adel einst begeistert in den Kampf gezogen für die erhabenen Pläne kaiserlicher Staatskunst, so irrt jetzt der deutsche Ritter planlos, würdelos umher, prahlerisch nach Abenteuern suchend von Ungarn bis zum spanischen Maurenlande. Dem deutschen Adel am mindesten wollte dies phantastische Treiben zu Gesicht stehen. Freilich auch in der guten Zeit des echten Ritterthums war unser Volk in die Schule gegangen bei den Wälschen, doch bald hatte es seine Staufenkaiser, seinen Walther von der Vogelweide den größten Helden und Sängern der Romanen kühnlich an die Seite gestellt. In der furchtbaren Verwirrung aber des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts bot Deutschland nur Raum für nüchterne prosaische Fürsten, die mit dem Bürgerthum zu rechnen wußten. Fremd, fast schwächlich erscheint die adliche Gestalt Friedrich's des Schönen von Oesterreich neben dem schwarzen Prinzen, roh und krämerhaft neben den

Helden der englisch-französischen Kriege jene österreichische Ritterschaft, die ihrem Könige gewissenhaft jedes auf der Kriegsfahrt verlorene Hufeisen in Rechnung stellt.

Preußen allein von allen deutschen Landen darf sich in dieser Zeit an ritterlichem Glanze dem Westen vergleichen. Denn nicht lediglich leere Schlaglust, das innerste Lebensgesetz des Militärstaats vielmehr trieb den Orden in die Litthauerkriege. Meisterhaft verstanden die besseren seiner Meister, dem Orden selbst die Strenge der geistlichen Zucht zu bewahren, die Wappenspielerei der neuen Zeit ihm fern zu halten, und dennoch die phantastischen Neigungen des neuen Ritterthums für seine Zwecke zu benutzen. „In Preußen da ward er zu Ritter“ war lange der beste Ruhm des christlichen Edlen, und stolz trug der Preußenfahrer sein Lebtag das schwarze Kreuz. Auch Könige rechneten sich's zur Ehre, wenn der Orden sie aufnahm unter seine Halbbrüder, und kein höheres Lob weiß der alte Chaucer von seinem ritterlichen Pilger zu sagen als dieses: in Littowe hadde he reysed and in Ruce. Es war der Ehrgeiz jener Tage, dort im Osten mit dem Kriegsruhm der Eroberer des heiligen Grabes zu wetteifern; der flandrische Ritter Gilbert de Lannoy, der uns in einem treuherzigen Tagebuche la reyse de Prusse geschildert hat, nennt die mécréans de Lettau zuweilen gradezu „Sarazenen.“ „Durch Gott, durch er, durch ritterschaft“ zogen aus allen Ländern Europas junge Degen herbei, auf der Kriegsreise in Litthauen die goldenen Sporen sich zu verdienen. Vom Morgen bis zum Mittag wehte dann vor einer feindlichen Burg die Ordensfahne im Christenlager, und fand sich Keiner, auf des Herolds Ruf, den Neulingen den Ritternamen im Zweikampf zu bestreiten, so gab ihnen der Meister Sanct Görgens Segen. Aber auch bewährte Ritter fuhren gen Preußen zum Dienste unserer Frauen. Wir finden unter den Gästen nicht nur den Donquixote dieser donquixotischen Zeit, den Franzosen Boucicaut, sondern auch den kalten Rechner, Graf Heinrich von Derby-Bolingbroke, der später im verschlagenen Ränkespiel den Thron der Lancaster gründete. Einmal weilten zwei Könige zugleich am Hofe des Hochmeisters: Ludwig von Ungarn und jener ritterliche Johann von Böhmen, der in den Sümpfen Litthauens ein Auge verlor. Kamen so namhafte Gäste, dann ward „zu Ehren dem von Oesterreich und auch der Maget tugendleich, die Gottes Mutter wird genannt,“ sofort eine Heidenfahrt begonnen. In dringender Noth versuchte der Meister die stärkste Lockung: er schrieb den „Ehrentisch“ aus unter den lateinischen

Rittern, und durch alle Lande erklangen dann die Namen jener Zehn, die nach erfochtenem Siege der Orden als die Würdigsten erfand und unter prunkvollem Zelte, gleich den Degen von Artus' Tafelrunde, bei Zitherklang und Pfeifenspiel mit einem feierlichen Ehrenmahle bewirthete. Sehr ernsthaft und planvoll, offenbar, waren diese Kämpfe selten, und bald sanken sie herab zu einer leeren und rohen Spielerei. Die meisten ritterlichen Kriege des Mittelalters waren tumultuarisch und von kurzer Dauer, schon weil die Rosse nicht leicht Unterhalt fanden. Pfadfinder des Ordens, „Leitsleute," führten das Heer in das Heidenland hinüber; die Fahne der Grenzburg Ragnit hatte den Vorkampf. Einige Nächte lang ward „in der Wild" geheert — „heid ein, busch ein, unverzagt, recht als der fuchs und hasen jagt" — alle Habe zerstört nach dem einfachen Grundsatze „was in tet we, das tet uns wol," und sodann nach lauter Feier des großen Sieges die Rückkehr angetreten und ein Haufe Litthauer „gleich den jagenden Hunden" gekoppelt gen Preußen geführt — wenn es nicht dem Feinde noch gelang, die siegreichen Ritter in die Sümpfe und Moore zu locken, oder sie einzuschließen zwischen den Hagen, jenen mächtigen Verhauen, die das Barbarenland durchschnitten. Ueberall zeigen die Ritter seltsame Züge prahlerischer Tapferkeit, so jener Comthur Hermann von Oppen, der beim Anzug des Feindes die Thore von Schönsee öffnen ließ und also die Feste vertheidigte. Die wüsten Sitten der Gäste begannen dem Orden selber verderblich zu werden, und schlimmer noch als die Heere hauste das ungeordnete leichte Kriegsvolk der Struter (latrunculi heißen sie in den lateinischen Chroniken), das in dichtem Gewölk den Heeren beider Theile folgte.

Und doch erkennen wir leicht auch in solchem verworrenen Kriegsgetümmel den Grundcharakter des Ordens, seinen Januskopf, der mit dem einen Gesichte hinausschaut in den hellen Bereich moderner politischer Gedanken, mit dem anderen zurückblickt in die verschwommene Traumwelt des Mittelalters. Abgeschwächt freilich war längst der unversöhnliche Gegensatz christlichen und heidnischen Wesens. Schon unter Winrich von Kniprode schloß der Orden, was sein Gesetz streng verbot, zum ersten male einen Frieden mit den Heiden. Doch um so zäher hielt der Ordensstaat an dem politischen Gedanken seiner Kriege, an dem Plane, das Litthauerreich zu brechen, das die Provinzen der Düna und der Weichsel trennte. Im Jahre 1398 erfüllte sich ein guter Theil dieser Absichten, da das Samaitenland dem Orden abgetreten ward und

nun die gesammte baltische Südküste den Deutschen gehorchte. Keineswegs ward dies Ziel erreicht allein durch jene räuberischen Kriegsreisen adlicher Gäste. Oftmals rückte die gesammte organisirte Wehrkraft des Militärstaats in's Feld — so in dem glorreichsten Jahre der Ordensgeschichte 1370. Damals fiel des großen Winrich Ordensmarschall mit dem harten Herzen und dem harten Namen, Henning Schindekopf, als Sieger in jener gräßlichen Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtniß der Altpreußen lebt. Diesen Sieg entschieden die Maien der Bürger — waffenkundige Genossenschaften von Patriciern und Zünftlern, die in guten Zeiten jeden Frühling in festlichem Aufmarsch aus den Thoren zogen, den König Lenz nach alter Sitte einzuholen, aber wenn das Kriegsgeschrei erscholl, unter der Führung ihres Ordenscomthurs zu den Fahnen des Ordens stießen. In ernst-fröhlicher Weise verstand Winrich die Wehrbarkeit der Bürger zu kräftigen: er ordnete den gewohnten Brauch des Vogelschießens in allen Städten des Landes nach fester Satzung und ermuthigte die gewandten Armbrustschützen durch Staatspreise. Gleicherweise leisteten auch die Grundherren und Bauern ihren Comthuren Heerfolge, nach strenger Regel, auf bedeckten Hengsten vollgerüstet, oder in der leichteren Platen-Rüstung, je nach der Größe des Hufenbesitzes. Auch die modischen fremden Gäste standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken — hier in dieser deutschen Grenzerwelt, wo das herrschende kaiserliche Banner nie geweht hat — wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Commando übernahm — verbanden die Befehle des Marschalls, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten, zu Königsberg, hauste, im Kriege sich mit dem Generalstab seiner Kumpane umgab. Der harte Spruch des Reisegerichts traf die Widersetzlichen — Gäste, Preußen und deutsche Herren — vornehmlich Jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes. — Also verstand sich hier der Stolz der schweren adlichen Reiterei zum Zusammenwirken mit dem Fußvolke der Landwehr. Sogar leichte Reiter, die Turkopolen, wußte der Orden zu verwenden. Und wohl nirgendwo ist das schwere Geschütz der Arcolei so früh und so häufig benutzt worden, als hier — schon zu Anfang des

vierzehnten Jahrhunderts — von dem Ritterbunde, welcher der Erfindungslust seiner kriegskundigen Städte immer ein williges Ohr lieh. Die alte Mönchspflicht der Krankenpflege diente jetzt weltlichen Zwecken, ein großes Invalidenhaus wurde zu Marienburg eingerichtet, worin der Orden für die alten Tage seiner wunden Brüder sorgte. — Noch lebt ungeschwächt in den Herzen der Litthauer und Slaven der alte Volkshaß wider die Deutschen. Als eine Burg am Riemen von den Unsern erstürmt wird, da bieten Hunderte der Heiden ihren Nacken dem Beile einer greisen Priesterin, also daß Keiner in der Deutschen Hände fällt. Aber schon begegnen uns dann und wann Züge menschlicher Annäherung. Schaaren mißhandelter Leibeigener fliehen aus Litthauen hinüber unter das mildere Recht des Ordens; und gern nimmt er sie auf — unter der bezeichnenden Bedingung, daß sie zurückgeführt werden sollen in die Heimath, sobald ganz Litthauen dem Orden gehorche.

Sehen wir in den Kriegen des Ordens, wie billig, eine streng monarchische Ordnung walten, so herrscht in seiner politischen Verwaltung der aristokratische Geist des Mißtrauens. „Da ist viel Heil, wo viel Rath ist," dies Wort, erhärtet an dem Beispiele Christi, der auch mit den Aposteln frommen Rathes pflog — bezeichnet den kirchlich-aristokratischen Grundgedanken seiner Verfassung. Wohl schmückte sich das Land mit königlichem Pomp, wenn der Statthalter des gestorbenen Hochmeisters alle Gebietiger des Ordens mit den Landmeistern von Deutschland und Livland gen Marienburg berief und dann das Glockengeläute der Schloßkirche verkündete, daß die auserwählten Dreizehn im tiefgeheimen Wahlcapitel einen neuen Fürsten erkoren, Christi Statt im Orden zu halten. Aber den die mächtigsten Könige der Christenheit „lieber Bruder" nannten, er durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Die fünf obersten Gebietiger, der Großcomthur, der Oberstmarschall, der Oberstspittler, der Obersttrappier, der Oberst-treßler mußten zu jedem wichtigen Beschlusse ihre Zustimmung geben; jede Verfügung über Land und Leute war gebunden an das Ja der beiden Landmeister; und wiederholt geschah, daß der Deutschmeister mit dem großen Ordenscapitel die Absetzung eines hoffärtigen Hochmeisters verfügte. Als die Macht des Ordens reißend anschwoll, der persönliche Verkehr mit fremden Fürsten sich vermehrte, befreite sich der Hochmeister allmählich von den kleinlichen Regeln mönchischer Zucht und bildete sich einen glänzenden Hofstaat. Aber auch dann noch erhielt der Herr der

Ostseelande, wenn er Theil nahm an den Mahlzeiten des Ordens, seine vier Portionen zugetheilt, damit er spende an die Armen und Büßenden. Nur in dringender Noth mochte der Hochmeister auf eigene Hand verfahren und durch einen Machtbrief unbedingten Gehorsam befehlen. Immerhin ließ diese beschränkte Macht von geschickter Hand sich wirksam nutzen, was der Orden selber in seiner guten Zeit durch die Wahl fast ausnahmlos tüchtiger Männer anerkannte. Wie der Hochmeister dem gesammten Orden, so stand der Comthur in jeder größeren Ordensburg „mehr als Diener denn als Herr" den zwölf Brüdern gegenüber, die nach dem Vorbilde der Apostel seinen Convent ausmachten. Die furchtbare Härte der genossenschaftlichen Zucht allein hielt diese Aristokratie zusammen. Die „Regeln, Gesetze und Gewohnheiten" des Ordens zeigen uns noch heute, wie hoch hier die Kunst Menschen zu beherrschen und zu benutzen ausgebildet war. Ein begebener Mensch war geworden, wer die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams geschworen, „so die Grundveste sind eines jeglichen geistlichen Lebens," und dafür von dem Orden empfangen hatte ein Schwert, ein Stück Brot und ein altes Kleid. Ihm war verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwert zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten" gerufen, viermal zu den Gebeten des Tag-Amts; an jedem Freitag unterlagen sie der mönchischen Kasteiung, der Juste. Wem der Orden ein Amt befiehlt, zu Riga oder zu Venedig, übernimmt es unweigerlich und legt es nieder am nächsten Kreuzerhöhungstage vor dem Capitel seiner Provinz; seine Rechnungen bewahrt das Archiv. Ist Einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Capitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt die Juste an ihm vollziehen, denn „nachdem die Schuld ist, soll man die Schläge messen." Doch darf der Meister Milde üben, der in der einen Hand die Ruthe der Züchtigung führt, in der anderen den Stab des Mitleids. Nur die „allerschwerste Schuld" — die Fahnenflucht, den Verkehr mit Heiden und die „vormeinsamten Sünden" der Sodomie — kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen; sie geht dem Sünder an sein Kreuz, er hat den Orden verloren ewiglich. Noch über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche

Habe, die das Gesetz erlaubt, so verscharrt man die Leiche auf dem Felde. Derselben mönchischen Zucht unterlagen auch die zahlreichen nicht-ritterlichen Ordensbrüder, die das schwarze Kreuz auf grauem Mantel trugen und in mannichfachen Berufen, namentlich in der leichten Reiterei des Ordens, Verwendung fanden. Außerdem umgab den Hochmeister eine mit der Macht des Staates wachsende Schaar von weltlichen Dienern und Hofleuten: preußische Landedelleute, die der Orden in politischen Geschäften brauchte, Gelehrte und Künstler, Bediente und Subalterne. — In dieser furchtbaren Zucht, in einer Welt, die den Orden immer groß und prächtig, den Einzelnen klein und arm zeigte, erwuchs jener Geist selbstloser Hingebung, der den Hochmeister Konrad von Jungingen auf dem Todtenbette die Gebietiger beschwören hieß, sie sollten nimmermehr seinen Bruder zum Nachfolger in seinem Amte wählen. Freilich, eine nahe Zukunft sollte zeigen, daß bei so unmenschlicher Ertödung aller niederen Triebe weder die Freiheit des Geistes noch stätige politische Entwickelung gedeihen kann.

Noch redete das Gesetz von dem „Golde der Minne, womit der Arme reich ist der sie hat, und der Reiche arm der sie nicht hat.“ Noch erinnerten einige große Siechenhäuser, unter der Aufsicht des Ordensspittlers, und die reichversorgte Herrenfirmarie zu Marienburg an die Zeit, da der Orden, der nun drei Fürstenthrone besetzte, unter den Zelten von Akkon die Wunden pflegte; noch ward jedes zehnte Brot aus den Ordensvorräthen den Armen gespendet. Aber ausschließlicher immer drängte sich des Ordens staatlich-kriegerischer Zweck hervor. Das kirchliche Wesen erscheint oft nur als Mittel, jene schweigende militärische Unterwerfung zu erzwingen, die in diesen Tagen ungebundener persönlicher Willkür allein durch den schrecklichen Ernst religiöser Gelübde sich erhalten ließ. Wenn Mittags an der schweigenden Tafelrunde der Priesterbruder ein Capitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegerischen Mären von den „Rittern zu Josua's und Moses Zeiten.“ Immer wieder ward den jungen Brüdern das Maccabäerwort eingeschärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget euer Leben für den Bund unserer Väter.“ Es war ein endloser Vorpostendienst. Tag und Nacht standen die Briefschweiken im Stalle gesattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meisters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu tragen — ein geregelter Botenlauf durch das gesammte Mittel- und Süd-Europa. Alltäglich konnte ein Visitirer des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rech-

nungen der Burg abfordern, und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt worden, das jede Tagesstunde in jeder Burg des weiten Reiches nach gleicher Regel leitete.

Bei so unbarmherziger Aufsicht mußten die Finanzen des Ordens glänzend gedeihen. „Zu Marienburg“, läßt der Dichter den Pfennig sagen, „da bin ich Wirth und wohl behaust.“ Bis zum funfzehnten Jahrhundert findet sich in den peinlich genauen Rechnungen, die das Königsberger Archiv noch heute bewahrt, keine Spur eines Unterschleifs. Ja, ein ganz moderner Gedanke der Finanzwissenschaft ist in dem Orden bereits verwirklicht: der Staatshaushalt war scharf geschieden von dem Haushalte des Fürsten, der seinen Kammerzins von bestimmten Gütern bezog. Ueberhaupt mußte Wohlstand und Bildung erstaunlich rasch emporschießen, wo die Capitalien und die eingeübte Arbeitskraft eines gesitteten und dennoch jugendlichen Volkes, vereint mit den durchgearbeiteten Gedanken der päpstlichen, orientalischen und hansischen Staatskunst, auf die üppigen Naturschätze eines unberührten Bodens befruchtend einströmten. Wo der Adel selber, durch ein heiliges Gesetz gebändigt, herrschte, konnte der unselige Schaden des mittelalterlichen Staats, die Störung des Landfriedens durch räuberisches Junkerthum nicht aufkommen. Hier war die Stätte nicht für das trutzige Liedlein, das der Adel im Reiche sang: „ruten, roven, dat is kein schande, dat dohnt die besten im Lande.“ Die Ritter und Knechte des Landes, reich begütert zumal im Westen und im Oberlande, vermochten vorerst dem mächtigen Orden nicht zu trotzen. Sie erfreuten sich der Gunst des großen Winrich, der aus diesen Grundherren den Kern der berittenen Landwehr bildete. Sie blieben der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen und standen mit den Städten in friedlichem Verkehr durch den schwunghaften Getreidehandel. Die übrige freie Landbevölkerung verschmilzt allmählich zu Einer Masse; die große Mehrzahl der alten preußischen Freien erwirbt das freie kulmische Recht der deutschen Kölmer. Auch die Pflichten der Grundholden werden leichter, seit der Orden die Bedeutung der rasch eindringenden Geldwirthschaft erkennt und die Verwandlung der Dienste in Geldzinsen gestattet. Der den Hansebürgern abgesehene Grundsatz unbedingter Freizügigkeit befördert den Anbau und sichert die Freiheit, ohne doch, bei dem festen Erbrechte der Bauernhöfe, ein allzurasches Hin- und Wiederfluthen der Bevölkerung zu bewirken. Und wie sollte des Landmanns Lage da auf die Dauer eine gedrückte bleiben, wo der rastlose Kampf mit der Fluth des Meeres und der

Ströme fortwährend die persönliche Kraft des Bauern herausfordert? Den Mahnruf des Dichters an die Monarchie des Mittelalters: „Dir ist befohlen der arme Mann“ befolgt die Aristokratie der deutschen Herren um so eifriger, je gefährlicher die Macht des städtischen und des Landadels emporwächst. Dem großen Winrich hat das Volkslied das edelste Fürstenlob, daß er ein Bauernfreund gewesen, nachgesungen. — Die Kirche bleibt in der alten Abhängigkeit. Die Klöster vornehmlich unterliegen der strengen Aufsicht des Ordens, und allein kraft eines Terminirbriefes der Landesherrschaft darf der Bettelmönch fromme Gaben heischen. Nur in Ermeland, wo es nicht gelungen war, das Domcapitel mit deutschen Herren zu besetzen, begannen schon jetzt unheilvolle Händel zwischen dem Bisthum und dem Orden. Solche Erscheinungen heben die preiswürdige Thatsache nicht auf, daß die Ordensherrschaft das ausgedehnteste Gebiet einheitlichen Rechtes im deutschen Mittelalter umfaßt. Jeder Comthur einer Ordensburg ist zugleich Bezirkshauptmann für die Landesverwaltung, führt den Vorsitz im Landthing, und selbst die mächtigen Städte müssen sich ihm beugen. Das Recht der Städte hat der Hochmeister durch eine allgemeine städtische Willkür geregelt, die nicht ohne seinen Willen geändert werden darf. Er allein entscheidet über die Freiheit des Handels und die Zulassung der Fremden, er bestimmt die Willkür für die Weichselschiffahrt. Ihm dankt das Land gleiches Maß und Gewicht; nur seiner Landesmünze zu Thorn ist der Münzenschlag vorbehalten.

Und doch war die Stellung der großen Städte des Landes, die früh der Hansa Deutschlands beitraten, zu ihrer Landesherrschaft nach modernen Staatsbegriffen ebenso unbegreiflich, wie die Lage aller anderen landsässigen Hansestädte. Die „unter beiden Meistern sitzenden“ Hansestädte (in Preußen die Sechsstädte Danzig, Elbing, Thorn, Kulm, Königsberg und das kleine Braunsberg, — denn das reiche Memel blieb butenhansisch) — sie beschlossen auf den gemeinen Hansetagen oder gar auf ihren preußischen Städtetagen zu Marienburg und Danzig den Krieg gegen Könige, die mit dem Orden in Frieden lebten. Sie spielten — ein Staat unter Staaten — die Rolle des Vermittlers in den Händeln des Ordens mit Litthauen, oder baten den Hochmeister um seine Verwendung in hansischer Sache bei der Königin von Dänemark. Die bittre Noth, der Ernst der politischen Arbeit und das nicht eingestandene, doch unzweifelhaft bereits lebendige Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen die glänzende Ordensherrschaft stehe — das alles zwang den

Orden, die ritterlichen Vorurtheile zu verschmähen, den Eifer der Herrschsucht zu mäßigen und als treuer Bundesgenoß zu den Städten Niederdeutschlands zu halten. Waren doch beide im Innersten verwandt als Aristokratien von Deutschen inmitten halbbarbarischer Völker, als trotzige Eroberer unter fremden Zungen, verwandt sogar in ihrer inneren Einrichtung. Auch die Hansa konnte in der Fremde ihre Herrschaft nur erhalten durch die strenge klösterliche Zucht mönchischer Factoreien. Auch das Gewerbe des Kaufmanns war in tiefes Geheimniß gehüllt gleichwie das Leben der geistlichen Genossenschaft. Der Blick der Osterlinge beherrschte einen weiteren Gesichtskreis als die Binnenstädte Oberdeutschlands; sie allein unter unseren Communen trieben große Politik gleich dem Orden, und sie begegneten sich mit ihm vornehmlich in dem Bestreben, den friedlosen Verkehr zur See endlich zu sichern. Diese Verbindung war so natürlich, daß das Anwachsen beider Mächte auch in der Zeit genau den gleichen Schritt einhielt und beide von dem Augenblicke an dem Verfalle entgegeneilten, da sie sich mit einander entzweiten. Das glorreiche Jahr des Ordens (1370) war auch der Höhepunkt der hansischen Macht. Als Meister Winrich die Kunde empfing von dem großen Litthauermorden auf dem Rudaufelde, da weilte an seinem Hofe als ein Bettler, des Ordens Vermittlung erflehend, Waldemar Attertag der Däne, verjagt aus seinem Erbe durch die Bürgermacht der Siebenundsiebzig Hansestädte; im selben Jahre unterschrieb der König den Stralsunder Frieden und versprach, daß fürderhin Keiner den Thron von Dänemark besteigen solle, als mit dem Willen der gemeinen Hansa. Wenige Jahrzehnte später traten drei preußische Städte als Bürgen ein für das königliche Wort Albrecht's von Schweden. Hat auch keine der Ordensstädte die unvergleichliche Lübeck völlig erreicht und das Wort des deutschen Liedes zu Schanden gemacht: „Lubeck aller stete schone, von richer ere tragestu die krone“ — so stand doch von allen Gemeinwesen der Osterlinge Danzig der Travestadt am nächsten. Ein hochgefährliches Element in dem jungen Staate, fürwahr — diese überkräftige Commune mit dem stolzen Adel, den leidenschaftlich bewegten Zünftlern und dem heute noch berüchtigten wilden Hafenvolke polnischer Weichselschiffer. Sie war die Erbin jener Handelsherrschaft im Osten des baltischen Meeres, welche dereinst dem alten Wisby auf Gothland gehörte. Wohl hielt die Stadt noch so streng wie nur der Orden selber auf deutsches Wesen, wehrte allem undeutschen Blute den Eintritt in die Zünfte. Rechtspflege und Ver-

waltung waren nach moderner Weise getrennt, jene geübt von dem Stadtschultheißen und seinen Schöppen, diese in den Händen von Bürgermeister und Rath; die Verfassung aristokratisch, doch so, daß für wichtige Entschlüsse die Zustimmung der Zünftler eingeholt ward. Aber schon geschah, daß die Zünftler in jähem Aufruhr aus ihrem Gemeindegarten lärmend vor den prächtigen Artushof der Stadtjunker zogen, und schon jetzt ward in dem Junkerhofe dann und wann der kecke Plan besprochen, die Stadt von dem gestrengen Orden loszureißen. Denn hatte der Orden auch ein einheitliches Handelsgebiet geschaffen und niemals Binnenzölle aufgelegt, so erhob er doch ein Pfundgeld von der Einfuhr. Ja, er ward jetzt selber ein großer Kaufherr und verfeindete sich also den monopolsüchtigen Geist der Hansa: er begann, gestützt auf päpstliche Dispense, einen ausgedehnten Eigenhandel, vornehmlich mit dem Bernstein, den außer den Dienern des Ordens Niemand aufsammeln durfte. Er beanspruchte oft ein Vorkaufsrecht auf die Einfuhren seiner Städte, band sich selber nicht an die Getreideausfuhrverbote, die er zuweilen für sein Land erließ, und trieb den Kornhandel so schwunghaft, daß einmal 6000 Last Roggen allein auf sieben Ordensburgen aufgespeichert lagen. Seine Handelsagenten residirten in Brügge, in den preußischen Städten und in dem Mittelpunkte des polnischen Verkehres, Lemberg.

Nur im Zusammenhange mit diesen hansischen Verhältnissen läßt sich des Ordens baltische Politik begreifen. Auch Esthland, dessen Ritterschaft der Orden schon längst durch einen Bund an sich gekettet hatte, wurde endlich ganz für den Ordensstaat gewonnen (1346), als der Meister von Livland dem Dänenkönige beistand gegen einen gefährlichen Aufstand der esthischen Bauern und dann — nach der alten geistlichen Politik — eine unerschwingliche Entschädigung für die Hilfe forderte. So war dem Orden die Küste vom Peipussee bis zur Leba dienstbar, und alsbald begann er die Befriedung der See, schuf sich eine Seemacht als der Schirmherr des gemeinen Kaufmanns. Schon längst war der deutsche Kaufherr gewohnt, seine Koggen nur in starken Flotten auf die friedlose See zu senden. Vollends in den wüsten Kriegen zur Zeit der kalmarischen Union hatten die streitenden Mächte des Nordens das alte Unwesen der Seeräuber ermuthigt durch ihre Stehlbriefe. Seitdem war der Piratenbund der Vitalienbrüder, geführt von adlichen Abenteurern, den Sture, den Manteuffel, herrschend im baltischen Meere, hatte Gothland besetzt und das verfallende altehrwürdige Wisby

in ein festes Raubnest verwandelt; seine Auslieger lauerten in allen Winkeln der buchtenreichen See versteckt. Was die skandinavischen Kronen nicht wagen, gelingt endlich der jungen Flotte des Ordens (1398): unterstützt von den Schiffen seiner Städte erobert er Gothland, verhängt ein furchtbares Strafgericht über die Räuber und läßt seine Friedensschiffe in der Ostsee kreuzen. Bald darauf setzen sich, kraft alter Herrschaftsrechte, die Dänen auf der Insel fest; der Orden aber rüstet eine neue Flotte, bringt an zweihundert dänische Schiffe auf, landet ein Heer von 15,000 Mann auf Gothland und pflanzt die Kreuzfahne wieder auf den Wällen von Wisby auf (1404). — Auch tief in das Binnenland hinein reichen die Fäden der Ordenspolitik. So lange die baltische Welt noch nicht den russischen Ehrgeiz lockt, steht der Orden oft im Bunde mit dem weißen Czaren als dem alten Feinde der Litthauer; und doch sendet der Hochmeister vorsichtig zugleich Gesandte an die Beherrscher von Kasan und Astrachan, findet an ihnen eine starke Rückenlehne wider die Moskowiter. — Den Polen und Litthauern gegenüber weiß der Orden theilend zu herrschen; er schürt emsig den Bruderstreit, der das Großfürstenhaus von Litthauen zerfleischt; seine Burgen sind die bereite Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen der Nachbarländer. Und schon am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts legt der verschlagene Piaste, Herzog Wladislaw von Oppeln, dem Orden einen europäischen Plan vor, der seitdem nie wieder aus der großen Politik verschwunden ist — den Plan der Theilung Polens. — Von so umfassenden Combinationen jedoch kehrte die Staatskunst des Ordens immer wieder zurück zu ihren einfachsten Aufgaben. Die Verbindung mit Deutschland blieb ungesichert, so lange der launische Wille der pommerschen Wendenfürsten sie jederzeit abschneiden konnte. Der Erwerb von Stolp und Bütow und anderen Grenzstrichen vermochte nicht dies zu ändern. Endlich gelang es, den alten Uebelstand zu heben und eine sichere Straße in das Reich zu erwerben: der Orden benutzte (1402) die Geldnoth der märkischen Lützelburger zum Ankaufe der Neumark. Bürger und Bauern des neugewonnenen Landes fügten sich willig der Herrschaft der Aristokratie; nur der meisterlose Adel widerstrebte hartnäckig, er fürchtete den Landfrieden der Ordenslande. Nicht bloß für die Staatskunst, auch für die Wirthschaft des Ordens ward die neue Straße in das Reich hochwichtig; denn sein Besitz in Deutschland war allmählich stattlich angewachsen, umfaßte zwölf Balleien, darunter zwei von unerschöpflichem Reichthum, Oesterreich und Coblenz.

Wenn der Orden die Völker des Ostens vor seiner Landwehr erzittern ließ: vergessen wir nicht, welches wetterfeste, in ewigen Kämpfen gestählte Bauernvolk ihm gehorchte. In altpreußischer Zeit hatten dereinst reiche Dörfer und Wälder geprangt, wo nun der Spiegel des frischen Haffs sich dehnte. Aber auch noch unter der Ordensherrschaft verwandelten Einbrüche des Meeres die Gestalt der Küste. Die alte Einfahrt in das frische Haff, das Tief von Withlandsort, kaum erst durch eine Feste geschützt, versandete; die See brach sich ein neues Tief, und der Orden ließ die Bauern frohnden zu den starken Dammbauten bei Rosenberg. Gewaltiger noch war das Ringen mit dem tückischen Weichselstrome. Undurchdringliches Gehölz hob sich aus dem Röhricht der weiten Sümpfe zwischen den Armen der Weichsel und Nogat, bis alljährlich im Frühjahr der Schrecken des Landes, der Eisgang, herankam, Fußboten das unheimlich langsame Nahen des Feindes verkündeten und endlich die weiten Wälder in der großen Wasserwüste verschwanden. Hat auch die moderne Kritik den vielgefeierten Namen des Landmeisters Meinhard von Querfurt erbarmungslos seines Glanzes entkleidet: zu den Fabelgestalten zählen wir darum doch nicht jenen Ordensritter mit dem Wasserrade, der heute unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Der Orden war es, der, nicht durch Eines Mannes Kraft, nein, durch die nachhaltige Arbeit mehrerer Geschlechter, die Wuth des Stromes bändigte. Der güldne Ring der Deiche ward um das Land gezogen, gesichert durch ein strenges Deichrecht, durch die Bauernämter der Deichgrafen und Deichgeschworenen, die noch heute alterprobt bestehen. Also geschützt, ward das Sumpfland der Werder, unter dem Wasserspiegel der Ströme gelegen, von holländischen Kolonisten in die Kornkammer des Nordens verwandelt, und bald blähte sich hier die Ueppigkeit, der unbändige Trotz der überreichen Werderbauern.

Auch anderer Orten im Lande blühte die Landwirthschaft. Die Schafzucht arbeitete dem Tuchhandel von Thorn in die Hände, und Preußens Falkenschulen versorgten den Waidmann aller Länder mit dem unentbehrlichen Federspiele. Die Beutener in den Wäldern von Masuren versandten das Wachs ihrer Bienenkörbe weithin an den Klerus, und selbst der Landwein von Altpreußen hat den unverdorbenen Kehlen unserer Altvordern gemundet. Wichtiger noch war die Ausfuhr des Holzes, das von den Baumbesteigern der Danziger und Rigaer Kaufhäuser in den Forsten von Polen, Litthauen, Volhynien ausgesucht und dann auf mächtigen Flößen, die dichtgedrängt oftmals den Flußverkehr sperr-

ten, die Weichsel und Düna hinabgefahren ward — wenn anders die heilige Barbara in dem Bergkirchlein zu Sartowitz das Gebet des Weichselschiffers um gesegnete Fahrt erhörte. Desselben Weges kam der Flachs, den die Braker im Hafen prüften und stempelten. Der Handel über Land mit Polen und den Nachbarländern war Preußens Vorrecht; und seit der Orden das kurische Haff mit dem Pregel durch einen Canal verbunden, ward auch der Wasserweg auf dem Niemen bis in das Herz von Litthauen seinem Kaufmann erschlossen. Das rührige Danzig gründete dort das hansische Contor von Kowno. Dies Monopol des überländischen Verkehrs hinderte die Sechsstädte des Hochmeisters nicht, auch den anderen Handelszügen der Hansa zu folgen: sie nahmen Theil an dem großartigen Verkehre des Weltmarktes zu Brügge und sendeten ihre Schiffe auf die Baienfahrt, um an der Loiremündung Salz zu kaufen. Indeß dankten alle Städte der Osterlinge den Wohlstand ihrer Zünftler vornehmlich dem Activ-Handel nach den Ländern des Nordens und Ostens, welche der Produkte unsers Landbaues und Gewerbes nicht entrathen konnten. Die Fischerei im Großen, jederzeit das natürliche Vorrecht des seeherrschenden Volkes, ward in den nordischen Gewässern von der Hansa ausschließlich ausgebeutet. Allsommerlich bezogen die Hansen bei Falsterbo auf Schonen ihre Hütten, um des Heringsfangs zu pflegen, und durch die Gnade des bedrängten Waldemar Attertag durfte dort Danzig sein Fischlager neben der Vitte des gebietenden Lübeck aufschlagen. — Der Credit ward gefördert durch die vom Orden erlassene gemeine preußische Bankrott-Ordnung und durch ein verständiges Wechselrecht, das in den Städten zur Regelung des Ueberkaufs sich gebildet hatte. Vor Allem sorgte der Landesherr für die Sicherheit des Verkehrs. Jeder Comthur hielt in seinem Bezirke das strenge Straßengericht. Von den Stettiner Fürsten erlangte der Orden das Versprechen, ihm alle Verbrecher auszuliefern, und von den Herzogen von Oppeln ertrotzte er sich das Recht, die Räuber des preußischen Kaufguts noch auf schlesischem Boden niederzuwerfen. Dem verderblichen Grundsatze des mittelalterlichen Handels, daß Jedermann sich seines Schadens erholen solle bei den Volksgenossen, suchte der Orden entgegenzuwirken durch Handelsverträge, zumal mit England, das bereits ein Consulat in Danzig errichtete.

Mit diesem gewaltigen Aufschwunge materieller Wohlfahrt hielt die geistige Bildung nicht gleichen Schritt. Ein banausisches Wesen geht durch die mittelalterliche Geschichte unseres Nordens, der Hansa

wie der deutschen Herren. Von der schrecklichen Eintönigkeit des mönchischen Garnisonlebens mochte der deutsche Herr sich erholen in ritterlichen Spielen, obwohl das eigentliche Turnier ihm verboten blieb, oder in schwerer Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse, „nicht durch kurze weile, sunder durch gemeinen vrumen.“ Auf Hochmeisters Tag oder zu Ehren fürstlicher Gäste feierte man glänzende Gelage und Gaffenspiele; dann flossen statt des Bieres der Osterwein von Chios, die wälschen Weine und der köstliche Rainfal aus Istrien. Zu Ostern zogen die Dirnen von Marienburg mit Maizweigen auf das Hochschloß, um den Fürsten nach gut preußischem Brauche einzuschließen, bis er mit einer Gabe sich löste. Meisters wälscher Garten und Karpfenteich boten manche heitere Stunde, bald war der Lärm und Prunk fürstlicher Besuche zur Regel geworden an dem geistlichen Hofe. Edlerer geistiger Luxus aber schien dem rauhen Militärstaate bedenklich. Noch im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns ein Hochmeister, der „kein Doctor“ ist, weder lesen noch schreiben kann. Wenn Meister Winrich befahl, daß in jedem Convente zwei gelehrte Brüder, ein Theolog und ein Jurist, verweilen sollten, so hatte er nur kirchlich-politische Zwecke im Auge. Seine Schöpfung, die Rechtsschule von Marienburg, ging rasch zu Grunde, und die Universität von Kulm, die der Orden in jenen Tagen zu gründen gedachte, ist nie zu Stande gekommen. Die gelehrten Brüder haben Urlaub das Gelernte zu üben, die ungelehrten aber sollen nicht lernen; genug, wenn sie das Paternoster und den Glauben auswendig wissen. Vollends von einem tiefern Nachdenken über göttliche Dinge meinte der Orden wie das frühere Mittelalter: „o weh dir armen Zweifeler, wie bist du gar verloren, du möchtest kiesen, daß du wärest ungeboren.“ Ein Graf von Nassau ward nach tiefgeheimer Verhandlung zu ewigem Kerker verurtheilt, „weil er ein Czwifeler was.“ Im Bewußtsein solcher Schwäche bewies der Orden dem gelehrten Mönchsthume offene Mißgunst. Die geistige Aristokratie der Mönche, die Benedictiner, duldete er gar nicht, die Cistercienserklöster zu Oliva und Pelplin nur, weil sie von den pommerschen Fürsten bereits früher gegründet waren; allein den unwissenden Bettelmönchen blieb er gewogen. Unter allen Wissenschaften hat nur eine in dieser durchaus politischen Welt eine eigenthümliche Ausbildung empfangen, die Geschichtschreibung. Die Chronisten des Ordenslandes stellen sich den besten des deutschen Mittelalters an die Seite: von Peter von Dusburg an, der am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Preußenkämpfe des Ordens mit der

frommen Begeisterung des Kreuzfahrers schilderte, bis herab auf Johann von Pusilge, der hundert Jahre später mit freierem Weltsinn und weitumfassendem politischem Blick seine Jahrbücher schrieb. Solche Berichte von den Thaten des Ordens wurden zuweilen in den Remtern den Brüdern vorgelesen. Eine regelmäßige Annalistik freilich konnte in dem stürmischen Grenzerleben nicht aufkommen.

Gleich der Wissenschaft schwieg auch die Dichtung fast gänzlich im Ordenslande. Gar seltsam hebt von solcher Herzenshärtigkeit der Glanz der bildenden Künste sich ab, welche allerdings nicht so unmittelbar auf die Veredlung der Gemüther wirken. Ihre Blüthe in Preußen fällt in der Zeit genau zusammen mit dem politischen Ruhme der Tage Winrich's von Kniprode. Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden — die Marienburg, die nach dem Glauben des Volks ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Culturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorrathshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Capitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Todte. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrich's Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterfronte von Meisters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus Einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Militär-Staates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Vertheidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gothischen Bauten fremd ist. Geradlinig schließen sich die Fenster ab, der Reichthum der vegetativen Ornamente der Gothik fehlt; nur der leise Farbenwechsel des Ziegelmusters mildert die Einförmigkeit der schmucklosen Mauerflächen. Den gleichen Charakter massenhafter Gediegenheit tragen

die Nebenbauten bis herab zu den schweren Thürmen, die in die Gräben hinausragen — den unaussprechlichen Danzk's. Wir mögen dieses spröde Wesen nicht allein der Dürftigkeit des Backsteins zuschreiben; zeigt sich doch an einem edlen Bruchsteinbau des Ordens, an der Marburger Elisabethkirche, dieselbe Bescheidenheit des vegetativen Schmucks. Dagegen gemahnen ornamentale Inschriften und manche Eigenheiten des Stils an des Ordens Verkehr mit Sicilien und dem Morgenlande. Wie das Meisterschloß das Vorbild ward für alle Ordensburgen und sogar dasselbe Ziegelmuster mit militärischer Regelmäßigkeit sich in vielen Burgen wiederholte, so wirkte der strenge Charakter der Ordensbauten auch auf die Bauwerke der Städte. Wer kennt sie nicht, die aufstrebende Kühnheit, den würdigen Ernst der Giebelhäuser mit den weit vorspringenden Beischlägen in der Danziger Langgasse? Wie eine Festung ragt der Dom von Marienwerder über die Weichselebene und ist auch als eine Feste wiederholt von reisigen Bürgern vertheidigt worden.

Erscheint es blendend, einzig, dies kühne Emporsteigen der Ordensmacht zu schwindelnder Höhe: wie sollten wir doch die Einsicht abweisen, daß solche glänzende Frühreife die Gewähr der Dauer nicht in sich trug? Selten läßt sich — nach dem ernsten, unser Geschlecht beherrschenden welthistorischen Gesetze — in dem Kerne menschlicher Größe selber die Nothwendigkeit ihres Verfalls so schneidend nachweisen, wie an diesem widerspruchsvollen Staate. Nur weil der Orden aus den Reihen des deutschen Adels sich fortwährend neu ergänzte, gebot er über eine Fülle großer Talente. Alle die meisterlosen Degen strömten ihm zu, denen die anschwellende Macht der Fürsten und Städte den Raum beengte, die tieferen Gemüther von religiöser Inbrunst wie die Männer von wagendem Ehrgeiz, welche hier allein noch hoffen durften, aus dem niederen Adel zum Fürstenthron sich emporzuheben. Aber ebendeshalb ward des Ordens Zukunft bestimmt von der augenblicklichen Lage des Adels im Reiche, die er nicht beherrschen konnte. Nur der Heiligkeit kirchlicher Zucht dankte der Orden die Spannkraft, in staatloser Zeit die Majestät des Staates zu wahren. Doch je klarer der also gefestete Staat seiner weltlichen Zwecke sich bewußt ward, um so drückender erschienen die kirchlichen Formen, die sein mütterlicher Boden waren. An sich bietet die Herrschaft des Ritterbundes nichts Unnatürliches in Zeiten, welche gewohnt waren, alle großen politischen Ziele durch die gesammelte Kraft von Genossenschaften zu erreichen. Aber rühmten wir ihm

nach, daß er in seinem Lande nichts der organischen Entwickelung überließ, Alles durch scharf eingreifenden Willen ordnete, so blieb er selber doch starr und unverändert, derweil in seinem Volke Alles sich wandelte, mußte jedem Versuche innerer Reform sein theokratisches non possumus entgegenstellen. Eine furchtbare Kluft that sich auf zwischen der Landesherrschaft und ihrem Volke, seit in den Enkeln der ersten Ansiedler allmählich ein preußisches Vaterlandsgefühl erwuchs, und das Volk murrend erkannte, daß eine schroff abgeschlossene Kaste von Fremden, Heimathlosen Preußens Geschicke lenkte. Einwanderer und Einwohner standen sich hier bald ebenso feindselig gegenüber wie im spanischen Amerika die Chapetons und Creolen, ja, noch feindseliger; denn der ehelose deutsche Herr ward durch kein häusliches Band an das unterworfene Land gekettet. Wohl bot der Orden jeder reichen Kraft freie Bahn, doch nur wenn sie *seine* Gelübde auf sich nahm. Die unabhängigen Köpfe des Landadels sahen sich ausgeschlossen von jeder selbständigen staatlichen Thätigkeit; derselbe Orden, der willig die Bürger von Lübeck und Bremen unter seine Brüder aufnahm, erschwerte mit theokratischem Mißtrauen dem Adel seines Landes den Eintritt. Mochte der Orden mit kühlem Rationalismus jede neue politische Idee, so die Zeit gebar, sich aneignen: die Grundlage seiner Verfassung blieb unwandelbar. Der monarchische Gedanke, der einzige, der die Völker des Mittelalters zu dauernder Gesittung emporführen konnte, der soeben noch zu Beginn des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich seine rettende Kraft erprobte — im Ordenslande fand er keine Statt, so lange der Plan einer Säcularisation geistlicher Staaten dem Glauben der Völker noch als ein Verbrechen erschien.

Erschüttert freilich war dieser Glaube schon längst. Denn allgemeinen Anklang hat die unmenschliche Lehre von der Ertödung des Fleisches unter unserem lebensfrohen Volke zu keiner Zeit gefunden. Nicht blos die rohe Sinnlichkeit, auch die unbefangen weltliche Anschauung des geschlechtlichen Lebens lehnte sich schon im frühen Mittelalter dawider auf. „Daz schoeniu wip betwingent man, und ist da sünde bi, son' ist da doch nicht wunders an," sagt ein freudiges Dichterwort. Jetzt vollends war der deutsche Herr, dem verboten war seine leibliche Mutter zu küssen, verderbt im Verkehre mit den Heidenfahrern. Die alte Satzung ward mit Füßen getreten, manch unheimliches Geheimniß aus den verschwiegenen Zellen der Burgen drang in das Volk, der weiße Mantel ward oft gesehen in den „Ketzerhainen" der lebens-

lustigen Städte, und das Sprichwort mahnte den Hausvater, seine Hinterthür zu schließen vor den Kreuzigern. Da offenbarte sich an dem steigenden Spotte des Volks wider seine unheiligen Herrscher, daß das Possenspiel der Theokratie auf die Dauer nur solche Völker ertragen, deren Gemüth ein geistloser Glaube einwiegt in waches Traumleben. Als im Reiche Fürstenthum und Bürgerthum an Macht und sittlicher Kraft den Adel weit zu übertreffen begann: wie hätte solcher Verfall des Standes nicht zurückwirken sollen auf seine ferne Pflanzung? Je tiefer der Adel sank, um so herrischer trat der Ritterbruder im weißen Mantel den Graumäntlern gegenüber. Durch die geweihten Remter schritt die Lust, schamlos und freudlos. Die Ritter, seit der Rudauschlacht des ernsten Krieges entwöhnt, kürzten sich die Weile mit leerem Prahlen von der unbesiegbaren Stärke der Ordenswaffen. Junkerhafter Uebermuth verhöhnte die besonnenen Meister, welche, die Gefahren der Zeit erwägend, die alte Eroberungspolitik mäßigten. Als dann endlich — nach einer tragischen Nothwendigkeit, die keines Menschen Witz abwenden konnte — diese Eroberungspolitik, das Lebensgesetz des Staates, noch einmal hervorbrach, da erlebte der deutsche Adel seinen jammervollsten Fall auf demselben Boden, wo er sein Höchstes geleistet.

Inzwischen reifte die Treibhaushitze der kolonialen Luft in dem jungen, der Pietät ungewohnten Volke den Haß wider die fremden Herrscher. Denn fremd mußten den Preußen die Oberdeutschen erscheinen in Tagen, da die Abneigung der Stämme in unseliger Blüthe stand. Zwei neue Aristokratien waren emporgewachsen unter der herrschenden Kaste, durch festere Bande, als der Orden, mit dem Lande verkettet. Die städtischen Geschlechter, zumal die mächtigen Ferber, Letzkau, Hecht in Danzig, murrten längst wider das harte Regiment. Und hier abermals stoßen wir auf den tragischen Widerspruch im Wesen des Ordens. Nur weil der Orden zugleich ein großer Kaufherr war, konnte er den Gedanken einer Handelspolitik im großen Stile fassen; und doch hat dieser selbige Eigenhandel ihm die Gemüther der Bürger verfeindet. Unter dem Landadel, den reichen Geschlechtern der Renys und Kynthenau im Kulmerlande, that sich der ritterliche Eidechsenbund zusammen. Alle Eidechsenritter waren verschworen, einander beizustehen mit Leib und Gut in nothhafter ehrlicher Sache wider Jedermann — freilich „mit Ausnahme der Landesherrschaft;“ aber wer hatte Kunde von den tiefgeheimen Bundestagen? Auch auf den Hort der monarchischen Gewalt, auf die Treue der niederen Stände, durfte der Orden nicht mit Sicher-

heit zählen — am wenigsten um die Wende des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, in diesem schrecklichen Morgensturme, der dem Lichte der modernen Gesittung vorausging. Alles Heilige sah dies unselige Geschlecht geschändet und entweiht. Gräßlich erfüllte sich das strenge Seherwort, das Dante hundert Jahre zuvor gesprochen: „Der Stuhl von Rom, weil er in sich vereinigt zwei Gewalten, fällt in den Koth." Zwei Päpste haderten um die dreifache Krone, zwei Kaiser um den Scepter der Welt, und frech spottete der Heide: „nun haben die Christen zwei Götter; will ihnen der eine ihre Sünde nicht vergeben, so gehen sie zu dem andern." Auf den Stellvertreter Christi ward gefahndet auf der Heerstraße, und der Söldner von Neapel band sein Roß an den Altar von St. Peter. Vor kurzer Frist erst war der schwarze Tod und der Judenbrand durch die Städte gerast; der Kyrieleis-Gesang der Geißler, der Angstruf der schuldbeladenen Menschheit, war gellend in den Straßen erklungen. Mit schneidendem Hohne wandte sich das empörte Gewissen der Masse wider das Sündenleben der Reichen. Die Dirnen, spottete das Volk, kommen aus den gemiedenen Gassen zu dem Rathe der Stadt und klagen wider des Rathes Töchter: sie verderben uns das Handwerk. Während die Häupter der Christenheit sich rüsteten, durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern wieder Frieden zu bringen in die geängsteten Gemüther, ging auch der Staatsbau der alten Welt aus seinen Fugen.

Dahin war die Ehrfurcht des armen Mannes vor der alten Ordnung. In Frankreich, in den Niederlanden wie in Oberdeutschland rotteten sich die Bauern zusammen, und von England herüber tönte aus den wilden Haufen Walter's des Ziegeldeckers zum ersten Male die lockende Weise, welche erklang und erklingen wird, so oft die rauhe Naturkraft der mißhandelten Menge aufsteht wider den kunstvollen Bau einer alten Cultur: — „als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" In Preußen auch schritt ein unruhiger Geist durch die Massen: schon mußte der Orden „Sammlungen" und bewaffnetes Umherziehen verbieten. Auch auf dem Schlachtfelde hatten die neuen popularen Mächte ihre Ueberlegenheit gezeigt. Seit hundert Jahren schon hingen 8000 Paar goldene Sporen in der Kirche von Kortryk, prahlerische Trophäen, die der Weberkönig von Flandern mit seinem Bürgerheere von Frankreichs Adel erbeutet. Vor dem Morgensterne des Schweizers, dem langen Spieße des ditmarscher Bauern war die ritterliche Kriegskunst zu Schanden geworden, und prahlend sang der Eid-

genosse von seiner Laupenschlacht: „den Grafen thet die Ruthen weh.“ Eben jetzt, um die Wende des Jahrhunderts, kehrte, geschlagen von den Söldnern der Wälschen, Kaiser Ruprecht's ritterliches Reichsheer „halb wieder her in Armuth, Schand' und Spott.“ In der That — schon längst empfand es schmerzlich der Orden — ein neuer Kriegerstand war erstanden. Mehr und mehr entfremdete sich die bürgerliche Gesittung der Zeit den ritterlichen Kreuzfahrten; schon spotteten die Lieder des Teichners über den Preußenfahrer, der von weiter Reise nichts heimbringe als das unverständige Lob des Haufens: „hei, wie der gevaren hat!“ Bereits begnügten sich die Frommen im Reich, Söldner gen Preußen zu schicken zu ihrer Seelen Heil. Bald hörte auch dies auf, und der Orden war gleich anderen Staaten gezwungen, mit ungeheurem Geldaufwande den Kern der neuen Heere, das besoldete, gedrillte Fußvolk und die reichbezahlten Bogenschützen von Genua zu werben. Diese Wandelung der Kriegsweise war auf die Dauer der Wirthschaft der Völker heilsamer als die verzehrend kostspielige Kriegführung der Vorzeit; für den Augenblick aber ward dadurch selbst der Geldreichthum des Ordens erschöpft, mancher minder mächtige Staat ausgestrichen aus der Reihe der Mächte und der Staatengesellschaft eine mehr aristokratische Gestalt gegeben. Und vor Allem, es war ein widersinniges, auf die Dauer unhaltbares Verhältniß, daß ein Ritterbund mit Söldnern seine Schlachten schlagen mußte.

Während so aus dem heiligen Reiche wieder einmal Walther's altes Klagelied erscholl: „mein Dach ist faul, es sinken meine Wände,“ sammelte sich drohend die zersplitterte Volkskraft der Slaven und erhob sich in tödlicher Feindschaft wider die Deutschen. Schon begann in dem genialsten der Slavenvölker die hussitische Bewegung. Vertrieben von dem nationalen Fanatismus der Czechen entwich die deutsche Studentenschaft von Prag nach Leipzig, und die böhmische Hauptstadt ward für eine lange Zeit die große Bildungsstätte aller Westslaven. Um dieselbe Zeit hatte ein gewandter schlauer Fürst voll ausgreifender Ehrsucht den polnischen Thron bestiegen — Großfürst Jagiel von Litthauen. In dreien Tagen führte er wider den Orden zwei furchtbare Schläge, da er getauft ward und die Erbin von Polen freite (1386). Als der Großfürst im Schlosse zu Wilna das heilige Feuer des Heidengottes löschen und die geweihten Schlangen tödten ließ, da war entschieden, daß alle „bösen Christen“ seines Volkes zu Christen wurden. Wo die wollenen Röcke, die des Fürsten neue Priester boten, nicht lockten, trieb man die Bauern zu

Tausenden mit Gewalt in den Fluß zur Taufe. So zog der Schlaue der Eroberungspolitik des Ordens den Boden unter den Füßen hinweg. Wie mochte der Orden noch auf den Zuzug ritterlicher Kriegsgäste zählen, seit alle seine Nachbarn Christen, seine Kreuzzüge weltliche Kriege geworden? Dann bestieg „Jagjel, anders Wladislaw" den polnischen Thron, erweiterte die Libertät des Adels durch reiche Privilegien, schmeichelte dem Deutschenhaß der unbändigen Junker durch das Versprechen, daß er die entfremdeten Lande, Pomerellen vornehmlich, der Krone zurückbringen werde. Die unseligen Händel im litthauischen Fürstenhause verstummten, seit Wladislaw seinen Vetter Witowd zum Großfürsten von Litthauen erhob (1392). So war der enge Bund Litthauens und Polens, der oft versuchte, endlich vollzogen; dem Orden der Heidenbekehrer stand jetzt eine feindliche Macht gegenüber, deren herrschende Stände nicht minder starr katholisch waren als er selber, und dies Doppelreich erweiterte bald seine Grenzen bis tief nach Podolien hinein, bis nahe an die Küsten des schwarzen Meeres. Zu derselben Zeit haderten die Hansestädte unter einander wegen der Vorrechte Lübecks; sie waren im Innern geschwächt durch den Zank der Junker und der Zünftler und schauten träge zu, wie ihre alten Feinde, die drei nordischen Kronen, zu Kalmar unter der starken Hand der Dänenkönigin Margaretha sich einten (1397). Alsbald sollte der Orden das erhöhte Selbstgefühl der Nachbarvölker empfinden. Die kaum von Litthauen abgetretenen Samaiten standen auf „wie die jungen Wölfe, wenn sie satt, desto grimmiger werden gegen die, welche sie hegen." Sogar Memel ward von den Barbaren erstürmt, und erst nach Jahren (1406) befestigte der Orden wieder seine Herrschaft. In so bedrängter Lage deckte sich der Orden den Rücken, trat Gothland ab an die Königin des Nordens (1408). Man mochte erkennen, daß der Gedanke einer selbständigen maritimen Politik, wie großartig immer, doch unhaltbar blieb, so lange man nicht vermochte, die Verfassung des Bundes schwerer Reiter durch entschlossene Aufnahme beweglicher demokratischer Elemente von Grund aus umzugestalten. Aber diese Sicherung gegen Skandinavien frommte wenig, seit die Macht des Königs Wladislaw immer bedrohlicher anwuchs. Der hatte den Deutschen die Kunst, theilend zu herrschen, welche der Orden bisher gegen Polen und Litthauen geübt, abgesehen und wandte sie jetzt gegen den Orden selber. Der Klerus von Livland, der ewig aufsässige, bat offen um den Beistand des Polen wider die Landesherrschaft; und auch in Preußen ging die Rede, daß geheime

Boten aus Krakau oftmals mit den Eidechsenrittern des Kulmerlandes verkehrten. Die kleinen Wendenfürsten von Pommern huldigten der neuen Größe des Slavenkönigs. Weit über die Grenzen der Christenheit hinaus schweiften Wladislaw's herrschsüchtige Pläne; er schloß ein Bündniß mit den heidnischen Tataren und Walachen. Ein ruchloser Frevel nach den Begriffen der Deutschen, aber eine sehr begreifliche Politik für einen Polenkönig; denn ein buntes Völkergemisch von Ruthenen und Saracenen, Armeniern und Tataren hauste in dem Südosten dieses Grenzlandes der Christenheit — ein Gewirr von Völkertrümmern, das die Nähe des Orients ankündigte. Seit den Tagen Kasimir's des Großen waren auch noch Massen der aus Deutschland vertriebenen Juden hinzugekommen, und in diesem Durcheinander von Christen und Heiden, Juden und Schismatikern konnte selbst der strengkatholische Wladislaw die Hilfe der Heiden nicht verschmähen.

Also waren in derselben Epoche, welche die Grenzen der Ordenslande zum größten Umfang erweiterte, die sittlichen Grundlagen der Ordensherrschaft untergraben, die Macht unversöhnlicher Feinde angeschwollen und für den bedrohten Ritterstaat keine Hilfe zu erwarten aus dem wankenden Reiche. Fast unabweislich drängt sich bei diesem Anblick der Vergleich auf mit der Lage des neuen preußischen Militärstaats in den zwei Jahrzehnten nach dem Tode Friedrich's des Großen. Seit Langem drohte der Krieg: die Pommerfürsten, aufgereizt von den Polen, verlegten den Kriegsvölkern, die gen Preußen zogen, die Straße; König Wladislaw verbot seinem Kaufmann den Handelsweg durch Preußen. Zum Schlagen endlich kam es, als der Orden den wichtigen Netzepaß Driesen zur Sicherung der Verbindung mit der Neumark erworben hatte. Im Jahre 1410 rückte der Hochmeister Ulrich von Jungingen, so recht ein Spätling des alten Ritterthums, mit dem größten Heere, das der Orden je um seine Fahnen geschaart, gen Süden. Nach tollkühner Ritterweise war Alles auf diesen einen Wurf gesetzt. Unter 65 Bannern zogen wohl an fünfzigtausend Mann hinaus, ein Drittheil zu Roß, sogar das schwere Festungsgeschütz der Marienburg ward in's Feld geführt. Am Tage der Apostel-Theilung, 15. Juli, traf das Heer auf der Heide von Tannenberg den zweifach stärkeren Feind, die gesammelte

Macht des Ostens. In ritterlichem Uebermuthe verschmähte man die überraschten Polen zu überfallen und forderte sie heraus zu offener Feldschlacht. Schon waren die Litthauer geschlagen, schon hallte das Siegeslied „Christ ist erstanden“ aus den Reihen der Kreuziger. Da erfaßte Wladislaw's Feldherr, der kleine Zyndram, den günstigen Augenblick, wo des Ordens linker Flügel im zügellosen Ungestüm der Verfolgung sich zerstreute. Er warf sich auf die Mitte des deutschen Heeres, mit ihm die böhmischen Söldner unter der Führung jenes Johann Ziska, der seinen Namen hier zum ersten Male dem deutschen Todfeind furchtbar machte. Und als nun die Eidechsenritter des Kulmerlandes verrätherisch ihre Banner unterdrückten, da entschied sich der erste große Sieg, den die Slaven über unser Volk erfochten. Es war ein Schlachten, unerhört in der Geschichte des Nordens. Zahllose Leichen — mehr denn hunderttausend, sagt die Ueberlieferung — bedeckten das Feld, die Blüthe des deutschen Adels war gesunken, von den obersten Gebietigern nur einer entkommen, und mit der Leiche des Hochmeisters trieb der Tatar und Kosak sein scheußliches Spiel. Einundfünfzig deutsche Banner ließ der König nach dem Kriege in dem Krakauer Dome aufhängen, der gelehrte Johann Dlugosz beschrieb die Trophäen in einer eigenen Schrift, und nach Jahrhunderten noch priesen die Lieder der Slaven den glänzendsten Tag der polnischen Waffen.

Aber derweil der behutsame greise König mit seinem geschwächten Heer tagelang auf der Wahlstatt verweilte, die Häupter der gefangenen Großen unter dem Beile seiner Henker fielen, und der Wein aus den zerschlagenen Ordensvorräthen in Strömen durch das polnische Lager floß und mit dem Blute der Gebliebenen sich mischte, da hob sich aus dem grenzenlosen Verderben der andere große Mann des Ordens, Graf Heinrich von Plauen. Sie sahen sich alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schilden — diese Heinrich Plauen, aus dem voigtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blicke für das Nothwendige. Seit Langem war dies große Haus gewohnt, seine tapfersten Söhne in den Orden zu schicken; schon einmal, in der Schlacht von Plowcze, hatte ein Plauen des Ordens wankendes Kriegsglück wieder gefestigt. Kaum war die Kunde von dem Tannenberger Tage zu dem jungen Comthur von Schwez gedrungen, der an der Westgrenze die Pommernfürsten beobachtete, so begriff er, daß die Zukunft des centralisirten Staates an den

Geschicken der Hauptburg hing. Er warf sich mit seinen 3000 Mann in die Marienburg, rüstete die Festung und verbrannte die reiche Stadt zu ihren Füßen, daß sie dem Polen nicht zum Lager diene. Aber ehrlos und zuchtlos huldigte binnen einem Monat das gesammte Land dem Könige, der endlich gen Norden zog und Alles verlockte durch das Versprechen der polnischen Libertät, „recht sam der Antichrist thun wird, der ihm auch untertenigen wird die Leute in sulchir weise, die her nicht kan betwingen." Die Bischöfe, froh, der strengen Aufsicht sich zu entledigen, gingen mit bösem Beispiel voran, und die kopflose Feigheit der Befehlshaber der Ordensburgen trieb auch manchen treuen Mann in das polnische Lager. Vernichtet schien der Orden, sein Heer lag erschlagen, seine Schätze führte der Verrath der Entflohenen in's Reich. Mit Trompeten und Pauken, in feierlichem Zug, holte der Rath von Danzig den polnischen Hauptmann ein, und dem Vertheidiger der Marienburg sandte die Ritterschaft des Kulmerlandes wüthende Fehdebriefe. „Das Gott nimmer an ihnen lasse ungerochen," flucht der Chronist; denn ein Abfall war es unheimlich, ungeheuerlich selbst für jene Zeiten, welche die jähe Wandlung der Gemüther oftmals gesehen. Wohl durfte das Volk sich flüsternd erzählen, daß die Hochgebenedeite selber, den Polen blendend, in den Reihen der deutschen Herren gestanden, als das Unbegreifliche geschah und gegen solche Uebermacht, gegen das eigene Festungsgeschütz der Meisterburg, in diesem Pfuhle der Gemeinheit die Marienburg sich hielt. Die Ruhr wüthete im Lager des Königs; „je länger er lag, je minder er schuf." Nach vergeblich wiederholtem Sturmangriff brach der alte meisterlose Sarmatengeist wieder aus, die beschränkte Gewalt des Königthums vermochte nicht den unstäten polnischen Adel bei den Fahnen zu halten. Die Litthauer verweigerten die Kriegsfolge — so erzählen wenigstens die Polen, um die Schuld des Mißlingens von sich selber abzuwälzen — und Wladislaw zog ab nach zweimonatlicher Belagerung. Dieser ungeahnte Erfolg erfüllte die Getreuen im Lande mit neuer Hoffnung; Burg auf Burg ergab sich dem neuen Hochmeister. Als gegen Ende des Jahres König Sigmund von Ungarn mit einem Einfall in Polen drohte, schloß Wladislaw in verzagter Uebereilung den Thorner Frieden (Anfang 1411), der Alles wieder auf den Stand vor dem Kriege zurückführte. Nur Samaitenland ward für die Lebenszeit des Großfürsten an Litthauen zurückgegeben.

Vor wenigen Monden noch hatte Plauen sein Knie gebeugt im

Zelte des Königs, Frieden erbittend von dem Uebermüthigen. Jetzt gebot er wieder über ein größeres Reich als jenes, das einst dem Meister Winrich gehorcht. Aber wie anders waren den Beiden die Loose gefallen! Der Eine leicht und freundlich dahin getragen von den Wellen des Glücks, sein finsterer Nachfahr rastlos und fruchtlos ankämpfend wider ein ungeheures Verhängniß. Wie sollte seinem klaren Auge entgehen, daß er dem Zufall die Gunst des Friedens verdankte? Die Kapelle, die er auf dem Tannenberger Felde erbauen ließ, mahnte den Orden an den Tag der Schmach, an die Nothwendigkeit neuer Kämpfe. Eine unerschwingliche Schuld, das Lösegeld für die Gefangenen, lastete auf dem Lande, das die hunnische Wuth des Feindes von Grund aus verwüstet hatte. Ein zäher Wille, der zu vergessen nicht verstand, sollte herrschen über einem Volke, das in kurzen Wochen zweimal den Eid gebrochen. Zornmuthig brach der Meister selbst den Eid, den er beim Friedensschluß dem König zugeschworen, daß das Vergangene vergeben sei, ließ die entflohenen Brüder in Fesseln aus dem Reiche zurückführen. Und wenn er sie musterte, die Elenden, die noch übrig waren von dem weiland großen Orden, eine zuchtlos trotzige Jugend, die des Ordens schöne Tage nicht gesehen, und eine Handvoll verlebter Greise, die alltäglich baten um Erlösung von der Bürde ihres Amtes: dann erwachte in dem Freunde des ersten Hohenzollerschen Kurfürsten, dem stolzen Manne, der die Gnade Gottes sichtbarlich zu seinen Häupten gesehen, der verwegene Gedanke, daß des Ordens alte Satzung verwirkt sei durch den ungeheuren Frevel, daß des Erretters Wille allein herrschen solle unter den Ungetreuen. Mißachtete er also das Recht des verfallenden Ordens, so erkannte der Blick des Staatsmannes, daß der frischeren Kraft des Adels und der Städte die Theilnahme an der Leitung des Staats sich fortan nicht mehr versagen ließ. Darum errichtete er (1412) den Landesrath von Abgeordneten der Städte und des Landadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zustimmung in allen wichtigen Landesfragen: — ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden strenge den Beirath weltlicher Leute, aber eine Nothwendigkeit, denn furchtbare Leistungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heischen. Während das Glück dem finsteren Herrscher den Rücken wandte und Seuchen und Mißernten zerstörten, was der Kosak zu vernichten vergessen hatte, mußte zweimal ein Schoß ausgeschrieben werden von Jedermann bis herab zu den Mägden und Mönchen. Der harte Herr erschien dem Volke als ein verwegener

Neuerer; auch die unsichere Ueberlieferung, die ihn einen Freund hussitischer Ketzereien nennt, giebt davon ein Zeugniß. Mehrmals schon war offener Aufruhr blutig niedergeschlagen worden. Eidechsenritter und deutsche Herren hatten sich verschworen wider das Leben des Meisters und hart gebüßt. Das reiche Danzig, in den letzten bewegten Jahren zum Bewußtsein seiner Macht gelangt, verweigerte den Schoß, vermauerte den Zugang zur Ordensburg, baute daneben einen festen Thurm, den Kiek in de Kuk, um zu schauen, was man braue in des Ordens Küche. Endlich ließ der gewaltthätige Comthur, des Meisters Bruder, einige Vornehme des Raths ungehört erschlagen — ein Verbrechen, das lange fortlebte im Gedächtniß der erbitterten Bürger. Der Hochmeister aber ließ die Blutthat unbestraft, bildete einen neuen Stadtrath aus Anhängern des Ordens. Dazwischen spielten widrige Händel mit den vertriebenen Bischöfen, den Häuptern des großen Landesverrathes, die gemäß dem Frieden Wiedereinsetzung verlangten; Plauen jedoch verweigerte „die Natter im Busen und das Feuer im Gehren zu hüten."

So vergingen dem Meister zwei sorgenvolle Jahre. König Wladislaw erkannte an der jammervollen Zerrüttung des Ordenslandes die Thorheit des übereilten Friedensschlusses. In der That, was auch überkluge Gelehrte dawider sagen, die alte Tradition der Schulen ist im vollen Rechte, wenn sie den Untergang des Ordens von der Schlacht von Tannenberg datirt: von jenem Tage an hörten die Deutschen auf die Herrscher zu sein unter den Westslaven, und der Orden verlor, was einem Militärstaate die Hälfte seiner Macht bedeutet, den Ruf der Unbesiegbarkeit. Das Ordensland war, seit es von katholischen Feinden umringt stand, nichts Besseres mehr als die anderen deutschen Territorien; die Gäste, die jetzt noch nach Preußen zogen, wußten allein noch die Widerstandskraft der festen Ordensburgen zu rühmen, und diese defensive Kraft des ausgesogenen Landes konnte zuletzt doch nur durch die Geldmittel, die der Orden aus seinen deutschen Gütern zog, erhalten werden. Des Sieges gewiß, begann daher Wladislaw ein System frechster Gewaltthätigkeit wider den Orden. Seine Hauptleute fielen plündernd ein in das preußische Grenzland, der preußische Kaufmann ward auf polnischer Heerstraße niedergeworfen; ja, der Litthauerfürst erbaute auf dem Gebiete des Ordens die Veste Welun und gab den Klagenden die bedeutende Antwort, ganz Preußen habe dereinst seinem Volke gehört. Noch ging der Meister friedliche Wege. Er bat den

Ungarnkönig Sigmund um seine Vermittlung. Der aber vergaß seiner Pflicht gegen das Reich. Gleichwie er später, dem Dänen zu Lieb, den deutschen Schauenburgern ihr Erbrecht auf Schleswig absprach, so sah er jetzt in dem Kampfe der Deutschen mit den Polen nur die willkommene Gelegenheit sich zu bereichern. Die Vermittlung mißlang.

Nun erst entschloß sich Plauen, kraft eigenen Willens, ohne Rath der Gebietiger wie des Landes, den friedlosen Frieden zu brechen (Herbst 1413). Doch wenn der Plauen wagte das Ungeheure zu thun, im Orden war Einer, der Marschall Küchmeister von Sternberg, der wußte noch sicherer, dies Geschlecht werde das Ungeheure nicht ertragen. Der starke behäbige Mann, ein feiner Diplomat des gemeinen Schlages, berechnete in diesem welthistorischen Kampfe nur die niedere Leidenschaft des kleinen Menschen. Die Rechnung trog ihn nicht. Schon waren die Polen ins Land gefallen und der Kampf begonnen um die durch Plauen's Eifer wohl gerüsteten Grenzburgen; da verbot der Marschall dem Bruder des Meisters vorzurücken, die Mannschaft folgte dem Rebellen, und der Kriegszug ward abgebrochen. Nun berief Plauen auf St. Burkhardstag (14. October 1413) das Capitel, den meuterischen Marschall zu bestrafen. Dort tagten zusammen alle die Neidischen, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternberg's überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte, um — seine Satzung mit Füßen zu treten. Aber — zu so flauem Endschluß gelangten in dem kläglichen Capitel der grimme Haß der Jungen und der Alten kurzsichtiges Mitleid — dem unerhört beleidigten gefährlichen Manne gab man die bescheidene Comthurei von Engelsburg. Dort saß der Entthronte, in der Kraft seiner Jahre, im öden Einerlei eines subalternen Amtes. Er sah das Meisteramt in Sternberg's Händen; die Mörder, die einst sich gegen ihn verschworen, waren begnadigt, das Land, geleitet von dem Stumpfsinn der Feigheit, eilte haltlos dem Verderben entgegen. Aus dem Reiche herüber klangen die wüthenden Klagen seiner Freunde wider die „meyneyden verretters selbwachsen kotzen kotzen sone," aber nur scharfe Worte konnte das Reich ihm bieten. Da befreundete sich endlich die verbitterte Seele des Mißhandelten mit dem Plane, abermals,

wie einst im Lager vor Marienburg, das Knie zu beugen vor dem Polenkönige und unter dem Schutze polnischer Waffen zurückzukehren in das Meisterschloß. Ein tragisches Geschick hat ihm versagt, durch Thaten zu beweisen, wie groß oder wie gemein er diesen Plan verstand. Sein Verkehr mit Polen ward entdeckt, er selbst in festen Gewahrsam gebracht (1414). In häßlicher Prosa endet nun dies dämonische Heldenleben. Sechszehn Jahre lang hat er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch besitzen wir die Briefe, worin der „Aldemeister" den neuen Gewalthabern klagt, daß seine Hüter Meth und Brot ihm allzu spärlich reichen; erst am späten Abend seines Lebens ward ihm abermals ein bescheidenes Amt, das Pflegeramt zu Lochstädt, zugewiesen. Den Orden aber beherrschte fortan eine solche Wildheit blinder Parteiwuth, daß die späteren amtlichen Darsteller der Ordensgeschichte über die unvergänglichen Verdienste des großen Mannes gänzlich schwiegen, nur von seiner Härte, seinem Verrathe zu erzählen wußten. Den sichersten Anzeichen zum Trotz hat die Gutmüthigkeit neuerer Historiker jene letzte Schuld des Helden bestreiten wollen, die wir allerdings nur aus den übertreibenden Erzählungen der Gegner kennen. Wie die triviale Theologie sich die Idee der Gottheit nur aus lauter Negationen aufzubauen weiß, so spukt in der historischen Wissenschaft noch vielfach eine moralisirende Nüchternheit, welche Menschengröße nur als das Gegentheil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen.

Seit jenem St. Burkhardstage schwindet die letzte Spur der Größe aus dem entarteten Staate. Kaum daß dann und wann ein tapferer Kriegsmann auftauchte aus der Gemeinheit des verachteten Ordens, der nicht mehr auf des Reiches frische Kräfte zählen durfte, sondern in Wahrheit wurde „der deutschen Geburt Spital, Zuflucht und Behältniß." In denselben Oktobertagen des Jahres 1413, da des Ordens sittliche Kraft zerbrach, hatte der Reichstag von Horodlo den Bund zwischen Polen und Litthauen fester geschlossen, die litthauischen Bojaren in die Sippen des polnischen Adels aufgenommen, den katholischen Charakter des Doppelreiches noch bestimmter ausgesprochen. In ewig neuen Einfällen berennt nun dies zum Bewußtsein seiner Ueberlegenheit erwachte Reich den Ordensstaat. Samaiten, Sudauen, Nessau werden in unwürdigen Friedensschlüssen abgetreten. Geschmäht von dem Teutschmeister, daß er „also gar weichlich und liederlich dem Feinde widerstanden," betheuert der Militärstaat dem Kaiser, dem Papste, dem Con-

cilium seine Friedensliebe. Wer durfte sie bezweifeln, seit der Orden den alten Feind, den Litthauerfürsten, unter seine Halbbrüder aufgenommen? Aber Niemand mochte vermitteln in dem ungleichen Kampfe. Ganz offen vielmehr ward an den Höfen die Ansicht ausgesprochen, daß der Orden keine Stätte mehr habe in der monarchischen Welt; ihm wäre besser, daß er auf Cypern oder an der türkischen Grenze das Markgrafenamt wider die Heiden von neuem übernähme. Es waren Kämpfe von principieller, nationaler Bedeutung. Fester schloß sich das fanatische Bündniß der Slavenstämme. Mit den Hussiten und den Pommerfürsten, als „den Verwandten ihres Blutes," standen Polens Könige im Bunde. Schon wird von polnischen Unterhändlern unter den Preußen die slavische Lehre gepredigt, daß Preußen polnisch Land sei, wie seine Ortsnamen beweisen. Ja, als bei Tauß und Tachau des Reiches Adel den Dreschflegeln der hussitischen Bauern erlegen war und weithin durch des Reiches Niederlande der Klang der böhmischen Trommeln Verderben kündete Allem, was deutsch war und Sporen trug: da brach auch eine Schaar der Ketzer mit ihrer Wagenburg in die Ordenslande, plünderte das Kloster von Oliva, grüßte das Meer mit dem wilden Czechensang: „die ihr Gottes Krieger seid" und füllte die Feldflaschen mit dem salzigen Wasser, zum Zeichen, daß die baltische See den Slaven wiederum gehorche, wie weiland in den Tagen Otakar's des Böhmen. Aber so wenig, wie des Reiches Adel, wird der Orden durch dies verderbliche Anwachsen der Macht des Erbfeindes zu sittlicher Erstarkung begeistert. Von neuem entbrennt der innere Zwist. Drei Convente zugleich sagen dem Marschall den Gehorsam auf, insgeheim unterstützt von Land und Städten; Hochmeister und Deutschmeister entsetzen sich gegenseitig. Endlich verliert der Orden sogar seinen reindeutschen Charakter. Schon Heinrich von Plauen wird von den Danziger Chronisten beschuldigt, er habe, das Gott erbarm, die Hochzungen zur Herrschaft gebracht. Seitdem trat im Orden selber der Haß der Niederdeutschen gegen die Baiern, Schwaben und Fränkelein widrig hervor, und nach langem häßlichem Zwist mußte der Hochmeister versprechen, die gleiche Zahl aus jeder Landschaft des Reichs in seinen Rath zu berufen. In dieser Anarchie festigt sich die Libertät des Landes. Schon stellen die Städte bestimmte Forderungen, bevor sie dem Hochmeister huldigen, das Land vermittelt in den Spänen der deutschen Herren. Der von Plauen gegründete Landesrath umfaßt in seiner neuen Gestalt (1430) unter 24 Mitgliedern nur 6 deutsche Herren — so gänzlich hatte sich der Schwer-

punkt der Macht verschoben. Die endlosen Kriege fraßen das Mark des Landes, hohe Zölle und der Eigenhandel des Ordens erbitterten den Bürger. Dazu traten unverschuldete Unglücksfälle: wiederholte Mißernten und das räthselhafte Ausbleiben des Herings vom hansischen Fischplatze auf Schonen (seit 1425). Recht und Friede waren den Preußen verloren, seit die Landstreifen der Ordensritter sich machtlos zeigten wider das räuberische Gesindel, das der Krieg auf die Heerstraße geworfen. Rüstig schürten die Polen den Unmuth unter dem Adel im Oberlande und in Pomerellen, dessen Väter vor hundert Jahren noch der polnischen Adelsfreiheit genossen.

Aus solcher Verbitterung erwuchs der vermessene Gedanke des preußischen Bundes, der am 14. März 1440 auf dem Tage zu Marienwerder von einem Theile der Ritterschaft und der Städte beschworen ward. Ein Staat im Staate, sollte er anfangs nur einen Jeden bei seinem Rechte schützen, bald aber bestellte er einen stehenden geheimen Rath und schrieb Steuern aus unter den Bündischen. Des Bundes Seele waren die Stadtjunker von Danzig und ein oberländischer Ritter Hans von Baisen, ein verschlagener ehrgeiziger Herr, der als Knabe schon am Hofe des großen Heinrich Plauen die Schwäche des Ordens durchschaut hatte und jetzt von weiten Kriegsfahrten eine ausschreitende Kraft heimbrachte, die unter der Ordensherrschaft den nothwendigen Raum nicht fand. „Der vorgifte lame trache und basiliscus, aller vorreter der ergeste“ heißt er in den Chroniken der Ordensleute. Die treulose Staatskunst unfähiger Hochmeister, welche den Bund zuerst bestätigte, um ihn bald nachher vor dem Kaiser zu verklagen, trieb neue Genossen in die Reihen der Bündischen und den Bund selber vorwärts auf seiner abschüssigen Bahn. Zwei Beweggründe vermischten sich seltsam in dieser Erhebung: die zu ihren Jahren gekommene Kolonie verlangte, wie billig, Selbständigkeit, Befreiung von einer altersschwachen Staatsgewalt, und das unruhige Volk sehnte sich nach der meisterlosen Anarchie der Polen. Als nun auf des Ordens Klage Kaiser Friedrich III. den Bund „von Unwürden, Unkräften, ab und vernichtet“ erklärte und so der sinkende Ritterstaat sich an das Reich anklammerte, das er kalt vergessen hatte in seinem Glücke, da wagte der Trotz der Libertät den letzten Frevel. Am 4. Februar 1454 unterschrieben Land und Städte den Absagebrief an den Orden; ein Stadtknecht des Rathes von Thorn überbrachte das Schreiben auf die Meisterburg. Ihr habt uns für eigen angesprochen, meinten die Bündischen, und die Natur

selbst lehrt Jeden die Gewalt abzutreiben, den Missethäter mit der Faust zu strafen. Die Burg zu Thorn, die erste, die vor zwei Jahrhunderten der deutsche Eroberer im Heidenlande gebaut, ward erstürmt von dem wüthenden Pöbel. Auf das Feuerzeichen von den Thorner Thürmen erhob sich das Land, in wenigen Wochen waren 56 Burgen in des Bundes Händen. Und schon war der Baisen auf dem Wege nach Krakau, dem König Kasimir IV. die Herrschaft anzubieten über Preußenland, „das einst ausgegangen von der Krone Polen.“

Der König kam, und widriger wiederholte sich der Abfall des Tannenberger Jahres. Selbst einige der deutschen Herren huldigten; so gnadenreich war das Privilegium des Polen, das freien Handel und Theilnahme an der Königswahl in Polen verhieß und den Baisen zum Statthalter einsetzte. Nun tobt der gräßliche Bürgerkrieg: die deutschen Herren wüthen wider die „bündischen Hunde,“ die „das Eidechsengift“ verderbt, Polen und Bündische wider die geistlichen Zwingherren und die „meineiden Schälke“ in den Städten des Ostens, die nach langem Schwanken sich dem Orden wieder zuwenden. Jedermanns Hand wider die andere. Inmitten der Gassen, im Pregelhafen, kämpfen die Bürger der drei Städte Königsbergs ihre wilde Flußschlacht. In Danzig erheben sich die Zünfte wieder und wieder für den Orden, bis endlich die Stadtjunker obsiegen, die Gefangenen an die Ruderbänke im Hafen schmieden. Als der polnischen Freiheit erste Segnung ersteht hier ein herrisches Adelsregiment; des Ordens blühende Schöpfung, die Jungstadt Danzig, wird vernichtet durch den Handelsneid der altstädtischen Patricier. So schmachvollen Gewinn zu sichern, halten die Junker des Artushofes am zähesten zu dem Könige. Zumeist von Danzigs Gelde, von dem Geschmeide seiner Patricierfrauen, bestreiten die Polen die Kosten des Krieges. Arm an Thaten, überreich an allen Gräueln eines verwilderten Geschlechts wälzt sich der Krieg durch dreizehn Jahre: ein vollendetes Bild wüster Gemeinheit — stünde nicht neben dem schwachen Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die stolze Heldengestalt des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der, herrisch wie sein Ahn, auf dem Felde von Konitz das Glück noch einmal an des Ordens Fahnen fesselt. Ein neuer Feind ersteht dem Orden in seinen eigenen Söldnern. Die ungeheure Soldrechnung zu tilgen, versetzt der Meister mehr als zwanzig seiner Städte und Schlösser, darunter die Hauptburg selbst, an das Kriegsvolk. Als der letzte Termin verstreicht, rücken die Söldner, zumeist ketzerische Böhmen, in das Meister-

schloß. Lärmend hebt an, inmitten dieser großen Tragödie, der Taumel des höhnischen Satyrspiels. Durch den Kreuzgang, wo des Ordens Helden ruhen, jagt der Peitschenschlag der hussitischen Söldner die Gebietiger; in die Zellen brechen die Rohen, binden die Ritter, scheeren ihnen den Vollbart. Endlich, am Pfingsttag 1457, wird der Meister aus der geschändeten Burg vertrieben. Auf einem Kahne entkommt er die Nogat hinab nach Königsberg, und der mitleidige Rath der Stadt sendet ihm ein Faß Bier durch einen Stadtknecht. Das Meisterschloß indeß war nebst den anderen Burgen längst von den Söldnern an den Polenkönig verkauft. Bald nach Pfingsten hielt der neue Herr seinen Einzug. Aber noch einmal hebt sich aus der scheußlichen Entehrung ein tapferer Mann. Der Bürgermeister Bartholomäus Blome öffnet die Thore seiner Stadt Marienburg dem Reuß von Plauen. Drei Jahre lang haben diese beiden letzten Helden des Ordensstaates die Stadt gehalten wider die Polen auf der Burg und im Lager. Dann erlagen sie der Uebermacht, und der gefangene Bürgermeister ward von den Polen enthauptet.

„So weit das Auge reichte, war kein Baum und Gesträuch, daran man eine Kuh festbinden kann." An 16 Millionen ungarischer Gulden hatten allein der Orden und der König an diesen jammervollen Krieg gewendet. Selbst die „Ungetreuen unserer lieben Frau" begannen dem Könige zu klagen, „wie jämmerlich wir von Euch und Euern Räthen verleitet worden sind." Nur die Söldnerhauptleute hatten reiches Gut erworben, sie wurden die Ahnherren von einem Theile des heutigen preußischen Adels. Aus dieser Erschöpfung beider Theile erklärt sich des Kampfes faules, unmögliches Ende: der ewige Friede von Thorn (19. October 1466). Alles Land westlich der Weichsel und Nogat fiel an Polen, dazu das Kulmerland, Marienburg, Elbing und das ermeländische Bisthum, das wie ein Keil in das ostpreußische Land hineinreichte. Die Weichsel war wieder ein slavischer Strom. Den Osten des Landes empfing der Meister zurück als ein polnisches Lehen; es sollen „der Meister und der Orden und alle ihre Lande für immer so mit dem Reiche Polen verbunden sein, daß sie zusammen einen einzigen Körper, ein Geschlecht und Volk in Freundschaft, Liebe und Eintracht bilden." Zur linken Hand des Königs wird fortan im polnischen Reichstage der Hochmeister sitzen als „Fürst und Rath des Reiches zu Polen," und die Hälfte der ritterlichen deutschen Herren wird aus Polen jeglichen Standes bestehen! Weinend, in zerrissenem Kleide

schwor der elende Hochmeister in der Gildehalle zu Thorn dem Polen den Eid der Treue. Nie hat eine Großmacht kläglicher geendet. Der Vorgang war eine unauslöschliche Schmach nicht nur, sondern eine Unmöglichkeit, denn der polnische Vasall sollte nach wie vor zwei unabhängigen deutschen Fürsten, den Meistern von Deutschland und Livland, gebieten.

Theilnahmlos ließ Kaiser und Reich geschehen, daß die Ohnmacht einer unbeweglichen Theokratie und der anarchische Uebermuth der Patricier und Landjunker „das neue Deutschland" an den Polen verriethen. „Sehet an die Beleidigung Eurer deutschen Nation und die Pflanzung Eurer Voreltern," schrieb der Meister an den deutschen Adel. Der aber hatte soeben seine beste Kraft vergeudet in dem ruchlosen Kriege wider die Städte. Zucht und Gemeingeist schien diesem entarteten Geschlechte ganz entschwunden, ständischer Haß seine einzige Leidenschaft, blutiger Haß, wie er redet aus dem gräßlichen Hohnliede der Fürstlichen wider die Bürger: „sie sollen fürbaß Wollsäck binden! Gott wöll, daß sie mit ihren Kinden Land und Leut' verlieren!" Schnöde Selbstsucht überall: dem Landmeister von Deutschland kam nicht in den Sinn, seine reichen Güter zur Rettung des Kernes der Ordensmacht zu opfern. Der livländische Zweig des Ordens, verstimmt über die steigenden Anforderungen der Marienburger Brüder, ging längst seines eigenen Weges; er wählte jetzt seinen Landmeister allein, hatte vom Hochmeister ganz Esthland zu ausschließlicher Beherrschung erhalten und kämpfte dort wie an der Düna mit den Landtagen seiner unbotmäßigen Vasallen. Kurz zuvor hatte der transalbingische Adel, verlockt von Dänemarks Gold und Freiheitsversprechen, das deutsche Erbrecht seines Fürstenhauses preisgegeben und den Dänenkönig zum Herzog der Lande Schleswig-Holstein gekürt. Und nicht lange, so traf des Ordens alten Schicksalsgenossen, die Hansa, ein tödlicher Schlag. Der Moskowiter zog siegend ein in Nowgorod, die Bürgerglocke des deutschen Freistaats verstummte, und als dem deutschen Narwa gegenüber das moskowitische Iwangorod sich erhob (1491), war eine neue Macht, Rußland, in die baltische Politik eingetreten. Ein einziger Mann im Reiche, Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, folgte mit dem Blicke des Staatsmannes diesem Niedergange des deutschen Wesens im Norden und Osten. Der hielt die Mark mit harter Faust zusammen und plante, die gesammte Ostseeküste als einen Wall des Reiches seinem Hause zu erwerben. Durch Heirathen und

Erbverträge mit Lauenburg, Pommern, Mecklenburg bereitete er die Ereignisse einer großen Zukunft vor. Er erbot sich die Dänen vom Boden des Reichs zu vertreiben, wenn der Kaiser ihn mit Holstein belehne; doch in Wien gönnte man das Reichsland dem Fremden lieber denn dem Hohenzollern. Auch Preußen faßte Friedrich's hoher Ehrgeiz in's Auge. Er durchschaute die Fäulniß der Ordensherrschaft und hoffte dem Lande ein deutscher Erbfürst zu werden. Aber seine Macht reichte nicht aus für so weite Ziele; er mußte sich begnügen, dem Orden in seiner Geldnoth die Neumark abzukaufen (1454) und dies alte Erbland der Marken mindestens vor den Slaven zu sichern.

„Brecht nur den alten Sündenkasten ab, aber Kindeskind wird es beweinen," so rief der Reuß von Plauen, als er die Bündischen eine Ordensburg zerstören sah. Das Wort erfüllte sich, in unseligem Elend schleppte der verstümmelte Staat sich weiter. Undenkbar blieb der Neubau des Ordens, schon weil die Meister von Deutschland und Livland jetzt mit vollem Recht dem polnischen Vasallen den Gehorsam weigerten und der Deutschmeister sogar förmlich als ein Fürst des Reichs investirt wurde. Unnütze Gesellen trugen den weißen Mantel, seit der ohnmächtige Orden keinen von dem Kaiser oder einem Fürsten Empfohlenen abzuweisen wagte. Die ganze Summe seiner Staatsweisheit beschränkte sich nun auf den armseligen Plan, die versprochene Aufnahme polnischer Ritter in den Orden zu hintertreiben und das Meisteramt so lange als möglich unbesetzt zu halten, auf daß der Lehnseid vor der Krone Polen vermieden werde. Umsonst. Man kannte in Krakau des Ordens Schwäche, man verstieg sich bis zu dem Gedanken, das Hochmeisteramt für immer mit der Krone Polen zu vereinigen. Auf alle Fälle war der instinctive Panslavismus der Zeit entschlossen, lieber alle Forderungen Rußlands zu bewilligen, als die Oberherrschaft über Preußen aufzugeben. Gegen diesen starken Willen blieb der Orden angewiesen auf die Hilfe Roms, das treulos zwischen dem Orden und seinen Feinden schwankte, und auf die großen Worte des Kaisers, der sich in der ärmlichen Prahlerei gefiel, „der alte ehrliche Orden müsse bei dem heiligen Reich und der deutschen Nation verbleiben."

Da brach sich endlich der Gedanke der Monarchie seinen Weg. Die deutschen Herren wählten Herzog Friedrich von Sachsen zum Meister (1498), damit die Macht des Wettiner Hauses den Orden stütze. Und das Aussehen der Monarchie allerdings hatte man gewonnen. Ein weltlicher Hof prunkte zu Königsberg; herrisch, nach

Fürstenweise, klang des neuen Meisters Sprache. Ganze Comthureien zog man ein für den Unterhalt des Hofes; fürstliche Räthe und Kanzler, die nicht des Ordens Glieder waren, leiteten das Land. Die Landesverwaltung ward die einzige Sorge der Comthure, und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Kurz, die Trümmer des Ordensstaates waren auf dem Wege sich zu verwandeln in ein bescheidenes monarchisches Territorium wie andere auch im Reiche. Aber noch fehlte der königliche Wille eines Monarchen. Wie später in den großen Fragen der deutschen Staatskunst, so sollten hier in kleinen Verhältnissen die Hohenzollern das Spiel gewinnen, das die Wettiner schwach verloren. Nach Friedrich's Tode ward, in gleicher Absicht, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach gewählt (1511), ein Fürst von mäßigen Gaben, doch beseelt von dem begehrenden Ehrgeize seines Hauses. Er war entschlossen, den Lehnsverband zu brechen, und Kaiser Max befahl ihm streng, den ewigen Frieden nicht zu beschwören. Aber schon hier, bei ihrem ersten Auftreten in Altpreußen, erfuhren die Hohenzollern, was das Kaiserwort eines Habsburgers bedeute. Derselbe Kaiser, der seit Jahren den Meister zum Widerstand gegen Polen ermuthigt, des Reiches Hilfe ihm feierlich versprochen, schloß (1515) plötzlich den Vertrag zu Wien mit den Königen von Ungarn und Polen, welcher den Habsburgern die Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach und dafür — Preußen wieder auf Grund des ewigen Friedens der polnischen Lehnsherrlichkeit unterwarf! Danzig und Thorn wurden eximirt von der Gewalt des neugegründeten Reichskammergerichts und polnischen Gerichten untergeben. Als dann zu Augsburg Gesandte des Ordens und der Polen vor Kaiser und Reich erschienen, ihre Späne zu vertragen, hörte der Kaiser den Polen gnädig an und verbot dem Gesandten der deutschen Herren den Mund! Alle die stolzen Reden des Kaisers, daß der Orden in der Weltlichkeit allein zu kaiserlicher Majestät sich halten dürfe — sie hatten allein bezweckt, den Polenkönig so lange einzuschüchtern, bis er seine Zustimmung gab zu dem Vertrage, der das Erbe der Jagellonen an das Haus Habsburg brachte.

So vom Reiche verlassen, wagt der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Male flackert unter dem deutschen Adel der Geist des alten Ritterthums empor, den die Gewalten der neuen Zeit alsbald ersticken sollten. Franz von Sickingen, in Wahrheit der letzte Ritter der Deutschen, wirbt ein Heer und schickt

seinen Sohn Hans dem Orden zu Hilfe, dazu „manche gute Vögel, die Nachtigall und die Singerin und anderes gute Feldgeschütz." Aber des Meisters unsichere Hand weiß, der ungeheuren Uebermacht gegenüber, das Heer nicht zu leiten. Geschlagen, schließt er einen Beifrieden und geht Hilfe suchend in's Reich.

Jetzt endlich waren die Geister so weit gereift, um den anderen Gedanken zu verstehen, der allein die Monarchie in Preußen verwirklichen konnte, den Gedanken der Säcularisation. Was soll die müßige, oft wiederholte Klage, daß das Geschick dem Ordenslande nicht vergönnte, als ein mächtiger geistlicher Staat in die hellen Tage der Reformation einzutreten und dann sogleich in ein starkes weltliches Reich sich zu verwandeln? Gerade so, so verfault und tief verachtet mußten die politischen Gebilde der alten Kirche stehen, wenn der vermessene Plan das Heilige zu verweltlichen Fuß fassen sollte in den Gemüthern. Längst durchschaut hatten die Preußen des heiligen Ritterbundes unheilige Weise; mit Leidenschaft also ergriffen sie den neuen Glauben. Am Christtag 1523 verkündete im Dome von Königsberg der Bischof von Samland, Georg von Polenz, selber der Gemeinde „die große Freude, daß der Herr seinem Volke zum zweiten Male geboren sei." Er war der erste Kirchenfürst der Christenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte. Ein Jahr später entstand die erste Druckerei in Preußen. Mächtig wirkte die geistige Bewegung der alten Heimath auf das ferne Grenzland. Schon sah man deutsche Herren den Predigern der neuen Lehre horchen. Schon war der weiße Mantel nicht sicher mehr vor dem Spotte der Buben auf den Gassen. Viele legten freiwillig das mönchische Kleid ab. Auch an den Meister, auf seiner Bittfahrt durch das Reich, trat die neue Zeit heran. Nicolaus Osiander redete ihm in's Gewissen; in Wittenberg mahnte ihn Luther, falsche Keuschheit zu meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen. Eine köstliche Flugschrift ging jetzt aus von dem Reformator an die deutschen Herren. Schonungslos enthüllte sein waches Gewissen die geheimste Lüge des Ordensstaates: „Ein seltsamer Orden zum Streitführen gegen die Ungläubigen, darum weltlich und mit dem weltlichen Schwert in Handen — und soll doch zugleich geistlich sein? wie reimt sich das zusammen? Ein groß trefflich stark Exempel soll der Meister geben, eine rechte ordentliche Herrschaft gründen, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre."

Die lautere Wahrheit solcher Gründe kam des Meisters dynastischer Ehrsucht zu Statten. Er trat über zu dem neuen Glauben seines Volkes und empfing kraft des Krakauer Vertrags (8. April 1525) das Land Preußen als ein weltliches Erbherzogthum von seinem Oheim König Sigismund zu Lehen, weil „aller Krieg und Zwiespalt zwischen Polen und Preußen aus dem Mangel eines rechten, regierenden, erblichen Fürsten des Landes Preußen entstanden." Die große Mehrheit der deutschen Herren begrüßte mit Freuden das neue Wesen; nur wenige blieben standhaft, allen voran — mit dem Starrsinn seines Hauses — ein Heinrich Reuß von Plauen. Die obersten Gebietiger des deutschen Ordens wurden die höchsten Beamten des neuen Herzogs. Das schwarze Kreuz verschwand aus Herzog Albrecht's Schilde, aber des Landes schwarzer Adler blieb, nur daß er jetzt das S des Lehnsherrn auf seiner Brust tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet. Und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwickelung. Als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannte, gewann er die Kraft fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge. Ein frischerer Strom deutscher Bildung ergoß sich wieder über das Grenzland, seit der neue Herzog die Hochschule Königsberg, die Albertina, gegründet hatte, und dankbar schrieb Luther: „siehe das Wunder, in vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt das Wort Gottes in's preußische Land!"

Die geistliche Hülle aber, die der preußische Staat kühnlich abgestreift, fristete noch lange ein spukhaftes Dasein. Den Herzog traf der Bannstrahl des Papstes und die Acht des Kaisers. Die deutschen Herren in Deutschland entsetzten den treulosen Meister, gaben den Ueberresten des Ordens neue Statuten. Im Südwesten, dem klassischen Gebiete der verfaulten geistlichen Herrschaften, hausten seitdem die neuen Hoch- und Deutschmeister. Die deutschen Herren führten das unnütze Dasein vornehmer Mönche, sperrten sich ab von den gesunden Kräften der Nation durch die peinliche Ahnenprobe, welche der Orden in seinen großen Tagen nicht gekannt. Unversöhnt und unbelehrt, nach theokratischer Weise, heischten sie Jahrhunderte lang das Land Preußen von den unrechtmäßigen durchlauchtigen Detentores. Vielmals trug sich der Hof zu Wien mit der Hoffnung, die Herrlichkeit des Ordens in dem Ketzerlande von neuem aufzurichten; noch der erste König in Preußen mußte die lärmenden Proteste des Ordens und des Papstes wider die ange-

maßte Würde belächeln. Die Stürme der Revolution haben auch den trägen Hof von Mergentheim hinweggefegt, doch in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden. Hart am Fuße der sonnigen Weingelände steht in Botzen das prächtige Deutschherrenhaus; auf seinen Thoren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer. —

War Preußen den Polen erlegen, so sahen sich die deutschen Lande im ferneren Osten den Angriffen der Moskowiter bloßgestellt. Welch' unheilvolle Verwicklung! Rußland, der natürliche Bundesgenosse der Preußen gegen die Polen, war den Deutschen Livlands der „Erbfiend“; ein Zusammenwirken des preußischen Ordens mit den Brüdern an der Düna blieb für jetzt unmöglich. Dazu die Zwietracht und Schwäche des heiligen Reichs, die beschränkte Binnenlandspolitik der Habsburger, endlich der Handelsneid unserer wendischen Städte, die den Livländern den Verkehr durch den Sund untersagten, gegen Riga und Reval dieselben Künste monopolsüchtiger Handelspolitik anwendeten, welche später England mit dem gleichen Erfolge gegen Nordamerika gebrauchte. Eine Zeit lang blühten die Städte am Dünabusen noch fort als die lachenden Erben der Handelsgröße von Nowgorod. In seinen letzten Jahren schaute der livländische Orden noch seinen ersten Helden, jenen gefeierten Walter von Plettenberg, der am See Smolin bei Pleskow (1502) — nach harter Arbeit zusammengesunken und auf den Knien weiterfechtend, wie die Sage geht — die Moskowiter auf's Haupt schlug und also seinem Lande einen fünfzigjährigen Frieden sicherte.

Doch der altgläubige Meister fand den Entschluß nicht, zur rechten Zeit den Spuren Albrecht's von Brandenburg zu folgen. Unterdessen hatten Knöpken und Tegetmeyer den Landen den evangelischen Glauben und einige Kenntniß der oberdeutschen Sprache gebracht. Dann, nach dieses Meisters Tode, mit den verheerenden Einfällen des schrecklichen Iwan begann die große Russennoth, ein entsetzlich blutiges Ringen. Hier wie in Preußen schwächten sich die Deutschen durch Verrath und Zwietracht also, daß ein Tartarenfürst rufen konnte, der Deutsche habe sich selber die Ruthe gebunden. Umsonst klagten die Meister dem Kaiser, „der erschrecklich große und mächtige Moskowiter drohe der Ostsee mächtig zu werden.“ Da endlich rettete der Landmeister Gotthard Kettler Kurland vor dem sichern Verderben, nahm dies Gottesländchen als weltliches Herzogthum von der Krone Polen-Litthauen zu Lehen (1561).

Eine leidliche Zeit kam jetzt über dies glücklichste der baltischen Länder; auch die Undeutschen wurden durch Reymer's lettische Passion, durch Uebersetzungen des Psalters und des Katechismus mit der lutherischen Lehre vertraut. Livland aber und das klassische Land des Bauerndrucks, Esthland, blieben durch viele Menschenalter der Zankapfel der nordischen Mächte. In diesen Jahrhunderten der Kriege gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit — ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der „fliegenden Jagd" und zahlreichen andern adlichen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen der Lebenskraft entbehrte, arm und ärmer ward, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolph's edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, nur kümmerlich sich nährte.

Dann rief ein livländischer Edelmann, Patkul, ergrimmt über schwedische Willkür, abermals die Russen in's Land. Peter der Große und Katharina unterwarfen die deutsche Pflanzung ihrem Scepter. Die neue Herrschaft brachte zwar einen, den einzigen Segen, den lang entbehrten Frieden, aber auch neue Gefährdung der deutschen Sitte durch die russische Propaganda. Die Sünden der Väter bestraften sich an den Söhnen. Obgleich der Adel jetzt in milderer Zeit die Lasten der Bauern erleichterte, so hatte sich doch der alte Haß zu tief in die Herzen der Unterworfenen eingegraben. Die Verführungskünste der Popen fanden Anklang bei den Esthen und Letten; immer häufiger von Jahr zu Jahr sah der Wanderer aus dem eintönigen Nadelholze der Landschaft die glänzenden Kuppeln neuer griechischer Kirchen emporragen. Nach wie vor besaßen die Lande nur drei wahrhaft bedeutende Städte. Die Rechte der ritterlichen Landtage bildeten nahezu das einzige Bollwerk des Deutschthums in der Kolonie; und wenn der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst den Fortbestand dieser adlichen Landesverfassung sicherte, so ward doch durch die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert. Selbst der Name der Herzogthümer ging den Landen verloren, und unter dem Czaren Nicolaus schien es in der That, als solle sich das knechtische Wort erfüllen, das damals aus Dorpat dem Kaiser zugerufen ward: „denn ewig ist des Schicksals Wille: wo Russen kommen, wird es stille." Erst die jüngsten Jahrzehnte bieten ein erfreulicheres Schau-

spiel. Das Volk beginnt zurückzukehren zu der in Thorheit verlassenen lutherischen Landeskirche; das deutsche Schulwesen schreitet langsam vor, das Verhältniß zwischen Herren und Bauern gestaltet sich erträglicher. Jedenfalls bleiben die russischen Ostseeprovinzen unter allen Kolonien unseres Volkes die am meisten gefährdete: eine schwache Minderzahl von Deutschen, etwa 200,000 Köpfe unter einer Gesammtbevölkerung von nahezu zwei Millionen, erwehrt sich hier mühselig unter den schwierigsten Verhältnissen, übermächtiger fremder Gewalten, und findet doch noch die Kraft, alljährlich Männer deutscher Bildung in das innere Rußland zu senden. —

Im königlichen Preußen ward allein Danzig der neuen Herrschaft froh. Im Alleinbesitze des polnischen Handels sah der Stadtadel, von den Woiwoden begünstigt, seinen Reichthum herrlich gedeihen. Weithin erklang der Ruhm der Stadt, als ein Danziger, Johann von Kolno, die Hudsonstraße und die Küste von Labrador entdeckte. Zur selben Zeit, in den Kriegen der beiden Rosen, flammte der deutsche Nationalstolz der Danziger noch einmal hoch auf; der preußische Held der Hansa, Paul Beneke, trieb auf der See die Engländer zu Paaren und brachte reiche Beute heim, darunter jenes köstliche Gemälde, „das jüngste Gericht,“ welches noch heute als „das Danziger Bild“ in hohen Ehren bewahrt wird. Den Verrath an Deutschland belohnte der Hof von Krakau anfangs durch reiche Gnade, er schenkte der Stadt sogar seine Krone in ihr Wappen. Einmal freilich büßte sie furchtbar für die alte Unthat: durch ein hartes Blutgericht des Polenkönigs (1526) ward das lutherische Bekenntniß heimgesucht. Aber bald erkannten die Polen, mit welchem schweren Ernste die Deutschen sich der neuen Lehre zuwandten; sie wurden duldsamer, um ihre wichtigste Provinz nicht zu verlieren. So behauptete sich Danzig, auch nachdem die Hansa zerfallen, inmitten der polnischen Anarchie als eine reiche freie Stadt, in einer ähnlichen selbständigen Stellung wie Straßburg unter den Bourbonen.

Das übrige Land dagegen empfand schwer die Untreue, die klägliche politische Unfähigkeit der Polen. Untergraben wurden die Grundlagen reinerer Menschensitte, die deutscher Fleiß gelegt; in Preußens Ober- und Unterständen ward das Gebahren des polnischen Reichstags eifrig nachgeahmt. Ein Ziel nur lockte die neuen Herrscher, die Vernichtung deutscher Sprache und Sitte. Malborg hieß fortan die Meisterstadt, Chelmno das alte Kulm, und die deutschen

Adelsgeschlechter Oppen, Hutten, Falken, Götzendorf dünkten sich adlicher, seit sie sich Bronikowski, Chapski, Plachecki, Grabowski nannten. Von den verbrieften Landesrechten sank eines nach dem andern dahin. Schon Hans von Baisen sah die Vergeltung hereinbrechen über den Verrath, der die Freiheit bei dem Feinde gesucht, und starb gebrochenen Herzens. Das Amt des königlichen Gubernators ging ein, polnische Edelleute drängten sich in die Woiwodenstellen und auf den Bischofssitz von Ermeland. Hundert Jahre nach dem Thorner Frieden verkündigte der Reichstag von Lublin die vollständige Vereinigung der Provinz mit dem Polenreiche; die Stände Preußens sollten fortan auf den Reichstagen der Adelsrepublik erscheinen. Zwei Jahrzehnte darauf herrschte auch in den Landtagen des königlichen Preußens die polnische Sprache.

Und wahrlich, der widernatürliche Zustand, daß Slaven über Deutsche herrschten, konnte dauern, das Werk der Slavisirung konnte auch in den Städten des Weichselthales gelingen wie auf dem flachen Lande, hätten nicht die Jesuiten ihr Lager in Polen aufgeschlagen und das Reich als getreuesten Bundesgenossen in die Händel der Habsburger verwickelt. Stanislaus Hosius, der rührige Apostel der Jesuiten, der Leiter der Gegenreformation in Polen, begann auch in Preußen seine emsige Arbeit; noch heute erinnert die Braunsberger Theologenakademie, das Hosianum an sein Wirken. Im gemeinsamen Kampfe wider diese pfäffische Propaganda näherten sich einander die Städte Preußens und ein Theil des Adels, der von der Habsucht der Gesellschaft Jesu für seine Güter fürchtete. Weissagend rief nach dem Lubliner Tage der deutsche Edelmann Achatius von Zehmen den Polen zu: es werde dereinst ein Gewaltiger über sie kommen und ebenso mit ihnen verfahren, wie sie heute mit den Preußen.

So gereichte die Eroberung des königlichen Preußens auf die Dauer den Polen selber nicht zum Segen; sie brachte nur ein neues Element des Widerstandes zu so vielen anderen grollenden Volksstämmen, die unter der Fremdherrschaft des polnischen Junkerthums schmachteten. Halbwach erhielt sich in dem preußischen Bürgerthume ein deutsch-protestantisches Gemeingefühl, und aus der Dunkelheit dieser polnischen Zeit strahlt uns dann und wann eine echteste That deutschen Geistes entgegen. Zu Frauenburg sann und forschte ein deutscher Domherr in jeder sternenhellen Nacht während eines Menschenalters, bis endlich die ungeheure Wahrheit des Copernicanischen Weltsystems dem

Grübelnden sich erschloß, und sein großer Name der Stolz zweier feindlicher Völker ward.

So recht den Kern des wüsten Regiments der Polen erfassen wir in den Schicksalen der Meisterburg. Geplündert und geschädigt von der heiduckischen Besatzung fiel die Hochburg zuletzt an die Jesuiten, und was die Roheit der Heiducken nur halb vollbracht, vollendete die Culturbarbarei der frommen Väter. Anbauten im Jesuitenstile schoben sich nun zwischen die hehren Werke der Meister, die schmutzigen Hütten schottischer Krämer umgaben die Burg, und in den Grüften der Annakapelle räumten die Meisterleichen den Jesuiten die Stätte. Zwischen den Pfeilern der Remter zog der Pole dünne Wände, weil er der Kühnheit der deutschen Gewölbe nicht traute, und die ernste Wahrhaftigkeit des Ziegelrohbaues ward bedeckt mit der lügenhaften Hülle des Gipses. Es frommte nicht wider das Werk der Zerstörung, daß der prächtige August der Starke die Burg bezog, die er nicht verstand, und seine Gräfin Kosel eine Weile ihre feilen Reize in dem Remter zeigte, den einst der Sporentritt der deutschen Herren durchhallt. —

Bei dieser erdrückenden und zugleich verführerischen Nachbarschaft des großen Slavenreiches, „wo Alles adlich war," vermochte das herzogliche Preußen, arm und entvölkert, nur durch zwei Häfen dem Weltverkehre geöffnet, durchaus nicht, jene vorschreitende Staatskunst zu wagen, welche sein ketzerischer Ursprung ihm vorschrieb. Unbändig vielmehr, beseelt von altem deutschherrlichen Trotze und den Ideen polnischer Adelsfreiheit, wuchs der preußische Adel den schwachen Herzögen und ihren Günstlingen über den Kopf, hielt in selbstgenügsamer Beschränktheit die Fürsten von allen europäischen Händeln fern, und selten nur griff er zu den Waffen — wenn es galt den wilden Aufruhr der Bauern wider den Druck der Junker blutig niederzuwerfen. Wie Ein Mann hielten der Adel und das stolze Königsberg zusammen gegen die Bauerschaft und die Hinterstädte. Der lebendige Protestantismus war erstarrt und verwandelt in bewegungslose lutherische Rechtgläubigkeit. Schwert und Acht drohte den Anhängern Melanchthon's, die der Hof begünstigte. Wenn die Herzöge das Lästern auf den Kanzeln wider den Calvinismus verboten, so ließ der Adel von dem polnischen Lehnsherrn das Verbot vernichten und die Lehre Calvin's für Teufelswerk erklären. In die Fremde zog, wessen Herz noch erfüllt war von dem streitbaren Geiste der Reformation: aus dem öden Stillleben der

Provinz eilte das heldenhafte Geschlecht der Dohna hinaus in die Glaubenskriege der Hugenotten. Es war die gelobte Zeit des lutherischen Junkerthums; aber, gemeiner als in den Marken, sank hier, in der alten Heimath des schroffsten deutschen Nationalstolzes, der Trotz des Adels zu nacktem Landesverrathe herab. Fortwährend „polenzten“ die Herren Stände, sie verkehrten unablässig mit dem polnischen Hofe und nahmen die Jesuiten, als Helfer wider ihren Fürsten, gastlich in Königsberg auf. Willig schützte auf ihren Ruf die Krone Polen die ständischen Ansprüche gegen den Herzog und erwirkte sich sogar das ungeheuerliche Recht, preußische Landtage zu berufen ohne Willen des Herzogs.

Gehässiger, schonungsloser noch ward die Widersetzlichkeit des Adels, als das Kurhaus Brandenburg zuerst die Vormundschaft über den letzten Ansbacher Herzog, dann die Herzogswürde selbst erhielt (1618). Jetzt galt es im Geiste des starrsten Particularismus die „Politik des Vaterlandes“ gegen den „märkischen Despotismus“ zu behaupten. Unverstanden ging an dem Stumpfsinne dieses Junkerthums die verheißende Erscheinung Gustav Adolph's vorüber, vergeblich mahnte er in seiner herzgewinnenden Weise, Extrema zu ergreifen, und rief dem Trotze der Libertät die warnenden Worte zu: „dankt Gott, daß ihr nicht Polens unmittelbare Unterthanen seid.“ Man wußte, daß der Hof von Wien damit umging, auch das herzogliche Preußen der Krone Polen gänzlich zu unterwerfen; dennoch blieben die Stände neutral in dem Weltkampfe. Das Land sah den tiefsten Fall der Monarchie, als Georg Wilhelm von Brandenburg, flüchtig vor dem deutschen Kriege, in Königsberg seinen ärmlich würdelosen Hofstaat hielt.

Unter seinem Sohne endlich begann das alte Wort besorgter Polen sich zu erfüllen, daß Preußen in den Händen von Brandenburg der Untergang Polens sein werde. Wie mußte der große Kurfürst sich drehen und winden, um aufzusteigen aus dieser häßlichen Erniedrigung! Nur des Polenkönigs Gnade hatte ihm gestattet, seinem eigenen Vater eine calvinische Todtenfeier zu halten. Seine Commissarien wurden als „fremder Potentaten Abgesandte“ von den Ständen Preußens zurückgewiesen, seinen Truppen schlossen die Städte die Thore. Doch nach wenigen Jahren war der mißachtete Vasall der Krone Polen das Zünglein in der Wage des polnisch-schwedischen Kriegs. Alle Kunstgriffe verschlagener Diplomatie mußte er gebrauchen, bis endlich mit der

Schlacht von Warschau Brandenburg als eine neue Militärmacht in die Reihe der europäischen Mächte trat und der Vertrag von Welau dem Kurfürsten die Souveränität in Preußen gewährte (1658). Wieder kamen harte Kriegszeiten; der ganze Süden des Landes ward also entvölkert, daß späterhin in Sudauen und Galindien eine massenhafte Einwanderung polnisch-litthauischer Arbeitskräfte erfolgen konnte, die sich der genauen historischen Kenntniß gänzlich entzieht. Ganz im Sinne dieser Zeit der Fürstenallmacht verstand der Herrscher seine neue Würde. Noch gab es in Preußen steife Nacken, die der neuen Größe sich nicht beugten; doch nach hartem Kampfe siegte die bittere Nothwendigkeit der reinen Monarchie. Preußen und Cleve, Brandenburg und Minden waren fortan membra unius capitis, eines deutschen Staates Glieder. Und siehe, als der Kurfürst die Schweden in wilder Jagd über das Eis des frischen Haffs bis vor die Wälle von Riga trieb, da stand freiwillig die Bauerschaft Preußens in Waffen, führte den kleinen Krieg wider den Reichsfeind. Mochte man fluchen der eisernen Zucht des Selbstherrschers; eine schönere Zeit war gekommen, dies Volk hatte wieder ein Vaterland.

Selbst in den trübsten Tagen war in dem Grenzvolke ein Hauch deutschen Geistes lebendig geblieben. Dem verwilderten Geschlechte des großen Krieges hatte Simon Dach die herzerwärmende Weise reiner, rechtschaffener Liebe gesungen, und ein Jahrhundert nachher, mit Hamann, Herder, Kant, stieg über Preußen ein Tag geistigen Ruhmes empor, wie ihn die Zeit des Ordens nie gesehen. Als über dem rothen Adler von Brandenburg der schwarze königliche Aar von Preußen sich erhob und die entlegene Provinz fest und fester mit dem Hauptlande verwuchs, da erlebte Preußen einen schönen Kreislauf der Geschichte, ein wahrhaftes ritornar al segno, wie es Machiavelli als das Heil der Staaten gepriesen. Denn wieder, wie in des Ordens großen Tagen, stand jetzt die geschlossene Einheit des deutschen Staats der staatlosen Anarchie der Polen gegenüber, und gebieterisch wahrten die Könige von Preußen die Rechte ihrer polnischen Glaubensgenossen wider die Gewaltthaten der Jesuiten.

Der große König hat endlich den alten Theilungsplan des Ordens verwirklicht und das geraubte Erbtheil unserem Volke wieder zurückgebracht. Am 14. September 1772 stand General Thadden mit dem Regimente Sydow vor dem Thore von Marienburg, und von selber

hob sich der Schlagbaum. Am 27. September tagten die Stände des Landes im Conventsremter der Burg und huldigten dem deutschen Fürsten. Ein erhebender Gedanke fürwahr, könnten wir König Friedrich uns vorstellen, wie er über die Jahrhunderte hinweg den Plauen und Kniprode die Hände reicht als der Retter ihres deutschen Culturwerkes. Und eine Ahnung allerdings von dem großen welthistorischen Sinne der Wiedereroberung Westpreußens schwebte vor dem Geiste des Königs. Denn schon in jungen Jahren erzählte er in den **mémoires de Brandebourg** mit scharfen Worten die Schmach des deutschen Ordens, und die Marienburger Huldigungsmedaille führte die vielsagende Inschrift: **regno redintegrato praestata fides.** Aber auch nur eine leise Ahnung war in dem Könige lebendig. Die Schriften seines Alters sagen unzweideutig, daß er in der neuen Provinz zunächst nur die Kornkammer des Nordens, die Wasserstraße der Weichsel, die nothwendige Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen erblickte und die willkommene Beute auch dann nicht verschmäht hätte, wäre sie von jeher slavisches Land gewesen. Auch die amtliche Rechtfertigungsschrift erwähnt des Ordens nicht, redet nur von den vergessenen Erbansprüchen Brandenburgs auf Pomerellen. Wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand, das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrich's Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volksthums zu legen, das seinem Jahrhundert fern stand. Freuen wir uns vielmehr, daß kraft einer segensreichen Nothwendigkeit dieser Staat dann umfehlbar seinen deutschen Beruf erfüllt hat, wenn er in kalter Berechnung sein eigenes Wohl zu fördern verstand.

Längst verwischt ward die zweideutige Weise der Erwerbung durch die würdige Benutzung. Die halb erstickten Keime deutschen Wesens sind unter preußischer Herrschaft fröhlich aufgegangen, und seitdem ist Westpreußen unser nach jedem heiligsten Rechte; denn was dort gedeiht von Recht und Wohlstand, von Bildung und guter Menschensitte, ist deutscher Hände Werk. Und abermals sah Königsberg den flüchtigen Hof eines bedrängten Hohenzollern in seinen Mauern; und abermals, doch herrlicher als in den Tagen des großen Kurfürsten, erwuchs dem wankenden Staate frische Kraft aus der Liebe seines Volkes. Derselbe Königsberger Landtag, der vormals oft die Polen zu Hilfe gerufen wider seinen deutschen Fürsten, wagte jetzt die erste That unseres Freiheitskrieges, und das schwarze

Kreuz des Landwehrmannes zierten schönere Kränze als jene, die einst das schwarze Kreuz des deutschen Herrn geschmückt. Damals hat das neue Deutschland des Mittelalters dem Mutterlande die alte Wohlthat dankbar heimgezahlt.

Als ein Nachklang jener hochaufgeregten Tage begann, gefördert von den Spenden des gesammten Landes, der Wiederaufbau der alten Meistervefte: — ein bedeutsamer Wink für den Historiker, der die Herzensgeheimnisse einer Epoche am sichersten aus ihrer historischen Sehnsucht erräth. Und — wie um den verzweifelten Trübsinn Lügen zu strafen, der unserer Zeit die Kraft des Schaffens abspricht — dem Meisterschlosse gegenüber spannen heute die Brücken von Dirschau und Marienburg ihr Joch über den gezähmten Strom, echte Werke der modernen Welt. Allerdings ein neues Leben ist in dieser Grenzerwelt erwacht. Wohl zeigte sich zuweilen in dem Blute des schwer lenksamen, herb urtheilenden Volkes noch ein Tropfen von dem alten Eidechsengifte; doch in den Parteikämpfen dieses Jahrhunderts hat der selbstbewußte Nationalismus der Altpreußen jederzeit ein nothwendiges Gegengewicht gebildet gegen die Mächte des Beharrens. Der erste Burggraf des neuerstandenen Meisterschlosses war Friedrich Theodor von Schön, der freieste Kopf unter den Staatsmännern Preußens.

Dem Preußen ziemt es nicht, sich selbstgefällig an dem Glücke der Gegenwart zu weiden. Denn noch sind die Schätze der Provinz nicht zur Hälfte gehoben; noch ist der Wohlstand, der das Land vor dem Tannenberger Tage schmückte, bei weitem nicht wieder erreicht; noch sind dem Handel die Adern unterbunden durch die Grenzsperre des Nachbarlandes. Doch bleibt es erquickend, zu gedenken, wie die zähe Arbeit vieler Geschlechter ein gutes Land gerettet hat aus dem großen Schiffbruche der deutschen Kolonien. Alltäglich noch tragen Deutsche die Segnung der Cultur gen Osten. Aber mürrisch wird im Slavenlande der deutsche Lehrer empfangen als ein frecher Eindringling; nur in Preußen blieb er Bürger und Herr des Bodens, den sein Volk der Gesittung gewann. Nach Jahrhunderten wieder ist das Grenzland eingetreten in den Staatsverband der deutschen Nation, enger denn jemals mit dem großen Vaterlande verbunden. Wie einst die vereinte Kraft des deutschen Ordens und der Osterlinge den Ruhm der Deutschen in den fernen Osten trug, so prangen heute, ein glückverheißendes Zeichen, die vereinten Farben Preußens und der Hansa im Banner unseres

neuen Reiches. Die militärischen und die bürgerlichen Kräfte deutscher Nation haben abermals einen festen Bund geschlossen, der so Gott will nie wieder sich lösen wird; und jener Kaiseraar, den die entlegene Mark in allen Stürmen der Zeit treu bewahrte, breitet wieder herrschend seine Schwingen über das deutsche Land. Ein Thor, wer nicht beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stätigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüthes sich zu stärken vermag. Kräftigen wir daran — was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Zufällen, den Thorheiten und Sünden des Augenblicks das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt. —

Bundesstaat und Einheitsstaat.*)

(Freiburg im Breisgau 1864.)

---

*) Wörtlich wieder abgedruckt aus der zweiten Auflage vom Herbst 1865.

Aus den Schwankungen der öffentlichen Meinung in den letzten Jahren tritt eine erfreuliche Erscheinung zweifellos hervor: ein sehr reizbares Gefühl für die Ehre des deutschen Namens ist in der Seele unseres Volkes rege. Doch es fehlt viel, daß diese unbestimmte Empfindung sich zu klarer Einsicht, zu festem Willen fortgebildet hätte. Während des letzten italienischen Krieges täuschte sich der nationale Instinkt auf unbegreifliche Weise über das Ziel, er hielt die Gewaltherrschaft des Hauses Lothringen in Italien für eine Ehrensache Deutschlands. In der neuesten schleswig-holsteinischen Bewegung war zwar das Ziel ein deutsches und hochberechtigtes, aber in der Wahl der Mittel sind die Patrioten selten glücklich gewesen. Wir sahen die Einen mit dem Vertrauen der Kinder an Höfe herantreten, deren Dasein auf dem Niederhalten des nationalen Gedankens beruht. Wir hörten Andere um sich werfen mit revolutionären Kraftworten, welche dann erst einen Sinn erhalten, wenn die Barrikaden bereits gebaut sind, heute jedoch, da den Massen jede revolutionäre Neigung fehlt, mit der vernichtenden Wucht des Lächerlichen zurückfallen auf die Redner. Sogar der Plan eines neuen Rheinbundes ward unverhohlen von Vielen gepredigt zur Rettung Deutschlands. In sehr weiten Kreisen offenbarte sich das sicherste Kennzeichen unreifer politischer Bildung: das leichtfertige Aendern der Ueberzeugung. Von besonnenen Männern der preußischen Partei ward plötzlich der Gedanke der preußischen Hegemonie als für immer unmöglich verworfen; und rasch, in jähem Wechsel, wie aus der Zaubertasche des Tausendkünstlers, stiegen immer neue, immer schattenhaftere Entwürfe empor. Das Nachtgevögel der Napoleonischen Zeit — die Trias, der Bund der Mindermächtigen, das Directorium, die längst todt geglaubten — erstanden aus dem Grabe: als könnte sich der welthistorische Plan, einem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, nach

den Enttäuschungen eines Winters richten! Niemals seit den Wiener Verträgen trat die unheilbare Fäulniß unseres Bundesrechts erschreckender an den Tag. In einer Lebensfrage unseres Volkes sahen sich die achtzehn Millionen Deutschen der Kleinstaaten zu schimpflicher Ohnmacht verurtheilt, jeder Möglichkeit gesetzlichen Wirkens beraubt. Das Wenige, was durch die Bewegung im Volke erreicht ward, stand in einem unerhörten Mißverhältniß zu dem Redepomp der Volksversammlungen. Ein Krieg ward geführt um die wichtigsten Interessen des deutschen Bundes, und der Bund ließ sein Schwert in der Scheide ruhen! Der größte Erfolg ist errungen, dessen Deutschlands auswärtige Politik sich seit fünfzig Jahren rühmen kann. Aber während in allen gesunden Völkern Angesichts glücklicher Kämpfe gegen das Ausland der innere Hader sich zu mildern pflegt, schauen wir eben jetzt die widerwärtigsten Ausbrüche des Hasses und des Neides. In demselben Jahre, da Preußens tapferes Heer unserem Vaterlande zwei köstliche Grenzlande erobert, erklären Männer, die sich Deutsche nennen, in erfreulicher Uebereinstimmung mit den Dänen und Engländern: Preußen sei aus Deutschland ausgeschieden! Wahrlich, die Verwirrung aller Begriffe hat ihren Höhepunkt erreicht. Die bisher von den Parteien der nationalen Reform gebrauchten Mittel sind als wenig wirksam erwiesen. Mit lauter Schadenfreude bezeichnet der Particularismus bereits die gesammte nationale Bewegung als ungefährlich. Eine abermalige Zersetzung der heute wirr durch einander gewürfelten, nur scheinbar versöhnten Parteien steht uns unvermeidlich bevor. Schroffe, unversöhnliche Gegensätze sind im deutschen Bunde wider die Natur zusammengeschweißt. Wer darf sagen, ob sie im heilsamen Kampfe, derweil es noch Zeit, auf einander platzen oder schlaff und träge sich dahinschleppen werden, wie einst in den unseligen Tagen des Religionsfriedens, bis sie ihre schöpferische Kraft verlieren und ein verspäteter Krieg, wie jener der dreißig Jahre, Elend über das Vaterland, Beute den Fremden bringt?

Solch eine Stunde der Verwirrung verbietet jeden Gedanken an augenblickliche Durchführung deutscher Reformen. Um so lauter mahnt sie, rückschauend mit historischem Sinne die Berechtigung jenes Ideales zu prüfen, welches für die große Mehrzahl der deutschen Patrioten den Mittelpunkt aller politischen Wünsche bildet. Ist der Plan, die deutschen Monarchien zu einem Bundesstaate zu vereinigen, möglich und eines großen Strebens werth? — Diese Betrachtung wird uns zu der Einsicht führen: so einfach und zweifellos, wie die bundesstaatlichen Theo-

retiker wähnen, ist der Weg nicht vorgezeichnet diesem schwer ringenden Volke. Wohl überkommt uns eine bittere Empfindung, wenn wir, weitab ins Thal verschlagen, uns gestehen müssen, der Kamm des Gebirges, den wir halb erstiegen wähnten, liege noch vor uns. Aber wir wissen auch: das muß ein niederes Ziel sein, das ein ungeübter Wanderer beim ersten Suchen mühelos ersteigt. Mancher jener gutmüthigen Selbsttäuschungen, welche heute die deutsche Luft verfinstern, werden wir entgegentreten. Doch wenn ein Sohn dieser jungen Tage von den Gebrechen seines Volkes redet, so kann ihm gar nicht in den Sinn kommen, nach der Weise der bösen alten Zeit seinen Witz zu üben an seinem Lande; ihm versteht sich ohne Worte, daß ein Deutscher zu sein unter allen Umständen ein Stolz und eine Freude ist. Ebenso wenig mag er nur daran denken, die Zeit, die wundervolle, zu lästern, darin wir gewürdigt sind zu leben. Leichter mögen wir unserem Leibe entfliehen als der Zeit, die uns gezeugt. Das haben wir zu allermeist gelernt an jenen frommen Eiferern, die mit dem Hochmuthe der Seligen die tiefe Verderbtheit unserer Tage schelten; eben ihr hoffärtiges Lästern beweist, daß sie selber angefressen sind bis ins Mark von einer unleugbaren Krankheit dieser großen Zeit, von der maßlosen Ueberhebung des Individuums.

I. Die Märchenwelt des Particularismus.

Wäre die Frage der deutschen Einheit einer jener Händel, welche durch Vernunftgründe gewonnen, durch Beweise verloren werden: nie hätte dann eine Sache so verzweifelt gestanden wie heute das Spiel des deutschen Particularismus. Nichts ist so unvernünftig, daß sich nicht ein Grund dafür finden ließe. So haben denn die Berechnung derer, welche wünschen müssen Deutschlands Ohnmacht zu verewigen, und jene deutsche Genügsamkeit, die auch das Unerträgliche sich zurechtzulegen weiß, mit erstaunlicher Empfindsamkeit im Wetteifer eine Welt von Mythen geschaffen, welche beweisen sollen, Deutschland sei von Anbeginn zur Zersplitterung verurtheilt. Aber die Trostgründe des Particularismus wollen Keinen mehr beschwichtigen, seine Schreckmittel wollen nicht mehr schrecken, und wenn er mit dreister Stirn die historische Nothwendigkeit der deutschen Kleinstaaterei behauptet, so lassen wir uns das Köstlichste

im Menschenleben, den Willen, nicht mehr aus der Geschichte hinwegstreiten. Was spätere Geschlechter eine historische Nothwendigkeit nennen, das war immer nur eine Möglichkeit, die erst durch den Willen und die Thatkraft der Nationen zur Wirklichkeit wurde, nur eine Combination von politischen Verhältnissen, welche die Schicksale der Handelnden zwar erleichtern oder erschweren, doch nimmermehr allein bestimmen konnte. Fast mit denselben Gründen, welche heute die Nothwendigkeit der Zersplitterung Deutschlands beweisen sollen, wird dereinst einem glücklicheren Geschlechte dargelegt werden, dies Land sei von Anfang an zur Einheit berufen gewesen. Durchwandern wir rasch die Fabelwelt des Particularismus; jeder halbwegs helle Kopf mag sie mit wenigen Worten beseitigen. Es ist unerläßlich, zunächst dies Gestrüpp hinwegzureuten, wenn wir freien Boden zur Verständigung gewinnen wollen.

Vergeblich sucht man das Bestehende im deutschen Bunde mit dem Schilde der Legitimität zu decken. Rechtliche Bedenken, wahrlich, sind es nicht, was die deutsche Nation verhindern kann, den wider Recht wiederauferstandenen Bundestag zu beseitigen. Die Vertheidiger des trägen Beharrens thäten wohl, sich endlich nach einem minder verschlissenen Schlagworte umzuschauen. Les rois s'ent vont — das ist das Wort eines Thoren, wenn es sagen will, unser Welttheil mit seiner monarchischen Geschichte strebe nach republikanischen Formen; doch es ist eine schneidende Wahrheit, wenn es bedeuten soll, der kindliche Glaube an die göttliche Berufung fürstlicher Geschlechter sei der gesitteten Welt für alle Zeit entschwunden. In allen Ländern ringt sich das werdende Staatsrecht einer neuen, menschlicheren Epoche an's Licht empor. Zur Wahrheit werden soll, auch in der Monarchie, der oberste Grundsatz des öffentlichen Rechts, daß jedem Rechte eine Pflicht entsprechen muß, daß in staatlichen Dingen kein wohlerworbenes Recht bestehen darf um eines Menschen, sondern allein um des Staates willen. Wer wähnt, diese Ideen, davon die moderne Menschheit sich nie mehr trennen kann, würden innehalten vor der deutschen Grenze? Das allein steht in Frage, ob die deutsche Nation selber die Kraft finden wird, diese Ideen in ihrem Staatsrechte zu verwirklichen, oder ob abermals, wie am Beginn unseres Jahrhunderts, den Fremden das Richteramt zufallen wird.

Es schreckt nicht mehr, wenn der Particularismus den Unitariern zuruft: Ihr wünscht die Revolution! — Niemand wünscht sie; schmerzlich genug hat dies Volk erfahren, was eine Umwälzung bedeutet. Aber wir sehen die Uebel des Bestehenden, das nicht zu Recht besteht, wachsen

und wachsen, also daß endlich nur ein kühner revolutionärer Entschluß Recht und Ordnung schaffen kann in diesem verfassungslosen Lande. Alle höher schlagenden Herzen preisen die Italiener und jene Verschwörung unter freiem Himmel, die das einige Italien gründete, und die Staatsmänner Preußens um die „Revolution im guten Sinne, geradeswegs hinführend zu dem großen Ziele der Veredlung der Menschheit," wodurch die Menschenwürde unseres vierten Standes anerkannt ward. Kein salbungsvolles Gerede juristischer Theologen wird unsere Nation hindern, einen ähnlichen Entschluß um ihrer Einheit willen zu fassen — sobald sie die Macht dazu besitzt. Und auch das Gespenst des Cäsarismus, womit man sie zu bedrohen liebt, wird sie nicht abschrecken. Als eine dauernde Staatsform ist die Herrschaft des Säbels bei dem Charakter unseres Volkes unmöglich; als ein Uebergangszustand ist sie ein schweres aber erträgliches Leiden, wenn sie die Einheit unseres Staates begründet.

Seltener — denn ein wenig Schamgefühl hat der Particularismus allmählich von seinen Gegnern entlehnt — etwas seltener wagt sich die Warnung hervor, ein deutscher Staat bedrohe die Ruhe und das Gleichgewicht Europas. Also aus zärtlicher Rücksicht auf fremde Völker soll diese Nation einer heiligen Pflicht entsagen, auf politisches Dasein verzichten? Johannes Müller und Heeren durften noch ungestraft den Deutschen Beschwichtigungsgründe dieses Schlages bieten; heute beginnt auch der bescheidenste Deutsche das Bettelhafte solcher Gesinnung zu begreifen. Und ist es denn wahr, was die Friedfertigen rühmen, der deutsche Bund habe den Frieden Europas erhalten? Vielmehr, der Friede erhielt ihn. Niemand bezweifelt, seine Verfassung werde beim Ausbruche des ersten allgemeinen Krieges rettungslos zusammenbrechen. Nicht eher wird der Welttheil dauernd zur Ruhe gelangen, als wenn die Mitte des Festlandes kräftig genug geworden, um den begehrlichen Neigungen der Nachbarvölker Halt zu gebieten; Eroberungspolitik wird das sich selber zurückgegebene Deutschland niemals treiben. Wohl sträubt sich die kurzsichtige nur den Augenblick erwägende Berechnung der Nachbarn heute wider diese Erkenntniß. Das aber kann ein großes Volk nicht hindern, die nächste günstige Weltlage zu benutzen zur Erfüllung seiner nationalen Pflicht. Nach der vollzogenen Umwandlung wird dann, wie immer wenn das Nothwendige vollbracht ist, die Welt sich bekennen zu der großen segensreichen Wahrheit: die Interessen der Völker sind harmonisch.

Nicht minder machtlos geworden ist ein anderer Trostspruch, daran man in den Tagen der alten romantischen Schule den feingebildeten Mann erkannte: man müsse die deutschen Dinge sich naturwüchsig, organisch entwickeln lassen. Wir wissen endlich, daß dies unglückliche Wort „organisch“ sich in der Politik immer da einstellt, wo die Gedanken aufhören. Es bethört uns nicht mehr, dies unwürdige Schlummerlied der Trägheit, das allzulange die deutsche Welt gemächlich eingewiegt hat. Schaut doch zurück um hundert Jahre auf die Staatenbünde der Niederlande und der Schweiz, auf unser eigenes heiliges Reich. Das, fürwahr, sind Staaten, die sich organisch entwickelten und entwickelten, bis die Gewalt des Fremden die verfaulten Trümmer höhnisch über den Haufen warf. So wahr ist es, daß jeder Staat des reformatorischen und, thut es noth, des durchgreifenden revolutionären Willens bedarf, soll nicht die Vernunft in ihm allmählich zum Unsinn werden. —

„Aber“, tröstet uns der Particularismus, „alles staatliche Gedeihen hängt am letzten Ende ab von der sittlichen Gesinnung der Bürger; unter Söhnen Eines Volkes muß es möglich sein, die Einigkeit zu erhalten, auch wenn die Einheit des Staates fehlt. Zudem ist die Macht unter den Gliedern des deutschen Bundes gar zu ungleich vertheilt, in jedem entscheidenden Falle also wird der überlegene Einfluß der größeren Bundesstaaten zu einer Entscheidung zwingen.“ — Wir kennen sie, jene Einigkeit. Sie hat den Rheinbund nicht verhindert, sie hat noch unter dem Schutze des deutschen Bundes Deutsche gegen Deutsche unter die Waffen gerufen. Wohl erhält auch der tüchtigste Staatsbau, wenn er besteht, Werth und Inhalt erst durch die lebendige Staatsgesinnung seiner Bürger; aber die Gründung unentbehrlicher Institutionen zu unterlassen im Vertrauen auf die Verträglichkeit der Nation, das ist die Meinung eines Kindes. Die schwerste Wunde aller Staatenbünde hat Washington wie mit einem Schlaglichte beleuchtet, da er, aufgefordert der particularistischen Willkür durch sein persönliches Ansehen zu steuern, das goldene Wort sprach: „Einfluß ist nicht Regierung.“ Nicht auf den Zufall bauen darf die nothwendige Ordnung des Staats. Und wenn die Particularisten uns über den preußisch-österreichischen Dualismus beruhigen wollen durch den Hinweis auf manche gleichfalls unlogische und dennoch erprobte Staatseinrichtung des Alterthums, auf die beiden Könige Spartas und die Consuln Roms: so wollen wir zur Ehre der Einsicht unserer Gegner annehmen, daß sie nicht glauben, was sie

reden. Hat die gemeinsame Regierung mehrerer verantwortlicher Beamten, die einander überzeugen und belehren können, irgend etwas gemein mit der Theilung des politischen Einflusses unter zwei Großmächte, die sich gegenüberstehen, unverantwortlich, erfüllt von jenem nothwendigen Staatsegoismus, der jeder Belehrung spottet?

Eine andere Tröstung des Particularismus konnte noch vor wenigen Jahrzehnten Deutschlands hellste Köpfe beschwichtigen; heute ist auch ihre Zeit dahin. In einem geistvollen Gespräche, das Goethe's herzliche Theilnahme für unser Land im schönsten Lichte zeigt, meinte der Dichter, darauf komme es an, daß die Koffer und die Waarenballen der Deutschen uneröffnet an allen unseren Grenzpfählen vorüberziehen. Ein gutes Wort für die Tage der Gründung des deutschen Bundes, aber ein sehr schlechter Trost für dies junge Geschlecht, dem die Seele schwillt von nationalem Stolze. Verachten würden wir uns selber, wenn je die Blüthe der Volkswirthschaft uns einen Ersatz gewährte für die Ohnmacht unseres Staates. Es besteht ein tiefsinniger Zusammenhang zwischen allen Theilen des Staatslebens. Jede Verbesserung auf einem Gebiete der Staatsthätigkeit vermindert nicht, nein, sie lockt und reizt das Verlangen nach Reformen auf anderen Gebieten. Das hat Fürst Metternich erfahren; vergeblich hoffte er durch den Lärm des Handels und Wandels den Ruf der Völker nach Freiheit zu übertäuben. Desgleichen wird jeder Post- und Zollvertrag zwischen den deutschen Staaten das Verlangen der Nation nach politischer Einheit immer aufs neue verstärken. Glaubt es dem Particularismus nicht, wenn er versichert, zur Ehre des deutschen Namens seien jene volkswirthschaftlichen Verträge geschlossen. Nicht national, kosmopolitisch vielmehr ist die Natur des modernen Verkehrs; unausbleiblich reißt er die Scheidewände nieder zwischen Volk und Volk. Seit dem preußisch-französischen Handelsvertrage ist die Volkswirthschaft des Zollvereins mit der französischen enger verbunden als mit der Production von Mecklenburg. Frage Jeder sich selber, ob ein so ungeheuerlicher Zustand das Einheitsverlangen der Nation beschwichtigen oder reizen muß. Auch wer als ein harter Manchestermann im Staate nur einen Hebel der Production erblickt, läßt sich durch die nationalökonomischen Tröstungen des Particularismus nicht mehr beruhigen. Wo dreißig Beamtenheere eine dreißigfach verwickelte Verwaltung leiten, da kann die Volkswirthschaft unmöglich jener Freiheit und Fülle genießen, die sie erreichen müßte in einem einigen Staate. Es wäre verlorene Mühe, mit Grün-

den der Sittlichkeit und des Ehrgefühls jene Phäaken zu bekämpfen, welche sich über die Ohnmacht des Vaterlandes mit dem süßen Bewußtsein trösten, daß in den Kleinstaaten die Steuern nur leicht auf dem Volke lasten. Das erste beste statistische Handbuch mag Jeden belehren, wie es in Wahrheit steht mit der vielgerühmten Wohlfeilheit der Kleinstaaterei. In Strelitz verzehrt der Hof 34, in der einen Linie des Hauses Reuß 35 % der Staatsausgaben. Für die Diplomatie bezahlt in Nassau der Kopf der Bevölkerung 5mal so viel als in Preußen, die Kosten der Finanzverwaltung sind ebendaselbst, verglichen mit den übrigen Regierungsausgaben, 7mal so hoch als in Preußen.

Vor ähnlichen Gründen bricht eine weitere Behauptung des Particularismus zusammen: Soll es uns nicht genügen, daß wir Eins sind in Schrift und Sprache, und alle Völker sich belehren an den Werken deutschen Geistes? Längst begraben ist jenes staatlose Geschlecht der Deutschen, das sich gemächlich an den Gedanken gewöhnte, als eine Genossenschaft von Denkern, Sängern und Schulmeistern, wie die versinkenden Hellenen, zu stehen unter den mächtigen Völkern. Jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken — Alles, Alles, was den Ruhm deutschen Geistes verkündet, ist heute ein Apostel des Einheitsgedankens, mahnet, die Einheit, die in der Welt des Denkens besteht, auch im Staate zu schaffen, verschärft den Schmerz, daß bei so großer Tüchtigkeit der Einzelnen unser Volk als Ganzes von den Fremden verspottet wird.

Solche Warnungen und Beschwichtigungsversuche des Particularismus werden verstärkt durch sogenannte historische Beweise. Seht auf die Karte, ruft man. Wo ist Deutschlands natürlicher Mittelpunkt? Die Natur selber hat uns zu ewiger Zersplitterung bestimmt. Auf solche Weisheit hat schon der Hellene das männliche Wort erwidert: „nicht das Land hat den Menschen, der Mensch hat das Land." Das von der Natur in zahllose kleine Bergländchen zerklüftete Unteritalien war Jahrhunderte lang ein großes Königreich, während in der oberitalienischen Ebene, die eine geographische Einheit bildet, eine Fülle von Kleinstaaten bestand. Auch unsere Väter sind nicht des Glaubens gewesen, der Mensch stehe als ein willenloses Wesen seinem Lande gegenüber; sie haben ein Reich der Wälder und der Sümpfe, das die Natur den Thieren und eichelessenden Barbaren bestimmt zu haben schien, verwandelt in die lichte Stätte eines reichen Culturvolks. Desgleichen

rühmen wir andere Völker, weil sie ihre Staatseinheit errangen trotz ungünstiger geographischer Verhältnisse. Wo ist Spaniens natürlicher Mittelpunkt? Und dennoch vermochte ein kraftvolles Fürstenpaar in dem Zeitraume Einer Regierung vier stolze Königreiche zusammenzuschweißen zu jenem spanischen Reiche, das den Jahrhunderten getrotzt hat. — Der Particularismus sagt sehr richtig: es giebt keine „natürliche" Hauptstadt Deutschlands, keine deutsche Stadt, welcher alle anderen neidlos den Vorrang zugestehen. Sicherlich; aber den möchte ich doch sehen, der mir beweist, daß München, Darmstadt, Bückeburg natürliche Hauptstädte sind. Eine Hauptstadt, die von Anbeginn auch von den entlegenen Provinzen als die natürliche und nothwendige begrüßt wird, mag sich der Particularismus auf den Inseln der Seligen suchen. Ist das die Weise, wie entschlossene Männer über die Zukunft ihres Volkes denken? Die Logik ernsthafter Patrioten muß vielmehr also lauten: wir brauchen eine Hauptstadt, wenn nicht die Einheit unseres Vaterlandes eine Phrase für Knaben bleiben soll. Mag immerhin die Entscheidung manche Interessen verletzen: laßt erst Jahrzehnte lang die politischen Kräfte Deutschlands auf Einer Bühne sich üben, die hervorragenden Geister unseres Volks in einem Mittelpunkte sich zusammenfinden — und es wird erfolgen, was vor allen Werken von echter Größe geschieht: an dem Vollbrachten wird die Welt gar nichts zu staunen finden. Auch London und Paris sind erst als Hauptstädte mächtiger Staaten geworden was sie sind.

Wir gelangen jetzt zu dem theuersten, heiligsten Satze der Particularisten, den sie wie ein Kleinod hüten und nach allen Seiten hin glitzern lassen. Er lautet: Wir leben in dem gelobten Lande der Decentralisation; mag solcher Zustand manches Uebel mit sich führen, tausendmal besser doch, als wenn wir in das eintönige, alles frische Leben aufsaugende Einerlei centralisirter Staaten verfielen! Das Wort gilt als unzweifelhaft und hat bereits eine Welt von Phrasen aus sich erzeugt. Ich aber meine, nie ist eine gröbere Unwahrheit gesagt worden, als die Behauptung, Deutschland sei das Land der Decentralisation. Die Wahrheit ist: unsere Staaten kranken an den meisten Uebeln der Centralisation, ohne einen einzigen ihrer Vorzüge zu besitzen. Wir können nicht wie Frankreich mit kühnem Entschluß die besten Kräfte des Vaterlandes rasch auf Einem bedrohten Punkte versammeln. Dennoch ist unsere Verwaltung nicht volksthümlich wie jene der Schweiz, sondern noch steht fremd und unvermittelt die Selbstverwaltung unserer Gemein-

den neben dem monarchischen Beamtenthume. Von dreißig unnatürlichen kleinen Mittelpunkten aus wird das Volk regiert, geleitet mit einer väterlichen, Alles bevormundenden Vielgeschäftigkeit, die in vielen Kleinstaaten keinem Gastwirth an der Grenze gestattet ein Vogelschießen zu halten, bevor die Landesregierung ihren Segen dazu gesprochen. So steht es mit der gepriesenen Decentralisation Deutschlands! Der nationale Liberalismus will jene dreißig kleinen Mittelpunkte beseitigen, die Leitung unseres Landes nach außen und die gesammte Gesetzgebung an Einer Stelle vereinigen, dagegen den Grundsatz der Selbstverwaltung auch in die Kreise und Provinzen einführen. Also soll Deutschland, gleich dem englischen Staate, die Vortheile der Centralisation und der Decentralisation zugleich genießen, derweil wir heute fast nur die Schattenseiten beider kennen. Die natürlichen Fehler großer Staaten lassen sich mildern durch eine weise Organisation der Verwaltung, die Mängel der Kleinstaaterei sind unheilbar.

Noch thörichter als die Angst vor der übermäßigen Centralisation des deutschen Staates ist die Furcht, in dem geeinten Deutschland werde verschwinden jene wunderbar gleichmäßige Vertheilung der Volkscultur, darum die Welt uns mit Recht beneidet. Meint man im Ernst, das Ergebniß einer tausendjährigen Culturentwicklung lasse sich durch Eine politische Veränderung vernichten? Die Centralisation des französischen Staats hat allerdings die Provinzen geistig verödet, aber nicht der erste Consul, nicht Richelieu hat sie geschaffen; seit mehr denn einem halben Jahrtausend, seit den Legisten Philipp's des Schönen, ward sie von allen Lenkern Frankreichs mit wundervoller Planmäßigkeit großgezogen. Was also in einem romanischen Volke durch sechshundertjährige Arbeit einer übermächtigen Staatsgewalt zur Freude der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen gelang, das sollte möglich sein bei uns, die wir jene sechshundert Jahre in politischer Zersplitterung durchlebt haben — bei uns Germanen mit unserem unausrottbaren Drange nach Unabhängigkeit und individueller Ausbildung? Noch hat Niemand das deutsche Land genannt, dessen Cultur gelitten hätte, seit seine politische Selbständigkeit verging. Wie herrlich sind Köln und Nürnberg emporgeblüht, seit sie zu Provinzialstädten herabsanken! Also, in Preußen und Baiern hat die künstliche Zusammensetzung des Staates zu sehr straffer Centralisation gezwungen; dennoch ist die Eigenthümlichkeit der Cultur der Provinzen unversehrt geblieben. Um wie viel minder ist für ganz Deutschland eine Alles verschlingende Hauptstadt möglich! Wahrlich,

die centripetalen Kräfte sind es nicht, was wir zu fürchten haben. Dank einer wirrenreichen und dennoch großen Geschichte ist jeder Gau, jede Mittelstadt bei uns eine bestimmte Cultur-Persönlichkeit mit ausgeprägter Eigenart der Bildung, die heute unverlierbar feststeht. Nur in den Residenzen ist jene Fülle geistigen Lebens, deren unsere Städte sich rühmen, abhängig von dem Fortbestande der Zertheilung Deutschlands. Auch unter ihnen verdanken einige ihre Blüthe nicht dem Hofe, andere, die öden Wohnplätze langweiliger und gelangweilter Leutnants und Geheimer Räthe, sind schon heute für die Cultur unseres Volkes werthlos. So bleibt nur eine sehr geringe Zahl von Städten übrig, wie München und Stuttgart, wo mit dem Falle der Kleinstaaterei ein eigenthümliches Culturleben zerstört werden müßte. Wie die ausdrucksvolle Kraft, die durchgearbeitete Schönheit der Züge des Mannes sich nicht vereinigen läßt mit den zarten Händen, den hellen Augen des Kindes, so gehen einzelne Vorzüge des kleinstaatlichen Daseins im nationalen Staate unvermeidlich verloren. Nur wer muthlos nach Vorwänden sucht um keinen Entschluß zu fassen, wird sein Urtheil über eine Lebensfrage unseres Volks durch die Rücksicht auf das Schicksal weniger Residenzen bestimmen lassen.

Hier tritt uns ein anderer Lieblingssatz des Particularismus entgegen, der, Dank der kleinstaatlichen Begeisterung unserer Cultusministerien, bereits Eingang gefunden hat in die Geschichtsbücher der Schulen: die Behauptung, nur in Kleinstaaten erreiche die Geistesbildung ihre vornehmste Höhe. Wer Kunde hat von der Neigung historischer Dilettanten, örtliche Erfahrungen leichtfertig zu generalisiren, der wird eine so allgemeine Behauptung nur mit tiefem Mißtrauen anhören. Als William Temple den Staatenbund der Niederlande schilderte, war Amsterdam der erste Markt der Welt, die Handelsgröße der deutschen und italienischen Städte lebte noch in frischer Erinnerung, und alsbald stand dem geistreichen Diplomaten der Satz fest, England und Frankreich könnten schwerlich jemals die Handelsherrlichkeit der Niederlande erreichen, nur in Kleinstaaten entfalte der Verkehr seine edelste Blüthe. Wer kann das heute ohne Lächeln lesen? Und ist der Glaube an den der geistigen Bildung günstigen Zauber der Kleinstaaterei etwa besser begründet? — Gleichviel ob die Völker in großen oder in kleinen Staaten lebten, das normale Verhältniß war bei allen Nationen dieses, daß ihnen die Kunst eine goldene Frucht an dem Baume staatlichen Ruhmes reifte. Als das vornehmste Zeichen der Gesundheit und harmonischen

Größe der englischen Geschichte bewundern wir, daß die großen Tage der englischen Kunst immer mit den Höhepunkten der politischen Entwicklung zusammenfielen. So stehen untrennbar neben einander: Chaucer neben dem schwarzen Prinzen, Spenser und Shakespeare neben der jungfräulichen Königin, Milton neben dem Protector, die geistvollen, lebenswahren Prosaisten unter Königin Anna neben den Besiegern Ludwig's XIV., Byron und Scott endlich neben den Bekämpfern Napoleon's. Ebenso hat in Athen, unter Spaniern, Franzosen und Niederländern, in den reichen, hochangesehenen, seegewaltigen Kleinstaaten Italiens die Kunst dann am kühnsten die Schwingen geregt, wenn eine stolze Freude an der Macht und Fülle seines Staates dem Volke die Seele schwellte. Dieselbe Erscheinung tritt uns in unserer eigenen Vorzeit entgegen, in den Tagen der Staufer und wieder beim Niedergange des Mittelalters, da in reichen kriegerischen Communen die gothische Baukunst emporblühte. Auch von dem staatlichen Leben gilt das feine Wort, daß der Mensch mit seinen Zwecken wächst. Wenn ein Staat ein reiches Maß politischer Freiheit gewährt oder in den großen Verhältnissen des Weltverkehrs regsam mitteninne steht — mit einem Worte, wenn ein Staat seinen Bürgern einen weiten geistigen Gesichtskreis eröffnet, dann darf er in der Regel erwarten, daß in seinem Schooße sich der Adel echter Bildung entfalten werde. Und daß, soweit das geistige Leben sich fördern läßt durch äußere Mittel, der reiche mächtige Staat einen Vortheil voraus hat vor dem armen, bedarf nicht erst des Beweises. In armen, ohnmächtigen, unfreien Kleinstaaten ist, soweit die historische Erinnerung der Menschen reicht, eine freie, menschliche Kunst nur einmal aufgewachsen: in der neueren deutschen Geschichte. Noch bleibt zu entscheiden, ob solche Herrlichkeit möglich ward, weil oder obgleich Deutschland zerspalten und zerrüttet war. Mir scheint das Letztere ganz unzweifelhaft. Wir werden den edelsten und eigensten Zug des deutschen Charakters, den verwegenen Idealismus, dann erst ganz verstehen, Lessing und den Männern von Weimar dann erst nach Gebühr danken und ihre reine Größe völlig würdigen, wenn wir gedenken, wie sie einem verschüchterten Geschlechte mißhandelter Kleinbürger zuerst die Seele erfüllten mit freien, menschlich heiteren Empfindungen. Unvergessen bleiben sollen die Verdienste einzelner hochsinniger Fürsten der großen Literaturepoche; für unsere Kunst im Ganzen und Großen gilt unbestreitbar das Geständniß Schillers: keines Medicäers Güte lächelte der deutschen Kunst. Aus den Tiefen der

eigenen Brust und aus den Werken des Alterthums schöpften jene Helden des Geistes den Muth, ihr Volk zu Menschen zu erziehen in einem vornehmen Sinne, den die Fremden kaum verstehen. Die Einwirkung der politischen Verhältnisse Deutschlands auf die Werke der Classiker war die oberflächlichste, sie läßt sich fast nur an den Schattenseiten derselben erkennen. Wie vordem die Reformation in Folge der Zertheilung Deutschlands mit einem halben Erfolge sich begnügen mußte, so ist es auch den großen Tagen von Weimar, Dank der Kleinstaaterei, nicht gelungen, den Deutschen eine nationale Bühne zu gründen, wie Franzosen und Briten sie besitzen. Und verletzt uns selbst in den schönsten Werken jener goldenen Zeit dann und wann eine unsichere, fast unmännliche Empfindung, so finden wir die Erklärung allein in dem elenden Zustande des deutschen Staatswesens, der ein festes Selbstgefühl der Nation, also auch des einzelnen Menschen, nur mühsam gedeihen ließ. Doch schlage man das Verdienst der deutschen Dynastien um die Kunst vergangener Epochen noch so hoch an: die Literatur der Gegenwart dankt unseren Höfen ohne Zweifel nicht viel mehr als gar nichts. Ihre hervorragenden Talente leben zumeist in offenem Kampfe mit den bestehenden politischen Verhältnissen; die Blüthe unserer Hochschulen ist von der Souveränität der Dynastien heute völlig unabhängig. Die großen Verdienste der bairischen Könige Ludwig und Max heben diese Regel nicht auf. Und wie mag man noch von der culturfördernden Macht der Kleinstaaterei reden, da Preußen unter höchst ungünstigen Verhältnissen, in Ländern einer sehr jungen Cultur und trotz der schweren Opfer, welche der Staat für die Landesvertheidigung verlangen muß, eine blühende Volksbildung großgezogen hat, welche der Gesittung in den Kleinstaaten sicherlich ebenbürtig gegenübersteht? Liegt es nicht vielmehr vor Augen, daß die Geistesbildung durch Deutschlands politische Zersplitterung gehemmt wird? Wie groß und durchschlagend sind die schriftstellerischen Erfolge bedeutender Köpfe in Frankreich und England, und wie manches deutsche Talent ist zu Grunde gegangen, weil es in diesem zersplitterten Volke so gar schwer fällt gehört zu werden! Oder man schaue auf unsere periodische Presse! Rechnen wir alle guten Gedanken zusammen, welche die Unzahl unserer periodischen Blätter in Umlauf setzt, so mag die Summe dem geistigen Gehalte der englischen Presse nicht allzuweit nachstehen. Und doch übt unzweifelhaft die englische Presse einen unvergleichlich größeren bildenden Einfluß auf das Volk: wenige bedeutende Blätter sind eben eine ganz andere

sittliche und politische Macht als das sprichwörtlich gewordene deutsche Winkelblätter-Elend.

Man ruft uns zu: Danken wir nicht der Zersplitterung Deutschlands die schöne Mannichfaltigkeit unseres politischen Lebens? So meinte schon Heeren: wenn der Deutsche in seinem Vaterlande Republiken neben Monarchien sieht, so mag er sich des freuen, es wird ihn bewahren vor der Einseitigkeit des politischen Urtheils. Wahrlich, jene Einseitigkeit, die Heeren verwirft, ist nichts Anderes als die nothwendige, heilsame Befangenheit, welche jedem handelnden Menschen anhaftet. Es bleibt immerdar unmöglich, zugleich zu wollen und nicht zu wollen, obgleich die Deutschen in jener Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, welche das entschlossene Handeln verhindert, allerdings Großes leisten. Wer für das parlamentarische Königthum kämpft, kann nicht zugleich für die Republik und den Absolutismus wirken. Das also wäre die Bestimmung unseres großen Vaterlandes: den Studirenden der Staatswissenschaft als eine reichhaltige Sammlung von Modellen und Lehrexempeln zu dienen?! Als solche Meinungen vor einem halben Jahrhundert zuerst geäußert wurden, legten sie ein Zeugniß ab für die harmlose Naivetät der Zeit; wer sie heute nachspricht, macht sich schuldig der frivolen Mißachtung seines Vaterlandes. Gewiß, aus jener Fülle politischer und socialer Gegensätze, welche Deutschland umschließt, kann sich dereinst ein sehr reiches und vielgestaltiges Staatsleben erheben, wenn sie erst zu einem Reiche verbunden sind und auf einer gemeinsamen Bühne, wie schon einmal im deutschen Parlamente, sich versammeln, sich ergänzen und versöhnen. Heute, da jene Gegensätze politisch unverbunden neben einander stehen, erzeugen sie nur eine Welt von beschränkten örtlichen Vorurtheilen, im Oberlande jene stumpfe Binnen-Politik, die gar kein Auge hat für die welthistorische Macht des Meeres, in den Hafenplätzen jenes heimathlose Weltbürgerthum, das nichts hören will von der Erziehung des nationalen Gewerbfleißes. Wieder ist eine große Zeit der Verbrüderung der Menschheit über die Welt gekommen. Der Traum des Columbus, die uralte Gesittung Hinterasiens mit der europäischen Menschensitte zu verbinden, wird vor unseren Augen zur Wahrheit; die Südsee ist im Erwachen, sagt ein stolzes Wort. Und wieder wie beim Beginne der neuen Zeit sind es andere, mächtigere, einige Völker, welche dem Weltverkehre die neuen Bahnen brechen; den Deutschen ist nur gestattet, bescheiden in der Ferne den Spuren der Fremden zu folgen. Noch mehr, Millionen unseres Volkes, sogar aus hochgebildeten Stän-

den, hören mit stumpfer Verwunderung, wenn Einer als eine Schmach und ein Unglück beklagt, daß die Deutschen in den allerwichtigsten Fragen der modernen Staatskunst zur Rolle des Dieners, des Leidenden verurtheilt sind. Und einem Volke, dessen ungeheure Mehrheit so kläglich befangen ist in engherzigen binnenländischen Begriffen, einem solchen Volke wagt der Particularismus nachzurühmen, es zeichne sich aus durch die Vielseitigkeit seiner politischen Gesichtspunkte!

Nur noch schüchtern ertönte vor Kurzem ein anderes Schlagwort, das die Liberalen der dreißiger Jahre gern im Munde führten, die Behauptung, die Kleinstaaterei vernichten heiße Deutschlands Freiheit zerstören. Die Souveränität des Fürstenhauses ist nicht gleichbedeutend mit der Freiheit des Volkes, und eine Gewaltherrschaft im kleinsten Raume drückt am schwersten — diese trivialen Wahrheiten begannen endlich auch dem Blödesten einzuleuchten, da eine herbe Erfahrung sie alltäglich bewährte. Erst in dem Taumel der Orgien, welche neuerdings der preußenfeindliche Particularismus feiert, ist diese Phrase wieder aufgelebt. In allen Föderationen hat das hohe Wort Freiheit zum Deckmantel der schamlosen Selbstsucht dienen müssen: selbst die Aristokraten der Südstaaten Nordamerikas beschönigten ihren Abfall mit demokratischen Redensarten. Auch in Deutschland weiß der Particularismus den liberalen Widerwillen gegen die gegenwärtige preußische Regierung für seine Zwecke auszubeuten, und noch immer wollen beschränkte Köpfe nicht einsehen, daß das demokratische Feldgeschrei „erst Freiheit, dann Einigkeit“ ein Unsinn ist, denn es bedeutet: „erst staatliche Rechte, dann ein Staat“. — Einzelne harmlose Seelen begnügen sich mindestens mit dem kümmerlichen Troste: „Daß in dreißig Staaten gleichmäßig schlecht regiert werde, ist unmöglich, also muß sich ein Asyl für unsere freien Köpfe irgendwo in Deutschland jederzeit finden. Wenn Deutschland Einen Staat bildete, wäre die Möglichkeit allgemeiner Knechtschaft gegeben!“ — Kein Engländer, kein Franzose, der sich von solchen Reden nicht mit tiefem Ekel abkehren würde. Sie sind das würdige Stichwort jenes marklosen Philisterthums, das während der deutschen Revolution sich in der Prahlerei gefiel: wir wollen lieber freie Sachsen sein als deutsche Sklaven! Und zu allem Ueberfluß ist jener ärmliche Vergleich falsch gestellt. So vielmehr steht die Frage: ist ein einiger und volksfreier deutscher Staat vorzuziehen dem gegenwärtigen Zustande, der allenfalls in einem Winkel des Vaterlandes ein Asyl der Freiheit gestattet? Dies und nichts Anderes ist

die Frage; denn gelänge jemals unserem Volke das ungeheure Werk, die Gründung der Staatseinheit, so könnte ihm das ungleich leichtere, die Sicherung der parlamentarischen Institutionen, auf die Dauer nimmermehr fehlschlagen.

So kehren wir von allen Seiten her immer zu demselben Ergebniß zurück: Deutschlands Zersplitterung gereicht heute weder dem Wohlstande noch der Bildung, weder der Freiheit noch irgend einem anderen berechtigten Interesse unseres Volkes zum Vortheile. Der Particularismus muß sich zu seiner letzten traurigen Ausflucht wenden: „Dies Volk ist einmal unglückselig von Natur, nie wird der Hader seiner Confessionen, der angeborene Widerwille seiner Stämme die staatliche Einheit gestatten.“ — Der Hader unserer Confessionen, die längst gelernt, in paritätischen Staaten sich zu vertragen?! Der natürliche Widerwille jener wunderbaren „Stämme,“ der Hessen-Darmstädter, der Badener, davon die Ethnographen nichts ahnten, bevor Napoleon sie schuf?! Wäre den Stammesherzogthümern des Mittelalters geglückt sich zu behaupten, dann freilich ständen heute wenige kräftige Mittelstaaten, schroff geschieden durch Stammesart und Sitte, in Deutschland einander gegenüber. Aber ein gnädiges Geschick hat diesen naturwüchsigen Particularismus zerstört. Nirgendwo in Deutschland fallen heute die Stammesgrenzen mit den politischen zusammen, im preußischen Staate sind, außer dem bairischen, bereits sämmtliche deutsche Stämme vertreten, und Dank dieser bunten Vermischung ist unser Volk in Sitte und Sprache das einheitlichste der großen Culturvölker Europas geworden. Zwar im Süden empfängt der gemeine Mann den Norddeutschen mit unverhohlenem Widerwillen, und in einzelnen abgelegenen Gegenden des Nordens, in Mecklenburg und Schleswig-Holstein, wird Jeder, der südlich von Hamburg daheim ist, als ein windiger Süddeutscher mißtrauisch angesehen. In den verkehrsreicheren Distrikten von Nord- und Mitteldeutschland sind solche Vorurtheile doch schon so gründlich zerstört, daß man in Berlin und Leipzig kaum noch nach der Heimath eines Mannes sich zu erkundigen pflegt. Erst in der Fremde, wo der Mecklenburger sich leicht und herzlich dem Schwaben anschließt, derweil der Pariser an dem Bretagner, der Engländer an dem Schotten kalt vorübergeht, dort erst pflegt der Deutsche ganz zu verstehen, wie innig die geistige Gemeinschaft unserer Stämme ist. Es ist wahr, in einem Volke von so strengem Ordnungssinne wie das deutsche, lebt unausrottbar das Bedürfniß, den Staat, der uns umschließt, zu achten und hochzuhalten.

Darum ist auch in den Kleinstaaten jüngsten Ursprungs ein gewisser badischer, nassauischer, darmstädtischer Particularismus entstanden. Aber gerade die Thatsache, daß diese Bruchtheile deutscher Stämme mit anderen Stammestheilen so rasch zu einer Staatsgesinnung zusammenwuchsen, berechtigt zu der Erwartung, es werde eine abermalige Veränderung der Landesgrenzen im Sinne der nationalen Einheit, wenn die ersten Mißhelligkeiten des Uebergangszustandes überwunden sind, nur auf geringen Widerstand der Bevölkerung stoßen.

Nein, die Zersplitterung Deutschlands wird aufrecht erhalten nicht durch den Stammeshaß der Deutschen, sondern allein durch das Interesse der Höfe und ihres Anhanges und durch die Trägheit und Unentschlossenheit der Nation. Wir stehen, wie die Schweiz und die Niederlande in den Tagen der französischen Revolution, vor einem jener verhängnißvollen Wendepunkte der Geschicke, wo Alles möglich scheint, weil die Herrschenden allein ernstlich wünschen das Bestehende zu erhalten. Aber hinter dem dynastischen Particularismus drohen die den Kronen allein vereidigten Heere, droht das ganze Rüstzeug der organisirten Staatsgewalt. Es muthet uns an wie eine Posse, wenn wir das Arsenal der Vernunftgründe des Particularismus durchmustern und überall auf schartige Waffen und geborstene Schilde stoßen. Allein er bedarf der Gründe nicht, er freut sich der Macht, und dieser gewaltigen Macht haben die Patrioten vorläufig sehr geringe Mittel entgegenzusetzen. Nur unerträgliche, stündlich quälende Leiden erfüllen ein Volk mit jener großen politischen Leidenschaft, die rettende Entschlüsse gebiert. Die Mißregierung, darunter Deutschland krankt, ist nicht so grausamer Art, um einen nachhaltigen Haß zu entzünden. Von allen traurigen Folgen der Zersplitterung unseres Vaterlandes empfindet der gemeine Mann nur eine lebhaft: die wirthschaftliche Unfreiheit. Auch der Handwerker murrt, daß er nach England oder Frankreich ziehen muß, wenn er frei seinen Wohnsitz, sein Gewerbe wechseln will. Unsere schwersten Leiden aber sind sittlicher Natur; die Fassungskraft der Menge versteht sie kaum. Ganz wohlmeinende, leidlich gebildete Männer fragen alles Ernstes: wo ist es denn, das vielbeklagte deutsche Elend? Und wir mögen ihnen darum nicht grollen. Daß es eine Schande ist, wenn die Meinung eines hochgesitteten Volkes von 18 Millionen im Rathe Europas nicht das Gewicht einer Feder in die Wagschale legen darf — diese Erkenntniß erschließt sich dem großen Haufen gemeinhin erst dann, wenn er bereits in der Schule eines großen Staates gelernt

hat, was nationales Ehrgefühl sei. — Dem Deutschen gereicht zur Freude, daß jenes unseligste sociale Leiden, daran alle Culturvölker kranken, uns nur milde heimsucht. Die Kluft, welche das Denken und Empfinden der Gebildeten von dem Geistesleben der Masse trennt, ist in Deutschland noch nicht allzugroß, wir rühmen uns einer im edlen Sinne demokratischen Gesittung. Dafür ist die politische Bildung überaus ungleich vertheilt. Die Menge ahnt kaum, welche Sorgen dem denkenden Patrioten die Tage verdüstern; die Partei der nationalen Reform hat noch keinen starken Rückhalt an den Massen. Allerdings wurde die deutsche Revolution des Jahres 1848 sehr wesentlich mitbewirkt durch den Zorn der Nation über den Bundestag. Aber jene Ueberreste des Feudalismus, welche damals in erster Linie die Bewegung der Massen hervorriefen, sind seitdem größtentheils beseitigt. Der Schmutz und Schlamm, den die Wogen der Revolution heranwälzten, hat den Mittelstand mit tiefem Widerwillen gegen jede Ruhestörung erfüllt, und wer darf sagen, ob unser Volk je den heroischen Muth finden wird zu einer Erhebung für die Idee der deutschen Einheit? So schleichen die deutschen Dinge trägen Ganges weiter. Indessen wird die große Lüge des deutschen Bundesrechts von Tag zu Tag verlogener, und über dies edle Volk kommt langsam eine politische Entsittlichung, deren ganzen Umfang sich nur Wenige redlich eingestehen. Betrachten wir die vornehmsten Symptome dieser schleichenden Krankheit, bevor wir die Mittel der Heilung prüfen.

II. Die politische Entsittlichung der Nation.

„Eine Nation ohne eine nationale Regierung ist ein entsetzliches Schauspiel" — dies Wort Alexander Hamilton's über den unfertigen Staatenbund der Nordamerikaner trifft auf unser Land in vollem Maße zu. Denn — vergeblich sträubt sich das nationale Schamgefühl wider das demüthigende Eingeständniß — Deutschland ist lediglich ein geographischer Begriff, unser Volk ist mediatisirt, hat staatsrechtlich gar kein Dasein. Der Russe, der Chinese erfreut sich doch des ärmlichen Rechts, dem weißen Czaren, dem Sohne des Himmels zu gehorchen, und steht also, wenn auch nur leidend, in einem rechtlichen Verhältnisse zu seinem nationalen Staatswesen. Wir aber sind staatsrechtlich nicht

Deutsche (die Bundesgesetze kennen dies Wort gar nicht), sondern Homburger, Waldecker, Hannoveraner, denen der Landesherr, wenn es ihm beliebt, einzelne Beschlüsse des Bundestags als bindende Landesgesetze mittheilt. Deutschland wird im verwegensten Sinne unverantwortlich regiert, seine höchste Behörde ist sogar dem Einfluß der öffentlichen Meinung weniger ausgesetzt als ein absoluter König. Jedes Collegium trägt nur eine beschränkte Verantwortlichkeit; vollends eine Versammlung abhängiger, nach Instructionen stimmender Gesandter, eine Centralgewalt, die unter den Einzelstaaten steht, wird kein Einsichtiger wegen ihrer Beschlüsse zur Rede stellen wollen. Ein geistreicher preußischer Staatsmann hat sie treffend den Indifferenzpunkt der deutschen Dinge genannt. Und wieder, die Regierung des Einzelstaats hat mindestens den Schein des Rechts für sich, wenn sie sich weigert, allein die Verantwortung zu tragen für die Beschlüsse des Bundestages. So ist sogar die Discussion über die deutsche Politik ein Luftkampf geworden; die Nation steht in keinem rechtlichen oder sittlichen Verhältnisse zu ihrem Gemeinwesen. Mit diesem einen Worte ist für jeden Mann von nationalem Ehrgefühle Alles gesagt. Es bedarf kaum noch der kläglichen Erinnerung, daß dies große kriegerische Volk, gleich einem in der Völkergesellschaft nur geduldeten Kleinstaate, grundgesetzlich zu einer rein defensiven Haltung verurtheilt ist; denn — unnatürlich wie die deutschen Dinge liegen — ist diese ungeheuerliche Bestimmung vielleicht als ein Glück zu betrachten, sie erschwert mindestens die Ausbeutung deutscher Kräfte für undeutsche Zwecke.

Jedermann weiß, eine Bundesverfassung besteht nicht, sondern lediglich die Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung sind auf dem Wiener Congresse vereinbart und später nur in sehr wenigen Punkten ausgeführt worden. Seit fünfzig Jahren nun erträgt die Nation einen großen politischen Taschenspielerstreich, sie erträgt, daß diese Grundzüge einer künftigen Verfassung mit der feierlichen Miene des Augurs ihr ins Angesicht für die Verfassung selber erklärt werden. Alle politischen Begriffe sind in diesem Chaos von den Anarchisten im Reich auf den Kopf gestellt worden. Uns, die wir als gute Bürger die Ordnung, den Gehorsam, eine angesehene nationale Staatsgewalt fordern, zeiht man der revolutionären Gelüste. Alljährlich sehen wir jene Grundzüge, die man Verfassung nennt, von unseren Staaten mißachtet, übertreten. Zu wiederholten Malen, in feierlichster Form, sind sie von unseren

Dynastien für gänzlich unbrauchbar und verkommen erklärt worden, um dann, rasch wie man eine Hand umkehrt, wenn der Versuch der Reform gescheitert war, wieder als der Grundpfeiler der staatlichen Ordnung bezeichnet zu werden. Schon kurz nach der Stiftung des Bundes waren alle Regierungen von seiner Nichtigkeit im Stillen überzeugt. Auf den Wiener Conferenzen vom Jahre 1820 brachen die Minister und Gesandten einstimmig in helles Gelächter aus, als der Vorschlag laut ward, dem Bundestage die Fürsorge für unsere Handelsangelegenheiten zu übertragen. Solche Meinung blieb unverändert bis zu dem Frankfurter Fürstentage, da der Kaiser von Oesterreich sein Urtheil über das Bundesrecht in dem Satze zusammenfaßte: „der status quo ist schlechthin chaotisch.“ Unser Bundesrecht ist eine große fable convenue, nicht minder unwahr als weiland das heilige Reichsrecht. Auch Reinkingk und die correcten Reichsjuristen der alten Zeit beriefen sich auf den Buchstaben des Rechts, wenn sie das Deutschland des westphälischen Friedens für eine Monarchie ausgaben. Desgleichen sind die heutigen Staatsrechtslehrer theoretisch nicht zu widerlegen, wenn sie von dem deutschen Staatenbunde reden. Und doch spricht die Erfahrung jedes Tages ihren Lehren Hohn. Der deutsche Bund ist in Wahrheit ein Nebeneinander souveräner Fürsten, welche in Fällen äußerster Noth, vornehmlich wenn es gilt die liberalen Bestrebungen der Nation niederzuhalten, zu einer vorübergehenden, je nach Umständen losen oder festen Allianz zusammentreten oder, wie Kaiser Franz Joseph sagte, „nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen neben einander fortleben.“ Der ganze Werth des Bundesrechts besteht in der Idee, welche, obwohl bis zum Unkenntlichen verhüllt, ihm zu Grunde liegt, in dem Gedanken, daß das tausendjährige Gemeinwesen unserer Nation doch in irgend einer Form fortdauern, daß der Name Deutschland doch nicht gänzlich untergehen soll. Nach fünfzig Jahren schon ist der deutsche Bund auf jener tiefsten Stufe der Entwürdigung angelangt, welche das heilige Reich erst nach vielhundertjährigem Bestande erreichte: wer irgend noch mit realistischem Sinne auf das Staatsleben schaut, kehrt sich widerwillig ab von der unfindbaren Bundespolitik und wendet seine politische Thätigkeit den Mächten zu, welche allein leibhaftig, wirksam in Deutschland bestehen, den Einzelstaaten. Solcher Zustand kommt Niemanden zu Gute als dem Bundestage, der allerdings der Verachtung der Welt ein gewisses stillvergnügtes Behagen verdankt: er thue, was er wolle, Europa hat

längst verlernt, sich über irgend einen Vorfall in der Eschenheimer Gasse zu verwundern.

Wir freuen uns zu leben in dem Jahrhundert der inneren Kriege. Denn mögen ängstliche Gemüther darob erschrecken, der ernstere Sinn begrüßt als das Zeichen einer tieferen Auffassung des Staatslebens, daß dies neunzehnte Jahrhundert nicht wie das vorige seine Kraft erschöpft in der Bekämpfung der Nachbarn, sondern die Arbeit der Völker sich richtet auf den verständigen Ausbau des heimischen Staats. In solcher Zeit, welche alle Staaten Europas im Innersten umgestaltet hat, sind nur zwei Staatsbauten des Welttheils unberührt geblieben von dem Wandel der Tage: die Verfassung des abgeschiedenen Bauernlandes Norwegen und — die Grundzüge der deutschen Bundesverfassung, die von ihren Stiftern schon als ein höchst unvollkommenes Werk bezeichnet und seitdem von allen Parteien mit unerhörter Einstimmigkeit gelästert worden sind. Außer Mecklenburg kein deutscher Staat, der nicht von Grund aus ein anderer geworden wäre in diesen fünfzig Jahren; doch das Ganze des deutschen Bundes besteht wandellos weiter als eine absolutistische Institution, derweil alle Einzelstaaten zu constitutionellen Formen übergegangen sind! Das aber ist der Fluch jeder tief gehenden Unwahrheit des öffentlichen Rechtes, daß die politische Moral des ganzen Volkes darunter leidet. Seit den Karlsbader Beschlüssen pflegt der deutsche Liberalismus, sobald ein ihm mißfälliger Bundesbeschluß gefaßt ist, den Bund für einen völkerrechtlichen Verein zu erklären, der die Kammern der souveränen Einzelstaaten nicht berühre. Ermannt sich dagegen der Bundestag zu einer liberalen Entschließung, so versichert dieselbe Opposition feierlich, der Bund sei eine nationale Staatsgewalt, welcher jeder Fürst unweigerlich gehorchen müsse. Die Dynastien umgekehrt hielten alle Repressivmaßregeln des Bundes aufrecht mit der Erklärung, dem Bunde dürften die Landstände niemals widersprechen; im Jahre 1848 aber verweigerten Sachsen und andere Mittelstaaten die Unterwerfung unter die Centralgewalt, da sie ohne Zustimmung der Landstände keinen wichtigen Entschluß fassen könnten! Durch solche Taktik hat die Redlichkeit deutscher Staatskunst sicherlich nicht gewonnen. Auch aus dem Kreise unbefangener Fremder hören wir dann und wann eine Stimme berechtigten Zornes über die arge Verlogenheit deutscher Staatskunst: wie sei jenen beiden Großmächten zu trauen, die heute als deutsche, morgen als europäische Mächte auftreten? oder diesen Deutschen allzumal, die heute Eine Nation sind, morgen dreißig?

Da die praktische Arbeit der Nation sich auf die Einzelstaaten beschränken mußte, so ist der Gesichtskreis unserer Parteien ein sehr enger geblieben. Man mustere unbefangen das Wirken unserer Kammern, und man empfängt den Eindruck, als habe man Versammlungen nicht von Staatsmännern, sondern von ehrenwerthen Stadtverordneten vor sich. So viel Rechtssinn, so viel Lust und Geschick zur Selbstverwaltung, und daneben eine so unerhörte Unfähigkeit, nationale Machtfragen zu verstehen! Auch der preußische Landtag hat diesen Grundcharakter deutscher Volksvertretungen noch nicht völlig überwunden. Der Liberalismus läßt sich nicht gern an die unbestreitbare Thatsache erinnern, daß der Zollverein gegründet wurde durch die Bureaukratie im harten Kampfe mit jener Partei, die beständig die Losung: deutsche Einheit! im Munde führt. Namentlich im Süden, wo doch die Angelegenheiten der inneren Verwaltung mit vielem Verständniß behandelt werden, hat die öffentliche Meinung in den großen Fragen nationaler Politik bisher regelmäßig das Verkehrte gewollt, um bald nachher beschämt ihren Irrthum einzugestehen: so bei der Bildung des Zollvereins, so bei der Befreiung Italiens, so heute wieder in der schleswig-holsteinischen Frage.

Wir rühmen uns, daß auf den Gebieten des Wissens und des Glaubens die Phrase machtlos abgleitet an der schlichten Ehrlichkeit des deutschen Gewissens. Wo es aber das Vaterland gilt, in dem Bereiche dieser nebelhaften Bundespolitik bewährt sich das banalste Schlagwort als eine Macht. Das Eine Wort „großdeutsch“, erfunden von einem gewandten Demagogen und mit gesinnungstüchtigem Eifer ausgebeutet von allen Liebedienern der bestehenden Unordnung, fesselt Tausende im österreichischen Lager; es klingt gar so unpatriotisch, ein „Kleindeutscher“ zu heißen! Die kindliche Empfänglichkeit für politische Phrasen und Abstractionen verlernt ein Volk nur in der harten Schule des staatlichen Geschäftslebens. Darum bestehen in den Einzelstaaten, Dank der erziehenden Einwirkung unserer Kammern, klar geschiedene Parteien, welche wissen, was sie wollen. Die deutsche Politik aber nährt sich, da der Nation keine Theilnahme an den Geschäften des Bundes gestattet ist, noch immer an jenen hohlen reichspatriotischen Redensarten von deutscher Einigkeit und deutscher Treue, die schon am Regensburger Reichstage den Mangel an klaren Begriffen, an ernsthafter Opferwilligkeit verdecken mußten und thatkräftige Patrioten, einen großen Kurfürsten, einen Friedrich II. mit bitterem Ekel erfüllten. Dieser reichspatriotische Wortschatz ist als ein zweideutiges Erbtheil auf uns

übergegangen und inzwischen durch ein anderes Geschlecht neumodischer Schlagworte vermehrt worden. Daß wir uns heute wieder mit Stolz als Eine Nation fühlen, danken wir vornehmlich der großen Zeit unserer Literatur. In den meisten anderen Völkern ist der Nationalstolz emporgeblüht aus dem Vollgenusse staatlicher Größe; in dem neuen Deutschland erwächst aus dem Bewußtsein, daß wir Eines Volkes Glieder sind, das Verlangen nach kräftiger Machtstellung des deutschen Staates. Wenn wir diese Entwicklung von innen nach außen als das sicherste Zeichen des angeborenen Adels deutscher Art begrüßen, so kranken wir doch noch an den übeln Folgen eines so gar verschlungenen Werdegangs. Wohl war es nothwendig, daß einst Klopstock und die Dichter der Freiheitskriege in überschwänglichen Dithyramben die Herrlichkeit des deutschen Namens priesen. Es bedurfte gewaltiger ästhetischer Erregung, wenn die gehorsamen Unterthanen deutscher Kleinfürsten den Muth gewinnen sollten, ihr ganzes Volk in großherziger Liebe zu umfassen. Wenn aber heute die unbestimmten Kraftworte jener alten Zeit noch in die politische Debatte hineingezogen werden, wenn man eine tiefernste Machtfrage zu entscheiden denkt durch den Vers „soweit die deutsche Zunge klingt“ oder durch das sentimentale Gerede von den „biedern deutschen Brüdern in Oesterreich,“ dann empfinden wir tief beschämt die ungeheure Macht der Phrase in der deutschen Politik. Ohne Parlament, wie wir sind, können wir die großen vaterländischen Feste nicht entbehren. Die ungeheure Mehrheit der Menschen glaubt nur was sie empfindet am eigenen Leibe. Nur im herzlichen persönlichen Verkehre mit den vielgescholtenen Nachbarstämmen lernt die Menge der Halbgebildeten, daß wir zu einander gehören, daß wir ein großes Volk sind. Unser langsam erstarkendes Bürgerthum bedarf dieser Schaustellungen, die ihm das Bewußtsein seiner Macht und seines Reichthums kräftigen. Und doch, wer mag sich über die zweischneidige Wirkung solcher Feste täuschen? Ist es heilsam, daß die arge Lust an großen Worten genährt wird durch jene Festreden, die zumeist, um Keinen zu verletzen, sich in hohlen Allgemeinheiten verlaufen? Ist es heilsam, daß in der Masse der Glaube erweckt wird, die Nation sei einig über alle Hauptfragen des Staatslebens, während wir doch sogar noch streiten über die räumlichen Grenzen des deutschen Staates und jener leichtsinnige Glaube früher oder später in Erbitterung oder Muthlosigkeit enden muß? Vor zwei, drei Jahren, da auch ernste Männer die schlimmsten Vorurtheile des Particularismus schon für überwunden

hielten, war die Wirkung dieser Feste überwiegend vortheilhaft. Heute, da Haß und Neid den Frieden unseres Landes stören, muß das Schwärmen und Singen von Deutschlands Einheit jeden ehrlichen Mann mit tiefem Ekel erfüllen. Die Nation sieht sich gezwungen, ihre Lebensfragen in formlosen Volksversammlungen zu berathen, die natürlich da aufhören müssen, wo die politische Arbeit erst anfangen sollte. Bei solcher Scheinthätigkeit, solchem Ueberflusse an hohen Worten gedeiht leider vortrefflich jene Knauserei in Sachen des Vaterlandes, welche — eine unselige Folge jahrhundertelanger Bevormundung von oben — uns Deutsche traurig auszeichnet vor allen anderen Völkern.

In der Seele des Jünglings, der seine Schuld den Vätern erst zu zahlen hofft, streiten sich launisch Zweifel und Ueberhebung; sicheres, stätiges Selbstgefühl eignet allein dem Manne, der seinen Werth erprobte. So ist auch in unserem Volke, weil es nicht mit ruhigem Stolze auf erworbene Macht schauen kann, aufgewuchert ein häßliches, dem deutschen Wesen ursprünglich fremdes Laster: die Prahlerei. Seit Langem geht unter den Fremden die Rede: „die Deutschen sind Schreihälse.“ Man weiß im Auslande, daß die Gabe der persönlichen Liebenswürdigkeit unserem Volke nur kärglich zugemessen ist. Das neumodische Laster der patriotischen Prahlsucht ist nicht geeignet, diese ungünstige Meinung der Nachbarn zu mildern. Was klagt ihr? ruft man. Welches Volk der Erde darf sich denn rühmen, gleich uns zwei Großmächte und, will es nur, noch eine dritte dazu zu besitzen? Allerdings drei Großmächte! nur Schade, daß die eine keine deutschen Wege gehen kann, die zweite nur mit äußerster Anstrengung im Rathe der Völker etwas, die dritte mit oder ohne Anstrengung nichts bedeutet, alle drei aber durch endlosen und — nothwendigen Hader sich für und für schwächen! Wer die Gegenwart kälteren Sinnes würdigt, hegt mindestens ausschweifende Träume von der deutschen Zukunft. Wieder und wieder spricht man von der neuzugründenden Kaisermacht der Staufer, von der gewaltigen Jungfrau Germania, welche über siebzig Millionen gebietet und die Wage der Welt dereinst in starker Faust halten — würde, wenn nur nicht Alles so ganz anders stünde, als jene geistlosen Schwätzer meinen. Nein, dann erst werden wir stolzer dastehen im Leben, wenn wir bescheidener geworden in unseren Träumen. Hinweg mit jenen dünkelhaften Phrasen, die sich mit demüthiger Armseligkeit des Handelns gar wohl vertragen! Hinweg mit jener knabenhaften Begeisterung für den theokratischen Staatsbau des

Mittelalters, die nur der Thatenscheu der Gegenwart als willkommener Vorwand dient! Tief hinabgestoßen sind wir von dem Gipfel alter Größe durch Schuld und Unglück unserer Väter und durch die Aenderung des Weltverkehrs, aber seit zwei Jahrhunderten ringt dies Volk in eiserner Arbeit, in stätigem Fortschreiten nach einer Neugestaltung seines Staats. Eine Großmacht im stolzesten Sinne kann dies Deutschland in jener Spanne Zeit, die das gegenwärtige Geschlecht überblicken mag, nicht werden. Die Seeherrlichkeit der Hansa ist dahin, und nur die seegewaltigen Staaten, die Gebieter überseeischer Lande, sind heute die Großmächte der Erde. Wohl aber ist es möglich, jene Länder, die uns geblieben, die noch in der That und in Wahrheit dem deutschen Volke gehören, zu vereinigen zu einer angesehenen europäischen Macht, welche, geachtet aber nicht herrschend, Antheil nimmt an dem Weltverkehre. Mögen prahlerische Thoren dies Ziel ein niederes, ein armseliges schelten: uns scheint es hehr und hoch genug, um den Aermsten im Geist, der danach trachtet und in seinem Volke dafür wirkt, zum reichen und glücklichen Manne zu machen.

Da die erregte vaterländische Stimmung der großen Feste nicht durch alltägliche politische Arbeit für den deutschen Staat genährt und wach erhalten wird, so lassen von unseren Halbgebildeten nur allzu viele, sobald sie das Festkleid des Patriotismus abgelegt, sich's wieder wohl sein in dem altgewohnten bequemen Alltagsrock landschaftlicher Vorurtheile. Aufs neue bewegen sie sich dann in den Begriffen der particularistischen Mythologie, wärmen sich an dem Ruhme des „engeren Vaterlandes." Selbst diese Freude an der Tüchtigkeit der näheren Heimath, an sich sehr löblich und die natürliche Grundlage echter Vaterlandsliebe, ist durch den dynastischen Particularismus zum Unsegen verkehrt worden. Schlagt sie auf, jene „Vaterlandskunden", die für einen großen Theil unseres Volkes die Grundlage der historischen Bildung bleiben, und ihr werdet erschrecken vor der langen Reihe falscher Götzen, die sie verherrlichen, vor dem particularistischen Dünkel, den sie predigen. Und leider hängt der Stolz auf den heimischen Kleinstaat insgemein sehr eng zusammen mit dem Verunglimpfen der Nachbarn, das an den Höfen mit allerhöchstem Wohlgefallen vernommen wird, mit jenen sündlichen Lästerreden, die unserem Norden das Gemüth, unserem Süden den Verstand absprechen. Weit, weit hin durch das Land hat der Particularismus verbreitet die beiden gemeinsten Leidenschaften, die je ein Menschenangesicht in eine Fratze verwandelt,

die Angst und den Neid. Das sind die nothwendigen Untugenden eines Volkes, das zwei Vaterländer, also keines hat. An ihnen vornehmlich nährt sich jener Preußenhaß, darin die Particularisten aller Farben sich behaglich zusammenfinden. Ein argloser Fremder mag die feuereifrige Entrüstung der deutschen Presse über die jüngsten Zustände in Preußen mit Freuden begrüßen als ein Zeichen lebendigen Sinnes für das Recht. Wollten die Götter, es lebte in unserem Volke jenes unbeugsame Rechts- und Gemeingefühl, das jede Gewaltthat in irgend einem deutschen Staate wie einen Schlag ins eigene Angesicht empfindet! Wer aber gedenkt, wie kühl vor wenig Jahren noch die Bevölkerung vieler Mittelstaaten Staatsstreich auf Staatsstreich von ihrem Landesherrn dahinnahm, oder wer gar sich erinnert, mit welcher classischen Gemüthsruhe die deutschen Oesterreicher die Begnadigungen zum Tode durch Pulver und Blei ertrugen, der wird billig zweifeln, ob wirklich allein das empörte Gewissen aus jenen Anklagen wider Preußens neueste Sünden redet. Gar Mancher, der heute schwere Zähren vergießt über die Mißhandlung des preußischen Volks, wird dereinst noch bitterlicher sich härmen, wenn eine glücklichere Zukunft ihn zwingt, seine menschenfreundlichen Thränen abzutrocknen.

Die schwerste endlich von allen deutschen Untugenden, der rechte Hemmschuh jeder gesunden Entwickelung unseres öffentlichen Lebens, wird durch die Ausschließung der Nation von jeder werkthätigen Theilnahme an der deutschen Politik groß und größer gezogen: jene unendliche Geduld, die das Unleidliche leidet. Eng ist sie verwachsen mit allen rechtschaffenen Tugenden der Deutschen, aber es giebt einen Punkt, wo sie der Selbstwegwerfung gleichsieht wie ein Ei dem andern. Jede Hoffnung auf einen Neubau des deutschen Staats wird an ihr in gleicher Weise zu Schanden, wie das Erwachen Italiens unmöglich war, so lange das Unwesen der Verschwörungen und der Meuchelmorde ungebrochen bestand. Und wie die großen Patrioten Italiens, die Manin und Balbo, ihr Werk damit begannen, daß sie den verwilderten Gemüthern die milde Weisheit reiner Menschensitte predigten: so muß in Deutschland das erste Bestreben der Patrioten dahin gehen, jene böseste Folge der Mediatisirung unseres Volkes zu vernichten, das schlummersüchtige Philisterthum aufzustören aus seiner Ruhe.

Nicht blos in diesen unholden Zügen des deutschen Volkscharakters verräth sich die Rückwirkung unserer Zerrissenheit; auch die politische Freiheit ist in keinem Einzelstaate gesichert, so lange der deutsche Bund

in seinem gegenwärtigen Zustande verharrt. Den Ultramontanen und dem Junkerthume wird auch der Gegner ihren Haß gegen den Gedanken der deutschen Reform nicht verargen. Widersinnig aber, schlechthin unberechtigt unter den deutschen Parteien ist die Partei des particularistischen Liberalismus. In der That, was ward erreicht durch die Kammern der Einzelstaaten, die uns jene Partei als den Eckstein deutscher Freiheit preist? Manches Böse haben sie gehindert, einiges Löbliche geschaffen, dem deutschen Volke sind sie eine Schule der Selbstregierung gewesen, aber auch die particularistische Selbstgenügsamkeit haben sie genährt, und noch heute besitzt in keinem deutschen Staate der constitutionelle Staat eine andere Gewähr als den guten Willen des Fürsten. Ehre Jenen, die solchen edlen Willen bewähren; doch laßt in irgend einem deutschen Staate einen Landesherrn auftreten mit der brutalen Energie eines Ernst August, laßt ihn den Zeitungslärm und mancherlei persönliches Ungemach mißachten, dem ein unbeliebter Fürst nicht entgeht: — und, gestützt auf sein Heer und den deutschen Bund, wird er sein Landesrecht ebenso gewiß zerbrechen, wie dies jenem Könige von Hannover gelang. Das ist die Sicherheit der deutschen Freiheit! Es bleibt eben ein Ding der Unmöglichkeit, eine Dynastie für immer zum Parlamentarismus zu zwingen, wenn sie an einer Oligarchie von Fürsten einen bereiten Rückhalt findet. Seit die Geschichte der großen Mehrzahl deutscher Staaten eine lange Reihe von Octroyirungen aufweist, wird diese traurige Wahrheit schwerlich mehr lautem Widerspruche begegnen. Und wer vermag heute noch mit Genugthuung den Kammerverhandlungen unserer Kleinstaaten zu folgen? jener Vergeudung tüchtiger Kräfte an Aufgaben, die nur eine nationale Gesetzgebung genügend lösen kann, oder gar an Gesetzentwürfe, die lediglich dem kleinlichen Bestreben entsprungen sind, andere Institutionen zu haben als der Nachbarstaat? jenen Militärdebatten, wobei das Wort, darauf alles ankommt, das Wort: „unser Staat ist ohnmächtig,“ Jedem auf der Zunge schwebt, doch von Keinem ausgesprochen wird? jenen höchstpersönlichen Berathungen über die Organisation des Beamtenthums, wobei Jeder mit Fingern weisen kann auf die Männer, die als „überflüssige Stellen“ bezeichnet werden? jenen Budgetdebatten, wobei wieder das entscheidende Wort nicht gesprochen werden darf, das Geständniß: „der weitschichtige Apparat eines Staatswesens ist überflüssig in einem Lande, das kaum eine Provinz zu sein vermag?“ jenen undankbaren Versuchen, das Zweikammersystem zu verbessern in Ländern, die eine staatsfähige Aristokratie nicht

besitzen? Und vor allem, welcher Zauberer wird den Kammern der Kleinstaaten die gespannte Theilnahme des Volkes, die nothwendige Grundlage des constitutionellen Lebens, wiederum sichern? Warm und herzlich kam sie vor der deutschen Revolution den Landtagen entgegen, doch unwiederbringlich ist sie dahin, seit wir das deutsche Parlament geschaut. Einen Sturm im Glase Wasser nannte der Freiherr v. Blittersdorff einmal die bewegten kleinstaatlichen Kammerdebatten. Das Wort erregte in jenen vierziger Jahren allgemeine Entrüstung, heute drückt es die allgemeine Meinung aus.

Zu dieser Gleichgiltigkeit gegen die Dürftigkeit der kleinstaatlichen Verhältnisse gesellt sich eine höchst eigenthümliche Gattung des Kannegießerns, des politischen Dilettantismus, die so nur in Deutschland gedeiht. Wir alle lesen, wie billig, die preußischen Landtagsverhandlungen, in Zeiten einer Krisis auch noch die Debatten anderer deutscher Kammern, wir besprechen sie, nehmen leidenschaftlich Partei für und wider. Wir fühlen: es ist unsere eigene Sache, die dort verhandelt wird; und doch ist es wieder nicht die unsere, denn uns fehlt jede Möglichkeit, auf diese Verhältnisse einzuwirken, ja, den Meisten fehlt sogar jede tiefere Kenntniß des Staatsrechts der Nachbarstaaten. Die Hand auf's Herz: — wie viele unter den eifrigen Vertheidigern der preußischen Verfassung in den Kleinstaaten haben denn diese Verfassung gelesen? So gewöhnt man sich über politische Zustände zu streiten, die wir nur halb verstehen und — die wir nicht ändern können, und gelangt unversehens dahin, auch den heimathlichen Staat wie einen halbfremden, mit dem Auge des Dilettanten zu betrachten. Die Besseren — wenn ihnen nicht aller Stolz der Seele gebrochen wird in der Enge des kleinstaatlichen Lebens — leisten wohl ihre Bürgerpflicht; aber gewöhnt über die Landesgrenze immerdar hinauszuschauen, finden sie nur selten jenen freudigen zuversichtlichen Glauben an den eignen Staat, der allem politischen Wirken die rechte Weihe giebt. In Deutschland versteht man die Kunst, mit Gelassenheit zu verzweifeln, sagt ein schneidendes Wort Friedrich's von Gagern. Wer kennt nicht jene Politiker, die mit einer Ruhe und stolzen Befriedigung, als handle es sich um ein glücklich gelöstes mathematisches Problem, über die Erbärmlichkeit des Bestehenden und die Unmöglichkeit jeder Besserung sich zu ergehen lieben? Verkümmerte Seelen dieses Schlages mag es wohl in jedem um sein Dasein kämpfenden Volke geben, doch nur in Deutschland erlaubt ihnen die öffentliche Meinung, sich als Patrioten zu gebärden.

Wir sahen, in der Kleinstaaterei ist die Freiheit nicht gesichert und der tapfere freudige Bürgersinn verkümmert. Noch mehr, gerade die verderblichsten Feinde der modernen Staatsordnung sind unbezwinglich, so lange Deutschlands Zersplitterung währt. Unser Süden wird seiner Ultramontanen, der Norden seines Junkerthums dann erst völlig Meister werden, wenn die gesammelte Kraft des deutschen Staats gegen diese Mächte in's Feld geführt wird. In einzelnen Kleinstaaten liegt es sonnenklar zu Tage, daß sie durch eigene Kraft nicht mehr gesunden können. Der Dynastie und dem unentwickelten Bürgerthume von Mecklenburg mangelt die Kraft, um die übermächtige adliche Anarchie zu bändigen. Und jene heillose Vermischung communaler und politischer Interessen, die in den Hansestädten republikanische Freiheit genannt wird, nicht eher wird sie verschwinden, als bis diese Städte geworden sind, wozu die Geschichte sie bestimmt hat, dienende Glieder eines mächtigen Staates. Diese Commmunen haben gerechten Anspruch auf eine große Selbständigkeit ihres Marktes — auf eine weit größere Selbständigkeit, als unsere Schutzzöllner zugeben wollen. Sie könnten als Städte eine Zierde Deutschlands sein; als souveräne Staaten sind sie gezwungen zu einer Politik, die sich allein bezeichnen läßt durch den Namen: Kleinstädterei im Großen, und auf dem Frankfurter Fürstentage sich in so bemitleidenswerther Weise gezeigt hat. So lange sie sich durch eigene Kraft gewaltig erhielten, besaßen sie ein Recht auf ihr politisches Sonderdasein. Seit sie bei den Fremden demüthig bitten müssen um Schutz und Schonung ihrer Flaggen und in deutschen Nationalkriegen ängstlich nach Neutralität trachten, seitdem ist ihre Fähigkeit, und damit auch ihr Recht Staaten zu sein, allmählich geschwunden.

Die starre Unbeweglichkeit unseres öffentlichen Rechts wird von Jahr zu Jahr gefährlicher, seit die politischen Ideen sich mit unerhörter Raschheit verwandeln. Wer in dem Staate nicht eine mechanische Ordnung, sondern den lebendigen Leib des Volksgeistes erkennt, kann mit höchster Sicherheit eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung nahen sehen. In immer weiteren Kreisen verbreiten sich die demokratischen Gedanken. Man lausche auf den Ton der gelesensten Blätter des Mittelstandes, wenn sie von gekrönten Häuptern reden. Der Glaube an die Vernunft der allgemeinen Abstimmung ist bereits ein Gemeingut von Hunderttausenden. Zudem führt der unermeßliche Aufschwung des Verkehrs Deutsche mit Deutschen täglich häufiger zusammen; selbst der ruhige Staatsbürger beginnt bereits unserer rasch

durchmessenen Landesgrenzen zu spotten. Und mittenhinein in diese gährende Zeit strömt jetzt die berauschende Lehre von dem Rechte der Nationalitäten. Wer darf es bestreiten, wir Deutschen bedürfen nicht dieser neumodischen Theorie. Unser unveräußerliches Recht auf einen nationalen Staat wurzelt tiefer als in Abstractionen oder in dem vagen Begriffe der gemeinsamen Abstammung. Es liegt begründet in jener politischen Verbindung, die unsere Stämme seit unvordenklicher Zeit umschlang und in einem Jahrtausend nur einmal, während der acht Jahre Napoleonischer Anarchie, gänzlich gelöst ward. Gleichviel, ein guter Theil der Halbgebildeten glaubt an die neue Lehre wie an eine beseligende Offenbarung und gelangt also allmählich auf anderem Wege zu denselben Forderungen, welche von den Denkenden längst erhoben worden. Oft scheint es, als hausten in unserem Lande neben einander zwei durch zwei Jahrhunderte geschiedene Geschlechter. Bei den Einen unausrottbare anerzogene Unterthänigkeit, schläfrige Geduld, echt-patriarchalische Dankbarkeit für jedes menschlich-liebenswürdige Wort hoher Herren; und daneben ein junges Volk, das mit polternder Zuversicht seine neue Sprache redet, als sei die alte Welt längst abgethan und der demokratische Einheitsstaat der Deutschen stünde leibhaftig vor uns. Eine schwere Täuschung verbirgt sich hinter so hohen Worten. So gewiß die Ströme zum Meere fließen, wird unser Welttheil im Ganzen und Großen den echten Kern der demokratischen und nationalen Ideen der Gegenwart in seine Staatsbildungen aufnehmen; denn diese Ideen sind — was die kirchlichen Reformgedanken im sechszehnten Jahrhundert waren — die herrschende, die zeitgemäße Macht der Epoche. Doch ob unser Volk selbstthätig mitwirken wird in dieser großen Bewegung oder, wie vor dreihundert Jahren, still stehen wird vor einem halben Erfolge oder gar nur den Kitt abgeben wird für den Prachtbau fremder Größe: das steht in Frage. Die zuversichtlichen Reden unserer Radicalen sind ein Zeichen politischer Unreife, sind abermals eine traurige Folge der Mediatisirung unseres Volkes; denn besäße die Nation irgend einen Antheil an den Geschäften deutscher Politik, so würde auch der Blödeste erkennen, wie weit der Weg ist, der dem Hoffenden so kurz erscheint.

Doch genug der Anklagen. Nur durch den Segen eines freien und mächtigen Staatslebens werden alle jene unholden Züge sich verwischen, die heute noch das edle Angesicht dieses großen Volks entstellen. Alle die kleinen deutschen Sünden der auf den Hochschulen ein-

gesogenen burschikosen Großsprecherei, der Engherzigkeit, der Unklarheit, der schüchternen Unsicherheit, die heute das Gespötte der Fremden erregen, dann erst werden sie verschwinden, wenn einst der edle Stolz des Bürgers hinzutritt zu der freien und dennoch strengen Sittlichkeit, zu dem stillen entsagenden Fleiße um der Arbeit selber willen, zu der genialen Tiefe der Forschung und Empfindung, wodurch unser Volk mit all seinen Schwächen das sittlichste der Erde wird — kurz, zu all dem Unsagbaren, was uns auch heute inmitten unserer staatlichen Ohnmacht das Herz höher schlagen läßt bei dem Namen des Vaterlandes. Die Arbeit der politischen Reform ist in Wahrheit ein Ringen darum, daß dieses Volk sittlich genese, und nur wer die sittliche Weihe unseres staatlichen Kampfes versteht, wird daran theilnehmen mit jener großen nachhaltigen Leidenschaft, die den Erfolg in großen Dingen verbürgt.

III. Das Wesen des Bundesstaates.

Jeder ehrliche Plan einer Bundesreform muß ausgehen von der Erkenntniß, daß nur ein gänzlicher Neubau uns retten kann. Der deutsche Bund ist rechtlich, nach dem Wortlaute seiner Grundgesetze, und thatsächlich, nach seinem Wirken während eines halben Jahrhunderts, ein Bund der Fürsten nicht der Völker; sein Charakter ist darum nothwendig ein rein dynastischer. Es frommt nicht, dieses unerquickliche Verhältniß zu leugnen und in allerhand wohlgemeinten Theorien dem Bunde einen nationalen Inhalt beizulegen. Logik darf Niemand in unserem Bundesrechte suchen; so wird denn auch der dynastische Charakter des Bundes durch einzelne widersprechende Bestimmungen der Bundesgesetze nicht aufgehoben, auch nicht durch die in den gelehrten Compendien immer wieder hervorgehobene Thatsache, daß das Bundesrecht zwar für die politischen Streitigkeiten, aber nicht für die persönlichen Angelegenheiten der Souveräne ein Tribunal darbietet. Einen dynastischen Bund durch das Ausbessern einzelner Theile des Bundesrechts in einen nationalen Staat zu verwandeln: — diesen Gedanken kann nur die Unwissenheit oder die Frivolität hegen. Der Wiener Hof freilich verkündete dem Frankfurter Fürstentage seinen Bundesreformplan mit einer fröhlichen, leichtfertigen Zuversicht, welche in der neueren Geschichte wohl nur noch einmal ihres Gleichen findet: in jenem Hand-

schreiben, das Kaiser Franz Joseph kurz vor dem Feldzuge von 1859 erließ: „Ich finde das Deficit abzuschaffen.“ In beiden Fällen sollte das Wiener Cabinet schließlich finden, daß in ernsthaften politischen Geschäften das „Finden“ leichter ist als das Vollbringen. Jene keke Zuversicht bewies nur aufs neue, wie fremd Oesterreich der deutschen Nation gegenübersteht, wie man in Wien so gar nichts ahnt von Deutschlands wirklichen Bedürfnissen. In der That, so lange die Grundlagen unseres Bundesrechts unverändert bleiben, ist jeder Reformversuch im günstigsten Falle verlorene Arbeit. Welcher ernsthafte Mann mag von einem Directorium oder von der Aenderung des Stimmverhältnisses am Bundestage irgend ein Heil erwarten, so lange die Ausführung der Bundesbeschlüsse der Willkür jedes Einzelstaates überlassen bleibt? Wer mag Hoffnungen setzen auf ein Bundesgericht, so lange die starke Executive fehlt, um dessen Aussprüche auch gegen die Mächtigen durchzuführen? oder auf eine Delegirtenversammlung, ja selbst auf ein Parlament neben dem Bundestage, welche doch beide lediglich den Zweck haben können, den trägen Gang des Bundes noch mehr zu verzögern und die Fluth der unnützen Worte, die in Frankfurt gewechselt werden, noch mehr anzuschwellen? Oder sollen wir es gar im Ernst, gleich vielen guten Seelen, als ein preiswürdiges Ereigniß begrüßen, daß die amtlichen Farben des deutschen Bundes einmal ausnahmsweise in Frankfurt wirklich gebraucht wurden? Auch das ist nur armseliges Flicken am Zeug, wenn man die Machtsphäre des Bundestags willkürlich erweitert und ihm, wie das in der Metternichschen Zeit geschah, ein polizeiliches Aufsichtsrecht, oder, was noch heute manche Patrioten wünschen, die Leitung des See- und Zollwesens beilegt. Wer den Zweck will, soll auch die Mittel wollen. Wer eine nationale Ordnung in Deutschland will, soll nicht einem Congresse abhängiger Gesandten Rechte einräumen, welche nur eine wirkliche, mit Zwangsgewalt ausgestattete Regierung anwenden kann.

Alle solche Versuche der Reform an einzelnen Stellen dienen entweder als Deckmantel unredlicher Pläne — wie denn der Frankfurter Fürstentag nur den Zweck haben sollte, durch plumpe Ueberraschung Deutschland in die italienischen und ungarischen Nöthe Oesterreichs hereinzuziehen, und hinter dem Vorschlage eines Directoriums sich nur die Absicht verbarg, die Kleinstaaten zum Besten der Mittelstaaten zu mediatisiren — oder sie wirken mindestens dadurch gefährlich, daß sie die Vertrauensseligkeit der Masse nähren, den Glauben wecken an eine Opferwilligkeit der

Höfe, welche thatsächlich nicht besteht. Irrig ist auch die von Herrn v. Radowitz und später von einzelnen Mittelstaaten gehegte Meinung, als ließe sich das heutige Bundesrecht aufrecht erhalten und dennoch für einen Theil der Bundesstaaten ein Sonderbund mit wirklicher Staatsgewalt gründen. Allerdings gewährt Artikel 11 der Bundesacte den Einzelnen das Recht der Bündnisse, doch selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß die im Artikel 1 ausgesprochene Souveränität der deutschen Fürsten ungeschmälert bleibt. Die Gründung eines Bundesstaates im Staatenbunde ist schlechterdings ein revolutionärer Schritt. Der deutsche Staatenbund ist einer ruhigen Fortbildung nicht mehr fähig; vom dynastischen Bunde zum nationalen Staate gelangt man nur durch einen Sprung. Kein klarer Kopf wird aus der friedlichen Entstehung und Fortbildung des Zollvereins den Schluß ziehen, daß der Neubau unserer Verfassung in ähnlicher Weise erfolgen werde. Der Verlauf der Dresdner Conferenzen und die lehrreichen Protokolle des Frankfurter Fürstentages zeigen, daß eine Reform unmöglich ist, so lange die dynastischen Ansprüche der Souveräne nicht gänzlich beseitigt sind. In beiden Versammlungen bestand unzweifelhaft die Absicht, der Nation wenigstens eine scheinbare Verbesserung zu bieten. Aber jeder ernsthafte Reformgedanke stieß auf jenen Widerspruch, den der Großherzog von Schwerin in den oft wiederholten classischen Worten zusammenfaßte, „daß dies einer von den Punkten sei, von deren befriedigender Erledigung S. K. H. Seine schließliche Zustimmung abhängig machen müsse." So lange die Souveränität der Dynastien besteht, darf Niemand tadeln, wenn sie von ihrem liberum veto auch den allein folgerichtigen Gebrauch machen. Das einzige Ergebniß aller Reformversuche auf staatenbündischer Grundlage ist lediglich die Erschütterung des Vertrauens auf die Bundesverträge, wie die preußische Regierung den zu Frankfurt tagenden Fürsten klarblickend voraussagte.

Die Einsicht, daß es noth thue, die Grundlagen des heutigen Bundesrechtes gänzlich zu verlassen, den Staatenbund völlig aufzugeben, ist weit verbreitet. Einer starken Partei in den gebildeten Ständen gilt der Bundesstaat als Deutschlands natürliche Staatsform. Man meint, die centrifugalen Kräfte in unserem Volke seien allzustark, um sich jemals einer noch engeren politischen Einigung zu fügen; besitze doch nur unsere Sprache das Wort „Bundesstaat"; welch ein Wink der Geschichte! Dazu tritt der sehr erklärliche Wunsch, den heutigen Besitzstand der Dynastien so weit als möglich zu schonen, und die Hoffnung, der

Uebergang zum Bundesstaate werde sich friedlich vollziehen, endlich bei Vielen der Glaube an die Rechtsverbindlichkeit der Frankfurter Parlamentsverfassung, die allerdings unsere legitime Verfassung ist — so weit sich nach einer Revolution von Legitimität noch reden läßt. Ihre mächtigsten Gründe entnimmt die Partei des Bundesstaates bewußt oder unbewußt der Geschichte Nordamerikas und der Schweiz, welche beide vom Staatenbunde zum Bundesstaate glücklich und friedlich übergegangen sind. Sehr richtig ahnte schon Fürst Metternich, wie stark eine bundesstaatliche Ordnung in der Schweiz auf die Meinungen der Deutschen einwirken müsse. Hinsichtlich der Vereinigten Staaten bekannten sich noch vor wenigen Jahren die meisten deutschen Staatsgelehrten zu dem Ausspruche Bunsen's: „Die nordamerikanische Verfassung ist für den freien Bundesstaat ebenso classisch, als die englische für den freien Einheitsstaat." Inzwischen hat uns eine bittere Erfahrung belehrt, daß die englische Verfassung keineswegs unbedingt ein Vorbild sein kann für die Einheitsstaaten des Continents. Schauen wir zu, ob die Einrichtungen des nordamerikanischen Bundesstaats sich leichter auf andere Föderationen übertragen lassen.

Die Idee des Bundesstaates ward zum ersten Male klar entwickelt von Alexander Hamilton in seinem Continentalist (1781—82) und später in jenen beredten Aufsätzen unter dem Titel the Federalist, welche der geniale Mann mit Madison und Jay im Vereine schrieb, um das Volk Nordamerikas für seine heutige Verfassung zu gewinnen. Hamilton geht aus von der „evidenten, sich selbst beweisenden" Wahrheit, daß man, wenn man einem politischen Organe ein Recht giebt, ihm auch die Macht gewähren müsse, dasselbe auszuüben. Darum muß eine Staatenverbindung entweder sich begnügen mit der losen Form der Allianz, welche alle gemeinsamen Angelegenheiten der freien Vereinbarung der Verbündeten überläßt, oder sie muß fortschreiten zur Einsetzung einer wirklichen Regierung, welche das Recht hat, in gemeinsamen Angelegenheiten Gesetze zu geben und deren Uebertretung zu bestrafen. Bestraft werden aber können nicht Staaten, welche nur durch Krieg zum Gehorsam zu zwingen sind, sondern lediglich einzelne Menschen; also muß die Centralgewalt des Bundesstaates den Bürgern unmittelbar gebieten. Diese bahnbrechenden Gedanken hat der Federalist auf großartigem empirischen Wege gefunden, indem er die Föderativstaaten aller Zeiten (auch das heilige Reich als ein abschreckendes Beispiel) betrachtete; aber sie sind nur aphoristisch ausgesprochen, mannich-

fach durchwebt mit Entstellungen, die in einer Parteischrift sich von selber erklären, mit historischen Irrthümern und mit politischen Lieblingsgedanken des achtzehnten Jahrhunderts. Erst Georg Waitz (in einem Excurse zu seinen „Grundzügen der Politik") hat die Ideen der Amerikaner systematisch und mit dem tiefen Ernste deutscher Wissenschaft ausgeführt und sie bereichert durch die Ergebnisse der Erfahrung der jüngsten Jahrzehnte. Der alte Streit der Schule über die Begriffe Staatenbund und Bundesstaat ist durch diese meisterhafte Abhandlung von Waitz abgeschlossen.

Das Wesen des Bundesstaates liegt (so lassen sich die unanfechtbaren Schlußsätze dieser Untersuchungen zusammenfassen) nicht darin, daß der Umfang der der Bundesgewalt zugewiesenen Geschäfte ein sehr ausgedehnter sein, auch darin nicht, daß am Bunde die Mehrheit entscheiden oder ein einziger Mann an der Spitze der executiven Gewalt stehen müßte. Darauf vielmehr kommt Alles an, daß die Centralgewalt eine wirkliche Staatsgewalt ist; sie muß die ihr ein für allemal zugewiesenen gemeinsamen Angelegenheiten durchaus selbständig entscheiden, ihre Befehle unmittelbar an die Bürger der Einzelstaaten richten, über Beamte gebieten, die ihr allein verpflichtet sind, und sie muß materiell erhalten werden nicht durch Matrikularbeiträge, die von dem Belieben der Einzelstaaten abhängen, sondern aus einem selbständigen Einkommen, aus Steuern, die sie selber auflegt und erhebt. Im Bundesstaate wird also nicht die Souveränität der Einzelstaaten aufgehoben, sondern es wird denselben lediglich eine Reihe von politischen Geschäften abgenommen und der Centralgewalt zu ausschließlicher Besorgung zugewiesen. Niemals darf im Bundesstaate die Centralgewalt mit dem Einzelstaate concurrirend wirken, sondern alle Staatshandlungen werden entweder von der Centralgewalt oder von den Einzelstaaten allein vollzogen. Die unerläßliche Grundlage dieses kunstvollen Staatsbaues bleibt, daß die Mediatisirung der Nation beseitigt wird und die Bürger der Einzelstaaten in ein unmittelbares Unterthanenverhältniß zu der Bundesgewalt treten. Irgend ein Mittelweg ist dabei undenkbar. Denn wollte man die Regierungen der Einzelstaaten eidlich zum Gehorsam gegen die Bundesgewalt verpflichten, so läge darin keine Gewähr staatlicher Ordnung — am allerwenigsten in Monarchien —: und der von Stein und Gagern auf dem Wiener Congresse verfochtene Plan, ungehorsame Bundesregierungen durch die Acht zu bestrafen, widerspricht dem modernen Begriffe der Souveränität, vornehmlich in Mo-

narchien, und sichert gleichfalls nicht die regelmäßige Durchführung der Bundesbeschlüsse. Was einst Synesius von dem Königthume sagte, es solle nicht schreckhaft dann und wann aus dem Verborgenen hervorbrechen, sondern geräuschlos und gleichmäßig, wie die Gottheit, die menschlichen Dinge ordnen, das bezeichnet in Wahrheit das Wesen aller staatlichen Ordnung. Soll in einer Föderation von einem gefesteten Rechtszustande die Rede sein, so muß die Bundesgewalt mit der Machtvollkommenheit eines Staates ausgerüstet sein und der Nation unmittelbar gebieten.

Diese Sätze sind theoretisch unanfechtbar, sie sprechen nur mit hellem wissenschaftlichen Bewußtsein aus, was in den Verfassungen der Eidgenossenschaft und der nordamerikanischen Union bereits mit großartigem praktischen Takte verkörpert ist. Aber mit diesen klar gestellten Schulbegriffen ist wenig gethan. Unerledigt bleiben die beiden verhängnißvollen, von Waitz nur leicht berührten Fragen:

> ist ein Bundesstaat als dauernder Zustand mit den gegebenen Machtverhältnissen und Verfassungsformen der deutschen Staaten verträglich?

sodann:

> sind wir nach dem Gange unserer Geschichte zu der Erwartung berechtigt, daß eine föderative Staatsform den natürlichen Abschluß der deutschen Einheitskämpfe bilden werde?

Wir werden im vierten Abschnitte die zweite Frage besprechen und versuchen zunächst die erste Frage zu beantworten, indem wir die nothwendigen realen Voraussetzungen eines Bundesstaats betrachten. Hier stößt uns zuerst ein Satz auf, der in Deutschland Vielen befremdlich erscheint, während alle Fremden, soweit sie nicht dabei interessirt sind unsere Schwäche zu verewigen, ihn mit ähnlichen Empfindungen anhören wie die Behauptung, daß zwei mal zwei vier ist. Er lautet: wie jeder Staat, so bedarf auch der Bundesstaat fester räumlicher Grenzen. Kein Bund, der mehr sein soll als eine Phrase, kann außerbündische Mitglieder haben, oder richtiger (ein schlechthin widersinniges Verhältniß läßt sich nicht in zwei Worten ausdrücken): kein Bund kann Mitglieder ertragen, die mit dem einen Fuße in ihm stehen, mit dem anderen draußen. Alexander Everett sprach nur die allgemeine Meinung der denkenden Nordamerikaner aus, als er schon acht Jahre nach der Gründung des deutschen Bundes trocken sagte, es sei mehr als einfältig, in einem Bunde mit außerbündischen Mitgliedern einen ehrlichen Rechts-

zustand zu erwarten. Der streng-conservative Rehberg erklärte es für rechtlich unmöglich, daß die Kronen Oesterreich und Preußen ihrem Gesammtstaate eine Verfassung gäben, denn dann sei der deutsche Bund nichts mehr als ein Name! Wir belachen, daß das heilige Reich noch zur Zeit der französischen Revolution seine Erzkanzler von Arelat und Italien hatte, und die correcten Reichsjuristen Genua noch immer eine camera imperii nannten. Aber besteht nicht dasselbe Gaukelbild unfindbarer, im Nebel zerfließender geographischer Grenzen noch heute im deutschen Bunde? Von dem Minister v. Schmerling wird der Ausspruch erzählt: „Wozu verlangt man den Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund? Ich meine, es ist schon darin. Oder schicken wir nicht den Herren nach Belieben Ungarn, Serben, Italiener nach Rastatt und Mainz? Und darauf, denke ich, kommt es an." In der That, so ist es. Der deutsche Bund steht fort und fort unter dem Einflusse von ganz Oesterreich, ganz Preußen, des ganzen niederländischen und (bis vor Kurzem) des dänischen Gesammtstaats. Kein wichtiger Bundesbeschluß kann vollständig durchgeführt werden, wenn er den Lebens-Interessen von Holland oder Ungarn zuwiderläuft. Der Particularismus weiß auch dies Verhältniß zu vertheidigen. In Frankfurt erinnerte der Welfenkönig preisend an den Welfen Wilhelm IV., „welcher gesagt, daß Er, der König von Hannover, es Sich selbst, dem König von England, nicht erlauben würde gegen einen Bundesbeschluß Einwand zu erheben." Wir überlassen unsern Lesern zu beurtheilen, ob dieser Ausspruch welfischen Edelsinnes ein genügendes Bollwerk bilde gegen die Gefahren der Vermischung deutscher und fremdländischer Staatsfragen.

In einzelnen Fällen hat dieser ungeheuerliche Zustand glückliche Folgen gehabt: gestützt auf seinen Charakter als europäische Macht kann Preußen sich jedem Versuche Oesterreichs, seinen Nebenbuhler durch den Bund zu beherrschen, rechtlich und thatsächlich widersetzen. Im Ganzen aber ist diese Vermischung Deutschlands mit nichtbündischen Ländern allein zu vergleichen mit der Lage Griechenlands, als Philipp von Makedonien in den Amphiktyonenbund eingetreten war. Der deutsche Bund wird dadurch zu ewiger Ohnmacht verurtheilt. Nur mit Verachtung konnte das Ausland auf einen Bund blicken, der seine Generale nach Kopenhagen hinüberschickte, um dort, in der Fremde, die Bundestruppen von Holstein zu inspiciren — ja, der dem Herzog von Holstein erklären ließ, es stehe ihm frei, 6000 Grönländer als Bundes-

contingent zu stellen! Eine klare redliche Politik ist innerhalb eines so lügenhaften öffentlichen Rechtes unmöglich. Das nationale Ehrgefühl muß dadurch entweder für und für gereizt werden oder schließlich im Stumpfsinn zu Grunde gehen. Es war eine schreckliche Unwahrheit und zugleich eine Demüthigung sonder Gleichen, daran kein guter Deutscher ohne Erröthen denken darf, daß während des jüngsten Krieges der deutschen Großmächte gegen Dänemark der deutsche Bund mit dem Kopenhagener Cabinette im Frieden lebte. Schon das Aufbringen der Schiffe des neutralen deutschen Bundes durch die Dänen mag Jeden belehren, wie schwer Deutschlands Sicherheit durch diese widernatürliche Lage bedroht ist. Und was läßt sich vollends erwarten, wenn dereinst in einer für Deutschland ungünstigen Weltlage ein Kaiser von Oesterreich abermals, wie im Jahre 1859, einen italienischen Eroberungskrieg mit den Worten beginnen sollte: „ich rede als Fürst im deutschen Bunde?" Wie nun, wenn die fremden Mächte ihn beim Worte nehmen? Ist es doch eine handgreifliche Unwahrheit, daß der deutsche Bund unbetheiligt sei bei einem Kriege, den Oesterreich führt, indem es seine ganze Macht, auch sein Bundescontingent, aufbietet und durch das Gebiet deutscher Bundesgenossen auf den Kriegsschauplatz ziehen läßt. Fictionen so durchsichtiger Art, sind nur so lange von Werth, als die Fremden durch ihr eigenes Interesse getrieben werden sich zu stellen, als ob sie daran glaubten. Die Verbindung Deutschlands mit nicht-deutschen Landen bedroht uns tagtäglich mit den schwersten Gefahren.

Dies unselige Verhältniß läßt sich heilen nur dadurch, daß alle Bundesstaaten mit wesentlich deutschem Gebiete ihren gesammten Länderbesitz dem deutschen Bunde einfügen, während uns gegenüber den Mächten mit überwiegend nicht-deutschen Interessen nichts übrig bleibt als ehrliche, vollständige Trennung. Ein Mittelweg ist in dieser großen Lebensfrage schlechthin unmöglich. Der doctrinärste von allen doctrinären Vorschlägen des deutschen Parlaments war der Plan, Oesterreichs bündische Länder mit den außerbündischen durch eine Personalunion zu verbinden. Die Personalunion, die Verbindung zweier Leiber unter einem Haupte, ist an sich ein überaus künstlicher, schwer haltbarer Zustand; sie besteht selbst in Schweden und Norwegen, unter vergleichsweise sehr einfachen Verhältnissen, nur unter fortwährender Reibung und schwerer Anstrengung. Solche halbe, schiefe Verhältnisse pflegen selten länger zu dauern, als die patrimoniale Auffassung des Staatslebens. Sobald das helle Selbstbewußtsein der Nationen erwacht, be-

ginnt das Streben nach straffer Einigung der innerlich verwandten, nach ehrlicher Trennung der innerlich verfeindeten Staatstheile. Es läßt sich denken, daß ein nicht-deutscher Staat ein werthloses kleines Nebenland, das ihm durch Personalunion verbunden ist, einer deutschen Bundesstaatsgewalt aufrichtig unterordne. Es war möglich, obwohl keineswegs gewiß, daß Luxemburg der Frankfurter Reichsverfassung oder der preußischen Union sich endlich fügte; das Land ist, ohne die Bundesfestung, für die Niederlande von geringer Bedeutung. Daß aber eine Großmacht sich freiwillig in zwei Stücke zerreißen und für die Hälfte ihrer Länder auf eine selbständige auswärtige Politik verzichten sollte, diese Hoffnung mag man den Kindern überlassen. So gelangt die Prüfung deutscher Reformgedanken schon im Beginne zu der Einsicht: jede deutsche Bundesreform ist eine Phrase, so lange Deutschlands unnatürliche Verbindung mit Oesterreich nicht gelöst ist. Und zwar betrachten wir die Trennung Deutschlands von Oesterreich nicht, wie gefühlvolle Leute pflegen, als ein pis-aller, als eine bittere Nothwendigkeit, darein wir uns wohl oder übel schicken müßten, sondern als eine sehr heilsame, für beide Theile segensreiche Wendung unserer Geschicke, als ein Ziel des besten Schweißes werth, das, wie der Schiffer das Gestirn des Nordens, die deutschen Patrioten keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen. An dem Dualismus der beiden Großmächte nährt sich alles Faule und Unsittliche unseres Volkslebens. Kein Volk der Geschichte hat solchen inneren Zwiespalt auf die Dauer ertragen. Durch die Eifersucht Athens und Spartas ging die Macht der Hellenen, durch den Haß der Häduer und Arverner die Kraft der Gallier zu Grunde. Uns bietet die Gnade der Vorsicht ein schöneres Loos. Denn nicht zwei einheimische Mächte streiten um Deutschlands Herrschaft; vielmehr lastet auf uns der Einfluß eines halbfremden Staates, dessen die Nation sich entledigen kann, so sie will. Kleindeutsch ist die einzige namhafte That unserer modernen nationalen Politik, der Zollverein. Kleindeutsch wird auch der Staat unserer Zukunft sein, wenn anders wir den Muth finden, einen Staat zu schaffen.

Wir Deutschen werden nie genug beklagen, daß ein Lieblingsplan des Fürsten Metternich in den Jahren kurz nach dem Wiener Congresse an dem mannhaften Widerspruche Piemonts scheiterte: der Plan der Bildung eines italienischen Bundes unter Oesterreichs Führung. Ein Reich, mit einem Theile seiner Lande den italienischen Bund, mit einem zweiten Theile den deutschen Bund beherrschend und mit dem dritten

Theile außerhalb beider Bünde stehend: — wahrlich, diese politische Ungeheuerlichkeit hätte das Loos des mißhandelten Italiens nicht verschlimmern können, wohl aber die politische Einsicht in Deutschland wie in Italien mächtig fördern müssen. Denn auch der gemüthlichste Schwärmer für das Vaterland „soweit die deutsche Zunge klingt" konnte dann schwerlich den Muth finden, Oesterreich einen deutschen Staat zu nennen. Auch nachdem die Hoffnung auf einen österreichisch-italienischen Bund vorläufig zu Schanden geworden, trachtet die Wiener Staatskunst noch immer nach dem alten dreifachen Ziele: man will Deutschland beherrschen, in Italien die verlorene Oberhoheit zurückerobern, endlich in einer Zeit, da die Lehre vom Rechte der Nationalitäten die Völker berauscht, ein Reich zusammenhalten, das von 38 Haupt- und unzähligen Neben-Sprachgrenzen durchschnitten wird.

Wir haben nie der Weissagung des nahen Zerfalls Oesterreichs geglaubt. Ein solches Ereigniß wäre die furchtbarste Revolution, die unser Welttheil je gesehen, und der bisherige Gang der österreichischen Geschichte berechtigt Niemanden es für wahrscheinlich zu halten. Die Bildung des österreichischen Staats in seiner Hauptmasse ist keineswegs künstlich, unnatürlich, wie die meisten Norddeutschen annehmen. Es frommt nicht alte Wunden aufzureißen und die Frage zu erheben, die einem Deutschen des Nordostens allerdings unwillkürlich sich aufdrängt: warum denn den Deutschen im Süden nicht gelang, was unsere Väter im Norden vollführten — die Germanisirung der östlichen Nachbarvölker? Genug, diese Germanisirung ist nicht vollzogen worden; bei dem Maße der den Deutschen und den Fremden hier zu Gebote stehenden politischen Kräfte konnte sie nicht geschehen, und heute haust in dem weiten Donaureiche gleichwie im Oriente ein buntes Völkergemisch, kein Volk darunter stark genug sich abzusondern oder die anderen zu verschlingen, und darum allesammt darauf angewiesen sich friedlich zu vertragen. Die schroffe Durchführung des Princips der Nationalität ist hier gleichwie im Oriente (in diesem Falle darf man das dem Politiker verbotene Wort wohl wagen) eine baare Unmöglichkeit. Sie würde eine hochangesehene, blühende Großmacht, die von unserem Staatensysteme nicht entbehrt werden kann, zerspalten in ein wüstes Durcheinander von ohnmächtigen, durch zahllose Enclaven zerrissenen Kleinstaaten, welche, werthlos für die menschliche Gesittung, früher oder später einer neuen kräftigeren Staatenbildung weichen müßten. Das vielzungige Reich wird keines-

wegs, wie man gemeinhin sagt, allein zusammengehalten durch das Kaiserhaus, den Adel, das Heer und die katholische Kirche — Mächte, deren Bedeutung nicht leicht überschätzt werden kann. Seine Hauptmasse bildet ein natürliches geographisches Ganzes, im Wesentlichen eine volkswirthschaftliche Einheit, und — was mehr sagen will — diese Ländergruppe ist durch die Geschichte von Jahrhunderten verbunden. Bis tief in das Mittelalter hinein reichen die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Böhmen, Oesterreich, Ungarn, und seitdem hat eine lange Reihe gemeinsamer Kämpfe, Leiden und Siege, vornehmlich der große Markmannenkrieg wider die Türken, in der That eine österreichische Staatsgesinnung, ein Gesammtbewußtsein großgezogen. Schon im siebzehnten Jahrhundert beginnen die, allerdings selten glücklichen, Versuche, dies Völkergemisch zu einem Gesammtstaate zusammenzufassen. Die Ueberzeugung, daß man einander bedürfe, lebt kräftig und weit verbreitet unter den Völkern des Donaureiches. Selbst das stolze Magyarenvolk ist noch nach jedem Aufstande zu dieser Einsicht zurückgekehrt. Ein Staat, der mit so starker Spannkraft unzählige Male die Gefahr des Zerfalls siegreich überstand, kann keine unnatürliche Bildung sein. Ebenso erstaunlich wie die Spannkraft, ist das stetige Wachsthum Oesterreichs. Seit Leopold I. ihn auf seine natürliche Basis stellte, hat der Staat nicht geruht, bis er zu einem wohlabgerundeten Reiche des Südostens heranwuchs. Jeder Besitz in Belgien und Westdeutschland ward nach und nach preisgegeben, Oesterreich ist — um ein oft wiederholtes und immerdar wahres Wort noch einmal zu sagen — stätig aus Deutschland hinausgewachsen. Ernster historischer Sinn wird in diesem regelmäßigen Werdegange nicht ein Walten des Zufalls, sondern ein Zeugniß dessen erkennen, daß das österreichische Deutschthum die Kraft nicht besaß, die hochgesitteten Länder des Westens zu halten, während es in den Völkern des Ostens empfänglichen Boden findet für seine große Culturarbeit. Denn allerdings das Element der Gesittung in jenem Völkerchaos bilden die Deutschen.

Wo das nationale Ehrgefühl ins Spiel kommt, ist es weise auch das Urtheil der Fremden zu hören, und wir berufen uns auf die unverdächtigsten Zeugen. Die Italiener, bevor sie durch den Trieb der Selbsterhaltung sich gezwungen sahen den Magyaren zu schmeicheln, gaben einstimmig den verhaßten Tedeschi das Zeugniß: es giebt in Oesterreich nur zwei Völker im wahren Sinne, Deutsche und Italiener. Ein solches Urtheil stand einem großen Culturvolke wohl an. Wohl bilden die

Deutschen nur einen bescheidenen Bruchtheil der Bevölkerung, diese Minderzahl wohnt nur in einigen Kronländern in dichterer Masse zusammen, und eine glücklichere Zukunft, entwachsen dem Parteihader der Gegenwart, wird dereinst nicht glauben wollen, daß man sich heute erdreistet, ein Reich, das unter mehr als 35 Millionen Einwohnern kaum 8 Millionen Deutsche zählt, kurzerhand für einen deutschen Staat auszugeben. Auch stehen die Deutschen Oesterreichs dem magyarischen Adel in politischer Bildung und Uebung, vielen andern Stämmen des Kaiserstaates in politischer Rührigkeit und Opferwilligkeit unzweifelhaft nach, und selbst die deutsche Geistesbildung hat sich über sie nur in einem schmalen, künstlich abgedämmten Strome ergossen.

Trotz alledem sind die Deutschen im Kaiserstaate außer den Italienern das einzige Volk mit selbständiger Cultur. Das genialste Slavenvolk ward durch einen Völkermord sonder Gleichen seiner schöpferischen Kraft beraubt, die weiland große czechische Nation ist ein Volk von Kleinstädtern geworden. Alle magyarisch-walachisch-slavischen Völker zwischen Erzgebirge, Karpathen und Adria zehren von den Früchten deutscher Bildung. Mit einem glücklichen Worte bezeichnet ein geistvoller Schüler Karl Ritter's, Mendelssohn, die Lande solcher Gesittung als das subgermanische Europa. Auf diesem Boden deutsche und halborientalische Bildung zu versöhnen, den meisterlosen Völkern des Ostens den Frieden zu bringen und sie zu gewöhnen an den Segen einer Verwaltung und eines Heerwesens, welche beide doch einen überwiegend deutschen Charakter haben — fürwahr, das ist eine Aufgabe der größten Staatsmänner würdig, segensreich genug, um dem Staate, der sie löst, eine hochgeachtete, eine nothwendige Stellung in der Völkergesellschaft zu sichern. In einem großen Sinne geleitet muß diese politische Arbeit früher oder später dahin führen, daß das Donaureich, die Politik seines größten Staatsmannes, des Prinzen Eugen, wiederaufnehmend, nach seinen natürlichen Grenzen strebt, alte schwere Unterlassungssünden sühnt, den heute gänzlich verlorenen Einfluß im Oriente wiederzugewinnen trachtet und sich rüstet auf die große Stunde, da das unausbleibliche Verhängniß über die Balkanhalbinsel hereinbrechen wird. Aber diese Aufgabe, schwierig an sich, ist heute, seit dem Erwachen des Selbstgefühls der Nationen, unendlich verwickelt geworden, und kein Staat der Welt, auch der mächtigste nicht, kann sie lösen, wenn er zugleich zwei alte Culturvölker von überlegener Gesittung, Deutschland und Italien, zu beherrschen trachtet.

Daß die italienische Nation dem österreichischen Wesen scharf abgeschlossen, ebenbürtig und mit dem festen Willen, ihren Nacken nicht unter das fremde Joch zu beugen, gegenübersteht, das hat Oesterreich schmerzlich erfahren und wird es auch fernerhin erfahren. Man schaue auf den ewigen Kriegszustand mitten im Frieden, darunter das österreichische Italien schmachtet, und frage sich, ob diese Länder unter fremdem Scepter jemals zu einem menschenwürdigen Dasein, zu staatlicher Zucht und Freiheit gelangen können. Nicht feindselig, aber gleichfalls fremd steht Deutschland neben Oesterreichs Staats- und Culturleben. Wer darf es bestreiten: der deutsche Schweizer ist dem Nord- und Westdeutschen ungleich verwandter in seiner Gesittung als der Oesterreicher. Und doch gesteht auch der leichtblütigste Schwärmer für das großdeutsche Vaterland, daß die politischen Verhältnisse schlechterdings verbieten, die deutschen Schweizer, die so gänzlich unseres Fleisches und Blutes sind, in den Staatsverband der Deutschen aufzunehmen. Oesterreich aber ist nicht nur durch die Verschiedenheit der politischen Interessen, sondern mehr noch durch die eigenthümliche Mischcultur seines Völkervereins von Deutschland geschieden. Ob Katholiken, ob Protestanten — die ungeheuere Mehrheit der Deutschen wird wohl die Nothwendigkeit der Entwickelung Oesterreichs begreifen und dem starken zähen Selbstgefühle der alten Macht die Bewunderung nicht versagen; doch nie werden wir das Grausen überwinden vor dieser Geschichte der finsteren Knechtung der Geister, und auch die neueren, menschlicheren Zustände des Kaiserstaates betrachten wir nicht mit jener warmen freudigen Theilnahme, die wir dem Vaterlande entgegenbringen. Oesterreichs Helden sind die unseren nicht. Schauen wir dann vergleichend hinüber nach Preußen, so treten uns gleich beim Beginne der neuen Geschichte beider Staaten entgegen die Gestalten des großen Kurfürsten und Leopold's I., jener ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, dieser — ein Habsburger, keines Volkes Kind; und der Eindruck, den wir Angesichts der Neugründer der beiden Staaten empfangen, bleibt im Wesentlichen unverändert, wenn wir die spätere Geschichte durchmustern.

Wenn heute ein Deutscher Oesterreich ernstlich kennen lernt, nicht blos auf einer heiteren Erholungsreise das lebensfrohe Wien und die tapferen und schönen Mannen der Hochgebirge besucht, so wird er sehr oft von holden und herzigen Zügen deutschen Wesens berührt werden, doch ebenso oft von Spuren einer uns fremden Mischcultur; sehr selten wird ihn das Gefühl überkommen, er sei in der Heimath. Wir freuen

uns des, wie schlicht und gemüthlich der österreichische Offizier mit dem Soldaten verkehrt. Aber schauen wir dann, wie diese gemüthlichen Leute ihre Untergebenen wie die Hunde prügeln lassen, und — was bedeutsamer ist — mit welcher wolkenlosen Heiterkeit der Seele die Mißhandelten dies hinnehmen, so beschleicht uns doch die Empfindung, daß wir an den Grenzen deutscher Gesittung stehen. Die milden freundlichen Umgangsformen des österreichischen Clerus berühren uns wohlthuend; nur wissen wir leider, daß diese wohlmeinenden geistlichen Herren, Dank dem Concordate, die Volkserziehung im Zustande theologischer Gebundenheit erhalten, ganze Provinzen mit einem Fanatismus der Glaubenseinheit erfüllen, den wir inmitten des deutschen confessionellen Friedens kaum begreifen. Wir sehen mit Freuden Militär und Civil ungezwungen verkehren; nur können wir leider nach den Erfahrungen der jüngsten Jahrzehnte nicht bezweifeln, daß dies bürgerfreundliche Heer sich keinen Augenblick bedenken wird, auf den Wink des Kaisers den Belagerungszustand mit all seinen Schrecken abermals durchzuführen. Die Unzufriedenen in Preußen lieben, ihre Landräthe als eine Beamtenklasse zu schildern, deren Gleichen man außerhalb Rußlands nicht finde, und alle Feinde Preußens beeilen sich, solche thörichte Aussprüche des Parteihasses umherzutragen. Wohl diesen Murrenden, wenn sie nie unter der Herrschaft eines k. k. Stuhlrichters erfahren, daß behagliche Umgangsformen sich mit harter, erbarmungsloser Menschenverachtung sehr wohl vertragen!

Auch über die politische Freiheit hegt man in Oesterreich sehr andere Meinungen als bei uns. Die Verfassung des Reichs, blutjung und lediglich ein ungesichertes Geschenk kaiserlicher Gnade, ist soeben wieder aufgehoben worden. Die deutschen Oesterreicher sehen dem zu mit einer Gleichgiltigkeit, welche auffällig absticht von der Leidenschaft, womit die Preußen und die Bürger vieler deutscher Kleinstaaten ihre Verfassung wiederholt vertheidigt haben. Die Völker des Kaiserstaats sind längst daran gewöhnt, daß einige Kronländer in permanentem Kriegszustande leben und unter Militärgerichten stehen — eine Lage, welche kein deutscher Staat auf die Dauer ertragen würde. Dazu tritt eine noch tiefere Verschiedenheit des Parteilebens. Wohl besteht auch in Oesterreich eine sehr selbständige, ja anmaßende Opposition; sie umfaßt die nationalen Parteien, welche offen oder versteckt auf den Zerfall des Reichs hinarbeiten. Alle jene Parteien aber, welche das Fortbestehen des Staates wollen, sind mit der Regie-

rung enger verbunden, als dies in Deutschland üblich ist. Sehen wir ab von jenen Blättern der Magyaren, Czechen u. a., welche den Kaiserstaat selber im Geheimen bekämpfen, so kann in allen wichtigen Fragen der auswärtigen Politik, vornehmlich Deutschland gegenüber, die österreichische Regierung sicherer auf die Unterstützung der Presse zählen, als selbst Napoleon III. auf die Pariser Blätter. Kein einflußreiches deutsch-österreichisches Blatt ist der deutschen Politik der Regierung ernsthaft entgegengetreten, selbst damals nicht, als — in den Tagen des Frankfurter Fürstentags — jeder nüchterne Mann nur schwindelnd ihren waghalsigen Sprüngen nachschauen konnte. Offenbar, die Gruppirung der Parteien ist in Oesterreich von Grund aus anders als bei uns. Die Entfremdung Oesterreichs von Deutschland spiegelt sich getreulich wider in der Presse beider Länder. Nur sehr wenige deutsche Blätter behandeln eingehend die österreichischen Zustände, und noch seltener findet sich ein deutscher Leser, der sich damit befaßt. Man darf dreist behaupten: mit den Verhältnissen der gesetzgebenden Körper von England und Frankreich ist der deutsche Zeitungsleser besser vertraut als mit den Parteien des Wiener Reichsraths. Ebenso bespricht die österreichische Presse die deutschen Dinge zumeist sehr lakonisch und mit einer befremdenden Härte des Urtheils; deutlich klingt hindurch die in Oesterreich weit verbreitete Vorstellung, da draußen im Reich herrsche eine ungeheure Verwirrung, man thue weise, sich wenig darum zu kümmern. Man tadelt oftmals die in Berlin üblichen frechen Witze über Oesterreich. Aber wie harmlos erscheinen diese Scherze, die ein übermüthiger Menschenschlag heute erfindet, morgen belacht und übermorgen vergißt, wenn wir sie vergleichen mit dem beleidigenden Tone, den die österreichische Presse gegen Preußen anzuschlagen pflegt! Da scheint es zumeist, als sei Preußen noch heute der rechtlose Emporkömmling unter den Staaten, als bilde die Schlacht von Jena das einzige denkwürdige Ereigniß seiner Geschichte; im Vorbeigehen pflegt man ihm dann den weisen Rath zu geben, es möge auf seine angemaßte Großmachtstellung verzichten. Erst in allerneuester Zeit ist der Ton der österreichischen Presse gegen Preußen ein wenig anständiger geworden. Wahrlich, so würde man in Oesterreich über deutsche Zustände nicht reden, wenn man den ernsten Willen hätte, in eine feste, wirksame staatliche Verbindung mit uns zu treten. So vielmehr sprechen von einander die Bürger zweier Staaten, welche einige Interessen gemein haben, in anderen ernsteren Fragen sich feindlich gegenüberstehen.

Und woher sollte den Oesterreichern jenes lebendige, opferwillige deutsche Nationalgefühl kommen, das ihnen so oft nachgerühmt wird? Sind doch alle großen Fortschritte der modernen deutschen Gesittung vollzogen worden ohne Oesterreichs Theilnahme oder im offenen Kampfe mit ihm. Das eigenste Werk deutschen Geistes, die Reformation, haben unsere Väter mit ihrem Leibe vor den Angriffen der Habsburger decken müssen. Das Wiedererwachen unseres nationalen Selbstgefühles beginnt mit den Kriegen Friedrich's des Großen gegen Oesterreich. Von dem Glanze der großen Tage unserer Kunst fiel kaum ein Strahl auf das Donaureich. In den Napoleonischen Kriegen regte sich mehrmals, doch nicht auf die Dauer, das deutsche Blut in Oesterreich. Allein Jedermann weiß, daß an den Freiheitskriegen nur die Macht des Kaiserstaates theilnahm; der Geist jener großen Zeit ward nur in einzelnen Schichten des österreichischen Volkes lebendig. Die Union der protestantischen Kirchen, die Stiftung des Zollvereins, die Begründung des constitutionellen Systems — alle diese wichtigsten Wandlungen unseres öffentlichen Lebens vor der deutschen Revolution geschahen, derweil Oesterreich kalt zuschaute oder hartnäckig darwider ankämpfte. Darum bestand gegen das Ende der Metternichschen Herrschaft die Meinung in Deutschland überall, Oesterreich führe ein Sonderleben, sei der deutschen Nation entfremdet.

Hat sich seitdem das Verhältniß wesentlich geändert? Eine Fabel ist es, daß die Wiener Märzrevolution eine deutsch-nationale Bewegung gewesen sei. Zum ersten Male ward in Wien die deutsche Tricolore entfaltet, zum ersten Male in weiteren Kreisen von der deutschen Bundesreform gesprochen — am 1. April, als die Kunde kam von dem Ritte König Friedrich Wilhelm's IV. und dem Versuche Preußens, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen — kurz, als die alte Eifersucht gegen Preußen aufgeregt wurde. Auch die Wiener Octoberrevolution war zwar ein Kampf von deutschen Bürgern gegen deutsche und slavische Regimenter; doch von einer bestimmten Absicht, Deutsch-Oesterreich dem deutschen Bundesstaate ehrlich einzufügen, ist in dieser räthselhaftesten und verworrensten aller Bewegungen des stürmischen Jahres nichts zu entdecken. Die Widereinsetzung des Bundestages, der Untergang unserer nationalen Hoffnungen ward dann in Deutsch-Oesterreich mit Gleichmuth, hier und da mit Freude, aufgenommen; war doch die Demüthigung Preußens damit verbunden. In den jüngsten Jahren ist allerdings eine große hocherfreuliche sociale Wandlung

geschehen. Der volkswirthschaftliche Verkehr zwischen Deutschland und Oesterreich hat mächtig zugenommen. Deutsche Kunst und Wissenschaft blühen in dem Kaiserstaate wie nie zuvor. Das deutsche Element hat sich sichtlich gehoben, und wir haben einigen Grund zu der Hoffnung, daß diese natürliche Stütze der Staatseinheit Oesterreichs sich den Gegnern gewachsen zeigen wird. An allen geselligen und wissenschaftlichen Versammlungen und Festen deutscher Nation nehmen die Deutsch-Oesterreicher lebhaften Antheil; den politischen Bestrebungen der Deutschen bleiben sie fern. Erscheinen dann ausnahmsweise einzelne Oesterreicher bei den Berathungen deutscher Parteien — und man weiß, wie spärlich dies geschieht: — so behaupten sie noch immer dieselbe Haltung, welche vom deutschen Parlamente her uns in bitterer Erinnerung lebt. Man weiß in Oesterreich, daß dieser Staat seine Bundeslande einer wahrhaften Bundesgewalt nicht unterordnen darf; man weiß, daß der österreichische Gesammtstaat, an die Spitze Deutschlands gestellt, eine deutsche Politik nicht befolgen kann; doch es gilt für unpatriotisch, solche einfache Wahrheiten den deutschen Vaterlands-Enthusiasten zu verrathen. Tritt einmal ein Unbesonnener auf, wie Graf Deym im deutschen Parlamente, und erklärt, was sich von selbst versteht, Oesterreich habe von allen deutschen Bundesbeschlüssen immer nur das befolgt, „was es für seine Interessen erforderlich gehalten hat": so erheben sich seine Landsleute entrüstet dawider, erklären wieder und wieder, Oesterreich sei ganz und gar deutsch. Wir sind weit davon entfernt, dieses Verfahren zu tadeln. Wollte Gott, in den Bewohnern unserer Kleinstaaten lebte etwas von solcher starker Staatsgesinnung, die um des Staates willen auch ein wenig Heuchelei nicht scheut! Doch das deutsche Volk wird nachgerade allzu erwachsen, um in solcher Weise mit sich spielen zu lassen. Der jüngste schleswig-holsteinische Krieg hat in Oesterreich manches Herz freudig bewegt, weil er dem braven Heere willkommene Gelegenheit bot, seine Waffentüchtigkeit zu erproben. Von irgend einer tieferen Theilnahme für diese deutsche Ehrensache als solche war jedoch nicht die Rede, ja die Siege der preußischen Waffen bei Düppel und Alsen wurden vom österreichischen Volke mit schlecht verhehltem Aerger aufgenommen. Die conventionellen deutschthümlichen Phrasen halten nicht mehr Stich, wenn die alte Scheelsucht gegen Preußen ins Spiel kommt. In der That, was ist uns Hecuba? Wer das österreichische Volk darum schelten will, soll allein sich selber anklagen. Was berechtigt ihn denn, dem österreichischen Volke Sympathien zuzumuthen, die es —

wie seine Geschichte, seine Lebensinteressen liegen — durchaus nicht hegen kann?

Diese Haltung der Deutsch-Oesterreicher ist nur das nothwendige Ergebniß der durch Jahrhunderte festgehaltenen österreichischen Politik. „Nicht blos dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Habsburg; lieber will ich den Eid brechen, den ich hinter dem Frohnaltare in Frankfurt geschworen habe," sagte Kaiser Max I. auf dem denkwürdigen Reichstage von Freiburg (1498). Nur der Unbillige wird tadeln, daß den Habsburgern die Realität des Hauses Habsburg jederzeit wichtiger war als die Idee des heiligen Reichs und ihr kaiserlicher Eid. Auf die Frage, wie Patrioten es verantworten wollen, Oesterreich aus dem deutschen Bunde auszustoßen, läßt sich lediglich antworten mit der Gegenfrage: wann ist Oesterreich je in der That und in Wahrheit im deutschen Staatsverbande gewesen? Jedermann weiß, wie Oesterreich durch echte und falsche Privilegien schon am Ende des Mittelalters von allen wesentlichen Pflichten gegen das Reich befreit war. Die reindeutschen Reichskreise, welche Reichssteuern zahlten, wurden als „Zahlkreise" von dem jeder finanziellen Pflicht entbundenen österreichischen und burgundischen Kreise unterschieden. Auch die wichtigste Fortbildung unseres öffentlichen Rechts in der späteren Reichszeit, die im Westphälischen Frieden festgesetzte Gleichberechtigung der Confessionen, hatte für Oesterreich keine Geltung. So scharf ausgebildet war bereits zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die Absonderung dieser Lande vom Reiche, daß Max I. und Karl V. ernstlich sich mit dem Plane trugen, den Erzherzog Ferdinand zum „König von Oesterreich" zu erheben. Ein solcher Gedanke wäre in jener Zeit für jeden anderen Theil des Reichs schlechthin unmöglich gewesen. Sehr oft und bitter ward im Reiche empfunden, daß Oesterreich also ein Berechtigter im Reiche war ohne irgend welche Verpflichtung. Mehrmals ward auf unseren Reichstagen die Frage angeregt, ob es nicht billig sei, daß Ungarn, an dessen Befreiung die Deutschen so oft ihr Blut gesetzt, auch Pflichten gegen das Reich übernehme (so in dem denkwürdigen Reichsabschiede von 1566). Mit classischen, noch für die Gegenwart giltigen Worten schilderte Pufendorf's durchdringender politischer Verstand die Stellung Oesterreichs also: „In allen ihnen vortheilhaften Dingen sind seine Fürsten Glieder des Reichs, in allen widrigen Dingen gebärden sie sich als eine vom Reiche getrennte Macht." Noch in den Tagen Friedrich's des Großen schlug Kurmainz vor, man solle jene alten

Privilegien prüfen, welche Oesterreich von den Reichspflichten befreiten. Wozu nun schildern, wie durch die Hauspolitik der Habsburger die Schweiz und die Niederlande, Elsaß und Lothringen, Preußen und Pommern den Fremden geopfert wurden und um solcher Sünden willen im Reiche die Rede ging, der Kaiser sei **augustus ab angustando, non augustus ab augendo**? Die Schuld an diesen unseligen Thatsachen werden wir billig nicht dem Hause Habsburg aufbürden, sondern der deutschen Nation, die mit unverzeihlichem Gleichmuthe sich von einem Hause leiten ließ, welches mit dem besten wie mit dem schlechtesten Willen eine deutsche Politik nicht einhalten konnte. Die Stellung des Hauses zu den Parteien im Reiche war durch die Natur der Dinge gegeben. Nachdem der Versuch, auf den Trümmern der Reformation eine mitteleuropäische Monarchie zu gründen, mißlungen war, haben wohl einzelne unternehmende Habsburger sich bestrebt, Oesterreich mit den Waffen in der Hand zur alleinigen süddeutschen Macht zu erheben; allen Habsburgern gemein blieb jedoch die schon von den Lützelburgern eingeschlagene Politik, die Parteien im Reiche sich an einander zerreiben und schwächen zu lassen. **Spiritum vertiginis** unter den deutschen Protestanten zu nähren, damit sie wie Simson's Füchse ihre eigenen Lande verwüsten, rieth der kaiserliche Kanzler Stralendorff; das Haus Baiern niederzuhalten, damit es nicht mit den Evangelischen sich für die deutsche Freiheit verbinde, rieth vortrefflich der Kanzler Hocher.

Seit den Wiener Verträgen und der Befestigung der preußischen Macht ist das Verhältniß des Wiener Cabinets zu Deutschland ein anderes und für Oesterreich bequemeres geworden. Vorderösterreich und die den Süden unseres Vaterlandes militärisch beherrschende Machtstellung ist verloren, die alte Angst der süddeutschen Staaten vor Oesterreichs Eroberungsplänen, die noch in den zwanziger Jahren sehr lebendig war, schwindet mehr und mehr. Mögen einige Heißsporne in Wien noch die begehrlichen Träume Joseph's II. träumen: die besonnene Mehrzahl der österreichischen Staatsmänner begreift, daß Oesterreich vorerst in Deutschland nichts erobern kann. Seine deutsche Politik muß zunächst eine conservative sein: es gilt den Einfluß in Deutschland, den man besitzt, zu behaupten. In zweiter Linie hofft man sodann, Deutschland hineinzuziehen in die italienischen Kämpfe. Vorläufig zurückgestellt, aber unvergessen ist endlich der Plan des Fürsten Schwarzenberg, Preußen zu demüthigen und dann zu vernichten, und in dem mitteleuropäischen

Siebzigmillionenreiche Oesterreich zur herrschenden Macht zu erheben. Auf das glücklichste arbeitet diesen Plänen in die Hände die veränderte Gesinnung der deutschen Mittelstaaten. Während noch unter Friedrich dem Großen die Kleinen bei Preußen Schutz suchten gegen Oesterreich, treibt heute die Angst vor Preußen die Mittelstaaten in das österreichische Lager; denn Preußen beherrscht jetzt militärisch den Norden in ähnlicher Weise, wie Oesterreich vor hundert Jahren den Süden. Sehr früh und richtig hat man in Berlin diese nothwendige Folge der neuen Gebietsveränderungen begriffen, wie die bekannte, von Kombst veröffentlichte Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 beweist. Oesterreich ist und bleibt der Hort des dynastischen Particularismus. Sein Einfluß in Deutschland war während der jüngsten fünfzig Jahre allemal dann am stärksten, wenn unsere nationalen Hoffnungen am tiefsten darniederlagen: so zur Zeit der Karlsbader Conferenzen, so wieder, als nach dem Falle von Warschau der Rückschlag gegen die Julirevolution erfolgte, so abermals in den Tagen der Schmach von Olmütz, so wiederum im Jahre 1863, als der innere Unfrieden in Preußen die Reformarbeit deutscher Patrioten völlig lähmte.

Von allen Schlagworten der österreichischen Partei in Deutschland ist keines so hohl, wie das oft wiederholte: mag die Trennung Deutschlands von Oesterreich dem rechnenden Verstande vielleicht nothwendig erscheinen, das Gemüth des deutschen Volkes wird sich immerdar dawider empören. Wir wollen ihn nicht näher beleuchten, diesen sonderbaren Gegensatz von Gemüth und Verstand, obwohl wir meinen: wie bei jedem menschlichen Thun, so werde auch bei dem politischen Wirken nur dann ein Segen sein, wenn Kopf und Herz einträchtiglich mit einander gehen. Aber wie unreif, wie baar des sittlichen Ernstes müßte das Gemüth unseres Volkes sein, wenn es sich von der gegenwärtigen Verbindung Deutschlands mit Oesterreich sittlich befriedigt fühlte! Eben in dieser Verbindung offenbart sich am allerhäßlichsten der Geist der Unwahrheit, der unser Bundesrecht durchweht. Dem Kaiserstaate ist nie in den Sinn gekommen, die wichtigsten Bundesgesetze auszuführen. Mehr als dreißig Jahre bestand in Oesterreich die Unterdrückung der Protestanten trotz der von der Bundesacte garantirten Rechtsgleichheit der Confessionen. Während der deutschen Revolution verweigerte Oesterreich der Centralgewalt so lange unter unwahren Vorwänden den Gehorsam, bis der ersehnte Tag kam, da man die deutsche Bewegung ersticken konnte. Mit alledem genügte Oesterreich nur dem Gesetze der Selbst-

erhaltung, das einer Großmacht schlechthin verbietet, sich einer fremden Gewalt unterzuordnen. Unerträglich aber ist, daß ein Staat, der keine Pflicht gegen Deutschland anerkennt, den Anspruch erhebt, unsere Geschicke nach seinem Gutdünken zu leiten. Jahrzehnte lang hat er unser constitutionelles Leben untergraben, weil er sich selber die Kraft nicht zutraute, eine constitutionelle Ordnung zu dulden. Noch heute hindert er jede nationale Reform in Deutschland, weil er selber des verjüngten Deutschlands Glied nicht sein kann — und wir ertragen es. Ein Gemisch aller Nationen, versichert dieser Staat gleichwohl fort und fort, daß er deutsch sei, während seine Organe zur selben Stunde den Magyaren betheuern, das Kaiserhaus sei immerdar gut ungarisch gewesen, den Slaven, es habe ein warmes Herz für die slavische Nation — und wir ertragen es. Betrachten wir das Verhalten des Kaiserstaates gegen die nationalen Bestrebungen der Völker, so stoßen wir Schritt für Schritt auf Züge, die jedes sittliche Gefühl empören müssen und doch im Wesen dieses Staates tief begründet sind. Gedenken wir, wie in dem schönsten Jahre der österreichischen Geschichte, 1809, Erzherzog Karl im k. k. Auftrage den deutschen Nationalkrieg ankündigte und gleichzeitig Erzherzog Johann, ebenfalls im k. k. Auftrage, den Italienern versicherte, jetzt gelte es den Kampf für die Nationalfreiheit Italiens — oder wie im Sommer 1848 der Südslavenhäuptling Jellacic unter dem Jubel der Wiener, mit k. k. Gutheißung, Deutschland hoch leben ließ und einige Monate darauf, abermals auf k. k. Befehl, die Kroaten zum Blutbade wider die Deutschen führte: so schauen wir eine Staatskunst, welche, milde gesprochen, eine deutsche nicht ist. Die Nationen des Donaureichs, bunt durch einander gewürfelt wie sie sind, werden wohl oder übel mit einer Hauspolitik sich vertragen müssen, die allen Nationen in raschem Wechsel schmeichelt, um schließlich über alle durch Theilung zu herrschen. Wir Deutschen aber schauen vor uns die Möglichkeit, auf rein-deutschem Gebiete ein nationales Staatswesen zu gründen, und die Verachtung aller Welt wird auf unserem Haupte lasten, wenn wir vor solcher Arbeit zurückschrecken aus gemüthlicher Rücksicht für ein halbfremdes Nachbarland.

„Aber," ruft man (und dieser Einwurf gilt für unwiderleglich), „wir können Oesterreichs nicht entbehren. Wie oft sind während der französischen Kriege Preußen und Oesterreich vereinzelt geschlagen worden; erst als sie sich versöhnten, ward ihnen der Sieg." Wunderliche Verwirrung der Begriffe, die recht deutlich zeigt, zu welchen Thorheiten

die sentimentale Betrachtung der Geschichte führt! Also, weil Frankreich einmal vor Jahren eine Uebermacht erlangte, die nur durch die Verbündung des gesammten Europas gebrochen werden konnte, deshalb müssen Oesterreich und Preußen im deutschen Bunde zusammen stehen! Sieht man denn nicht, daß sich genau mit denselben Gründen auch der Eintritt Englands und Rußlands in den deutschen Bund als nothwendig erweisen läßt? Nein, Oesterreich und Preußen haben oft mit Recht für gemeinsame Zwecke das Schwert gezogen; aber ebenso oft ist es geschehen (die geheime Geschichte der Freiheitskriege selber mag dies beweisen) und ebenso oft wird es geschehen, daß die Interessen beider Staaten einander schnurstracks zuwiderlaufen. Preußen kann mit Oesterreich gehen „nur so weit es uns bequem ist," wie ein preußischer Staatsmann sehr richtig sagte. Zwei Großmächte, die im Wesentlichen sich selbst genügen und einige Interessen gemein haben, verkehren nur dann in ungereizter, achtungsvoller Weise mit einander, wenn sie sich durchaus selbständig gegenüber stehen und dann und wann für gemeinsame Zwecke vorübergehende Allianzen schließen. Und in der That, seit Friedrich dem Großen bis zum jüngsten schleswig-holsteinischen Kriege haben Oesterreich und Preußen, so oft sie ein gemeinsames Ziel erstrebten, sich regelmäßig als unabhängige Mächte, oftmals mit offenbarer Uebertretung der Reichs- und Bundesgesetze, zu einer völkerrechtlichen Allianz verbunden. Solches Verfahren, mag es den blinden Verehrern des Bundestags noch so ruchlos erscheinen, ist das einzig mögliche für zwei europäische Mächte. Ihre Stellung im deutschen Bunde hat diese gelegentlichen Verbindungen nicht erleichtert, sondern erschwert; denn als Bundesglieder sind sie unvermeidlich gezwungen, um den herrschenden Einfluß in Deutschland zu streiten, köstliche Kräfte zu vergeuden um sich gegenseitig zu beobachten und zu schädigen. Auf dem Wiener Congresse wußte man dies sehr wohl. Unter allen Feinden Deutschlands ging damals die schadenfrohe Rede: wie schön, daß man die beiden Staaten „zusammengekoppelt" und also geschwächt habe. Dies Verhältniß wechselseitiger Eifersucht und Schädigung wird nothwendig fortdauern, bis entweder Preußen auf das Maß eines Kleinstaates herabgedrückt oder Oesterreich gänzlich ausgeschieden ist aus dem deutschen Staatsleben. Es liegt auf der Hand, daß auch der weitere völkerrechtliche Bund des preußisch-deutschen Bundesstaats mit Oesterreich, den die Frankfurter Reichsverfassung und die Berliner Unionsentwürfe vorschlugen, den Hader der beiden Mächte nicht versöhnen würde. Oester-

reich wird in Wahrheit geschwächt durch seine Stellung im deutschen Bunde, wird dadurch gehindert, mit ungetheilter Kraft jenes Werk der inneren Verschmelzung und Versöhnung zu vollführen, das für dies Gemisch feindseliger Nationen das oberste Bedürfniß bleibt. Darum schreckt uns auch nicht die, von vielen Wohlmeinenden und schon im Jahre 1810 in einer denkwürdigen österreichischen Staatsschrift, ausgesprochene Befürchtung, die deutsche Cultur in Oesterreich werde nach der politischen Trennung von Deutschland verkümmern und überwuchert werden durch das Slaventhum. Welchen erdenklichen Gewinn hat denn die deutsche Nationalität in Oesterreich aus der politischen Verbindung mit Deutschland bisher gezogen? Im Gegentheil: ist Oesterreich einmal aus der deutschen Politik ausgeschieden und jeder Anlaß des Mißtrauens beseitigt, das jetzt noch fort und fort Deutsch-Oesterreicher und Norddeutsche einander entfremdet, dann wird das Deutschthum in Oesterreich sich kräftigen durch einen regeren Verkehr mit dem Geistesleben Deutschlands.

Doch es ist müßig nachzuweisen, daß die Herrschaft Oesterreichs in Deutschland und Italien ein Unglück bleibt für Oesterreich selber. Gewiß, ein glückliches Verfassungsleben ist in Oesterreich so lange ungesichert, als der Staat Provinzen besitzt, die er nur durch die Säbelherrschaft behaupten kann. Ebenso gewiß werden Deutschland und Oesterreich dann erst ehrliche Bundesgenossen werden, dann erst klar erkennen, wie viele wichtige Interessen ihnen beiden gemein sind, wenn Oesterreichs herrschende Stellung in Deutschland — dieser Quell jahrhundertelanger Kämpfe — verschwunden ist. Aber leider, kein mächtiger Staat verzichtet freiwillig auf seinen Besitzstand, selbst wenn er diesen als unhaltbar erkennen sollte. Am allermindesten ist die Weisheit der Entsagung zu erwarten von dem Hause Habsburg-Lothringen und dem unbelehrbaren Dünkel seiner altkaiserlichen Ueberlieferungen. Den Anspruch auf die Oberhoheit in Italien rechtfertigte noch Fürst Metternich mit der Würde der Dynastie „als Nachfolger der römischen Kaiser,“ und uns Deutschen gegenüber hegt der Wiener Hof noch unverbrüchlich dieselbe Gesinnung, welche der Freiherr von Gemmingen im kaiserlichen Auftrage in seiner Anklageschrift wider den Fürstenbund Friedrich's des Großen aussprach: „das Haus Oesterreich muß entweder das Oberhaupt oder der Feind des deutschen Reiches sein.“ In den Tagen Felix Schwarzenberg's, da im Rausche des Siegs die alte Habsburgische Zurückhaltung vergessen ward, erscholl aus dem österreichischen

Lager der Hohnruf: „wenn der Kaiser ruft, müssen die Markgrafen folgen!“ Während der deutschen Revolution forderten Heißsporne der österreichischen Partei geradezu Verlegung des deutschen Parlaments nach Wien. Mit solcher Herrschsucht ist auf die Dauer nicht in Frieden zu verhandeln. Drei Wege liegen vor uns. Entweder Fortdauer des heutigen Zustandes, Fortdauer jener unwahren Vermischung bündischer und nichtbündischer Länder, deren schmachvolle Folgen vor Aller Augen liegen. Oder Gründung des von Schwarzenberg erhofften mitteleuropäischen Reiches unter Oesterreichs Oberhoheit; dann würden die höchsten Interessen des großen deutschen Volkes in der Rechnung der herrschenden Hauspolitik nur einen Factor neben vielen andern bilden, einen Factor, der vielleicht ein wenig mehr Werth hätte, als die Interessen der Czechen und Magyaren, der Raizen und Hannaken. Oder endlich Trennung von Oesterreich, Errichtung eines nationalen Staats. Bei der nächsten europäischen Krisis, bei dem nächsten Rassenkampfe, der Oesterreich heimsucht, wird sich zeigen, ob die Deutschen noch immer sich von wohllautenden Phrasen nähren, noch immer, wie Herr v. Radowitz, die Verlegenheit ihrer österreichischen Brüder nicht benutzen wollen, oder ob sie Mannes genug sind ihre nationale Pflicht zu thun.

Die Fragen, welche heute den deutschen Patrioten bewegen, sind mannichfach verwandt mit jenen, welche der Nordamerikaner vor neunzig Jahren erwägen mußte. Auch dort bestand eine in ihren Anfängen durchaus natürliche und gesunde Verbindung zweier stammverwandter Länder, ja, die Colonien waren mit dem Mutterlande durch ein Band der Dankbarkeit verkettet, das uns mit Oesterreich nicht verbindet. Der Druck, den England auf Amerika ausübte, war zum mindesten nicht schwerer als die Lähmung des deutschen Staatslebens durch Oesterreich. Dennoch trieb der unversöhnliche Gegensatz der politischen Interessen nothwendig zur Trennung. Ein unseliges, wahrhaft tragisches Moment erschwert den Deutschen einen ähnlichen Entschluß. Wir müssen das Fortbestehen des Donaureichs in seiner Hauptmasse aufrichtig wünschen; aber unsere eigene Zukunft liegt uns natürlich mehr am Herzen als die Erhaltung Oesterreichs. So kann es sich denn leicht fügen, daß Preußen sich einst gezwungen sehen wird zur Verbindung mit Oesterreichs inneren Feinden — ein Gedanke, der schon unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. wiederholt auftauchte. Inzwischen soll der deutsche Patriot, der die Nothwendigkeit der Trennung von Oesterreich erkennt und

ehrlich ausspricht, zu dem vielen Schweren, das wir leiden müssen um unseres Landes willen, auch noch ein leichtes Ungemach gleichmüthig auf seine Schultern nehmen: er soll ertragen, daß die Kurzsichtigen und die Heuchler ihn einen Verräther schimpfen. Ist dereinst die unnatürliche politische Verbindung zerrissen, dann wird der Deutsch-Oesterreicher über die vollzogene Trennung ähnlich urtheilen wie heute der Engländer über den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner. Er wird sagen: die Deutschen haben ihre Pflicht gethan, der geistige und wirthschaftliche Verkehr beider Länder ist nach der politischen Trennung lebhafter, inniger denn zuvor. —

Wir sahen, von einem lebensvollen Bundesstaate kann nicht die Rede sein, so lange nicht mindestens seine räumlichen Grenzen unzweifelhaft fest stehen, sämmtliche Bundesgenossen nicht mit ihrem ganzen Gebiete ihm angehören. Wir gehen weiter. Ein Bundesstaat ist unhaltbar, wenn nicht die Bundesgenossen durch starke Interessen und Sympathien zusammengehalten werden. Daß solche geistige und materielle Bande die deutsche Nation zusammenschließen, wird Niemand bestreiten. Aber diese Gemeinschaft der Bedürfnisse und Neigungen kann auch so stark und innig werden, daß die Nation sich mit einem föderativen Dasein nicht mehr begnügen kann und zum Einheitsstaate fortschreiten muß. In solchem Falle befanden sich die Niederlande, nachdem sie das französische Joch abgeschüttelt. Ob ähnliche Zustände heute in Deutschland vorliegen, auf diese Frage kommen wir zurück.

Ein Bundesstaat setzt ferner einige Gleichheit der politischen Einrichtungen in den Einzelstaaten voraus. Staaten, deren Bürger ein sehr verschiedenes Maß politischer Rechte besitzen, können nicht ohne schwere Gefährdung des inneren Friedens eine so innige Verbindung unter sich eingehen. Darum verlangt die schweizerische Bundesverfassung von den Cantonen die republikanische Staatsform, läßt aber die Wahl frei zwischen der „demokratischen“ und der „repräsentativen“ Form der Republik. Weiter gehen die Amendements zur Bundesverfassung von Nordamerika, sie schreiben Grundrechte vor, die den Bürgern von allen Einzelstaaten gewährt werden müssen. Auch diese Voraussetzung des Bundesstaats ist in Deutschland vorhanden. Die Anomalie der politischen Zustände in Mecklenburg und den Hansestädten kommt kaum in Betracht. Deutschland besteht durchgängig aus monarchischen Staaten mit schwachen Anfängen constitutionellen Lebens.

Verwickelter erscheinen die Dinge, wenn wir das innere Staatsleben der Einzelstaaten schärfer in's Auge fassen. Der Bundesstaat ist bisher nur in demokratischen Staatenverbindungen durchgeführt worden. Schon diese Thatsache muß ernste Bedenken erregen. Der Staat ist keine äußerliche, nach Belieben in die Ferne zu übertragende Ordnung. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Deutschland als Ganzes eine ähnliche Verfassung wie die Schweiz und Nordamerika auf die Dauer ertragen sollte, so lange seine Einzelstaaten ein durchaus anderes Staatsrecht haben als die Cantone der Schweiz und die Vereinigten Staaten. Die Bundesverfassung jener beiden Republiken läßt sich ohne die republikanische Staatsform ebenso wenig denken wie ein Papstthum ohne Papst. Die scharfblickenden Verfasser des Federalist setzten bei ihrem Bundesstaatsplane die Demokratie als selbstverständlich voraus. Neuerdings war Daniel Manin derselben Meinung. Auch John Stuart Mill hält einen Bundesstaat von Monarchien für unmöglich. Sogar der enthusiastische Verehrer der Föderativverfassungen, Edward Freeman, der Verfasser der gründlichen history of federal government, wagt einem monarchischen Bundesstaate höchstens die Dauer eines Menschenalters vorauszusagen. Keine Frage: die Idee der Föderation ist ein wesentlich republikanischer, oder genauer, ein demokratischer Gedanke. Jede Föderation, will sie nicht untergehen, strebt auf irgend einem Wege danach, daß die Minderheit sich der Mehrheit füge. Die Herrschaft der Mehrheit ist ein der Demokratie geläufiger, unbestrittener Grundsatz. Von den Monarchen dagegen wird erwartet, daß sie die Einheit ihres Staats nach außen vertreten, daß ein stolzes Bewußtsein ihrer souveränen Würde sie beseele. Dürfen wir billigerweise von souveränen Fürsten neben solchen Gesinnungen auch noch die collegialische Gefälligkeit, die Bereitwilligkeit, der Mehrheit zu weichen verlangen? Halte man es nicht für einen Zufall, daß von allen Staatenvereinen der Geschichte der Bund der deutschen Monarchien weitaus der zwieträchtigste und krankhafteste gewesen ist, und auch die aristokratischen Föderationen selten das Bild der Kraft und der Gesundheit darboten. Der Sprachgebrauch in der Zeit des heiligen Reichs beweist, daß der Instinkt des Volkes diese Wahrheiten dunkel fühlte; man nannte das Reich gern „die erlauchte Republik deutscher Fürsten.“ Solch ein Name klingt stattlich für romantische Ohren. Unwillkürlich steigt dabei vor unserem Geiste auf das majestätische Bild jenes Senats von Königen, dessen Rom sich rühmte. Der Politiker aber soll fragen: ob denn eine Republik von

Fürsten praktisch etwas Anderes und Tüchtigeres sein kann als — was sie dem Wortlaute nach zu sein scheint — eine contradictio in adjecto? Die deutschen Monarchen haben bewiesen, daß sie zur Noth einen Staatenbund ertragen können, in welchem entweder gar nichts beschlossen oder der dynastische Stolz gebrochen wird durch die Drohungen der Uebermacht. Werden sie auch im Stande sein, einer strengen bundesstaatlichen Ordnung sich zu fügen?

Der Uebergang aus dem Staatenbunde in den Bundesstaat vollzieht sich in Republiken, wenn auch unter Kämpfen, doch nicht allzu mühselig, sobald erst demokratische Institutionen und Sitten zum unbestrittenen Siege gelangt sind. Das Verlangen, sämmtliche Einzelstaaten müßten der Verfassungsänderung zustimmen, erscheint einem an die Herrschaft der Mehrheit gewöhnten Volke lächerlich. In Nordamerika wagte zur Zeit der Errichtung der heutigen Bundesverfassung ein solcher Anspruch nicht einmal laut zu werden. Die Verfassungen der Eidgenossenschaft und der Union sind beide durch den Beschluß der Mehrheit der Einzelstaaten gegründet. — Unfehlbar müssen sich in einem losen demokratischen Staatenbunde schwere sociale und politische Leiden entwickeln, welche Jedermann am eigenen Leibe empfindet. Nun braucht ein souveränes Volk gemeinhin lange Zeit, um die Nothwendigkeit einer Reform zu begreifen, doch es schreitet entschlossen ans Werk, wenn es einmal die bösen Folgen verfehlter Institutionen schmerzlich gefühlt hat. So siegte in Nordamerika über alle Bedenken des Particularismus das Interesse des tief danieder gebeugten Handels. Man erkannte, nur eine starke Bundesgewalt könne den Verkehr schützen und der Zollschranken entledigen. — Der Entschluß zum Bundesstaate fortzuschreiten fällt einem demokratischen Staatenbunde auch darum nicht schwer, weil dabei Niemanden ein Opfer ohne volle Entschädigung zugemuthet wird. Alle Rechte, welche das souveräne Volk von Massachusetts an die Union abgetreten hat, sind ihm als einem Gliede der Union zurückgegeben worden. Dies Volk entscheidet noch heute durch seine gewählten Abgeordneten über die Fragen der auswärtigen, der Handelspolitik u. s. f.; nur erfolgt diese Entscheidung nicht mehr in der gesetzgebenden Versammlung des Einzelstaates, sondern in dem Congresse der Union.

Wie anders, wie viel ungünstiger steht dies alles in einem monarchischen Staatenbunde! Was der Demokratie als Widersinn erscheint, gilt in der Monarchie als unverbrüchlicher Grundsatz: jeder Souverän ist dem andern gleich, also kann der Uebergang zum Bundes-

staate nur durch freiwillige Zustimmung sämmtlicher Bundesfürsten erfolgen. So recht im Geiste der monarchischen Legitimität verlangte König Friedrich Wilhelm IV., selbst der Schein eines indirekten Zwanges dürfe der freien Uebereinstimmung der Souveräne nicht anhaften. In aristokratischen Staatenbünden zeigt sich, beiläufig, dieselbe Erscheinung. Die Oligarchie der souveränen Stadträthe und Provinzialstaaten der Niederlande widersetzte sich beharrlich bis zu ihrem Untergange jedem Versuche, das liberum veto der Staaten zu beseitigen; und in der Schweiz ist die Bundesreform dann erst durchgedrungen, als die Herrlichkeit der regimentsfähigen Burger von Bern und aller anderen Aristokratien in der Eidgenossenschaft ein Ende hatte. — Jene schweren nationalen Leiden, welche in Demokratien den Particularismus brechen, können in Monarchien eine so durchschlagende Wirkung nicht haben. Die Kronen werden ja von der Erschwerung des Handels und anderem Ungemach der getreuen Unterthanen nicht unmittelbar betroffen. Die Zersplitterung der Wehrkraft kann nur im Falle eines unglücklichen Krieges Folgen herbeiführen, welche von den Höfen unmittelbar schmerzlich empfunden würden; solche Tage kriegerischen Sturmes sind indeß wenig geeignet für friedliche Reformen. „Die Souveränität ist ein Mißbrauch, aber ich befinde mich wohl dabei,“ sagte ein deutscher Fürst zu dem Freiherrn vom Stein und bewies also, daß an den Höfen deutscher Kleinfürsten die klare Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des Bestehenden sich sehr wohl verträgt mit dem festen Willen nichts daran zu ändern. Die deutsche Bundesstaatspartei hat auch darum weniger Aussicht auf Erfolg als weiland die Föderalisten in der Union, weil sie den Souveränen schwere Opfer zumuthet ohne jede Entschädigung. Man pflegt diese Dinge gern mit dem Auge des Moralisten zu betrachten und zu fragen: sollten deutsche Fürsten ihrer Nation die Abtretung von Rechten versagen, welche sie ohne Zögern an Napoleon hingaben? Bittere Frage! Aber ist denn ganz vergessen, wie königlich Napoleon seine Vasallen zu belohnen verstand? Wenn ein Fürst auf Erden nichts Höheres kennt als den Glanz seines Hauses, und die Verbindung mit dem Feinde Deutschlands ihm die Aussicht gewährt auf die souveräne Königskrone, auf ein dreifach vergrößertes Ländergebiet: dann wahrlich ist es lohnend einen Protector zu ertragen. Friedrich August von Sachsen hat nie begreifen können, was er denn im Jahre 1806 gesündigt habe. Dem norddeutschen Bunde, den Preußen stiften wollte, verweigerte er jedes Zugeständniß, obgleich Preußen

die Selbständigkeit Hessens und Sachsens mit übertriebener Schüchternheit schonte; einige Monate später war er ein Vasall Napoleon's. Sehr natürlich. Napoleon ließ dem sächsischen Gesandten zuflüstern, Preußen wolle den kleinen Nachbarstaat erobern. Die plumpe List erreichte ihren Zweck; denn eine erbliche Verblendung, davon nur wenige ausgezeichnete Staatsmänner sich frei halten, verführt die Lenker der Mittelstaaten immer aufs neue, sich lieber von dem Feinde mit Scorpionen peitschen zu lassen, als die milde Leitung des Freundes zu ertragen. Dazu kam: der Bund mit Preußen verhieß für Kursachsen keinen wesentlichen Länderzuwachs, die Unterwerfung unter Napoleon brachte ihm das Großherzogthum Warschau. Die deutsche Bundesstaatspartei aber ist heute in derselben Lage wie Preußen im Sommer 1806: sie ist nicht im Stande, unseren Souveränen eine Entschädigung zu versprechen.

Und welche Rechte sind es, deren freiwillige Abtretung ohne Entschädigung die Anhänger der Frankfurter Reichsverfassung von Deutschlands Fürsten erwarten? Auch in der bescheidensten, der lockersten Form des Bundesstaates muß die Centralgewalt mindestens zwei Befugnisse ausschließlich besitzen: die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und, wenigstens in Kriegszeiten, die Verfügung über das Bundesheer. Nun spottet man gemeinhin: „Das Recht selbständiger Kriegführung steht den Bundesfürsten auch heute nicht zu; was will sie also heißen, jene Kriegsherrlichkeit im Frieden, deren Abschaffung wir verlangen? und wie werthlos ist doch die selbständige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten durch die Kleinstaaten, sie hat ja lediglich zur Folge, daß einige Dutzend Müßiggänger mehr an den europäischen Höfen antichambriren!" Ich erwidere: In solcher Weise werden diese Dinge von den Regierten beurtheilt. Hier aber handelt es sich um die Meinung der Regierenden, und Jedermann sieht, daß jene beiden Rechte von den Souveränen sehr hoch geschätzt werden. An der Mehrzahl unserer Höfe herrscht die Meinung, das Heer sei die natürliche Stütze des Thrones. Ein höchstpersönliches Band umschlingt den Kriegsherrn und sein Heer; die meisten deutschen Fürsten fühlen sich als Offiziere, zeigen sich nur in militärischer Kleidung. Und selbst der Fürst von Reuß jüngerer Linie würde glauben auszuscheiden aus der Familie der Souveräne Europas, wenn er nicht mehr mindestens zu Wien einen Geschäftsträger hielte. Ihre Diplomatie, ihre dem Kriegsherrn allein verpflichteten Heere geben unseren Fürsten — nicht rechtlich, aber thatsächlich — die Möglichkeit,

in Zeiten der Noth abermals den Schutz des Auslandes zu suchen. Rechte, welche solche Folgen haben können, darf Niemand unbedeutend nennen. Und entsinnen wir uns, daß noch vor wenigen Monaten deutsche Patrioten zur Rettung der deutschen Nation ernstlich an einen neuen Rheinbund dachten, so können wir nicht für unmöglich halten, daß einmal in höchster Bedrängniß deutsche Fürsten zur Rettung ihres Hauses denselben Plan hegen werden. Noch vor einigen Jahren erklärte der Graf v. Borries, Hannover werde lieber Frankreichs Hilfe anrufen als zu Gunsten einer preußischen Centralgewalt einen Theil seiner Souveränität opfern. Noch mehr: nach jener Auffassung des constitutionellen Systems, welche in den deutschen Staaten vorherrscht, sind die auswärtigen und die Militärsachen die einzigen wichtigen Staatsangelegenheiten, worüber die Krone ohne die Einmischung der Landstände entscheidet. Und gerade dies letzte theuerste Bollwerk des Absolutismus wollt ihr stürmen! Ein Fürst, in allen Fragen des Civildienstes von seinen Landständen wo nicht beschränkt, so doch geärgert und beobachtet, überdies verpflichtet (was in einem Bundesstaate unerläßlich ist), jeden ernsten Streit mit seinen Ständen dem Spruche eines Reichsgerichts zu unterwerfen, und zu alledem der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich, der Leitung des Heeres fast vollständig beraubt — ein solcher Fürst ist allerdings in einer wenig beneidenswerthen Lage. Er hat nicht einmal die Befugniß, welche Hegel irrthümlich dem constitutionellen Könige zuschrieb, das Pünktchen auf das i zu setzen. Man sage nicht: auch die Gründung des constitutionellen Systems war eine harte Zumuthung an die Monarchen, und dennoch sind sie darauf eingegangen. Dieser Vergleich hingt kläglich. Im constitutionellen Staate besteht der unverbrüchliche Grundsatz, daß nichts gegen den Willen der Krone geschehen darf. Im Bundesstaate aber muß allerdings die auswärtige Politik sehr oft gegen den Willen, jedenfalls ohne die Zustimmung der Bundesfürsten geleitet werden. Nein, es ist ein schweres, unerhörtes Opfer, was die Bundesstaatspartei von den deutschen Fürsten verlangt. Ist es wahrscheinlich, daß erbliche, unverantwortliche, unabsetzbare Souveräne freiwillig einem solchen Ansinnen weichen und sich dafür mit dem stolzen Bewußtsein trösten werden: wir haben verzichtet zu Ehren des deutschen Namens!? Ist von dem hohen Adel deutscher Nation nach dem Verlaufe seiner Geschichte ein solcher Entschluß zu erwarten?

Die bürgerliche Gesittung unseres Jahrhunderts hat auch auf die

Höhen der Gesellschaft heilsam eingewirkt. Unsere Höfe leben anständig oder vermeiden doch das öffentliche Aergerniß. Aber mit den argen Tyrannen, den zuchtlosen Weibern des achtzehnten Jahrhunderts scheint auch die große Leidenschaft, das große Talent in den meisten deutschen Dynastien begraben zu sein. Die jüngste Geschichte unserer Höfe ist ermüdend eintönig wegen des Mangels an originellen Charakteren. Die Mehrzahl der erlauchten Häupter zeigt eine erschreckende Familienähnlichkeit, die wohlmeinende Mittelmäßigkeit herrscht fast überall vor. Und dieser von der Natur nicht sehr verschwenderisch ausgestatteten fürstlichen Generation ist von früh auf die Seele genährt worden mit der Lehre vom „monarchischen Princip“ und mit den Ueberlieferungen der particularistischen Mythologie. Von Kindesbeinen an umgiebt sie jener höfische Adel, der ein Fluch Deutschlands ist, denn er hat kein Vaterland, und verkümmert er nicht völlig in stumpfer Selbstsucht, so schwingt er sich doch höchstens auf zur ritterlichen Anhänglichkeit an die Person des Fürsten und das fürstliche Haus.

Der Verkehr der heranwachsenden Fürsten mit dem Volke ist gemeinhin oberflächlich und geschieht selten in solcher Weise, daß sie sich gezwungen sehen, groß zu denken von den Menschen. Die Ideale unserer Nation erwärmen nur selten das Herz ihrer Fürsten, denn unsere nationalen Helden waren zumeist Charaktere von sehr geringer „engerer Vaterlandsliebe“, und die großen Tage unserer neueren Geschichte sind nur zu oft die Zeiten der Schande einzelner Dynastien gewesen. Ja, sogar sich schlichtweg und ohne Vorbehalt als Deutsche zu fühlen kann den Herren unserer kleinen Höfe nicht leicht werden, die so vielfach mit den Herrschergeschlechtern des Auslandes verschwägert sind. Alles dies und die Enge der Kleinstaaterei, die eine starke Staatsgesinnung nicht aufkommen läßt, muß die Mehrzahl der deutschen Fürsten zu einer rein dynastischen Auffassung des Staatslebens führen. Vergeblich versuchen die Doctrinäre des Constitutionalismus dies zu leugnen.

Die dynastische Politik ist in Deutschland historisch. Im heiligen Reiche war sie sogar durch das Staatsrecht anerkannt. Auf dem Reichstage wurden bekanntlich nicht die deutschen Staaten vertreten, sondern die fürstlichen Häuser. Ward die Creirung einer neuen Stimme im Fürstenrathe beantragt, so pflegte man als Gründe anzuführen den Glanz und die Verdienste der vorgeschlagenen Dynastie, doch nie die Bedeutung ihres Territoriums. Innerhalb eines solchen Staatsrechts mußte naturgemäß jene Politik gedeihen, welche zur Bereicherung des fürstlichen Hauses

die Landeskinder unbedenklich in die Fremde verkaufte, ohne die leiseste Rücksicht auf die Pflichten gegen Deutschland begehrlich die Hand ausstreckte nach den Kronen von England, Schweden, Polen, Rußland. Es war eine weitere Consequenz dieser dynastischen Staatskunst, daß der Reichsdeputationshauptschluß zwar das Reich der edelsten Provinzen beraubte, die Dynastien aber glänzend entschädigte; den Höfen schien dies selbstverständlich. Nur ein kleiner letzter Schritt führte von da zum Rheinbunde. Auch in der Geschichte republikanischer Staatenvereine finden wir Züge frecher Selbstsucht, wiederholte Anrufungen des Auslandes im Kampfe gegen die heimischen Bundesgenossen. Aber jene verblendeten Radicalen der Schweiz und der Niederlande, die mit fremder Hilfe die helvetische und batavische Republik gründeten, erstrebten doch das Heil ihres Vaterlandes, obschon mit verwerflichen Mitteln. Eine so freudige Losreißung von der eigenen Nation, einen so tödlichen Haß sogar gegen den Namen des Vaterlandes, wie die dynastische Politik des Rheinbundes sie aufweist, suchen wir in republikanischen Staatenbünden vergeblich. Auch im deutschen Bunde — dem Bunde der Fürsten, nicht der Staaten — ist die streng dynastische Auffassung des Staatslebens staatsrechtlich anerkannt. Daß im Staate das öffentliche Wohl höchstes Gesetz sei, dieser Gedanke ward den gebildeten Deutschen längst geläufig. Darüber vergessen wir allzuleicht, daß an vielen deutschen Höfen die grundverschiedene Meinung herrscht, welche den Bestand des Fürstenhauses als das oberste politische Interesse betrachtet. Hören wir auf die Herzensergießungen einzelner offenherziger gekrönter Häupter, so begegnet uns überall die fröhliche Zuversicht, das ur- und stammwüchsige fürstliche Haus, das urangestammte Welfenhaus werde blühen bis an das Ende der Tage; vom Staate ist da gar nicht die Rede. Eine liebenswürdige Prinzessin aus einem deutschen Kleinkönigshause beschwerte sich kürzlich über eine allerdings hochtrabende Aeußerung eines Erzherzogs und fügte entrüstet hinzu: „und unsere Familie ist doch viel älter als die österreichische!“ Halte man solche Worte ja nicht blos für einen Einfall einer jungen Dame. In den wichtigsten Staatsfragen haben die kleinen Höfe bereits die gleiche Gesinnung erprobt. Im Jahre 1785 und wieder zwanzig Jahre später, als Preußen einen Fürstenbund zu stiften versuchte, verlangte Sachsen als das vornehmere Haus die erste Stelle und betrachtete es als eine besondere, durch Annexionen zu belohnende Gnade, wenn es an Preußen — oder vielmehr „an den brandenburgischen Kreis“ — die Führung überließe. Während

des preußisch-anhaltischen Zollstreites versicherten die anhaltischen Lohnschreiber hartnäckig, wäre Alles mit rechten Dingen zugegangen, so müßten die Hohenzollern jetzt Vasallen der Ascanier sein. Allenfalls dem Hause Habsburg-Lothringen gesteht man in althergebrachter Ehrfurcht den Vorrang zu. Die Hohenzollern aber sind unseres Gleichen; ihre Familie hat nur bessere Carriere gemacht, als die unsere! Die an den Höfen übliche tendenziös gefärbte Darstellung der preußischen Geschichte, vornehmlich der Theilung Sachsens, ist nicht dazu angethan, solche Ansichten zu berichtigen. Das Standesbewußtsein unserer Souveräne verrieth sich in sehr lehrreicher Weise, als auf dem Frankfurter Fürstentage der Vorschlag laut ward, den Mediatisirten ein Stimmrecht am Bunde zu gewähren. Alsbald erhoben sich schwere Bedenken wider solche Begünstigung von Unterthanen. In diesem Hochmuthe begegnete sich der Welfenkönig mit kleinen Herren, deren Reich eine geringere Bevölkerung umschließt, als die große Friedrichsstraße in Berlin.

Wie können kleine Höfe, die seit Jahrhunderten eine dynastische Politik geführt, zu der nationalen Reformbewegung sich stellen? Keine deutsche Dynastie, die nicht vor Zeiten sich erhebliche Verdienste um ihr Land erworben hätte. In allen Staaten hat die dynastische Politik irgend einmal begriffen, daß der Glanz des Fürstenhauses am sichersten durch das Wohl des Landes gefördert werde. Man hegt an den Höfen diese Verdienste treulich im Gedächtniß, man ist sich sogar bewußt, durch die Verleihung der Verfassung dem Lande große Opfer gebracht zu haben; und dennoch, trotz so bedeutender Gewährungen, kommt die Nation nie zur Ruhe. Was Wunder, wenn von den kleinen Dynastien die nationale Partei als ein Haufe frecher Ruhestörer angesehen wird? Andererseits kann man sich doch nicht befreien von dem Bewußtsein schwerer Sünden; man weiß, daß der deutschen Nation wiederholt die heiligsten Versprechungen gegeben und gebrochen wurden. Man beginnt dunkel zu fühlen, daß die Fürsten heute der Nation nicht mehr sind, was sie ihr vordem waren. Dazu der Mark und Bein erschütternde Eindruck der italienischen Revolution! Auch der Nichteingeweihte weiß, daß eine lange Reihe deutscher regierender Herren die Fortdauer ihrer Dynastie nur noch nach Jahren berechnet. Von so trüben Ahnungen erholt man sich dann wieder bei dem Gedanken, der in unbewachten Augenblicken an den kleinen Höfen sehr treuherzig ausgesprochen wird: die Deutschen sind ein geduldiges Volk und ermangeln der revolutio-

nären Thatkraft. Aus all diesen widersprechenden Empfindungen geht endlich jene Politik des Hinhaltens, jenes Leben aus der Hand in den Mund, jenes ängstliche Haschen nach jedem rettenden Strohhalme hervor, wovon die jüngsten Jahre so denkwürdige Beispiele gebracht. Die deutsche Nation wird nicht vergessen, daß ihr hoher Adel in Baden-Baden sich um den Prinz-Regenten von Preußen schaarte und nur drei Jahre später „sich gehorsamst meldend“ auf dem k. k. Fürstencongresse zu Frankfurt einfand. Wohl rühmt sich Deutschland einzelner Fürsten, die eine reine nationale Begeisterung, ein hochherziger Opfermuth beseelt, und es ist kaum möglich, den Werth dieser Männer zu überschätzen, die unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen sich zu echter Vornehmheit des Sinnes hindurchgerungen. Solche Ausnahmen heben die Regel nicht auf, daß an den kleinen Höfen dynastische Politik getrieben wird. Die Beweggründe dieser Staatskunst klingen oftmals sehr löblich; man sagt sich: ich verwalte fremdes Gut, ich bin meinem Hause dafür verantwortlich, daß seine Souveränität nicht geschmälert werde.

Wir können uns nicht darüber täuschen: auf sehr schwachen Füßen steht die Hoffnung, der deutsche Bundesstaat werde friedlich, durch einen rechtzeitigen großherzigen Entschluß der Dynastien, gegründet werden. Das Ideal unserer Föderalisten kann nach menschlichem Ermessen nur dann in's Leben treten, wenn der preußische Staat, gestützt auf eine nachhaltige Volksbewegung oder auf sichere auswärtige Verbündete, zur rechten Stunde seine Macht gebraucht. Ein durch Gewalt entstandener Bundesstaat trägt aber, was auch Waitz zugesteht, in sich den Keim des Verderbens; ehrliche eidgenössische Gesinnung kann in ihm schwerlich gedeihen. Und noch mehr steht zu bezweifeln, ob der preußische Staat oder die deutsche Nation, wenn einmal ein hocherregter Augenblick ihre Kräfte entfesselt hat, sich mit einem Bundesstaate begnügen werde. Schon einmal ist das deutsche Volk in stürmischen Tagen vor den Thronen stehen geblieben; der Lohn für solche Mäßigung war die Wiederherstellung des Bundestags. Schon einmal hat Preußen mit dem Blute seiner Söhne die wankenden Throne deutscher Kleinfürsten aufs neue gefestigt; der Lohn für solche bundesfreundliche Hilfe war der Abfall der Geretteten zu den Feinden Preußens. Dergleichen Erfahrungen pflegen nicht vergessen zu werden. Erbarmungslos waltet in der Geschichte das Gesetz des historischen Undanks, kraft dessen jede politische Gewalt, wenn sie ihr Amt erfüllt hat und überflüssig geworden ist, unfehlbar beseitigt wird ohne alle Rück-

sicht auf ihre früheren Verdienste. Kraft dieses Rechtes reißen Colonien sich los von dem Mutterlande, das sie sorgsam hegte. Nach diesem Rechte hat unser monarchisches Beamtenthum, das den deutschen Bürger für den Staat erzogen, den Bauer zum freien Manne gemacht hat, Schritt für Schritt weichen müssen der Selbstverwaltung der Gemeinden und den constitutionellen Einrichtungen. Nach diesem Rechte wird auch das deutsche Kleinfürstenthum (sei es durch die Nation, sei es durch fremde Gewalt) vernichtet werden, sobald es nicht mehr wie sonst im Stande ist, etwas zu leisten für die Gesittung der Völker. Die Guten büßen in solchen großen historischen Krisen für die Sünden der Bösen.

Doch angenommen, der Bundesstaat der Frankfurter Parlamentsverfassung sei auf friedlichem oder gewalsamem Wege in Deutschland eingeführt, er sei sogar gereinigt von den groben Widersprüchen und ultrademokratischen Bestimmungen, welche das Frankfurter Project enthält, es sei in ihm folgerichtig durchgeführt der nordamerikanische Grundsatz, daß die Centralgewalt ihre Beschlüsse durch eigene Kraft, ohne die Vermittlung der Einzelstaaten, durchführt — so bleibt noch immer die Frage offen: trägt ein Bundesstaat von Monarchien die Gewähr der Dauer in sich? Ich muß es bestreiten. — Robert von Mohl spricht in seiner trefflichen Geschichte der Staatswissenschaft seine Verwunderung darüber aus, daß die Demokratie Nordamerikas eine so feine, kunstvolle Staatsform, wie der Bundesstaat ist, so lange ertragen habe. Mir scheint umgekehrt nur dies erstaunlich, wie doch die Gründung dieser Verfassung möglich war, wie es gelungen ist, den massiven Menschenverstand eines demokratischen Volks zur Annahme einer so verwickelten Verfassung zu bewegen. Das Werk ward aufgerichtet in jenen großen Tagen, da das amerikanische Volk noch die Leitung einer natürlichen Aristokratie, einer geringen Zahl hochherziger und reichbegabter Staatsmänner ertrug. Daß jedoch der Bundesstaat in Amerika, einmal gegründet, kräftig fortbestand, scheint mir durchaus nicht wunderbar. Seine Verfassung ist mit seltener Weisheit auf die Eigenthümlichkeiten des demokratischen Staatslebens berechnet. In den Vereinigten Staaten besteht das Selfgovernment jeder Gemeinde seit der Gründung der Colonien als oberster politischer Grundsatz. Sollte diese echt demokratische Institution ungeschmälert erhalten bleiben, so war der Bundesstaat die allein mögliche Staatsform. Denn der einzige vernünftige Grund, welcher ein sich constituirendes Volk bewegen kann, den einfachen Formen des Einheitsstaats die complicirten

Formen des Bundesstaats vorzuziehen, ist dieser: der Bundesstaat verbindet mit einer zur Noth genügenden Staatseinheit nach außen eine freie Bewegung der Glieder im Innern, welche der Einheitsstaat in solchem Maße nicht gewähren kann. Diese Eigenthümlichkeit des Bundesstaats haben Montesquieu und Sismondi im Auge, wenn sie — sehr wenig correct — sagen, er vereinige die Vortheile der Monarchie mit denen der Republik. Nun aber leuchtet ein, daß dieser Vorzug des Bundesstaates nur in einem demokratischen Bundesstaate eine Wahrheit ist.

In Deutschland besteht nicht das Selfgovernment, sondern eine von dreißig kleinen Mittelpunkten ausgehende bureaukratische Centralisation; und wenngleich wir hoffen, daß diese Macht der Bureaukratie sich in Zukunft mindern werde, so wird doch in Deutschland — bei der Weltstellung und nach dem Verlaufe der Geschichte dieses Landes — ein nordamerikanisches Selfgovernment nie bestehen. Der eigenthümlichste Vorzug des nordamerikanischen Bundesstaats läßt sich also nicht auf Deutschland übertragen. — Sodann bietet der Bundesstaat eine überaus glückliche Ergänzung der Einseitigkeit der Demokratie. Die Demokratie eines so jungen Staates wie die Union zeichnet sich natürlich im Guten wie im Bösen durch große Beweglichkeit aus. Jede Bundesverfassung dagegen ist stabil; die Abänderung der Unionsverfassung von Amerika ist sogar so sehr erschwert, daß Lord Brougham, gewöhnt an die Allmacht des englischen Parlaments, irrthümlich aber erklärlicherweise, meinen konnte, das sei keine Staatsverfassung, sondern ein unabänderlicher Vertrag. Welch ein vortreffliches Gleichgewicht! Während in den Gliedern der Union ein rastloses Leben wogt und brandet, Welthandelsplätze aus dem Nichts erwachsen, neue Städte jählings entstehen und wieder verschwinden, neue Staaten dem Bunde sich einfügen, die alten zu immer kühneren demokratischen Formen fortschreiten, ist die Unionsverfassung durch viele Jahre unversehrt geblieben; sie war die feste Sonne inmitten der ruhelos kreisenden Gestirne dieser athemlosen Staatenwelt. Auch von diesem Vorzuge des Bundesstaates kann in Deutschland nicht die Rede sein. Andererseits ist der Bundesstaat eine überaus verwickelte, kunstvolle Staatsform — und hierin liegt unleugbar seine Schwäche. Dieser Nachtheil aber wird in einem demokratischen Bundesstaate wenig fühlbar. Denn die demokratische Verfassung der amerikanischen Einzelstaaten ist die einfachste Staatsform der modernen Welt, der Staat gleicht dort einer freien

Gesellschaft. Auf einer so einfachen, kunstlosen Grundlage läßt sich der verwickelte Bau des Bundesstaats sehr wohl aufführen. Die bureaukratisch-constitutionelle Monarchie dagegen, welche in Deutschland besteht, ist unzweifelhaft die complicirteste Staatsform, welche sich denken läßt. Schwerfällige Bewegung, Reibungen aller Art sind hier unvermeidlich. Nun denke man sich dreißig Staaten mit so künstlicher Verfassung verbunden zu der denkbar kunstvollsten Form des Staatenvereins! Man stelle sich dreißig Fürsten vor, die sich mit mehr denn vierzig Kammern wohl oder übel vertragen müssen, und über ihnen abermals einen Fürsten, der sich abermals mit einem Staatenhause und einem Abgeordnetenhause vertragen muß; man denke sich diesen ungeheuerlichen Körper außerdem durch einen weiteren Bund an Oesterreich gekettet und gezwungen sich mit dem auch keineswegs einfachen Organismus des Kaiserstaats abermals zu vertragen: — wahrlich nicht ohne Schwindel können wir den Plan Heinrich von Gagern's betrachten. Ja bei näherem Beschauen ergiebt sich, daß die Maschine dieses deutschen Bundesstaats, um überhaupt in Gang zu kommen, noch eines weiteren Rades bedarf. Ein Staatenhaus nach dem Muster des amerikanischen Senats repräsentirt nur die Staaten, nicht die Fürsten. Die Dynastien aber waren bisher im deutschen Staatenbunde Eines und Alles, sie werden verlangen im deutschen Bundesstaate mindestens etwas zu gelten, sie werden in Deutschland, so lange sie regieren, immer eine bedeutende Macht bilden. Will man also nicht das verderblichste geheime Ränkespiel hervorrufen, so muß ihnen mindestens die Gelegenheit geboten werden, ihre Meinung über Bundessachen offen auszusprechen. Der Bundesstaat deutscher Monarchien bedarf durchaus eines Reichsraths, einer berathenden Versammlung von fürstlichen Gesandten bei der Centralgewalt. Dieser Gedanke war im deutschen Parlamente der Ausführung sehr nahe; der alte Jahn hat ihn mit derbem Bauernverstande, Bunsen mit staatsmännischer Feinheit sehr gut vertheidigt. Aber Jedermann sieht, daß durch diese unerläßliche Ergänzung das Durcheinander des deutschen Bundesstaats nur noch chaotischer sich gestaltet.

Der Bundesstaat hat sich in Demokratien vornehmlich deshalb als heilsam und lebenskräftig erwiesen, weil dort wenig regiert wird, der Staat nur Geringes leistet. Dagegen in Staatenvereinen, welche an das Vielregieren, an eine allseitige Staatenthätigkeit gewöhnt sind, wird der Bundesstaat schwerlich eine dauernde Staatsform bleiben,

vielmehr eine starke Neigung zeigen, in den Einheitsstaat überzugehen. Diesen noch nicht genugsam beachteten Punkt gilt es näher zu betrachten. Das Aristotelische Gesetz, daß der Staat aus der Herrschaft des Einen zu der Herrschaft Einiger und endlich der Vielen übergehe, darf heute nicht mehr buchstäblich verstanden werden. Soll es für die moderne Welt noch gelten, so kann es nur heißen, daß mit der Verbreitung von Wohlstand und Bildung nothwendig auch die active politische Berechtigung sich auf immer weitere Kreise des Volkes ausdehnen muß. Die Monarchie ist in unserem Welttheile noch einer langen Zukunft sicher. Ihre innere Berechtigung liegt zunächst in der monarchischen Gesinnung der ungeheueren Mehrheit des Volkes, ferner in dem Bedürfniß der Stätigkeit der politischen Entwickelung, das jedes reiche Culturvolk empfindet, sodann in der Nothwendigkeit, starke sociale Gegensätze, insbesondere die noch sehr mächtigen Ueberreste des Feudalismus, durch eine straffe Staatsgewalt zu bändigen, endlich und vornehmlich in der Pflicht des europäischen Großstaates, sehr Vieles für das Volk zu leisten, also auch ein zahlreiches Beamtenthum zu halten. Eine moderne Form der Republik, welche im Stande wäre, ein starkes Beamtenthum zu ertragen und eine vielseitige Staatsthätigkeit zu entfalten, ist bisher noch nicht gefunden. Vor einigen Jahren klang aus den Kreisen der Deutschamerikaner der höhnende Ruf zu uns herüber: „wir haben keine Zeit zu Untersuchungen über die Schönheitslinie oder die Tänze der Griechen; wir müssen vorwärts." Darauf kann das Mutterland nur antworten: „wir allerdings brauchen Zeit zu solchen Untersuchungen; von der Herrlichkeit deutscher Kunst und Bildung wollen wir nicht das Kleinste missen; und nur einen Staat, der uns ein reiches Culturleben gestattet, unsere zahllosen Bildungsanstalten aufrecht erhält und weiter baut, nur einen solchen Staat nennen wir den unseren." Wohl niemals endgiltig entschieden werden kann der alte Streit, was menschenwürdiger sei: jenes ruhigere Dasein geistiger Sättigung und staatlicher Fürsorge, das alten Culturvölkern eigen ist, oder die amerikanische Entfesselung aller socialen Kräfte, welche zwar den Durchschnitt der Menschen mit einem sehr hohen Maße von Wohlstand und Bildung segnet, aber dem ganzen Volksleben das Gepräge geistiger Mittelmäßigkeit aufdrückt. Ueber diese Frage werden die Urtheile, je nach persönlicher Neigung, immer aus einander gehen. Eines aber ist sicher: es hieße die Entwicklung von Jahrhunderten abbrechen, wollten wir die Vielseitigkeit unserer Staatsthätigkeit aufgeben. Jeder Culturfortschritt hat bisher bei uns

den Kreis der Staatszwecke erweitert. Selfgovernment kann also in Deutschland nur bedeuten: Mitwirkung der Bürger in freiwilligem Ehrendienste bei Erfüllung der Staatsgeschäfte, nicht aber Beschränkung der Staatsthätigkeit oder Einführung des amerikanischen voluntarism. Aus diesen Thatsachen ergiebt sich die Unmöglichkeit der Republik für Deutschland, so lange nicht unser sociales Leben in seinen Grundlagen geändert ist, und — die ungeheuere Schwierigkeit, einen deutschen Bundesstaat auf die Dauer zu erhalten.

In einem Volke, das von starkem Nationalbewußtsein beseelt und an eine vielseitige Staatsthätigkeit gewöhnt ist, wird die Centralgewalt des Bundesstaats sich unvermeidlich gezwungen sehen, mehr und mehr politische Functionen den Einzelstaaten zu entwinden. Dies war vor dem jüngsten Bürgerkriege nicht zu fürchten in Nordamerika, wo der Schwerpunkt der Verwaltung in dem Selfgovernment der Gemeinden lag und der Gemeindesteuereinnehmer nebenbei als Zuschlag zu den Gemeindesteuern einen unbedeutenden Betrag für den Staat erhob. An den Städten der Union mag man erkennen, wie weit hier die bescheidene Thätigkeit des Staats zurückbleibt hinter den riesenhaften Werken der freien socialen Kräfte. Washington, die politische Hauptstadt, nach großem Plane angelegt für eine halbe Million Bewohner, ist ein stiller Platz geblieben, an dessen kühn entworfenen Straßenzügen vereinzelte Häuser durch weite Oeden getrennt sich erheben, während die Städte des Handels und Gewerbes, die dem Staate nichts, der Gesellschaft alles danken, die wachsende Bevölkerung kaum zu fassen vermögen. Auch in der Eidgenossenschaft ist die Gefahr, daß die Bundesgewalt die gesammte politische Arbeit des Landes in sich aufnehme, nicht erheblich: das Volk haßt jede Ausdehnung der Staatsthätigkeit als kostspielig und undemokratisch, der Bund muß sich mit einem Budget von kaum 20 Mill. Fr. behelfen. Wie anders in Deutschland! Schon die auswärtige Politik des deutschen Bundesstaats muß eine sehr große Zahl von Köpfen und Händen beschäftigen. Deutschland kann nicht, wie die Schweiz, ohne Schande in ewiger Neutralität verharren; es grenzt nicht, wie Nordamerika vor dem jüngsten Kriege, an ohnmächtige Barbarenhorden und verfaulte Creolenstaaten, sondern wird in alle großen Fragen europäischer Politik unausbleiblich hineingezogen. Ob der schwerfällige Körper eines Bundesstaats eine so angestrengte auswärtige Politik führen kann, das halten wir allerdings für nicht unmöglich; durch die Erfahrung erwiesen ist es noch nicht. Dazu tritt

die Leitung des Bundesheeres, und zwar wird hier, da unsere Dynastien in die Bildung eines einigen und untheilbaren Reichsheeres nie willigen werden, ein häufiges Inspiciren und Controliren der Truppen von Reichs wegen erfolgen müssen, und also ein Zustand fortwährender Reibung entstehen, der den Milizheeren der Schweiz und Nordamerikas unbekannt ist. Der deutsche Bundesstaat muß ferner Handel und Verkehr durch ein zahlreiches Reichsbeamtenthum ordnen. Er muß, wie auch Waitz zugiebt, schon damit keines seiner Glieder im Verkehre mit anderen benachtheiligt werde, bindende Gesetze erlassen über das deutsche Reichsbürgerrecht und seine wichtigsten Consequenzen: Recht der Niederlassung, Recht des Gewerbebetriebes, Gemeindebürgerrecht. Er wird, wie jeder Bundesstaat, seinen Bürgern „Grundrechte" der persönlichen und geistigen Freiheit u. s. f. garantiren und alle diese Verhältnisse unter die Aufsicht eines Reichsbeamtenthums stellen müssen; denn sonst würde unsere particularistische Bureaukratie, mit ihrer tief eingewurzelten Neigung Alles besser zu wissen, den Bestand der Reichsgesetze bald wieder in Frage stellen. Wir Deutschen fühlen uns als Nation; schon heute, in unserem unfertigen Staatenbunde, haben wir eine Reihe von Angelegenheiten im nationalen Sinne geordnet, welche die Schweiz, der das Bewußtsein nationaler Einheit fehlt, dem Particularismus anheim giebt. Die Eidgenossenschaft überläßt das gesammte Privat- und Strafrecht den Cantonen, obgleich die Verschiedenheit des Criminalrechts und der Strafanstalten schweres Aergerniß erregt. Bei uns dagegen sind schon jetzt wichtige Theile des Privatrechts für ganz Deutschland einheitlich geordnet. Diese Tendenz wird in einem Bundesstaate unfehlbar weiter schreiten und auch des Strafrechts sich bemächtigen; denn eine große Nation erträgt nicht auf die Dauer, daß in dem einen ihrer Staaten straflos bleibt, was in dem anderen als Vergehen verfolgt wird. Ja sogar ein Reichscultusministerium würde der Bundesstaat der Deutschen nicht entbehren können. Bereits in dem deutschen Bunde ist das Bestreben aufgetaucht, eine deutsche Nationalkirche zu gründen. Der deutsche Bundesstaat wird ohne Zweifel versuchen müssen, das Verhältniß unserer Katholiken zur römischen Hierarchie rechtlich zu ordnen. Schon der deutsche Bund hat sich in das Universitätswesen, wenn auch mit grundverderblichen Mitteln, eingemischt. Der deutsche Bundesstaat wird diese hochwichtige Nationalangelegenheit schwerlich vernachlässigen können, er wird u. a. das Fortbestehen einzelner kleiner kraftloser Hochschulen ernstlich erwägen müssen u. s. w.

Ja, wenn wir bedenken, daß sogar der schweizerische Bundesstaat von der Regel „der Unterricht gebührt den Cantonen" eine Ausnahme gemacht und eine große Bildungsanstalt, das Polytechnicum, gegründet hat, so ist die Erwartung gerechtfertigt, daß der deutsche Bundesstaat sich ähnlichen Aufgaben nicht wird entziehen können. Nur er kann einen alten wohlbegründeten Wunsch unserer Gelehrtenwelt ausführen, die Gründung einer deutschen Akademie, welche ganz erfüllte, was die Berliner Akademie heute nur halb leistet. Und so weiter in's Unendliche. Es ist ganz unberechenbar, welche Fülle von Aufgaben nationaler Politik sich ergeben wird, sobald einmal ein nationales Staatswesen besteht. Mit einem Worte, ein deutscher Bundesstaat wird den Einzelstaaten alle irgend wichtigen Staatssachen abnehmen. Wenn schon heute der anspruchsvolle Königstitel der Mittelstaaten in keinem Verhältnisse steht zu ihrer Bedeutung, so wird in einem Bundesstaate ein König von Sachsen oder Würtemberg nicht ohne Humor betrachtet werden können. Monarchen in solcher Lage wären sehr überflüssige Wesen, und die Nation würde früher oder später sich die Frage vorlegen, ob es nicht räthlich sei, so kostspielige und nutzlose politische Organe zu beseitigen. Nicht monarchische Parteigesinnung, sondern die Erkenntniß der deutschen Staatssitten heißt uns bezweifeln, daß Deutschland gedeihen könnte als demokratischer Bundesstaat mit dem Systeme des laisser faire. Uns scheint es nicht zufällig, daß gerade die unklarsten Köpfe unserer demokratischen Partei an dem Ideale des monarchischen Bundesstaats am zähesten festhalten — jene Männer, welche die Unentbehrlichkeit der Monarchie einzusehen behaupten, doch in Wahrheit arbeiten für das Wahngebilde einer Republik mit einem erblichen Präsidenten.

Ein altes Culturvolk, das der Monarchie und vielseitiger Staatsthätigkeit bedarf und zwischen mächtigen Nachbarn eingepreßt ist, muß an seinen Staat Forderungen stellen, welche ein Bundesstaat nicht befriedigen kann. Er ist für einfache Gesellschaftszustände bestimmt; will er auch verwickelten Culturverhältnissen gerecht werden, so hebt er sich selber auf, d. h. er wird eine den Einheitsstaat vorbereitende Uebergangsform. Der praktische Instinkt der europäischen Völker weiß dies sehr wohl. In Spanien und Portugal tauchte in den zwanziger Jahren eine Partei auf, welche die Halbinsel in einen Bund nach amerikanischem Muster umwandeln wollte; sie verschwand rasch wieder, weil sie gar keinen Boden fand in den gegebenen Zuständen. Nur in Deutsch-

land besteht noch eine, Gottlob sehr kleine, politische Schule, welche in Gervinus ihren geistvollsten Vertreter hat und der Hoffnung lebt, Deutschland werde dereinst die „gefährlichen einheitlichen Großstaaten Europas“ auflösen und an ihre Stelle Föderationen setzen. Ich gestehe, mir scheint diese Ansicht genau ebenso utopistisch wie die communistischen Schwärmereien des Vaters Enfantin. Alle Engländer und Preußen, Franzosen und Russen antworten auf diese Träume mit einem millionenstimmigen Widerspruche; sie alle sind stolz darauf, nicht mehr Gascogner und Auvergnaten, Schlesier und Magdeburger, sondern Bürger mächtiger Großstaaten zu sein. Gervinus' Theorie will wahrlich die Geschichte der modernen Völker auf die Stelle zurückschrauben, von wo sie vor tausend Jahren ausging. Und das alles nur, weil man wähnt, allein die Föderation „vereinige die Vortheile großer und kleiner Staaten!“ Als ob nicht Englands Beispiel bewiese, daß auch der Einheitsstaat, weise verwaltet, seinen Gliedern eine sehr freie Bewegung gestatten kann.

Doch mit all diesen Bedenken ist das größte Hemmniß, welches sich in Deutschland einer bundesstaatlichen Ordnung entgegenstellt, noch nicht berührt. Ein kräftiger Bundesstaat setzt ein gewisses Gleichgewicht der Macht unter seinen Gliedern voraus, insoweit wenigstens, daß kein Einzelstaat die Kraft habe, seine Bundesgenossen zu vernichten, sich gänzlich loszureißen von dem Bunde. Selbst ein leidlich gesunder Staatenbund läßt sich unter Staaten von sehr ungleicher Macht auf die Dauer kaum aufrechthalten. Unter den unzähligen Staatenverbindungen der hellenischen Geschichte haben nur zwei den Charakter einer gleichberechtigten Föderation im großen Stile gezeigt, und beide, der achäische wie der ätolische Bund, zählten keinen übermächtigen Staat unter ihren Genossen. In der Union und in der Eidgenossenschaft ist die Macht der Einzelstaaten ziemlich ungleich: der Canton Bern zählt fast 500,000, Uri kaum 15,000 Einwohner, der Staat New-York umfaßt 2164, Rhode-Island nur 56 Quadratmeilen. Aber sogar die schwächsten schweizerischen Cantone haben oftmals bewiesen, daß sie durch eigene Kraft ihre Selbständigkeit gegen die andern Cantone wahren können, und in der Union genügten wenige Jahre der Anarchie nach dem Unabhängigkeitskriege, um die beiden mächtigsten Staaten, New-York und Virginien, zu belehren, daß sie nicht, wie sie gewähnt, im Stande seien sich selbst zu genügen. Ist in Deutschland ein ähnliches den Frieden sicherndes Gleichgewicht vorhanden?

Unser Philister liebt seinen stumpfen Witz zu üben an den allerkleinsten unserer Kleinstaaten. Die Monarchie ist eine anspruchsvolle Staatsform, die einen gewissen Grad von Macht voraussetzt. Die natürlichen Mängel der Kleinstaaterei treten also in winzigen Monarchien in einer Reihe hochkomischer Züge zu Tage, welche sich in kleinen Republiken nicht finden. Daß ein Fürst sich selber für seine Tapferkeit einen Orden verleiht, oder daß ein Landesherr höchsteigenhändig eine Verordnung schreibt über die Benutzung seines Parkes durch das anständige Publicum und den getreuen Unterthanen die Begriffe „anständig und unanständig" durch geistreich gewählte Beispiele erläutert — dergleichen lächerliche Erfahrungen verführen den politischen Naturalismus immer wieder zu dem Ausrufe: mindestens diesen allerkleinsten Fürstenthümern muß endlich durch Mediatisirung ein Ende gemacht werden! Und doch wird ein geordnetes nationales Staatsleben der Deutschen durch diese kleinsten Staaten weit weniger gehindert als durch die größeren, deren geheime Krankheit sich nicht so schnell verräth. Der Gedanke, die kleinsten Fürsten zu mediatisiren oder sie den größeren Nachbarn als Vasallen unterzuordnen, dieser an den kleinen Königshöfen seit Napoleon's Tagen gehegte und noch in der Paulskirche von F. Römer und Andern vertheidigte Plan der Gruppenbildung würde über uns nur eine schon am Beginne der Kaiserzeit überwundene Gefahr abermals heraufbeschwören, die Gefahr, daß Deutschland in eine Reihe völlig selbständiger Staaten zerfalle. Die äußerste Linke des deutschen Parlaments verfuhr dabei ganz folgerichtig, als sie die Zerschlagung der größeren deutschen Staaten in kleine Republiken verlangte, damit ein ehrliches föderatives Leben entstehe. In diesem Unsinn war doch Methode. Auch neuerdings taucht unter unseren Radicalen wieder eine Richtung auf, welche die Einheit Deutschlands durch die Zerstörung der bereits vorhandenen theilweisen Einigung bewirken möchte. Eine gewisse rohe Consequenz ist dieser Theorie nicht abzustreiten. Sie entspricht jener Vorliebe für das Mittelmäßige, welche die modernen Demokraten überall, vornehmlich in Deutschland auszeichnet; und den Wortführern dieser Lehre müssen wir zugestehen, daß sie als Landammänner eines Cantönlis Kraichgau oder Altmark besser am Platze sein würden denn als Bürger einer mächtigen Monarchie. Wir halten uns an die gegebenen Zustände.

Unter allen reindeutschen Staaten hat allein Preußen in unvergeßlichen Zeiten die Kraft bewiesen, die eine Gesellschaft zum Staate macht,

die Kraft sich durch sich selbst allein zu erhalten. Zwischen Preußen und seinen Bundesgenossen besteht ein Unterschied nicht des Grades, sondern der Art, der Unterschied von Macht und Ohnmacht, Staat und Nicht-Staat. Man schilt solche Behauptungen doctrinär, weil sie an Aristotelische Gedanken anknüpfen. Und doch fußen sie auf der ernsthaften praktischen Erfahrung, daß das Wesen des Staats zum Ersten Macht, zum Zweiten Macht und zum Dritten nochmals Macht ist. Ein spannenlanges Schiff ist eben gar kein Schiff, und nicht blos an der räumlichen Ausdehnung eines Staats, sondern mehr noch an der Gesammtheit der historischen Verhältnisse, in deren Mitte er gestellt ist, läßt sich erkennen, ob er jene erste und höchste politische Fähigkeit besitze, sich durch eigene Kraft zu behaupten. Im Verlaufe der neueren Geschichte hat sich das Uebergewicht der Macht Preußens, den Kleinstaaten gegenüber, offenbar verstärkt. Erst in dem letzten halben Jahrhundert hat die europäische Völkergesellschaft ihre aristokratische Gestalt angenommen. Die Kriege der neuesten Zeit werden mit großen Massen und mit einem ungeheuren Aufwande technischer Mittel geführt, deren Kosten ein Kleinstaat nicht erschwingen kann. Gleichwie am Ende des Mittelalters eine Menge kleiner Staaten verschwand, weil sie nicht im Stande waren, die neuen Söldnerheere aufzubringen, so wird die kostspielige Kriegführung des 19. Jahrhunderts unfehlbar die gleiche politische Wirkung haben. „Der Zustand der kleineren deutschen Staaten ist an und für sich schon provisorisch und ohne eigentliche innere Garantien“ — so schrieb schon im Jahre 1821 der badische Bundestagsgesandte v. Blittersdorff seinem Minister. Dies bemitleidenswerthe Bewußtsein, daß man nicht leben und nicht sterben könne, ist seitdem die im Stillen vorherrschende Empfindung der kleinen Diplomaten geblieben. Schon aus den Budgets der deutschen Kleinstaaten können wir ersehen, wie ihre Lebenskraft langsam erlischt, welch ein zweck- und nutzloses Dasein sie führen. Würtemberg verwendet nur 45,9 % seiner Staatsausgaben für eigentliche Regierungszwecke, Hannover nur 44,9 %. In Nassau gehört sogar das Lumpensammeln zu den Staatsgeschäften, auf daß der Kleinstaat sein Leben doch irgendwie nützlich ausfülle. Ein selbständiger Kleinstaat vermag heutzutage nicht mehr eine große militärische und Culturaufgabe zu lösen. Schleswig-Holstein, wenn es je als ein selbständiger Staat bestehen sollte, wird dies nur zu bald erfahren. Ein kleines Herzogthum kann auf die Dauer nicht eine Staatsschuld tragen, welche relativ größer ist als die Schuld von Frankreich

oder Oesterreich; es kann nicht ein von erbitterten Nachbarn bedrohtes Gebiet vertheidigen; es kann nicht 100,000 grollende Unterthanen fremder Zunge in Zucht halten und an den Segen deutscher Sitte mild gewöhnen; es kann nicht mit ungeheuren Kosten einen Canal erbauen, dessen Nothwendigkeit für Deutschland ebenso sicher als seine finanzielle Ertragsfähigkeit zweifelhaft ist. Das Herzogthum kann dies alles nur, wenn es dazu die Kräfte von Preußen entlehnt, das will sagen: wenn es seine Unfähigkeit zu selbständigem Dasein feierlich eingesteht. Die Zeiten sind dahin, da Baiern und Savoyen durch ihren Zutritt zu einer Coalition eine europäische Frage nahezu entscheiden konnten. Die Hegemonie der großen Mächte in Europa wird voraussichtlich so bald nicht gebrochen werden. Auch ist in Preußen Bevölkerung und Wohlstand seit den Wiener Verträgen erheblich rascher gewachsen als in der Mehrzahl der Kleinstaaten. Die Erfahrungen während der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung, wo doch eine starke Partei in der Nation die Mittelstaaten unterstützte, zeigen mit schrecklicher Klarheit, welche geringe Macht in Wahrheit den deutschen kleinen Cabinetten zu Gebote steht. Einer Reihe bureaukratisch regierter Kleinstaaten zurufen: „fasset einen heroischen Entschluß!“ — das heißt dem Wurme sagen: „fliege doch!“ Wer wundert sich, daß der Wurm die Aufforderung nicht versteht? Große Entschlüsse faßt im Staatsleben nur der Mächtige, oder ein Kleinstaat, der, eines hohen Sinnes voll, alle Kräfte des Volkslebens entfesselt. Wer aber darf dies von der bureaukratisch-dynastischen Staatskunst kleiner Fürstenthümer verlangen? Zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse konnte der laute Widerspruch eines einzigen Kleinstaats den Bruch des Bundesrechts, die Beleidigung der Nation und die Vergewaltigung der Kleinstaaten durch die Großmächte zugleich verhindern. Dies Nein ist nicht gesprochen worden, obgleich ein Karl August unter den bedrohten Fürsten war!

Und Staaten solcher Art sollten jemals über das frivole Ränkespiel, über das Kokettiren mit der nationalen Idee hinausgehen und mit den Waffen ihr Recht gegen die Großmächte vertheidigen?! Nichts unbilliger als deshalb wider die Feigheit der Kleinstaaten zu eifern. Ihre militärische Macht ist in der That geringer als man meinen sollte, wenn man die Kopfzahl ihrer Heere zusammenrechnet. Die Interessen der kleinen Höfe, so lange ihre Politik eine dynastische bleibt, gehen unter sich so weit aus einander, dagegen sind sie fast allesammt so eng mit Oesterreich verkettet, daß wir getrost behaupten dürfen: ein Bund aller

Kleinstaaten gegen die beiden Großmächte ist unmöglich. Man sagt wohl: hätte im Winter 1863—64 eine Reihe patriotischer und hochherziger Staatsmänner an der Spitze der kleinen Königreiche gestanden, so konnten sie eine dritte Macht in Deutschland bilden. Es ist bekannt, daß dieses „hätte" nicht eintraf, ja wir bestreiten sogar die Möglichkeit, daß in einer Mehrzahl solcher Staaten zugleich Männer von nationalem Sinne und staatsmännischem Blick regieren können. In zwei oder drei Mittelstaaten vielleicht; in der Mehrzahl aber kann Niemand anderes regieren als wohlmeinende Bureaukraten und diplomatische Intriguanten des gemeinen Schlages; die dynastische Politik erträgt keine anderen Minister. Man mag beklagen, daß die Lande der ältesten deutschen Cultur, die ersten Pflegestätten unseres unfertigen constitutionellen Lebens so gar ohnmächtig sind. Wie die Dinge wirklich liegen, hat die höhnische Eintheilung der deutschen Bundesstaaten in Vormächte und Hintermächte einen guten Sinn. Niemand empfindet dies bitterer als die tüchtigeren Offiziere der kleinen Armeen, die mit Zorn und Scham das endlose Einerlei des Garnisondienstes vor sich sehen, während ihre Kameraden in Oesterreich und Preußen den Ernst des Krieges kennen lernen. Die deutschen Mittelstaaten haben — mit einzelnen vorübergehenden Ausnahmen — von je her den Zweck gewollt ohne die Mittel. Sie haben nicht, wie die Schweizer Cantone, bescheiden und klug zugleich die einzige Stellung gewählt, welche in der modernen Welt einen Kleinstaat retten kann: die vollständige Passivität in der großen Politik. Sie wollten vielmehr sich des Ansehens und der Sicherheit großer Staaten erfreuen, ohne doch die Anstrengungen aufzuwenden, welche zu solchem Zwecke nöthig sind. Ein so widersinniges Bestreben kann auf die Dauer nicht gelingen.

Mit Staaten von so großen Ansprüchen und so mäßiger Macht schließt ein Großstaat einen dauernden Bund nur dann, wenn er gewillt ist in schwierigen Fällen, unbekümmert um den Bund, seines eigenen Weges zu gehen, oder — wenn ihm die Hegemonie übertragen wird. Und allerdings eine Hegemonie, ein Protectorat bedeutet jene deutsche Kaiserkrone, welche das deutsche Parlament dem preußischen Königshause darbrachte. Schon Paul Pfizer im Jahre 1832 und Graf v. d. Goltz im April 1848 gebrauchten dafür den rechten Ausdruck: „Protectorat." Heute verwirft man gemeinhin dies böse Wort, aus Furcht die Eitelkeit des Particularismus zu verletzen. Aber was anders können solche wohlmeinende Bemäntelungen bewirken, als daß die

Halbgebildeten getäuscht werden über die Schwere des Entschlusses, welchen die Frankfurter Reichsverfassung von den Fürsten wie von den Völkern der Kleinstaaten verlangt?

Wird die executive Gewalt des Bundesstaats Einer Dynastie übertragen, so gehen thatsächlich zwei große Grundsätze verloren, welche in der Union und in der Eidgenossenschaft gewissenhaft festgehalten werden: die rechtliche Gleichheit aller Einzelstaaten und der Grundsatz, daß die Centralgewalt niemals mit einer Einzelstaatsgewalt concurrirend wirken dürfe. Die Gleichheit aller Staaten wurde in der Union so ängstlich gewahrt, daß die Bundesregierung ihren Sitz in einem eigens dazu geschaffenen Territorium einnehmen mußte. In der Eidgenossenschaft ist zwar Bern die Bundesstadt, doch ohne daß dem Canton Bern das mindeste Vorrecht daraus erwüchse. Die überwiegende Bedeutung der Vororte ward, als eine staatenbündische Institution, folgerecht mit dem Staatenbunde selber beseitigt. — Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn dem mächtigsten Staate der wesentliche Theil der executiven Gewalt übertragen und dergestalt seinem guten Willen überlassen wird, ob er die Hand ausstrecken will nach der lockenden Frucht der Herrschaft, die dicht vor seinen Augen hängt. Was die Abtretung des militärischen Oberbefehls an einen übermächtigen Genossen bedeute, davon giebt die Geschichte des Alterthums mehr denn einmal ein Zeugniß. Die attische Symmachie hatte in dem Synedrion eine Tagsatzung, in den Hellenotamien ein Bundesschatzamt. Aber die militärische Leitung stand bei Athen allein; dadurch gelang es der führenden Macht, allmählich das Schatzamt in ihre Hände zu bringen, die Tagsatzung einschlafen zu lassen, bis zuletzt selbst die Gerichtsbarkeit in den verbündeten Staaten von Athen geübt ward und zwischen Unterthanen und Bundesgenossen kaum noch ein Unterschied blieb. Die Vergleichung mit den heutigen Zuständen Deutschlands liegt sehr nahe. Denn der attische Demos verdankte seine Ueberlegenheit wesentlich seiner kriegerischen Kraft und Opferwilligkeit, er übernahm gern die militärischen Leistungen, welche den Verbündeten zukamen. Die behaglichen Kleinstaaten nahmen schließlich das Ende, das dem trägen Phäakenleben überall bereitet wird. Aehnliche, wenn auch minder einschneidende Folgen hatte die Hegemonie Spartas, das, auf sein Recht der Kriegsleitung pochend, bald sich erdreistete eigenmächtig Kriege zu beginnen. Die lateinische Eidgenossenschaft stand anfangs gleichberechtigt neben Rom. Dann errang sich Rom schrittweise das Recht des Krieges und der Verträge

und die Ernennung der höheren Befehlshaber; noch eine Weile, und die Schlacht von Trifanum unterwarf die Lateiner dem herrischen Bundesgenossen.

Nicht ohne Grund mag man einwerfen, daß ein moderner Repräsentativstaat den Bundesgenossen weniger gewaltsam begegnen müsse als Rom oder selbst der mit Unrecht hart gescholtene attische Demos. Immerhin bleibt auch die Lebenskraft eines constitutionellen Bundesstaats sehr zweifelhaft, sobald er Einer Dynastie die ausübende Gewalt abgetreten hat. Ein Haus wie die Hohenzollern, das auf eine große Geschichte mit gerechtem Stolze zurückschaut, wirft seine Traditionen nicht gleichgiltig über Bord. Ein deutscher Kaiser und König von Preußen wird, wenn er dem deutschen Parlamente gegenüber sein monarchisches Veto ausübt, die Interessen seines heimathlichen Staates in erster Linie bedenken; ja, umgeben von murrenden kleinen Höfen, wird er zu Reichsbeamten nur unzweifelhaft ergebene Männer — also überwiegend Preußen — ernennen u. s. f. Kurz, die Preußen werden in einem solchen Bundesstaate eine der Reichsunmittelbarkeit verwandte Stellung einnehmen. Unausbleiblich wird solche thatsächliche Ungleichheit den gerechten Unwillen der übrigen deutschen Stämme erregen; sie werden nach Preußen und Italien hinüberschauen und beobachten, daß dort, im Einheitsstaate, der Westphale mit dem Brandenburger, der Florentiner mit dem Piemontesen völlig gleichberechtigt ist. So wird ihnen endlich die Erkenntniß der paradoxen und doch so einfachen Wahrheit aufgehen: der Einheitsstaat legt den Dynastien, der erbkaiserliche Bundesstaat dem Selbstgefühle der Stämme das größere Opfer auf. Nur milde Pietät gegen die Dynastien könnte unsere Nation bewegen, zu Schaden für die höchsten Volksinteressen, bei dem Bundesstaate stehen zu bleiben. Solche Schonung würde aber von den Fürstenhäusern nicht mit Dank, sondern als ein Raub empfunden werden. Fasse man diesen wichtigen Punkt scharf ins Auge! Einen Protector zu ertragen ist demüthigend für das gerechte Selbstgefühl der nicht-preußischen Stämme. Dagegen mit den Schlesiern und den Pommern zusammen demselben Könige als freie Bürger zu gehorchen, dies kann den Stolz der Hessen und Ostfriesen nimmermehr verletzen.

Und würde der Bundesstaat dem preußischen Staate lediglich Gewinn bringen? Wer nicht befangen ist in den Doctrinen der Legitimität, tadelt heute, daß Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Krone von sich

wies, da er sie mit reinen Händen ergreifen und diesem gährenden Deutschland den Frieden bringen konnte. Aber sehe man auch nicht allzu herablassend auf die nicht-legitimistischen Bedenken, welche ein preußischer Patriot dem Plane des Bundesstaats entgegenstellen mußte. Er konnte sagen: „Die Legitimität soll kein Dogma sein; doch der schwächsten der Großmächte gewährt es allerdings einige Sicherheit, daß sie sich rühmen darf, kein Dorf zu besitzen ohne die Zustimmung Europas. Solche gesicherte Lage giebt ein Staat nur auf, wenn er auf wirkliche Machterweiterung ausgeht. Wird aber durch den deutschen Bundesstaat Preußens Macht erhöht oder nicht vielmehr seine geschlossene Staatseinheit zerrüttet werden? Das deutsche Parlament wird unfehlbar alle wichtigen Staatsfragen nach und nach vor sein Forum ziehen. Soll nun der preußische Landtag dieselben Fragen gleichfalls berathen, und das widrige Schauspiel des Sommers 1848, der Streit der Parlamente von Deutschland und von Preußen, die verewigte Anarchie sich erneuern? Oder soll der Landtag einer Großmacht sich begnügen mit der bescheidenen Thätigkeit der gesetzgebenden Körper von Virginien und Delaware? Dann wäre es besser ihn zu vernichten und allein Provinziallandtage zu halten, das will sagen: die schwer errungene Staatseinheit aufzugeben!“ Man sieht, der Plan der Föderalisten führt auch für Preußen die allerschwersten Uebelstände herbei. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Haus Hohenzollern, wenn es sich je entschlösse eine solche Hegemonie zu übernehmen, sich redlich und auf die Dauer bestreben sollte, einen so wenig befriedigenden Zustand aufrechtzuerhalten.

IV. Die Föderationen der neuen Geschichte.

Ein Bundesstaat läßt sich nicht improvisiren. Mehr als irgend ein anderer Staatsbau muß diese kunstvolle Staatsordnung begründet sein in der Geschichte des Landes. In alle Wege bleibt es thöricht, da auf ein friedliches, wohlgeordnetes Zusammenleben mehrerer Staaten zu hoffen, wo die sittliche Grundlage jedes Bundes fehlt, der eidgenössische Rechtssinn, der gewissenhafte föderative Geist, wo die Bundesgenossen nicht im Verlaufe ihres historischen Zusammenlebens sich daran gewöhnt haben, jeden mitverbündeten Staat als eine unantastbare,

gleichberechtigte politische Persönlichkeit zu achten. Besteht dieser eidgenössische Rechtssinn in Deutschland? Dürfen wir von uns behaupten, was dereinst in gährender Zeit der Vorort Zürich den Eidgenossen zurief: „die Schweiz war von je her föderal und wird es bleiben, so lange sie ihre Natur und Geschichte nicht aufgiebt?" Ist wirklich (wie König Wilhelm von Würtemberg 1850 in seiner berufenen Zornrede gegen Preußen versicherte) der Einheitsstaat für uns „das gefährlichste aller politischen Traumbilder", widerspricht er dem „föderativen" Charakter unserer Geschichte?

Dies können wir allein beantworten, indem wir offen und bewußt jene Vergleichung Deutschlands mit anderen Föderativstaaten durchführen, welche unsere Föderalisten gemeinhin in der Stille und halbbewußt anstellen. Es ist ein mißlich Ding um halb durchgeführte historische Parallelen. Nur zu oft dienen sie unfruchtbarem, überfeinem Scharfsinne zu geistreichen Spielen, und ebenso leicht mißbraucht sie jener Naturalismus, der gar kein Auge hat für das Individuelle in der Geschichte und dreist die Erfahrungen eines Volkes auf andere Länder überträgt. Solchen Versuchungen entgeht man nur durch ganz offenes Verfahren. — Die Staatenvereine des Alterthums bieten uns geringe Belehrung. Der Staatsgedanke der Hellenen war ein anderer als der unsere. Vornehmlich zwei durchgreifende Unterschiede machen jede Vergleichung antiker und moderner Föderationen ziemlich unfruchtbar: bei den Alten war die moderne Idee der Repräsentation noch nicht durchgebildet, und sie kannten nicht unsere friedliche, gleichberechtigte Völkergesellschaft. Selbst der achäische Bund blieb dicht an der Schwelle des Repräsentativstaates stehen. Ueberhaupt war das hellenische Staatsleben dem Gedeihen des föderalen Wesens nicht günstig, da der Hellene die politische Freiheit in der unmittelbaren Theilnahme des Bürgers am täglichen Wirken des Staates fand. Die beiden tüchtigsten Föderationen des Alterthums kamen empor, als die nationale Kraft der Griechen bereits gebrochen war. — Es genügt also, aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt — der Eidgenossenschaft, der Union und der Vereinigten Niederlande — die für das bündische Leben entscheidenden Thatsachen hervorzuheben. Wir werden dabei zu der überraschenden und für die blinden Bewunderer der Monarchie unbequemen Einsicht gelangen: in der Monarchie redet man am meisten von der Legitimität; thatsächlich beweist die Monarchie ungleich weniger Achtung vor dem legitimen Rechte des Nachbarn als die Re-

publik. Die Geschichte der drei republikanischen Föderationen zeigt im Ganzen ein lebendiges eidgenössisches Rechtsgefühl, während die deutsche Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten eine unübersehbare Reihe von Annexionen aufweist.

Die Schweiz ist das classische Land des bündischen Lebens. Von je her eine Anomalie in der europäischen Staatengesellschaft, bietet sie doch im Ganzen das Bild eines Volkes, welches jederzeit seinen natürlichen Staat, die seinem Culturleben entsprechende Verfassung besaß. Schon die Gestalt des Bodens legt jedem Versuche straffer politischer Centralisation schwere Hemmnisse in den Weg. Dies Land der natürlichen Contraste, das auf wenigen Geviertmeilen nahezu alle europäischen Klimate vereinigt, wird in seiner Mitte durchschnitten von der stärksten Naturgrenze, die unser Welttheil kennt. In dies Gebiet, dessen Stücke dem Geographen als natürliche Provinzen von Deutschland, Frankreich, Italien erscheinen, theilen sich die Bruchstücke von vier Nationen. Mindestens zwei dieser schweizerischen Nationen sind fort und fort angewiesen auf die geistige Gemeinschaft mit stammverwandten großen Nachbarländern. In der französischen Schweiz findet der Protestantismus Frankreichs seinen Mittelpunkt, die deutsche Schweiz ist gleichsam der republikanische Pol des deutschen Lebens. Und hier im Quellenlande des Rheins gleichwie an seinen Mündungen hat von Alters her die Neigung der Germanen sich in kleinen und kleinsten Gemeinwesen abzuschließen auf das üppigste gewaltet. Denn der Kern, daran die Eidgenossenschaft sich angegliedert hat, ist ja deutschen Stammes. Das Selbstbestimmungsrecht auch des geringsten Gemeinwesens bildet einen Grundzug der schweizerischen Geschichte, offenbart sich bald in heldenhaften Kämpfen, bald in wunderlichen Launen des Cantönligeistes. Der municipale Stolz deutscher Städte hat sich hier und in den Niederlanden am stärksten entfaltet, in beiden Landen, bis herab auf die kleinsten Aeußerlichkeiten, sehr verwandte Erscheinungen erzeugt: noch heute unterhält Bern seine Bären, Genf seine Adler, gleichwie der Haag seine Wappenthiere, die Störche, füttert. Welche unübersehbare Mannichfaltigkeit der örtlichen Sitten und Rechtsbildungen! So groß ist die Selbständigkeit der Gemeinden, daß jeder Canton fast wie ein kleiner Föderativstaat erscheint. Ja, der Canton Graubünden war wirklich bis zum Jahre 1854 blos ein Bund von 28 Hochgerichten. Kein Canton, dessen Geschichte nicht Kampf und Eifersucht zwischen den Tagwen oder den Rhoden, den Zehnten oder den Gemeinden aufwiese.

Während überall sonst in der modernen Geschichte Europas kleine Territorien zu größeren Staatsganzen zusammengeschweißt werden, sind solche Versuche in der Schweiz regelmäßig gescheitert. So fiel der Verfassungsentwurf vom Jahre 1801 vornehmlich darum, weil Thurgau sich nicht zu Schaffhausen, Appenzell sich nicht zu St. Gallen schlagen lassen wollte. Sogar Zertheilungen bestehender Cantone hat das trotzige örtliche Selbstgefühl in der Schweiz noch bis in unser Jahrhundert hinein durchgesetzt: so wurden Appenzell und Basel zerspalten, und Wallis, Bern und vornehmlich Schwyz waren oft von ähnlichen Gefahren bedroht. Der Canton Tessin hat noch jetzt drei mit einander abwechselnde Hauptstädte. Auch die heutige Verfassung der Eidgenossenschaft hat diesen althistorischen Particularismus weise berücksichtigt. Man legte die ausübende Gewalt in die Hände eines Directoriums; denn es stand zu befürchten, daß ein Präsident weniger bereitwilligen Gehorsam finden würde als ein Bundesrath, dessen Mitglieder verschiedenen Cantonen angehören müssen. Man bestimmte ängstlich, daß der Präsident des Ständeraths nicht zweimal hinter einander aus demselben Cantone gewählt werden dürfe u. s. f.

In Monarchien liebt man von der ruhelosen Neuerungssucht der Republiken zu reden. Ernsthafte Prüfung führt jedoch zu der Einsicht, daß die Schweiz das conservativste Land Europas ist. Die Eidgenossen verstehen zu reformiren, doch sie halten das geschichtlich Ueberlieferte zäher fest als irgend ein anderes Volk. Die Entwickelung der Schweiz war gesund, aber sehr langsam. Die Religionskämpfe des Reformationszeitalters, in anderen Ländern längst überwunden, spielten hier noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein: dieselben sieben Cantone, die im Jahre 1586 den Borromäusbund zu Ehren der katholischen Kirche schlossen, schaarten sich ein Vierteljahrtausend später zum Sonderbunde zusammen. Die römische Curie hat den überwiegend conservativen Charakter des schweizerischen Staatslebens sehr fein durchschaut, als sie schon vor Jahrhunderten sagte: bisogna lasciar gli Suizzeri negli loro usi et abusi. Die Schweiz ist noch immer das Land der schroffsten socialen und nationalen Gegensätze. Auf engem Raume liegen dort zusammen die Heimath Zwingli's, die Hochburg des Calvinismus und der besuchteste Wallfahrtsort der katholischen Christenheit. Ein Bund umfaßt die moderne französische Großstadt Genf und den urgermanischen Bauernstaat von Appenzell, wo die Landesgemeinde „durch Handmehr“ Gesetze giebt. — Man spottet oft über den schweizerischen Par-

ticularismus. Uns scheint vielmehr höchst achtungswerth, daß ein so buntes Länder- und Völkergemisch sich zu einem bündischen Gesammtleben geeinigt hat; der Bundesstaat bezeichnet die höchste Stufe politischer Einigung, welche hier ohne die härteste Gewaltthätigkeit erreicht werden konnte. Die Schweiz verdankt ihre Selbständigkeit allerdings, gleich den Niederlanden, zum Theil der Eifersucht der Nachbarn, die einander dies strategisch hochwichtige Gebiet mißgönnen, aber mehr noch der harten politischen Arbeit ihres Volkes. Die Eidgenossenschaft hat sich — trotz vieler schwerer Rückschläge, die in der Geschichte keines Staates fehlen — sehr stätig entwickelt nach dem vierfachen Ziele der Unabhängigkeit nach außen, der vollständigen Rechtsgleichheit aller Bundesgenossen, der Kräftigung des föderativen Bandes und der Durchführung der Demokratie.

Schon in ihren Anfängen ein Bund von Stadt und Land, darum begabt mit der Fähigkeit sich zum Staate zu entwickeln, welche den Adelsvereinen und Städtebünden Deutschlands abging, hat die Eidgenossenschaft diese Fähigkeit zuerst in Vertheidigungskriegen, dann in kühner Offensive gegen die Nachbarn bewährt. Wieder und wieder zerbrechen angrenzende kleine Gemeinwesen die Oberherrlichkeit Oesterreichs, Burgunds, Savoyens, des heiligen Reichs oder die Uebermacht des heimischen Adels, sie fallen dem Bunde zu und die Eidgenossen behaupten das erweiterte Gebiet in harten Kämpfen. Schritt für Schritt erfolgt dann die Loslösung von Deutschland, in dessen überwiegend territorialer und monarchischer Ordnung die republikanische Föderation keine Stelle fand. Die Eidgenossen sind im Anfang Glieder, nachher Verwandte, endlich Freunde des Reichs. Wohl geschieht ein arger Rückschlag; der herrschende Einfluß Frankreichs nistet sich ein, und es bleibt eine schmachvolle Erinnerung, wie die Herrengeschlechter der Schweiz von den Bourbonen „Miethe und Gaben" bezogen und durch ihren „Blutkram" eine Stütze des despotischen Königthums wurden; ja, diese Oberherrschaft der Franzosen, die unter Napoleon ihren Höhepunkt erreichte, ist nicht durch eigene Kraft von den Schweizern abgeschüttelt worden. Genug, auch diese Fremdherrschaft erwies sich als unhaltbar, und heute lebt in der Eidgenossenschaft ein trotziges Gemeinbewußtsein, das an Stärke dem naturwüchsigen Nationalstolze ungemischter Völker nicht nachsteht. Der schweizerische Patriotismus ist vornehmlich Stolz auf die republikanische Freiheit. Man weiß, diese „Freiheit" war oftmals ein mythologischer Begriff. In den Unter-

thanenlanden der Schweiz bestanden zum Theil Zustände, von welchen (um mit Einem Namen das Stärkste zu sagen) Haller sein politisches System abstrahirte; und selbst Johannes Müller gestand, manche Unterthanen von Schweizer Herren hätten das Loos monarchisch regierter Völker zu beneiden. Gleichviel, der Stolz auf die republikanische Freiheit lebte immerdar als eine wirksame Macht. Das Selbstbestimmungsrecht jedes Gemeinwesens blieb der nie gänzlich aufgegebene Grundgedanke des schweizerischen Staatslebens, übte und übt noch heute eine starke Anziehungskraft auf die Nachbarn. Wie oft haben deutsche Städte und Bauerlande gedroht „Schweizer zu werden!“ Ihrer republikanischen Freiheit froh, verschmäht die große Mehrheit der Tessiner, an dem wieder erwachten nationalen Staatswesen der Italiener theilzunehmen. Mit hellem Bewußtsein, mit unverhohlener Verachtung schaut der Schweizer auf die monarchische Staatsordnung. „Kaisers Mantel, Königen Röck' sind alle aus demselbigen Tuch geschnitten; darum hüte dich, o theure Eidgenossenschaft, ja hüte dich, daß dir nit ein Kappen daraus werde gemacht,“ sagt ein altes, noch heut in Ehren gehaltenes Wort. Schon die ältesten Bundesverträge verbieten den Eidgenossen „sich zu beherren“. Dies republikanische Selbstgefühl wird verstärkt durch den Stolz auf eine große heldenhafte Geschichte. Wohl enthält die Ueberlieferung von den Kriegen der Schweiz der Fabeln überviel. Die Sempacher Lieder und die hochgemuthe Weise „der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie z'hoch gebor'n“ wurden von gar vielen Schweizern gesungen, deren Ahnen dereinst selber auf Seiten der „Herren“ gegen den Stier von Uri gefochten. Aber dieser kriegerische Stolz bestand, er war ein mächtiges Band der Eidgenossenschaft, er ward in der Epoche der Neutralität der Schweiz wach erhalten durch die widerwärtige und doch für ihre Zeit keineswegs unnatürliche Sitte des Reislaufens; heute nährt ihn in edlerer Weise jenes volksthümliche Heerwesen, das die Schweiz zum waffenreichsten Lande der Erde macht.

Man sieht, dies ist eine rein föderale Geschichte. Benachbarte Gemeinwesen treten — zumeist freiwillig — zusammen, und der Bund wird aufrecht erhalten durch die Gemeinsamkeit der wichtigsten politischen Interessen. Auch das ist ein echt föderaler Charakterzug, daß langsam, aber unaufhaltsam, unter schweren Kämpfen die Rechtsgleichheit aller verbündeten Staaten durchgesetzt wird. Zuerst wird die Gleichheit der acht alten Orte anerkannt, von denen mehrere anfangs zu

ungleichem Rechte verbündet waren. Alsdann, da die Eidgenossenschaft sich zu dem Bunde der dreizehn Orte erweitert, behaupten die acht alten Orte nur noch einige Ehrenvorzüge. Aber noch standen Jahrhunderte lang neben den dreizehn Orten die zugewandten Orte, zu ungleichem Rechte verbündet, und ein schwer übersehbares Durcheinander von Herrschaften und Vogteien, welche einem oder mehreren oder allen dreizehn Orten zu strenger Unterthänigkeit verpflichtet waren. Der Plan, eine Hegemonie der größten Cantone zu schaffen, taucht mehrmals auf; Keiner hat ihn großartiger aufgefaßt als Zwingli, dem Zürich und Bern als die beiden Ochsen galten, die den Karren ziehen. Doch aus allen solchen Versuchen geht schließlich die Parität der dreizehn Orte siegreich hervor. Blutige Bürgerkriege zerfleischen das Land, aber niemals hegen die Kämpfenden ernstlich den Gedanken, die politische Selbständigkeit des Feindes zu vernichten; man streitet um religiöse Fragen und um die Herrschaft in den gemeinen Vogteien. Die französische Revolution gebiert den vermessenen Versuch, den uralten Particularismus der Cantone als „werthlose Localitätsinteressen“ zu beseitigen, aber die helvetische Republik erweist sich auf dem durchaus föderalen Boden alsbald als eine Unmöglichkeit. In diesen stürmischen Tagen vollzieht sich endlich eine glückliche Wandlung: die lebenskräftigen unter den zugewandten Orten und gemeinen Herrschaften constituiren sich als neue Cantone, und die Mediationsacte verkündet den nothwendigen Grundsatz der Gleichheit aller Cantone. Dieser Gedanke ist seitdem unverloren geblieben; die Eidgenossenschaft erträgt heute nicht einmal mehr einen Vorort.

Ebenso langsam, doch ebenso stätig hat sich die Bundesverfassung zu größerer Festigkeit entwickelt. Schon der Beginn ist ganz normal: die Eidgenossen schließen zuerst Einzelverträge, darin sie sich zuschwören, ihre Späne durch Minne oder Recht zu vertragen. Nachher seit dem Sempacher und dem Pfaffen-Briefe am Ausgange des 14. Jahrhunderts schreitet man vor zu allgemeinen gesetzgeberischen Bestimmungen; früher als das heilige Reich rühmt sich die Schweiz eines allgemeinen Landfriedens. Darauf bringt die Anarchie der Religionskriege und die politische Erstarrung des 18. Jahrhunderts einen argen, lang anhaltenden Rückschlag. Aber selbst die Krankheiten dieses Staatswesens verrathen seine föderale Natur. Die Sonderbünde werden nicht geschlossen, um die Eidgenossenschaft zu sprengen, sondern lediglich um innerhalb der Föderation mit gewaltsamen Mitteln einem politischen Interesse zum

thanenlanden der Schweiz bestanden zum Theil Zustände, von welchen (um mit Einem Namen das Stärkste zu sagen) Haller sein politisches System abstrahirte; und selbst Johannes Müller gestand, manche Unterthanen von Schweizer Herren hätten das Loos monarchisch regierter Völker zu beneiden. Gleichviel, der Stolz auf die republikanische Freiheit lebte immerdar als eine wirksame Macht. Das Selbstbestimmungsrecht jedes Gemeinwesens blieb der nie gänzlich aufgegebene Grundgedanke des schweizerischen Staatslebens, übte und übt noch heute eine starke Anziehungskraft auf die Nachbarn. Wie oft haben deutsche Städte und Bauerlande gedroht „Schweizer zu werden!“ Ihrer republikanischen Freiheit froh, verschmäht die große Mehrheit der Tessiner, an dem wieder erwachten nationalen Staatswesen der Italiener theilzunehmen. Mit hellem Bewußtsein, mit unverhohlener Verachtung schaut der Schweizer auf die monarchische Staatsordnung. „Kaisers Mantel, Königen Röck’ sind alle aus demselbigen Tuch geschnitten; darum hüte dich, o theure Eidgenossenschaft, ja hüte dich, daß dir nit ein Kappen daraus werde gemacht,“ sagt ein altes, noch heut in Ehren gehaltenes Wort. Schon die ältesten Bundesverträge verbieten den Eidgenossen „sich zu beherren“. Dies republikanische Selbstgefühl wird verstärkt durch den Stolz auf eine große heldenhafte Geschichte. Wohl enthält die Ueberlieferung von den Kriegen der Schweiz der Fabeln überviel. Die Sempacher Lieder und die hochgemuthe Weise „der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie z’hoch gebor’n“ wurden von gar vielen Schweizern gesungen, deren Ahnen dereinst selber auf Seiten der „Herren“ gegen den Stier von Uri gefochten. Aber dieser kriegerische Stolz bestand, er war ein mächtiges Band der Eidgenossenschaft, er ward in der Epoche der Neutralität der Schweiz wach erhalten durch die widerwärtige und doch für ihre Zeit keineswegs unnatürliche Sitte des Reislaufens; heute nährt ihn in edlerer Weise jenes volksthümliche Heerwesen, das die Schweiz zum waffenreichsten Lande [illegible] Erde macht.

Man sieht, dies ist eine rein föderale Geschichte. [illegible] Gemeinwesen treten — zumeist freiwillig — zusammen, und der Bund wird aufrecht erhalten durch die Gemeinsamkeit der wichtigsten politischen Interessen. Auch das ist ein echt föderaler Charakter[illegible] langsam, aber unaufhaltsam, unter schweren Kämpfen [illegible] heit aller verbündeten Staaten durchgesetzt wird. [illegible] heit der acht alten Orte anerkannt, von [illegible]

ungleichem Rechte verbündet waren. Alsdann, da die Eidgenossenschaft sich zu dem Bunde der dreizehn Orte erweitert, behaupten die acht alten Orte nur noch einige Ehrenvorzüge. Aber noch standen Jahrhunderte lang neben den dreizehn Orten die zugewandten Orte, zu ungleichem Rechte verbündet, und ein schwer übersehbares Durcheinander von Herrschaften und Vogteien, welche einem oder mehreren oder allen dreizehn Orten zu strenger Unterthänigkeit verpflichtet waren. Der Plan, eine Hegemonie der größten Cantone zu schaffen, taucht mehrmals auf; Keiner hat ihn großartiger aufgefaßt als Zwingli, dem Zürich und Bern als die beiden Ochsen galten, die den Karren ziehen. Doch aus allen solchen Versuchen geht schließlich die Parität der dreizehn Orte siegreich hervor. Blutige Bürgerkriege zerfleischen das Land, aber niemals hegen die Kämpfenden ernstlich den Gedanken, die politische Selbständigkeit des Feindes zu vernichten; man streitet um religiöse Fragen und um die Herrschaft in den gemeinen Vogteien. Die französische Revolution gebiert den vermessenen Versuch, den uralten Particularismus der Cantone als „werthlose Localitätsinteressen“ zu beseitigen, aber die helvetische Republik erweist sich auf dem durchaus föderalen Boden alsbald als eine Unmöglichkeit. In diesen stürmischen Tagen vollzieht sich endlich eine glückliche Wandlung: die lebenskräftigen unter den zugewandten Orten und gemeinen Herrschaften constituiren sich als neue Cantone, und die Mediationsacte verkündet den nothwendigen Grundsatz der Gleichheit aller Cantone. Dieser Gedanke ist seitdem unverloren geblieben; die Eidgenossenschaft erträgt heute nicht einmal mehr einen Vorort.

Ebenso langsam, doch ebenso stätig hat sich die Bundesverfassung zu größerer Festigkeit entwickelt. Schon der Beginn ist ganz normal: die Eidgenossen schließen zuerst Einzelverträge, darin sie sich zuschwören, ihre Späne durch Minne oder Recht zu vertr[illegible] Nachher seit dem Sempacher und dem Pfaffen-Briefe [illegible] Jahrhunderts schreitet man vor zu allgemeinen [illegible]ungen; früher als das heilige Reich rühmt [illegible] Landfriedens. Darauf brin[illegible] und politische Erstarrung [illegible] ten Rückschlag. [illegible] rathen seine fö[illegible] um die Eid[illegible] der Zör[illegible]

Siege zu verhelfen. Das Gemeingefühl geht niemals gänzlich verloren. Es sind eben Eidgenossen, durch heilige Schwüre einander verbunden, gewohnt in Tagen des Grolls auf die eidgenössischen Ermahnungen der Mitverbündeten zu hören. Seit die Schweiz endlich ihre Unabhängigkeit nach außen wiedergefunden, führt zwar die Tagsatzung abermals jenes Regiment der Trägheit, das dem Staatenbunde eigen ist; zu jeder gemeinnützigen That bedarf es der Concordate, der Sonderverträge unter den Cantonen. Aber alsbald rührt sich im Volke aufs neue, stätig anschwellend, die Einheitsbewegung und erreicht im Bundesstaate ihr natürliches Ziel.

Die Einheitsbewegung fand ihre nothwendige Ergänzung in dem fort und fort anwachsenden demokratischen Elemente. Die alte Schweiz war überwiegend aristokratisch. Selbst in den Bauerstaaten der Urcantone herrschten thatsächlich einzelne mächtige Geschlechter, welche sich durch die Mißhandlung der Landvogteien einen traurigen Ruhm erwarben. Auch leuchtet ein, daß die ungleiche Berechtigung einzelner Landschaften, die Absperrung der Städte vom flachen Lande dem Staatsleben selbst da einen aristokratischen Charakter aufprägen mußte, wo dem Namen nach Demokratie bestand. Die demokratische Bewegung beginnt schon im Reformationszeitalter, doch ohne durchschlagende Erfolge zu erringen. In den Tagen der französischen Revolution verschwinden die heterogenen Staatsbildungen (Prälaten und Städte) aus dem Bunde; die Eidgenossenschaft wird zu einem reinen Cantonalbunde — offenbar ein Schritt weiter zur Demokratie. Die Mediationsacte verwirklicht sodann den Gedanken der Gleichheit von Stadt und Land, der auch von der Restauration des Jahres 1815 nicht gänzlich preisgegeben wird. Seitdem ringt die Demokratie überall um die Herrschaft, und erst nachdem ihr in den größeren Cantonen der Sieg geworden, gelingt die Gründung des Bundesstaates. Mit sicherem staatsmännischen Blick haben daher die Urheber der heutigen Bundesverfassung die Errichtung von Aristokratien in den Cantonen verboten.

Die Eidgenossenschaft hat an den Grundgedanken des bündischen Lebens unentwegt festgehalten und zuletzt eine Verfassung erlangt, die den politischen Ueberzeugungen der Eidgenossen so sehr entspricht, daß die Anhänger des alten Sonderbundes heute selber ihre Thorheit belachen. Das höchste durchschnittliche Wohlsein der Vielen ist hier oberster Staatszweck, und in der That ist nirgendwo in Europa Wohlstand, Bildung, Selbstgefühl unter den Bürgern gleichmäßiger vertheilt.

Im Uebrigen soll der Staat jedem Einzelnen die freieste Bewegung gewähren, die hergebrachte Selbständigkeit jedes Ortes unbehelligt lassen und — wohlfeil regieren. Daher ist die executive Gewalt des Bundes, welche bekanntlich unter der parlamentarischen Bundesversammlung steht, sehr mäßig, weit geringer als die Machtfülle des Präsidenten der Union. In jedem großen Reiche würde man über die Schwäche einer solchen ausübenden Gewalt klagen. Die bescheidenen Aufgaben des schweizerischen Staatslebens hat der Bundesrath nicht nur vollständig gelöst, sondern sich sogar manchmal die Anklage zugezogen, daß er usurpirend auftrete und durch Verträge mit dem Auslande die Bundesverfassung verletze. Von einem glänzenden eigenthümlichen Culturleben, von irgend welchen über die Mittelmäßigkeit hinausgehenden Staatsleistungen kann in dem kleinen, von vier Nationen bewohnten Lande ebenso wenig die Rede sein wie von einer selbständigen europäischen Politik. Ein sehr ehrenwerther Staat, ohne Zweifel, ein Gemeinwesen, das mit seiner Friedensliebe und gastlichen Freiheit inmitten der unfertigen und gährenden Zustände Mitteleuropas ein heilsames und noch auf lange hinaus unentbehrliches Glied bildet: — aber ein Staat, der für die großen Verhältnisse des deutschen Staatslebens nimmermehr ein Vorbild sein kann. —

Es ist mißlich zu urtheilen über ein Volk mit einer Geschichte von gestern, das aus Geschichtswerken und historischen Romanen die Kunde von den Kämpfen seiner ältesten Vorzeit schöpft, während alte Völker sich an der phantastischen Herrlichkeit volksthümlicher Heldengedichte erfreuen. Der Nationalcharakter der Nordamerikaner ist noch im Werden; noch hat sich die Verschmelzung des angelsächsischen Wesens mit der Gesittung der neuen Einwanderer kaum zur Hälfte vollzogen. Dennoch scheint das Urtheil nicht vorschnell, daß die föderative Staatsform sich aus den bisherigen Culturzuständen Nordamerikas nothwendig ergab. Auch hier bestand — trotz der großen Gleichmäßigkeit der Naturverhältnisse — eine Fülle socialer und politischer Gegensätze. Schon bei der Stiftung der Union warnte John Adams, die Barone des Südens würden das Verderben des puritanischen Nordens sein. Die Colonien lebten unter englischem Scepter unverbunden unter sich; „nur durch das Mutterland sind sie Schwestern“ sagte man — allerdings übertreibend — in England. In diesem Sonderleben bildeten die einzelnen Staaten einen scharf ausgeprägten politischen Charakter in sich aus. Ihre Bedeutung ließ sich keineswegs an ihrer räumlichen Ausdehnung messen.

Ist doch jene demokratische Verfassung, welche bald den Welttheil erobern sollte, ausgegangen von den beiden kleinsten Staaten, Connecticut und Rhode-Island. Die glaubenstreuen puritanischen Einwanderer hatten alle aristokratischen Elemente des englischen Staatslebens, den Adel, die herrschende Kirche, im alten Welttheile zurückgelassen, dagegen den heimischen Grundsatz des Selfgovernment getreulich über das Meer getragen und großartig weiter gebildet. Man darf sagen, es bestanden einige tausend kleine Republiken in der neuen Welt. Der für Alle gleiche Schulunterricht, der Ehrendienst in der Gemeinde und dem Schwurgerichte, die Milizpflicht und die freie Kirche erzogen ein Volk von Republikanern. Der Calvinismus entfaltete hier mächtig all seine demokratischen Gedanken, während er in der Schweiz und den Niederlanden die Blüthe aristokratischer Gemeinwesen begünstigt hatte. Das gesammte Staatsleben Nordamerikas hat seine Wurzeln in dem demokratischen Protestantismus.

Man male die Schattenseiten des amerikanischen Lebens noch so schwarz: auf diesem Boden hat die Demokratie ihre größten Wunder vollbracht. Sie hat, indem sie alle sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte des Menschen sich frei bewegen ließ, die Wildniß der Gesittung erschlossen, sie hat — was die europäische Bureaukratie nie vermocht hätte — den Auswurf Europas, der in den Hafenplätzen sich zusammendrängt, doch in gewissen Schranken des Rechts und der Sitte gehalten. In einem solchen Volke findet eine ausgedehnte Staatsthätigkeit keine Stätte. Mochten Washington und Hamilton träumen, in ihrem Welttheile werde eine Aristokratie der Geister erstehen und wetteifern mit dem alten Europa in allen edelsten Werken von Kunst und Wissenschaft: — die Sinnesweise der großen Mehrheit des Volkes sprach sich doch getreuer aus in jenem wackeren Puritaner Samuel Adams, der sein Vermögen den Volksschulen vermachte, aber die Akademien als Pflanzstätten der Aristokratie verwarf. Und dies ist der Charakter des amerikanischen Lebens geblieben: hohes Durchschnittsmaß von Wohlstand und Bildung, unvergleichliche Selbständigkeit und rührige Kühnheit jedes Einzelnen, davon wir Deutschen nie genug lernen können; aber auch Vorherrschen der geistigen Mittelmäßigkeit, prosaische Nüchternheit der Lebensanschauung, wie sie in Benjamin Franklin sich verkörperte, Beschränkung des Staates auf das Allernöthigste.

In dieser Welt des demokratischen Selfgovernment war ein centralisirter Staat von vorn herein undenkbar, und doch bestand von Alters

her ein starkes Bedürfniß der Einigung. Schon im J. 1643 schlossen mehrere Colonien von Neu-England einen Bund, vornehmlich zum Schutze gegen die Indianer, und erklärten, sie seien alle aus demselben Grunde — um ihre Freiheit zu retten — über das Meer gekommen, und nur „ihre weite Zerstreuung an den Flüssen und an der Seeküste" hindere sie Einen Staat zu bilden. Nachher, da Englands Handelsbedrückungen den Plan der Losreißung von dem Mutterlande allmählich zur Reife brachten, ward auch der Einheitsgedanke von Franklin und vielen Anderen fort und fort gehegt. Nun fiel nach der Vertreibung der Franzosen aus Canada das letzte Band hinweg, das die Colonien noch an das Mutterland gekettet: das Bedürfniß des Schutzes. Um so unleidlicher erschien jetzt die englische Navigationsacte, welche der Volkswirthschaft der Colonien jede Selbständigkeit versagte. Der Kampf gegen England begann, die Unabhängigkeitserklärung gab der tief-eingewurzelten demokratischen Gesittung der neuen Welt einen classischen Ausdruck. Der gemeinsame Krieg zwang zu politischer Einigung. Diese Einigung konnte nur eine föderative sein, da die ungeheuren räumlichen Entfernungen eine noch engere Verbindung kaum gestatteten, da ferner die Eigenart und Selbständigkeit der Einzelstaaten bereits zu stark war, und jene echt-conservative Gesinnung, welche die Helden des Unabhängigkeitskrieges beseelte, an dem Bestehenden so wenig als möglich ändern wollte. So blieb denn das althergebrachte demokratische Selfgovernment der Grundgedanke des neuen Staates, ja, mehrere Einzelstaaten nahmen ihre alte Colonialverfassung unverändert hinüber in die neue Bundesrepublik. Die monarchische Spitze des Staatenvereins fiel einfach hinweg, da die republikanische Richtung, ohnedies in den Ideen und der Wirthschaft dieses Volkes wohlbegründet, im Kampfe mit dem monarchischen England sich noch verstärkte. Dasselbe Interesse, welches den Abfall von England wesentlich bewirkt hatte, zwang nach wenigen Jahren voll demüthigender Erfahrungen die Staaten in eine engere Verbindung. Der Handel des neuen Staatenbundes konnte nur durch eine starke Centralgewalt gegen Englands Feindseligkeit geschützt werden.*) Durch eine Handvoll großer Staatsmänner, deren Ruhm die fernsten Zeiten noch künden werden, ward — inmitten

*) Die entscheidende Bedeutung wirthschaftlicher Beweggründe in den Anfängen der Unionsgeschichte weist sehr gut nach W. Kiesselbach, Der amerikanische Federalist. 2 Bde. Bremen 1865.

vierfacher Parteiung, die das Land zerriß, inmitten eines sittlich keineswegs sehr hoch stehenden Volkes — mit klar bewußter Absicht der lose Staatenbund in einen festen Bundesstaat verwandelt.

Der größte und eigenthümlichste Vorzug dieser Bundesstaats-Verfassung wird selten recht gewürdigt: sie ist das Staatsrecht eines werdenden Reiches, durchaus berechnet auf die ungeheure Expansivkraft der Union. Nicht ein Land, nein, ein Continent sollte politisch geeinigt werden. Ein Welttheil aber läßt sich — so weit unsere historische Erfahrung reicht — als ein Staat organisiren nur durch eine despotische Gewalt, wofür hier alle Voraussetzungen fehlten, oder in der freien Form einer Föderation. Das Bewußtsein eines welthistorischen Berufs schwellte den Neu-Engländern schon damals die Seele, da ihre Colonien noch kaum den fünfundzwanzigsten Theil des Continents umfaßten; schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts begrüßte Berkeley die unermeßliche Bestimmung dieser Lande mit dem stolzen Worte: westward the star of empire takes its way. Selbst jenes mittelmäßige Pamphlet, Thomas Payne's „Gesunder Menschenverstand" — das politische Evangelium der Amerikaner zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges — erhebt sich zu schwungvolleren Gedanken, zu edlerer Sprache, sobald die Rede kommt auf die große Zukunft, da das ganze Festland den Neu-Engländern gehorchen werde. Auch der Federalist führt keinen Beweisgrund für die Vortrefflichkeit des Bundesstaates so häufig ins Feld wie diesen: „Der Bundesstaat bietet mehr als irgend eine andere Staatsform die Möglichkeit, das Staatsgebiet fort und fort zu erweitern." Diesem wichtigen Zwecke entsprach die neue Verfassung. Die Union rechnete auf rasche Zunahme der Bevölkerung. Darum ward in der einfachsten Weise dafür gesorgt, daß das Verhältniß der Stimmen im Congresse je nach der Bewegung der Bevölkerung abgeändert werde. Der Staat New-York sandte anfänglich 6 Repräsentanten, heute 34. Man hoffte auf den Anschluß neuer Staaten. Deshalb sollte für solche Fälle ein einfacher Congreßbeschluß genügen, und in der That, die Unionsverfassung ist so fest und so elastisch zugleich, daß 30 Staaten ebenso leicht darin Raum finden wie 13. Noch mehr, die Union nahm die werdenden neuen Staaten des Westens unter ihre unmittelbare Obhut: durch die berühmte Ordinanz vom J. 1787 wurde das Eigenthum der wüsten Gebiete des Westens, welche bisher den Einzelstaaten gehörten, an die Union übertragen, dergestalt, daß die Mehrzahl der neuen Unionsstaaten recht eigentlich aus dem Schooße der Union er-

zeugt, auf ihrem Boden herangewachsen ist. Seitdem begann jene reißend schnelle Besiedelung des Binnenlandes bis zum stillen Meere, deren Gleichen die Welt nicht sah. Man rechnet, daß nur ein Viertheil der Amerikaner in ihrem Heimathsstaate lebt. Die Bürger des Nordens ziehen westwärts als friedliche Colonisten, die des Südens als Flibustier.

Durch diese stätige Ausbreitung der Union gen Westen ist nicht nur wirklich die **manifest destiny** Amerikas erfüllt, sondern auch der innere Frieden, der eidgenössische Rechtssinn in der Union durch lange Jahre erhalten worden. Allerdings spottet der Amerikaner mit vollkommener Mißachtung alles Rechts der „willkürlichen, von Menschenhand gesetzten Grenzen" außerhalb der Union, und Napoleon III. hat sein berufenes Wort Annexion dem amerikanischen **annexation** nachgebildet. Doch eben weil für die Eroberungslust und den wirthschaftlichen Thatendrang der Nation noch ein unermeßlicher Raum im Westen offen steht, ward das Gebiet der Unionsstaaten selber von je her von den Bundesgenossen gewissenhaft geachtet. Dem Amerikaner als correctem Demokraten kann es gar nicht in den Sinn kommen zu bestreiten, daß das souveräne Volk von Rhode-Island oder Delaware das Recht hat einen selbständigen Unionsstaat zu bilden. Die Geschichte der Union, überreich an Parteikämpfen, kennt doch vor dem jüngsten Kriege keinen einzigen Versuch eines Staates gegen den Länderbestand eines Bundesgenossen. Die einzige Gebietsveränderung, welche innerhalb der bereits constituirten Unionsstaaten geschah, war die friedliche Loslösung des Staates Maine von dem Staate Massachusetts — ein Vorgang, der den Grundsätzen des demokratischen Bundesstaats durchaus entsprach.

So bestand während zweier Menschenalter die Unionsverfassung, vortrefflich geeignet, den vorherrschenden Trieb dieser jungen Welt, die Expansivkraft der germanischen Gesittung, zu fördern, mit Nothwendigkeit hervorgegangen aus dem ausgebildeten Selfgovernment, durchaus demokratisch und doch befähigt die natürlichen Fehler der Demokratie zu mäßigen *). In glücklicher Sicherheit konnte die Union die Staatsthätigkeit auf das geringste Maß beschränken. Allerdings hat sie auch in der internationalen Politik große Erfolge errungen. Sie war und ist der mächtige Anwalt der Rechte der Neutralen; ihr dankt die Welt, daß

*) Siehe oben S. 144.



die Alleinherrschaft Englands zur See erschüttert ist. Aber diesen Triumph, welchen Napoleon I. klarblickend voraussagte, hat die Union erreicht weniger durch angestrengte Staatsthätigkeit, als vielmehr durch ihr bloßes Dasein. Seit die große Seemacht des Westens bestand, schier unangreifbar für jeden europäischen Feind, wurden die Ansprüche Englands auf die Herrschaft zur See von selber unhaltbar; Drohungen, Bündnisse und ein kurzer Krieg reichten hin die Meere zu befreien. Im Uebrigen hielt sich die Union nach Washington's weisem Rathe den europäischen Händeln fern und warf ihre ganze Kraft auf den amerikanischen Continent. Auch die Eroberung des Westens ward vollführt nicht durch den Staat, sondern durch die Selbstthätigkeit der Bürger. So blühte denn durch eine beispiellose Gunst der Umstände ein Großstaat, dessen Macht anhaltend stieg, während er doch weder ein starkes Heer, noch eine bedeutende Flotte, noch eine vielgeschäftige Staatsgewalt besaß. Es wuchs und wuchs eine Demokratie, welche der Willkür des Bürgers einen nahezu schrankenlosen Spielraum gewährte und dennoch fest auf den Füßen stand; denn in diesem Bunde war, wie Story sagt, eine Usurpation nur möglich, wenn sie getragen ward von dem Volkswillen; dem ausgesprochenen Volkswillen aber kann in Demokratien ohnehin nichts widerstehen.

Der Bundesstaat war bisher in Nordamerika so sehr in der Natur der Dinge begründet, daß neuerdings sogar die abtrünnigen Südstaaten sich selber wiederum als ein Bundesstaat constituirten. Jedermann weiß, wie die von Anbeginn vorhandene Verschiedenheit der Interessen des Nordens und des Südens durch das von den Stiftern der Union nicht geahnte allmähliche Anwachsen der Sklaverei bis zum schroffsten Gegensatze sich steigerte. Den Demokratien des Nordens standen die Massenaristokratien des Südens gegenüber, der Pflanzerwirthschaft der Südstaaten der freie Ackerbau des Westens und der Gewerbfleiß von Neu-England. Ueppige Verfeinerung hat längst die republikanische Anspruchslosigkeit der Sitten jener Tage verdrängt, da Präsident Jefferson einsam durch die Pennsylvania-Avenue in den Congreß ritt und selber seinen Gaul an einen Pfahl band, bevor er den Präsidenteneid leistete. Schon seit Jahrzehnten, schon seit dem Aufstande Nord-Carolinas unter Präsident Jackson, drohte der Kampf. Friedliches Zusammenleben so grundverschiedener Glieder in einer Union war ohne eine durchgreifende sociale und politische Umgestaltung vorerst unmöglich. Während des Krieges hat man von jenem dehnbaren Artikel der Verfassung,

welcher dem Congresse die Anwendung aller zur Erhaltung der Union „geeigneten“ Mittel zugesteht, sehr umfassenden Gebrauch gemacht. Der Congreß von Washington, und nicht minder die Centralgewalt der Südstaaten, übte nahezu die Macht eines Parlaments im Einheitsstaate, und nur selten giebt ein politisches Organ Gewalten, die es einmal besaß, freiwillig wieder auf. Die Betrachtung dieser jüngsten Epoche der Union ist für unsere deutschen Föderalisten sehr lehrreich. Selbst dies classische Land des demokratischen Selfgovernment, dies Land einer streng-föderalen Geschichte — selbst diese Union sah sich genöthigt, in den Tagen des Kriegs und angestrengter auswärtiger Politik eine Bundesgewalt zu ertragen, deren Gewalt der Macht eines Einheitsstaates sehr nahe kam und doch kaum ausreichte, die ungeheure Schwierigkeit der Lage zu bewältigen. Um wie viel weniger können wir hoffen, unser von Feinden rings umdrohtes Vaterland durch eine Bundesstaatsverfassung auf die Dauer zu sichern! Wir gebieten nicht über die colossalen Hilfsmittel einer jungfräulichen Natur und eines schrankenlosen socialen Lebens; Deutschland wird, wenn es zum Schlagen kommt, nicht mit den sich erst bildenden Schaaren eines Rebellenheeres zu fechten haben. Wir können es nicht darauf ankommen lassen, daß unfähige Bürgergenerale das Land einige Jahre lang an dem Rande des Verderbens hinzerren und eine verderbte Finanzverwaltung das Volk mit einer ungeheuren Staatsschuld belastet. Der ruhmreiche jüngste Sieg der Union beweist gar nichts für die Lebensfähigkeit eines deutschen Bundesstaats; für die Politik des rohen Experimentirens ist in dem hochgesitteten Europa kein Raum. — Die Union hat sich bewährt als die Verfassung eines werdenden Volkslebens. Ob sie fortbestehen wird, wenn auf dem Festlande Nordamerikas nichts mehr zu erobern, nichts mehr zu colonisiren ist, wenn einst mit zunehmender Bevölkerung und Gesittung der wohlbegründete Gegensatz der Interessen des Nordens, des Südens und des Westens schärfer hervortritt — diese Frage kann nur verblendeter demokratischer Parteigeist kurzerhand bejahen. Die schwächlichen Versuche der Neugestaltung, welche wir heute befremdet erleben, gestatten mindestens die Vermuthung, daß der jüngste Bürgerkrieg nicht der letzte gewesen ist. —

Ungleich verwickelter ist jene Kette von Thatsachen, welche den Staatenbund der Niederlande zum Einheitsstaate umgebildet hat. Auch dieser Bund ist — wie die Union, die Eidgenossenschaft und die beiden kräftigsten Föderationen der Hellenen — in Unabhängigkeitskriegen

emporgewachsen. Auch hier wie in der Schweiz war eine Fülle politischer Gegensätze aufgewuchert: dem municipalen Stolze der seegewaltigen Städte von Holland und Zeeland stand die Bauerndemokratie der Friesen, der kriegerische Adel von Geldern und Overyssel gegenüber. Hier wie dort eine endlose Reihe kleiner örtlicher Fehden: die Kämpfe der Stadt Groningen gegen die Ommelande sind ein getreues Ebenbild der Reibungen zwischen Basel-Stadt und Basel-Land. In beiden Ländern die gleiche Schwerfälligkeit „naturwüchsiger" politischer Entwickelung, dieselbe aristokratische Abstufung der Rechte unter den Bundesgenossen: Jahrhunderte lang stand das arme Land Drenthe als ein zugewandter Ort unter den Generalstaaten, nur durch Pflichten mit der Republik verbunden, und die mit dem guten Schwerte der Republik eroberten Generalitätslande blieben eine Domaine der Generalstaaten, rechtlos, unterthänig, wie die gemeinen Vogteien der Eidgenossen. Ja, auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei hier die conservative Beharrlichkeit des historischen Particularismus sogar noch zäher gewesen als in der Schweiz. Ward doch der Unabhängigkeitskrieg selber sehr wesentlich durch particularistische Tendenzen veranlaßt. Als die sieben Provinzen den achtzigjährigen Krieg begannen, da stritten sie allerdings für die neue Lehre Calvin's, aber auch gegen die Uebergriffe der spanischen Krone, die den alten Lieblingsplan der burgundischen Herrscher zu verwirklichen, den Einheitsstaat der Niederlande zu gründen trachtete. Es galt, die hergebrachten Privilegien, das Sonderleben der sieben Provinzen aufrechtzuerhalten. Keineswegs behauptete diese conservative Nation, wie später die Amerikaner, ein grundsätzliches Recht der souveränen Völker nach freiem Willen Staaten zu gründen, Regierungen ein- und abzusetzen. Es ist irrig, eine solche klare Absicht herauszulesen aus jener Anrufung des Naturrechts, die sich an einer verlorenen Stelle der niederländischen Unabhängigkeitserklärung, des Manifestes vom Haag, vorfindet. Sogar der entschieden republikanische Geist, der schon aus den ältesten Bundesverträgen der Eidgenossen redet, ist in den Niederlanden erst im Verlaufe der historischen Entwickelung sehr langsam gereift. Die Utrechter Union, ein Kriegsbündniß geschlossen zum Zweck der Vertreibung der Fremden, ward allmählich ein dauernder Staatenbund, da die Versöhnung mit erbarmungslosen Feinden sich als unmöglich erwies. Dieser Staatenbund bestand fort ohne einen Monarchen, er ward thatsächlich eine Republik, da kein fremder Fürst sich gewillt zeigte einzutreten in die Rechte des spanischen Königs.

Aus dem alten Landtage der sieben Provinzen, der Versammlung der Generalstaaten, ward ein permanenter Bundestag. Wie also ein neuer Staat ohne eigentliche Gründung, durch die Macht der Umstände, erwuchs, so erhielt sich auch zäh in diesem hocharistokratischen Gemeinwesen der echt mittelalterliche Widerwille gegen jede politische Unterordnung, jede durchgreifende Staatsgewalt. Nur in der polnischen Geschichte finden sich Zustände, vergleichbar jenen Bestimmungen des niederländischen Staatsrechts, wonach alle wichtigen Beschlüsse der Generalstaaten einstimmig gefaßt werden mußten, jede Provinz Eine Stimme hatte, und wieder innerhalb jeder Provinz Einstimmigkeit gefordert wurde: also konnte das holländische Städtchen Purmerent durch sein Nein einen Friedensschluß der Republik verhindern. Ein ungeheuerliches Staatsrecht, dessen verhängnißvolle Folgen in kritischen Zeiten durch Staatsstreiche beseitigt werden mußten!

Indeß treten aus diesem Chaos particularistischen Sonderlebens drei Momente hervor, welche schließlich zu fester politischer Einigung führen mußten: das Uebergewicht von Holland, die populäre Tyrannis des Hauses Oranien, endlich und vornehmlich die Ausbildung eines einheitlichen, scharf abgeschlossenen niederländischen Nationalcharakters. Während in der Union und in der Eidgenossenschaft die Einzelstaaten einander die Wage hielten, ward hier die Provinz Holland — der glücklichere Erbe von Antwerpens Handelsgröße — der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht der Republik. Achtundfünfzig Prozent steuerte sie allein zu den Ausgaben der Republik, die ostindische Compagnie ward zur vollen Hälfte von Amsterdam unterhalten. Und da nun eine Reihe wundervoller Siege über den mächtigsten König der Erde den Stolz der blühenden Gemeinwesen mächtig schwellte, so erfüllte sich die Aristokratie der Kaufleute mit jenem starren republikanischen Geiste, der aus dem Gebete Johann's de Witt redet: de furore monarcharum libera nos domine. In diesen Kreisen erwuchs die von den Rathspensionären von Holland vertretene „Politik der Navigation und Commercien", von staunenswerther Kraft und Kühnheit, wo es galt das Interesse der Seemacht, die Herrschaft in den Colonien zu fördern, aber von ebenso erstaunlicher friedensseliger Stumpfheit, wenn es sich darum handelte, vorausschauenden Sinnes für das bedrohte Gleichgewicht von Europa einzustehen. Der Druck dieser Uebermacht von Holland auf die schwachen Provinzen des Binnenlandes war schwer, obgleich ein eigentlicher Annexionsplan nur einmal aufgetaucht ist.

In nothwendigem, echt tragischem Gegensatze zu der schwer beweglichen Oligarchie von Holland stand eine politische Macht, die der Geschichte der Union und der Eidgenossenschaft gänzlich fehlt: die Tyrannis. Nie hat ein Volk einem erbberechtigten Herrscherstamme eine so grenzenlose Hingebung durch die Jahrhunderte erhalten, wie der gemeine Mann der Niederlande sie dem Hause Oranien entgegenbrachte. Die Nachkommen des Schöpfers der niederländischen Freiheit bewahrten die Tugenden des großen Anherrn, führten siegreich die Landheere der Republik, schützten das niedere Volk vor der Willkür selbstherrlicher Stadträthe, vertraten die Gedanken einer kühnen europäischen Politik gegenüber der schwächlichen Barrierenpolitik des holländischen Patriciats. Es war ein Verhältniß höchstpersönlicher Art, vergleichbar allein mit der Stellung des Strategenhauses der Barkiden gegenüber dem Rathe von Karthago. Auch hier bewährte sich die Monarchie als die natürliche Trägerin des Einheitsgedankens: die Oranier verlangten Unterwerfung der Provinzen unter die Souveränität der Generalstaaten. So mächtig war das Einheitsbedürfniß in dem zerspaltenen Staate, daß auch die Partei des Particularismus ihm in die Hände arbeiten mußte. Denn indem der Magistraturadel von Holland die legitime Souveränität der Provinzen hartnäckig vertheidigte, ja zu Zeiten nicht verschmähte auf eigene Faust mit dem Landesfeinde zu unterhandeln, wollte er doch der Staatskunst der Republik eine feste einheitliche Richtung geben: das Interesse Hollands, die Seemacht sollte Allem vorgehen. Zu einer rechtlichen Ausgleichung zwischen den beiden Parteien ist es bekanntlich nie gekommen. Siegte die Oligarchie — wie in den beiden statthalterlosen Epochen nach dem Tode Wilhelm's II. und Wilhelm's III. — so verfiel das Kriegswesen, der Staat versank in schläfrige Neutralität. Siegte die Statthalterpartei — wie unter Moritz von Oranien — so waren Recht und Freiheit der Unterliegenden schwer gefährdet. Innerer Frieden und Macht nach außen ward der Republik nur, wenn die Oranier mit der Aristokratie getreulich zusammengingen — so in jenen unvergeßlichen Tagen, da durch die Revolution des Jahres 1672 der erste Schritt zur Monarchie geschehen war, Wilhelm III. durch eine große Bewegung der Massen die Erbstatthalterwürde erlangt hatte und nun, mit den Rathspensionären Fagel und Heinsius fest verbündet, den großen Kampf Europas wider die Herrschaft Ludwig's XIV. leitete. Aber selbst dem großen Staatsmanne, der in England das parlamentarische Staatsleben begründete, gelang es nicht, in seiner Heimath das Durch-

einander örtlicher und ständischer Sonderrechte zu einem modernen Staate zusammenzufassen; und der in England zum ersten Male der Welt bewies, daß auch ein Fürst von genialer Herrscherkraft ein constitutioneller König sein könne, er hat daheim die gesetzlichen Schranken seines Statthalteramtes nicht immer innegehalten — zum sichersten Beweise, daß dies unmöglich war. Die Uebermacht der Provinz Holland zerstörte die thatsächliche Gleichheit der Bundesgenossen, die Tyrannis der Oranier bedrohte fort und fort die Souveränität der Provinzen. So untergruben die beiden feindlichen Parteien im Wetteifer die Grundlagen des bündischen Lebens. Dazu trat ein drittes Moment, das dem Bestande des Staatenbundes noch verderblicher wurde.

Während in der Schweiz die föderative Staatsform heute wie vor Jahrhunderten wohlbegründet ist in dem Zusammenwohnen verschiedener Nationen, entstand in den Niederlanden im Verlaufe einer großen Geschichte aus einigen kleinen deutschen Stämmen eine einheitliche scharf ausgeprägte Nationalität. Man kennt jene lange Reihe glänzender und redlich verdienter Erfolge auf allen Gebieten der Politik, des Kriegswesens, des Handels, der Kunst und Wissenschaft, welche die Republik im siebzehnten Jahrhundert zu dem beneidenswerthesten Staate unseres Welttheils machten. Inmitten dieser großen Verhältnisse vollzog sich mit sehr hellem Bewußtsein die nationale Absonderung von Deutschland. Bei den Großthaten ihrer Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache selbständig auszubilden, damit in der Literatur wie im Staatsleben ein niederländisches Sonderdasein bestehe. Von diesem starken nationalen Gemeingefühle ward allmählich der Sondergeist der Provinzen aufgesogen; ja selbst die alten socialen Gegensätze verloren ihre Schärfe, seit der Stand der Kaufleute und Capitalisten das ganze Land beherrschte und weder der geldrische Adel noch der friesische Bauernstand sich dem Einflusse Hollands mehr entziehen konnte. So ging die innere Berechtigung der föderativen Zersplitterung verloren. Ueberdies stand der Staat — so recht im Gegensatze zu der Neutralität der Schweiz — im Mittelpunkte der europäischen Politik. Nicht durch Zufall war er die Heimath der Völkerrechtswissenschaft geworden. Man bedurfte einer einheitlichen, rasch zugreifenden Staatsgewalt für die Leitung weitverzweigter auswärtiger Beziehungen. Also waren dem monarchischen Einheitsstaate längst die Wege geebnet, als im Jahre

1746 abermals wie im Jahre 1672 der Ruf Oranie boven durch die Massen ging und die Nation abermals von den Oraniern die Befreiung von der Gewalt fremder Eroberer heischte. Aber die geniale Fruchtbarkeit des erlauchten Hauses war vorerst erschöpft. Wilhelm IV. begnügte sich mit der Erbstatthalterwürde und unwesentlichen Verfassungsänderungen, der zweite Schritt zur Monarchie ward nur halb gethan, und Jahrzehnte lang, durch unselige Parteikämpfe, durch wiederholte Einmischung des Auslandes mußte der tief gesunkene Staat für diese schwere Unterlassungssünde büßen. Endlich schuf Frankreichs Herrschaft den Einheitsstaat, zu dessen Gründung dem erschlafften Volke der Einmuth gemangelt hatte. Unter dem fremden Joche fand die Nation sich selber wieder, man durchschaute die Schwächen des alten Staatswesens. Zudem war der Trotz der Aristokratie gebrochen durch den Verlust der Colonien und der Flotte. Nach der Befreiung machte nur Eine Provinz, Utrecht, den rasch unterdrückten Versuch, die alte Provinzialsouveränität herzustellen, und nur ein Fremder, unser Niebuhr, konnte die Neugründung des alten Staatenbundes empfehlen. Wer aber, wie Graf Hogendorp und Kemper, aus eigener Erfahrung den Blick hatte in dies Staatswesen, der erkannte: die Schweiz hat, ihrem uralten föderalen Charakter getreu, die Souveränität der Cantone wiederhergestellt; doch in den Niederlanden ist die Einheit der Nation stärker, lebensvoller als das Sonderleben der Theile; die Souveränität der Provinzen, einmal zerbrochen, ist für immer unmöglich. — Und die Erfahrung hat das Urtheil der niederländischen Unitarier bestätigt. Wohl ist die weiland seeherrschende Republik ihrer alten Größe entkleidet und zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken; doch innerer Frieden und bürgerliche Freiheit sind wieder im stätigen Wachsen, seit aus dem losen Nebeneinander zwieträchtiger, ungleich berechtigter Staaten ein fester Staat mit Provinzen von großer Selbständigkeit und gleichem Rechte entstanden ist. —

Schauen wir von diesen Bünden vergleichend hinüber nach unserem Vaterlande, so läßt sich eine lange Reihe äußerlicher Aehnlichkeiten nicht verkennen. In jedem zusammengesetzten Staate besteht nothwendig der Gegensatz der particularistischen und der unitarischen Richtung, und dieser Gegensatz verschlingt sich ebenso nothwendig mit dem Parteileben innerhalb der Einzelstaaten. In jedem losen Staatenvereine sind naturgemäß die herrschenden Gewalten in den Einzelstaaten die Vorkämpfer des Particularismus. So kämpfte in den Demokratien Nord-

amerikas die aristokratische Partei der Föderalisten gegen den Particularismus des souveränen Volkes, das einer starken Centralgewalt sich nicht beugen wollte. So war in dem hocharistokratischen Staatsleben der Niederlande und der alten Schweiz die demokratische Partei der Träger des Einheitsgedankens, in der Schweiz allein stehend, in den Niederlanden verbündet mit der Tyrannis der Oranier. Nach demselben historischen Gesetze kämpft heute in Deutschland der Liberalismus gegen die particularistische Vollgewalt der Dynastien. Ueberall, wo die Centralgewalt zu schwach ist, um nothwendige Aufgaben des Bundes selber zu lösen, sehen wir die Einzelstaaten diese Ziele durch Sonderbünde, mit Umgehung der Bundesbehörden, erstreben. Wir sehen sie überall zur Wahrung ihrer Souveränität unbedenklich die Hilfe des Auslandes anrufen; und wenn der Staat Delaware bei den Verhandlungen über die heutige Unionsverfassung erklärt, er werde eher einer fremden Macht sich unterwerfen, als ein Uebergewicht der größeren Unionsstaaten ertragen, so will es scheinen, als sei das Verfahren Baierns und Würtembergs auf dem Wiener Congresse diesem Vorbilde nachgeahmt. Wir beobachten ferner durchgängig jenen Trieb der modernen Welt nach einfacher, gleichmäßiger, logischer Ordnung des Staatslebens, der auch in den Einheitsstaaten gewaltet, in Frankreich die alte Unterscheidung von pays d'état und pays d'élection aufgehoben, in den Niederlanden die Generalitätslande den Provinzen, in der Schweiz die gemeinen Herrschaften den Cantonen gleichgestellt und in Deutschland aus einem Chaos geistlicher, ritterlicher, städtischer Territorien eine geringere Anzahl monarchischer Staaten herausgebildet hat. Auch bietet die Geschichte der Gründung des Bundesstaats in der Union und in der Eidgenossenschaft dem Deutschen manche beherzigenswerthe Lehre. Unser radicaler Doctrinarismus kann Vieles lernen von der taktvollen Mäßigung der Schweizer, die nach der Niederwerfung des Sonderbundes auf die Emancipation der Juden verzichteten, um nicht alten Hader abermals aufzuregen. Und an dem Verhalten der Demokraten Amerikas, die um des Staates und der Demokratie willen sich der gehaßten neuen Verfassung fügten, mag deutsche Eigenrichtigkeit erkennen, was politische Mannszucht sei. In beiden Ländern endlich bewährte die Bundespartei eine unerschütterliche Ausdauer und freudige Hingebung, die wir in unserem Vaterlande so nicht finden.

Aber es springt in die Augen: all diese einzelnen Züge berühren

nicht das Wesen der politischen Entwickelung Deutschlands. In der Schweiz und in Nordamerika beruht die Bundesverfassung auf dem demokratischen Selfgovernment, in Deutschland dagegen auf der Souveränität der Dynastien. „Teutschland wird auf teutsch regiert" — mit diesen Worten wies schon der alte J. J. Moser jeden Versuch zurück, die Eigenart des deutschen Staatslebens unter einem fertigen Schulbegriffe zusammenzufassen oder sie nach auswärtigen Vorbildern neu zu schaffen. Das Wort bewahrt noch heute seinen guten Sinn. In der Eidgenossenschaft entwickelten sich stätig die Festigung des föderativen Bundes und die demokratische Gleichheit aller Bundesgenossen. Die Geschichte der Union weist eine andauernde großartige Ausbreitung der Bundesgrenzen und eine ebenso anhaltende Ausbildung der Demokratie im Innern auf. In den Niederlanden tritt aus dem endlosen Kampfe der beiden großen Parteien in allen Zeiten nationaler Bedrängniß die Monarchie, und mit ihr der Gedanke der Staatseinheit siegreich hervor. In Deutschlands Geschichte dagegen ist eine solche vorherrschende Richtung nur schwer aufzufinden. Denn von je her durchkreuzen sich hier die föderalen Bestrebungen mit einer mächtigen Strömung, die zum Einheitsstaate führt, und mit einer nur allzustarken Bewegung, welche die völlige Zersplitterung bezweckt. In diesem wüsten Durcheinander wird jede Kraft durch eine Gegenkraft, jedes Wollen durch ein Mißwollen aufgehoben. Dies ewige Auf und Ab und Für und Wider in der deutschen Geschichte erinnert uns lebhaft an ein tiefes Wort Fichte's, das den Adel und die Schwäche des deutschen Wesens wunderbar fein bezeichnet — an das Wort, der Deutsche könne niemals ein Ding allein wollen, er müsse immer zugleich das Entgegengesetzte dazu wollen. Unser Volk gleicht einem geistvollen Menschen, dessen vielseitiger Begabung sich viele Wege zugleich darzubieten scheinen; und doch kann nur auf Einem Wege der Kern seines Wesens zur rechten Entfaltung gelangen, und doch droht dem Zweifelnden die Gefahr, daß er nicht einmal jenen Grad der Kraft und Sicherheit erlange, den eine einseitige Natur rasch und wahllos erreicht. Versuchen wir, aus dieser Ueberfülle politischer Gegensätze die für die Gegenwart wichtigsten Thatsachen herauszuheben.

Es ist nicht die Absicht, hier den berufenen Streit über Schuld und Verdienst unseres alten Kaiserthums zu erneuern. Die Zukunft ist wohl nicht ferne, da man bekennen wird, daß in diesem Zwiste beide Theile den weiten Abstand der Zeiten nicht genugsam beachtet, die

Kämpfe der Vorzeit einseitig mit dem Maße des gegenwärtigen Parteilebens gemessen haben. Wir erweisen der rein dynastischen, ideenlosen Politik des Hauses Habsburg wahrlich zu große Ehre, wenn wir, eingehend auf ihre eigene Selbstüberhebung, sie auffassen als eine Fortsetzung jener erhabenen kaiserlichen Staatskunst des Mittelalters, welche die höchsten politischen Ideen ihrer Zeit zu verwirklichen trachtete. Wer darf es bestreiten: durch die Kriege der Kaiser in Italien wurden viele köstliche politische Kräfte unseres Volkes unserem nationalen Staatsleben entzogen, und in beiden Ländern ein anarchischer Zustand, die nothwendige Folge jeder nur zeitweise, stoßweise wirkenden Regierung, hervorgerufen. Aber sind nicht erst in diesen gewaltigen Kämpfen gegen die Wälschen die zerspaltenen Stämme unseres Volkes zum hellen Bewußtsein ihrer Gemeinschaft erzogen worden? Ward nicht erst während dieser Kämpfe der Gesammtname der Deutschen für unsere Nation allgemein üblich? Blieb doch noch später in den Tagen tiefster Schmach die Erinnerung an die alte Kaiserherrlichkeit, da „die Deutschen die Obrigkeit aller Lande an sich hatten," eine wirksame geistige Macht, ein festes Band der Einheit für unser zersplittertes Volk? Es frommt nicht, eine Entwickelung von Jahrhunderten, darin ein großes Volk all seine expansive Kraft, die reiche Fülle seiner Begabung entfaltete, kurzweg als eine Verirrung zu bezeichnen. Man mag die innere Unwahrheit des Kaiserthums, die überwiegend politische Stellung des Papstthums zum Kaiserthume noch so klar begreifen: in jenen Kämpfen hat unser Volk dennoch, wie nachmals in dem Kriege der dreißig Jahre, für das Heil Europas gestritten. Das Ringen der Kaiser mit den Päpsten bewahrte den Welttheil vor einem Cäsaropapismus, darin die freie Bewegung abendländischer Gesittung zu orientalischer Starrheit verkümmert wäre. Genug, der Gedanke des mittelalterlichen Kaiserthums erwies sich schon lange vor dem Falle der Staufer als unmöglich, und in Deutschland wucherte auf jene confusio divinitus ordinata, welche unsere Gelehrten vergeblich unter eine wissenschaftliche Kategorie des Staatsrechts zu bringen suchen. Der Idee nach war Deutschland bis zum Jahre 1806 ein Lehenstaat, darin alles Recht vom Kaiser abgeleitet ward. „Nimm uns das Recht des Kaisers, lautet ein schönes Wort, und wer darf sagen: dies Haus ist mein, dies Dorf gehört mir?" Thatsächlich bestand die Vielherrschaft, die verewigte Anarchie; Deutschland war, wie der junge Hegel beim Untergange des heiligen Reichs mit erschreckender Wahrheit sagte, „der gesetzte Widerspruch, daß ein

Staat sein soll und doch nicht ist.“ Auf den verschiedensten Wegen hat unser Volk unablässig versucht, aus diesem widersinnigen Zustande herauszukommen. Bis tief hinein in die moderne Geschichte reichen die Bestrebungen der Habsburger, die Monarchie in Deutschland zu gründen, und die monarchische Gesinnung, die weit verbreitet im Volke lebte, bot ihnen manche Stütze. Sie waren nahe der Erfüllung unter jenem Karl V., dem die Fürsten Deutschlands nicht mehr galten als die von der Krone gebändigten spanischen Großen, die Medina Sidonia, die Mendoza. Abermals zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts schritt die Wiener Politik diesem Ziele zu; es galt zunächst den Reichshofrath zu einem deutschen Reichsrathe zu erheben. Als dann die Heere der Protestanten vor den kaiserlichen Söldnern zerstoben, durfte Wallenstein das drohende Wort sprechen: „wir brauchen keine Fürsten und Kurfürsten mehr.“ In beiden Fällen hätte die Monarchie, errichtet durch eine fremde Macht auf den Trümmern der Reformation, zwar den Einheitsstaat geschaffen, aber Alles, was wir deutsch nennen, vernichtet.

Neben diesen monarchischen Versuchen, die Gustav Adolf vielleicht in einem edleren Sinne wieder aufgenommen hätte, finden wir seit dem Verfalle der kaiserlichen Macht zahlreiche föderale Bestrebungen. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, da die unselige Scheidung der Reichsunmittelbaren und Reichsmittelbaren sich endgiltig vollzog, bedeckte sich das Reich mit einem dichten Netze von Sonderbündnissen. Vereinte Kraft sollte dem Genossen jenen Rechtsschutz gewähren, den die verfallende Monarchie nicht mehr leisten konnte: durch Austräge sollten die Späne der Genossen im Frieden geschlichtet werden. Man hat einigen lützelburgischen Kaisern vorgeworfen, daß sie nicht verstanden die Sonderbünde zu einem deutschen Bunde zu vereinigen. Doch leider ist nicht zu verkennen, daß diese kleinen Föderationen einen reinpolitischen Charakter, eine gesunde Fortbildungsfähigkeit nicht in gleichem Maße besaßen wie die schweizerische Eidgenossenschaft. Sie waren ständisch, vereinigten nur die Städte zu gemeinsamem Handelsbetriebe, den Adel zur Wahrung der Standesehre u. s. f., sie entbehrten sogar des geographischen Zusammenhangs, und die größeren monarchischen Territorien standen ihnen in der Regel fern. Die föderalen Bestrebungen im Reiche erreichten ihren glänzenden Höhepunkt um die Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, in der staatsrechtlich fruchtbarsten Zeit, welche das Reich je gesehen, in jener Epoche hochsinniger Reformen, die wir dem edlen Berthold von Mainz,

Friedrich von Sachsen und einer langen Reihe begabter Fürsten danken. In einem Theile Deutschlands, in dem schwäbischen Bunde, hatten sich die föderativen Gedanken bereits fruchtbar, lebensfähig erwiesen; jetzt war das ganze Reich nahe daran, sich in einen kräftigen Bund kleiner Fürsten zu verwandeln. Der allgemeine Landfrieden zerstörte die Sonderbündnisse, das Reich gewährte wieder den Rechtsschutz, den die Stände bisher durch Einungen sich hatten sichern müssen. Der Kaiser verzichtete theilweis auf seine vornehmste Befugniß, das richterliche Amt. Das Reichskammergericht ward gegründet — ein echtes Bundesgericht, ernannt nicht durch den Kaiser, sondern durch die Reichsstände. Endlich ward der wichtigste Theil der executiven Gewalt dem gleichfalls von den mächtigsten Reichsständen besetzten Reichsregimente übertragen. Man war auf dem Wege zum Bundesstaate: die Reichsregenten sollten aller Eide, die sie an ihre Landesherren ketteten, entbunden, nicht zur Instructionseinholung (zum „Heimbringen") angehalten, sondern allein dem Reiche verpflichtet sein, der gemeine Pfennig pfarrweise vom Reiche und für das Reich erhoben, Reichszollstätten an den Grenzen errichtet werden, der Reichsfiscal befugt sein zum unmittelbaren Einschreiten gegen die Uebertretung wichtiger Reichsgesetze. Aber noch bestanden die herrischen Ansprüche der kaiserlichen Monarchie, noch war ungebrochen die Bedeutung der Reichsstädte, die mit ihrer großartig aufblühenden Geldmacht in diesem fürstlichen Bundesstaate keine angemessene Stelle fanden, und in den Reformplänen des Fürstenthums war kein Raum für ein Unterhaus, für eine Vertretung der Reichsmittelbaren im deutschen Volke. An dem Widerstande dieser drei Mächte — des Kaiserthums, der Reichsstädte und der unvertretenen Stände der Nation — ging das mit so hohem Sinne und großem Talente begonnene „gemeine Wesen deutscher Nation" zu Grunde. Und, gestehen wir nur, es mußte zu Grunde gehen; denn noch nie und nirgends ist ein hoher Adel anders als durch eine starke monarchische Gewalt in politischer Zucht gehalten worden, die bündischen Versuche unseres hohen Adels aber fanden an der deutschen Monarchie ihren natürlichen Feind. Noch mehr: im Schooße des Fürstenthums selbst, obwohl es sich noch nicht zu dem unbelehrbaren Selbstgefühle moderner Souveränität ausgebildet, hatte die neue Ordnung, weil sie eine Ordnung war, erbitterte Gegner.

Nachher, seit der Convent der altgläubigen Fürsten zu Regensburg (1524) das Signal gegeben zu der politischen Spaltung der Nation,

hat das Reich noch eine lange Reihe bündischer Versuche geschaut, aber alle diese Bünde trugen entweder den Charakter des Nothbehelfs oder sie waren Sonderbünde; fast keiner darunter, der mit hellem Bewußtsein darauf ausging, das ganze Reich in eine Föderation gleichberechtigter Glieder zu verwandeln. Wenn Karl V. nach der Schlacht von Mühlberg das unterjochte Deutschland mit dem spanisch-burgundischen Reiche durch einen ewigen Bund zu vereinigen gedachte, so sollte dieser Nothbehelf nur den Uebergang bilden zur Begründung der habsburgischen Monarchie in Deutschland. Durchaus das Wesen des Sonderbundes zeigen die sämmtlichen übrigen Bündnisse aus den Tagen der Religionskriege: der schmalkaldische Bund, die Liga, die Union. Der milde Cardinal Clesel war in schwerer Täuschung befangen, wenn er in bester Absicht die katholische Liga zu einem ganz Deutschland umfassenden Bunde zu erweitern gedachte: ein auf confessioneller Grundlage ruhender Bund war in jener Zeit einer solchen Erweiterung offenbar nicht fähig. Aufs neue entstand eine Fülle föderativer Reformpläne, als nach dem westphälischen Frieden die Unwahrheit des Kaiserthums und die unheilbare Schwäche der geistlichen, reichsstädtischen, reichsritterlichen Territorien Niemanden mehr verborgen war und die Reichsfürsten sich jener „ungeschmälerten Ausübung des jus territoriale" erfreuten, welche thatsächlich der Souveränität gleichkam. Der Reichstag von 1653/54, durch das Friedensinstrument berufen dem Reiche eine neue Ordnung zu geben, versäumte seine Pflicht; in solchem verfassungslosen Zustande tauchten zahlreiche Versuche auf, Deuschlands lebensfähige größere Monarchien zu einem Bunde zusammenzufassen.

Dieses Weges gingen die Gedanken von Pufendorf und Leibnitz und die „irenische Politik" Johann Philipp's von Mainz und seines Ministers Boineburg. Aber auch Boineburg's rheinischer Bund war nur ein Sonderbund, entsprungen aus jener unsterblichen Selbstüberschätzung der Mittelstaaten, welche sich zutraute, die kämpfenden Großmächte Frankreich und Oesterreich im Gleichgewicht zu halten. Nun gar der Plan einer Verbindung der vorderen Reichskreise, den der edle Feldherr Ludwig von Baden hegte, sollte lediglich die schwächsten und am schwersten gefährdeten Theile des Reichs durch eine leidliche Wehrverfassung zusammenfassen; an das gesammte Reich war dabei nicht gedacht. Ungleich großartiger war der Gedanke des großen Kurfürsten, den Kaiser mit dem Kurfürstenrathe wieder zum wahren Haupte des Reichs zu erheben; doch auch dieser Plan blieb Project. Die bündischen

Bestrebungen nahmen einen neuen Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen, aber auch jetzt errangen sie nur halbe Erfolge. Die Reichsassociation, welche der große König in den Jahren 1742 und 1743 dreimal vergeblich seinen durchlauchtigen Genossen vorschlug, konnte freilich, wenn sie gedieh, das Reich zu einem Bunde umgestalten, jedoch ihr nächster Zweck war lediglich, das Gleichgewicht der Macht im Reiche, dem Hause Oesterreich gegenüber, aufrecht zu erhalten. Abermals das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen zu wahren war der Grundgedanke bei jenem Bunde der Mindermächtigen, den der Minister Schlieffen in Cassel nach dem siebenjährigen Kriege ersann. Wiederum das Gleichgewicht im Reiche zu schützen vor den Eroberungsplänen Joseph's II. war die vorherrschende Absicht Friedrich's des Großen, als er sein letztes Werk, den deutschen Fürstenbund, schuf. Wohl haben leichtblütige Patrioten, wie Johannes Müller, die Keime einer föderativen Umgestaltung des Reichs, welche in diesem Bunde allerdings schlummerten, mit überschwänglicher Hoffnung begrüßt. Der Patriotismus Karl August's von Weimar ergriff das Project in großartiger Weise; er wollte ein deutsches Gesetzbuch, einen Zollverein und Militär-Conventionen aus dem Fürstenbunde hervorgehen sehen. Thatsächlich hat der Fürstenbund nur zur Erhaltung des bestehenden Machtverhältnisses gedient, und schon der Nachfolger des großen Königs bezeichnete den Bund trocken als einen Nothbehelf. Der Fürstenbund, sagte Friedrich Wilhelm II., ist darum nöthig, weil wir niemals alle Eines Sinnes werden können.

Also zogen sich föderale Bestrebungen durch die gesammte spätere Reichsgeschichte hin, doch niemals besaßen sie die Kraft, dauernde Erfolge zu erringen. Seit Langem waren alle staatsmännischen Köpfe darin einig, daß der Gedanke der alten kaiserlichen Monarchie sich überlebt habe. Schon Bodinus nannte unser Vaterland eine Aristokratie. Hippolithus a Lapide bewährte ebenso sehr sein scharfes Auge für das Wirkliche im Staatsleben, wie seine Fertigkeit im Verdrehen der Geschichte, als er die berufene Lehre aufstellte, die Fürstenmacht sei in Deutschland das Ursprüngliche, die kaiserliche Gewalt eine Usurpation. Bald darauf meinte Pufendorf, das Reich eile sicher wie ein rollender Stein seiner Umwandlung in eine Conföderation entgegen. Eine Flugschrift vom Jahre 1798 giebt bereits den Rath: „o ihr Deutschen, schließet einen festen deutschen Bund.“ Kurz vor der Stiftung des Rheinbundes ward da und dort der Vorschlag laut, Deutschland in einen

Bund gleichberechtigter Souveräne zu verwandeln. Und wie schon zur Reichszeit französische Staatsschriften dann und wann von der „Souveränität der deutschen Fürsten geredet hatten, so ward Deutschland, noch während das heilige Reich im Todeskampfe lag, in Staatsurkunden bereits als die Confédération Germanique bezeichnet (so in der Urkunde des Preßburger Friedens). Aus solchen Thatsachen hat man den Schluß gezogen, der Charakter des deutschen Staatslebens sei immerdar bündisch gewesen, durch die Gründung des deutschen Bundes sei nur eine Entwicklung von Jahrhunderten naturgemäß abgeschlossen worden. Diese Ansicht, oftmals, neuerdings unter Anderen von Perthes und Aegidi mit Geist vertreten, scheint mir nur halbwahr. Unwiderleglich ist sie, soweit sie behauptet, die Einigung Deutschlands habe nicht mehr auf dem Wege der alt-kaiserlichen Monarchie geschehen können. Allerdings, dies Kaiserthum — eine Theokratie in der Heimath der Reformation, durch den alten Kaisereid verpflichtet zum Schutze der katholischen Kirche wider die Ketzerei und durch die Wahlcapitulation gleichfalls eidlich verpflichtet zum Schutze der Parität der drei Confessionen, aufrecht erhalten allein durch die halbdeutsche Macht des Hauses Oesterreich und durch alle faulen und kranken Glieder des Reiches, durch die geistlichen Staaten und die österreichische Clientel unter den kleinen Herren — dies Kaiserthum war eine ungeheure Lüge. Es mußte fallen, und sollte die deutsche Nation nicht gänzlich zerschlagen werden, so blieb ihr nur der Weg föderativer Einigung. Daß aber dieser deutsche Bund nicht lebenskräftig, nicht mehr als ein Name werden konnte, dies war leider bereits im siebzehnten Jahrhundert, oder vielmehr schon durch Moritz von Sachsen entschieden. Denn neben den monarchischen und den bündischen Versuchen geht durch unsere Geschichte noch eine dritte Strömung, die sich in der Regel als die stärkste erwies: das Streben nach völliger Befreiung von allen Reichspflichten, der reine Particularismus.

Diesem Particularismus, der so ausgebildet in keinem anderen Staatenvereine sich wiederfindet, entprangen jene berufenen Grundsätze deutscher Libertät: „soviel dem Reiche zugeht, wird unserer Freiheit benommen" und „wer bewilligt, zahlt," desgleichen die unvergleichlichen Beschränkungen der Reichsgewalt durch die „geding- und pactweis verglichenen" Wahlcapitulationen, endlich die Aufnahme Schwedens in das heilige Reich und der Versuch Frankreich gleichfalls aufzunehmen. Dynastien, so gänzlich der Unterordnung unter ein höheres Ganzes

entwöhnt, Territorien so selbständig und nahezu aller Reichspflichten entbunden — sie waren nicht einmal mehr im Stande sich einer Bundesgewalt ehrlich zu beugen. Die Tage der französischen Revolution sollten dies bewähren.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 vernichtete die theokratischen Elemente des Reichs, schuf eine protestantische Mehrheit am Reichstage. Mit den geistlichen Staaten schwand die Möglichkeit, die Kaiserkrone des heiligen Reiches aufrecht zu erhalten. Deutschland erhielt damals im Wesentlichen dieselbe politische Gestalt, welche es noch heute bewahrt: es ward ein Nebeneinander von souveränen monarchischen Staaten, welche zwar verbunden sind sich nicht gänzlich von einander abzutrennen, im Uebrigen aber durch keine irgend erheblichen politischen Pflichten zusammengehalten werden. Abermals nahm Preußen seine bündischen Versuche auf, als es nach der Stiftung des Rheinbundes „die letzten Deutschen um seine Fahnen versammeln," den norddeutschen Bund gründen wollte. Der Plan ward zu Schanden durch den souveränen Stolz und die Annexionsgelüste von Sachsen und Kurhessen, durch das Streben der Hansestädte und der kleinen norddeutschen Staaten nach einer sorgenfreien Neutralität. Wiederum durch bündische Formen suchte Napoleon seine Vasallen zusammenzuhalten. Aber es genügte, wenn die Ergebenen ihm Truppen stellten; die föderalen Institutionen des Rheinbundes traten nie ins Leben.

Aufs neue und lebendiger denn je zuvor in den jüngsten drei Jahrhunderten begannen die bündischen Versuche auf dem Wiener Congresse, aber auch diesmal errangen sie nur einen halben Erfolg. Der Congreß bewirkte für Deutschland wie für die meisten anderen Staaten Europas einfach — eine Restauration. Noch ist die bittere und doch unbestreitbare Wahrheit nicht oft und nicht entschieden genug ausgesprochen worden: nach den Schlachten von Leipzig und Paris erhielt Deutschland eine nur unwesentlich veränderte Auflage jener Verfassung, welche in der Fürstenrevolution von 1803 der weiße Czar und der erste Consul uns dictirten. Die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich war nicht gelöst, der Einfluß des Auslandes noch übermächtig, der Particularismus der Dynastien nicht gebrochen, dazu besaß der Wiener Congreß nicht viele schöpferische staatsmännische Talente: so blieb nichts übrig als zurückzugehen auf den status quo vor den acht Jahren der Napoleonischen Anarchie, auf den Reichsdeputationshauptschluß und die Zustände, welche sich in Folge desselben bis zum Jahre 1806 entwickelt

hatten. Wohl ward Einzelnes zum Besseren geändert. Das linke Rheinufer war wieder deutsch; die Kaiserwürde, die im Jahre 1803 noch als ein Schatten bestand, blieb vernichtet, desgleichen der größte Theil der seitdem mediatisirten Staaten; und unter der Einwirkung der die Zeit beherrschenden Furcht vor Frankreich that man Einiges für das deutsche Heerwesen, damit Deutschland zu einer leidlichen Defensive gegen den westlichen Nachbar befähigt sei. Im Uebrigen ward der Zustand von 1803 hergestellt: das Nebeneinander monarchischer Staaten, die auf einem Gesandtencongresse gemeinsame Angelegenheiten besprechen, die erhöhte Macht der Mittelstaaten, die Zertheilung Preußens in zwei weitentlegene Massen. Selbst in untergeordneten Fragen, hinsichtlich der Stimmordnung am Bundestage, der geistlichen Güter und Pensionen, hielt man fest an den Vorschriften des Reichsdeputationshauptschlusses. Man einigte sich endlich über die niemals ausgeführten „Grundzüge“ der Bundesverfassung, gab zur Beschwichtigung der Nation einige vage Versprechungen, welche die Souveränität nicht ernstlich bedrohten, und nannte aus derselben Rücksicht das Ganze „den deutschen Bund“. Die Vorschläge von Stein, Humboldt, Gagern, Plessen, welche aus diesem „Bunde“ erst einen wirklichen Bund schaffen sollten, fielen zu Boden. Es wiederholten sich die Vorgänge des siebzehnten Jahrhunderts. Wie jener Reichstag von 1653/54 durch den Osnabrücker Congreß, so ward jetzt der Bundestag durch den Wiener Congreß beauftragt, die deutschen Dinge neu zu regeln. Doch auch diesmal widerstrebte der Particularismus jeder festen Ordnung; Deutschland blieb in Wahrheit ohne eine Verfassung. Wahrlich, es klingt wie blutiger Hohn, wenn mit salbungsvollen Reden von Legitimität und Völkerrecht der Particularismus dies große Volk ermahnt, es solle geruhig ausharren in einem Zustande, der seinen Ursprung hat in jenen Tagen unsäglicher Schmach, da ein Deutscher schrieb: „Es giebt kein Deutschland mehr! Fruchtlos sind die Klagen Weniger an dem Grabe eines Volkes, das sich überlebt hat!“

Seitdem wurde die Ausbildung der Bundesverfassung von zwei Seiten her betrieben. Der Wiener Hof wünschte eine starke Bundesgewalt, um das constitutionelle Wesen in den Kleinstaaten zu zerstören, und Niemand hat diesen absolutistischen Föderalismus beharrlicher, entschlossener festgehalten als der Freiherr v. Blittersdorff. In der Nation dagegen wuchs und wuchs der constitutionelle Föderalismus, der nach vergeblichen Versuchen, einen Sonderbund der constitutionellen Staaten zu gründen, endlich in dem deutschen Parlamente seinen Höhepunkt er-

reichte. Von beiden Richtungen des Föderalismus dürfen wir heute sagen: sie sind bisher fruchtlos gewesen. Die Ausnahmegesetze des Bundes vermochten nicht das constitutionelle Leben der Einzelstaaten zu zerstören, das deutsche Parlament nicht die Selbstsucht der Dynastien zu brechen. Ja, wer die Stimmung der Nation nicht nach seinen Wünschen sich zurechtzulegen, sondern unbefangen zu betrachten weiß, der muß gestehen: die Zahl der Männer, die von bündischen Bestrebungen Deutschlands Macht erhoffen, ist von Jahr zu Jahr im Abnehmen.

Aus diesem Chaos monarchischer, bündischer und particularistischer Tendenzen treten drei Erscheinungen von dauernder und entscheidender Wirkung hervor: zunächst die fortschreitende schärfere Abgrenzung Deutschlands gegen das Ausland, sodann die anwachsende Selbständigkeit der Einzelstaaten, endlich die stätig anhaltende Verminderung ihrer Zahl. Während die Grenzen des heiligen Reichs im Nebel zerflossen, scheidet sich das neue Deutschland klarer von den Fremden ab. Was Frankreich, die Niederlande und die Schweiz dem Reiche entrissen, steht heute gänzlich außerhalb des deutschen Bundes; dagegen ist die unselige Verbindung deutscher Lande mit Schweden, Polen, Rußland, England, Dänemark endlich gelöst, und eben jetzt ringt die Nation danach, ganz Preußen in ihren Staatsverband aufzunehmen und das halbdeutsche Oesterreich auszustoßen.

Aber wenn Deutschland sich gegen das Ausland schärfer abschloß, so wuchs doch gleichzeitig die Selbständigkeit der Einzelstaaten. Man beklage es, doch man kann es nicht leugnen: in den Einzelstaaten haben sich seit drei Jahrhunderten die besten politischen Kräfte unseres Volkes entfaltet; ihnen — nicht dem Reiche — gebührt Lob und Tadel für Alles, was seitdem in Deutschland geschah. Schon unter den Staufern war entschieden, daß der deutsche Particularismus territorial, nicht wie in Italien, municipal sein werde. Die Entwicklung der kleinen Fürstenthümer schreitet seitdem stätig vorwärts. Aus jenem Gemisch wohlerworbener, lehenrechtlicher, öffentlicher Rechte, das Landeshoheit genannt ward, entsteht allmählich — soweit die Enge der Verhältnisse es gestattet — eine wirkliche Staatsgewalt. Wohl sind es nur Nothstaaten, ihr Horizont ist kläglich beschränkt; aber hier, im Einzelstaate, wird doch gehandelt für politische Zwecke, während in Regensburg und in Frankfurt nur geredet und gehadert wird über unfindbare Dinge. Die Selbständigkeit dieser Staaten wird endlich so stark, daß die Centralgewalt zu vollständiger Unthätigkeit verurtheilt wird. Was noch zum Heile

deutscher Nation geschieht, erfolgt durch freie Verträge der Einzelstaaten. Also entstanden der Zollverein, die Post-, Münz- und Schiffahrtsverträge. Das paradoxe, viel mißbrauchte Wort, der verständige Particularismus fördere die nationale Einheit, ist daher nicht ohne Wahrheit.

Noch wichtiger ist die dritte Thatsache. Die kleinen Territorien, welche der Nation nichts mehr leisten, werden regelmäßig von den kräftigern Nachbarn vernichtet. Unsere neuere Geschichte enthält eine lange Folge von Annexionen, welche die Ausbildung föderaler Gesinnung, eidgenössischen Rechtssinnes in Deutschland zur Unmöglichkeit machten. Im Zeitalter der Reformation beginnt das „Heimramschen", das Säcularisiren geistlicher Territorien, davon auch katholische Landesherren sich keineswegs fern hielten. Während ein Grenzland nach dem andern sich vom heiligen Reiche loslöst, bilden sich die Territorien zu fest abgeschlossenen Staatskörpern aus: die Fürsten dulden nicht mehr die Jurisdiction eines ausheimischen Bischofs, sie verbieten ihren Städten sich zur Hanse zu halten. Ein auf den Reichstagen besprochener Entwurf vom Jahre 1525 entwickelte bereits den Plan, alle nichtfürstlichen Territorien zu beseitigen, und das herrische Auftreten des Fürstenthums gegen Reichsstädte und Reichsritter bewies, wie tief solche Gedanken schon Wurzel geschlagen. Der zweite große Schlag erfolgt im westphälischen Frieden: die meisten norddeutschen Bisthümer werden heimgeramscht, und mit Mühe gelingt es, weitergehende Säcularisationspläne zu beseitigen. In den nächsten Jahren nach dem Frieden werden mehrere Städte von zweifelhafter oder unzweifelhafter Reichsfreiheit fürstlicher Gewalt unterworfen: so Münster, Erfurt, Magdeburg, Braunschweig. Inzwischen war fast in allen Fürstenthümern der Grundsatz der Untheilbarkeit eingeführt, also die sichere Aussicht eröffnet, daß die Zahl der Territorien sich verringern werde. Die Säcularisationsgedanken blieben unverloren: noch Kaiser Karl VII. entwarf einen umfassenden Plan dafür im Jahre 1743. Durch Erbfälle, Kriege und Säcularisationen war es endlich dahin gekommen, daß beim Beginn der französischen Revolutionskriege die 60 Virilstimmen der weltlichen Bank des Fürstenrathes geführt wurden von 32 — oder, wenn wir die regierenden Seitenlinien mitrechnen, von 44 — fürstlichen Häusern! Nun geschah die große Annexion vom Jahre 1803, welche ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen und über 3 Millionen Einwohnern den deutschen Monarchien einverleibte, darauf die Revolution von 1806, die das gleiche Schicksal über 550 Quadratmeilen und

weit mehr als 1 Million Einwohner verhängte. Dadurch hatten unsere Fürsten mit dem historischen Recht für immer gebrochen. Nicht blos die geistlichen Staaten, auch die Territorien der Städte, der Reichsritter, mehrerer Fürsten und aller Grafen und Herren waren vernichtet. Die Begehrlichkeit, einmal gereizt, schwelgte in ausschweifenden Plänen: schon im Jahre 1806 entwarf Dalberg den Vorschlag, Deutschland an sieben Staaten zu vertheilen, die sich an die Höfe von Berlin und München anlehnen sollten. Das heutige Herzogthum Nassau umfaßt auf 85 Quadratmeilen die Fetzen von siebenunddreißig vormals selbständigen Territorien. In der That, es bedarf einer eisernen Stirn, um in einem solchen Staate die Lehre der Legitimität zu predigen.

Wie verhielt sich die Nation zu diesen Gewaltthaten? Fast überall ward gemurrt, bevor die Annexion geschah, sehr selten den Eroberern ein schwacher Widerstand entgegengestellt (so kämpften die Unterthanen des deutschen Ordens gegen die würtembergischen Truppen); aber die vollendete Thatsache ward überall mit erstaunlicher Gelassenheit ertragen. Der conservative Niebuhr nannte die Fürstenrevolution ein Unrecht, aber eine Nothwendigkeit. In der That, nur die nothwendige Consequenz einer bereits im 16. Jahrhundert begonnenen Entwicklung war vollzogen. Gleichwie erst in der Gegenwart die Entdeckung von Amerika für Deutschland eine Wahrheit ward, so hat erst der Reichsdeputationshauptschluß eine unvermeidliche politische Folge der Reformation durchgesetzt. Die Zeit der damals gestürzten Mächte ist für immer dahin. Jeder Versuch, den Mediatisirten einen Theil der verlorenen Staatsgewalt zurückzugeben, wird heute von der ungeheuren Mehrheit der Nation mit lautem Unwillen begrüßt. — Die föderale Schweiz stellte die von den Franzosen vernichtete Selbständigkeit der Cantone wieder her. Die Niederlande hielten den von Frankreich geschaffenen Einheitsstaat aufrecht. In Deutschland kam dem befreiten Volke nicht in den Sinn, die von Frankreich vollzogenen Annexionen rückgängig zu machen. Wahrlich, eine lehrreiche Vergleichung!

Nun frage ich: ist dies die Geschichte einer Föderation? Wo ist in dieser endlosen Kette von Annexionen, die, einmal vollführt, von Jedermann gebilligt werden, eine Spur zu finden jenes eidgenössischen Rechtssinnes, der die Schweizer und Nordamerikaner auszeichnet? Zu jeder Zeit hat Deutschland sich einzelner Fürsten erfreut, die mit warmer Liebe an dem großen Vaterlande hingen, aber ich kenne keinen namhaften deutschen Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts, der vor dem

Länderbestande seiner Bundesgenossen eine recht ehrliche Achtung gehegt hätte. Selbst Karl August von Weimar, der in Zeiten, da Deutschland verloren schien, einen politischen Mittelpunkt für uns verlangte, damit der Schlummergeist der Nation gebrochen werde — selbst dieser edle Patriot war von Annexionsgedanken nicht frei. Ja sogar jener schwerfällige Friedrich August, den die königlich sächsischen Vaterlandskunden den Gerechten nennen, verschmähte nicht sich zu bereichern durch die Provinzen seines preußischen Bundesgenossen, und hegte fort und fort den Plan, Anhalt und Thüringen unter sächsische Oberherrlichkeit zu bringen. Nur der Unbillige wird darum in wohlfeile Entrüstung ausbrechen. Gestehen wir vielmehr: es war nicht denkbar, daß eidgenössische Gesinnung unter unseren Fürsten sich ausbilden konnte. Die Eroberungslust ist zu allen Zeiten eine Eigenthümlichkeit der absoluten Monarchie gewesen: — um wie viel mehr in jenem Jahrhundert der Cabinetspolitik, da Mably als eine selbstverständliche Wahrheit predigen konnte, jeder Staat sei der natürliche Feind seines Nachbarn! Nach so vielen Bruderkriegen war es nicht wohl möglich, daß Albertiner und Ernestiner, Sachsen und Preußen in ungetrübter Bundesfreundschaft selbander lebten. Die Gebietserwerbungen unserer Dynastien fußten von je her auf schwachem Rechtsgrunde. Der Canton Uri und der Staat Massachusetts haben unzweifelhaft ein weit größeres Recht sich legitime, historische Staatsbildungen zu nennen, als die große Mehrzahl der deutschen Monarchien. Und diese Grenzen von sehr zweifelhafter Legitimität waren zudem keineswegs natürlich; sie umschlossen keine geographische Einheit, keinen selbständigen Volksstamm. Wie sollte nur ein ehrgeiziger kraftvoller Fürst auf den wunderlichen Gedanken kommen, diese zufälligen Grenzen seien unantastbar?

Seit den Wiener Verträgen ist die Zahl der deutschen Staaten nur unerheblich und auf friedlichem Wege verringert worden, und die Gesinnung der Dynastien hat sich etwas geändert. Die fieberische Begehrlichkeit der Napoleonischen Tage ist verflogen. An einigen Höfen hat aufrichtige Rechtsliebe, an anderen die Doctrin vom monarchischen Principe, an den meisten die Furcht den Entschluß erzeugt, auf Eroberungspläne vorläufig zu verzichten; an allen aber herrscht die bange Ahnung, man werde dereinst von Preußen verschlungen werden. In gährenden Zeiten freilich, wenn die politischen Verhältnisse in Fluß gerathen, erwachen die alten Lieblingsgedanken aufs neue: im Jahre 1848 regten sich an den Höfen von Weimar und Dresden aber-

mals die thüringischen Gelüste, hannoversche Staatsmänner schwärmten wieder für ein welfisches Nordwestreich, und in Darmstadt träumte man von einem großhessischen Staate. Ungleich tiefer haben die Erfahrungen der Napoleonischen Zeit eingewirkt auf die Stimmung der Nation. Im deutschen Volke lebt kein fester eidgenössischer Rechtssinn, kein unerschütterlicher Glaube an die Nothwendigkeit und Unantastbarkeit der Grenzen unserer Staaten. Ich rede nicht von der sehr schwachen Partei der Unitarier, ich rede von den ruhigen Staatsbürgern. Der loyale Sachse bezweifelt zwar nimmermehr, daß sein eigener Staat von Gesundheit strotze und ewig dauern werde, aber er hegt die ernsthafte Besorgniß, ob ein so künstlicher Staat wie Baden fortbestehen könne, und er meint, es werde Deutschland zum Segen gereichen, wenn die sächsischen Herzogthümer mit dem Königreiche vereinigt würden. Desgleichen der loyale Badener weiß genau, daß sein Staat berufen ist, immerdar der constitutionelle Musterstaat der Deutschen zu sein, doch er fragt bedenklich, ob denn das zwischen zwei Großmächten eingeklammerte Königreich Sachsen sich werde halten können. Vollends in Preußen begegnen sich alle Parteien in dem gründlichsten Unglauben an die Zukunft der Kleinstaaten. Nur der Gedankenlose kann die Frage umgehen: seit Jahrhunderten wirft unsere Geschichte für und für deutsche Kleinstaaten zu größeren Ganzen zusammen; im Jahre 1792 bestanden ungefähr 289 „Staaten“ in Deutschland, 1803 nur 176, 1815 nur 39, heute 34; ist es nach alledem wahrscheinlich, daß die Geschichte auf ihrem erhabenen Gange immerdar ehrfurchtsvoll still stehen werde vor dem Fürstenthume Reuß älterer Linie oder dem Königreiche Hannover? So übermächtig waltet in diesen neuen Tagen der nationale Gedanke, daß seine Gegner selber ihm dienen müssen. Die Annexionen, ein Werk der Feinde Deutschlands und schnöder particularistischer Selbstsucht, gereichten der deutschen Nation zum Heile; sie befreiten uns von Staaten, die, vormals stark und eine Zier des deutschen Namens, ihren Beruf erfüllt hatten. Die Zeit wird kommen, da die kleinen Monarchien für unsere Nation ebenso werthlos sein werden, wie weiland die geistlichen Staaten, die Ritter und Städte. Unsere Geschichte wird nur ihrem Charakter getreu bleiben, wenn sie dann auf irgend einem Wege die Revolution des Jahres 1803 erneuert.

V. Preußen und unsere Zukunft.

Seit drei Jahrhunderten haben in unserem politischen Leben allein die Einzelstaaten geschafft und gewirkt, und unter diesen sehen wir nur einen, der eine Macht ist und deutsch zugleich. Wir wissen es wohl, zu dem glänzenden Bilde, das die preußischen „Vaterlandskunden" zu entwerfen lieben, verhält sich die Wirklichkeit der preußischen Dinge nicht viel anders, als die Politik Friedrich Wilhelm's III. sich verhielt zu den Gedanken Stein's und Humboldt's. Und doch, dieser Staat mit all seinen Sünden hat alles wahrhafte Große gethan, was seit dem westphälischen Frieden im deutschen Staatsleben geschaffen ward, und er ist selber die größte politische That unseres Volkes. Tausende in den Kleinstaaten lachen bei solchen Worten. Aber sagt uns doch, was die staatsbildenden Kräfte unseres Volkes Größeres geleistet? Und ist es denn so gar wenig, daß eine der Vernichtung kaum entgangene Nation die Kraft bewährte, eine halbfertige Großmacht zu gründen? Man vernichte den preußischen Staat, wenn man das Herz hat, das in Jahrhunderten gefestete Werk vieler der Edelsten vom deutschen Namen zu zerstören, und wenn man die Macht besitzt zu einer der gewaltsamsten Revolutionen aller Zeiten: — so lange er besteht, wird er den Feinden und den Neidern fort und fort bewähren, daß Preußens Haltung die Geschicke unseres Volkes bestimmt. Es war das Loos unseres Nordens, daß Alles, was dort geschah zur Wahrung deutscher Macht und Ehre, vollzogen ward, während die legitimen Gewalten des Reichs kalt oder widerwillig dreinschauten. So wuchs auch Preußen auf im Kampfe mit dem, der sich den Mehrer des Reichs nannte, und war doch in Wahrheit selber der Mehrer des Reichs. Wir wollen nicht bemänteln, was Preußen, vornehmlich in den Tagen der Revolutionskriege und wieder in dem ersten schleswig-holsteinischen Kriege, an dem Vaterlande gesündigt hat; in jenen beiden Epochen hat Deutschland erfahren, daß, wenn Preußen unglücklich regiert wird, das ganze Vaterland nothwendig leidet. Trotzdem bleibt wahr: jede Scholle Landes, welche unserem Volke seit dem westphälischen Frieden zuwuchs, ist durch Preußen erobert. Daß der Schwede und der Pole nicht mehr am deutschen Ostseestrande schaltet, daß der Holländer die Gauen unseres Nordwestens nicht mehr als seine Barriere überherrscht, daß deutsche Sitte, befruchtend, einer großen Zukunft sicher, vordringt in Schlesien und Posen, daß am Rhein die alten Pfalzen unserer Kaiser nicht mehr den Franzosen gehören, daß

Schleswig-Holstein frei ist von dem Joche der Dänen: das danken wir — allein oder doch in erster Linie — dem Schwerte Preußens.

Unendlich langsam und mühselig, in schneidendem Gegensatze zu der jählings emporgeschossenen habsburgischen Großmacht, aber sicher und durch redliche Arbeit wuchs dieser Staat empor. In endlosen Kriegen hatten die beiden Marken unseres Volkes im Norden den Wachdienst gegen die Slawen geübt, die Nachbarvölker deutschem Wesen unterworfen. Da wagte die Kirchenverbesserung ihre erste große politische That, das deutsche Ordensland ward ein weltlicher Staat. Endlich unter dem großen Kurfürsten erfüllte sich die alte Ahnung des Wiener Hofes, daß „der Brandenburger der werden könne, den das lutherische und calvinische Geschmeiß ersehnt." Preußen und Brandenburg wurden Ein Staat durch den Deutschesten der Hohenzollern, welcher einem Volke, das sich selbst vergaß, die Mahnung zurief: „gedenke, daß du ein Deutscher bist." Seit mehr denn zwei Jahrhunderten waltet diese Macht über weit versprengten Landen am Rhein und Memelstrom. Immer wieder versucht sie sich zu einem gesicherten Sonderleben im deutschen Nordosten abzuschließen, und immer wieder wird sie durch eine segensreiche Fügung gezwungen, in zerrissener Gestalt zu verharren und also theilzunehmen an allen Fragen des deutschen Staatslebens. So in den Tagen des westphälischen Friedens, da Kurfürst Friedrich Wilhelm träumte, als ein rex Vandalorum in dem Hafenplatze Stettin die Hauptstadt der baltischen Großmacht zu gründen, und statt dessen durch die Erwerbung Magdeburgs mitten hineingezogen ward in die binnendeutschen Fragen. So wieder, da Preußen hoffte, durch die Einverleibung Sachsens sich ein wohlabgerundetes Gebiet im Osten zu gründen und statt dessen die ehrenvolle Last des Wächteramts am Rhein empfing. Sehr langsam hat der Staat selber klar begriffen, was diese große Fügung bedeute, die ihn also stätig hineinwachsen ließ in das deutsche Land. Während Oesterreich seine rein-deutschen Lande im Westen nicht behaupten konnte, ist dem preußischen Staate, gleich jenem Riesensohne der Erde, immer neue Kraft erwachsen aus dem deutschen Boden, der ihn erzeugte. Ein mäßig bevölkertes Land von junger Cultur und bescheidenem Wohlstande, konnte und kann er der geistigen Kräfte des großen Vaterlands nicht entrathen; in allen Krisen seiner neueren Geschichte hat er Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner aus dem nichtpreußischen Deutschland herangerufen und durch seine Zucht gebildet. Die weiten polnischen Provinzen sind ihm kein Heil

gewesen, er hat sie aufgegeben und sich nur in deutschen und in solchen Ländern, die von uns gesittigt werden können und gesittigt werden, als ein rechter Eroberer erwiesen. Von seinem heutigen Gebiete gilt unbedingt und ohne Prahlerei das Wort Friedrich Wilhelm's III.: „Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben hat.“

Unsere Stämme sind einander so nahe verwandt, daß sogar einzelne Kleinstaaten die Fähigkeit bewiesen haben, neue Landestheile mit ihrem Staatskörper zu verschmelzen. Aber noch immer ist der Ostfriese kein Hannoveraner, der Pfälzer kein Baier, der Rheinhesse kein Hessen-Darmstädter geworden, und der badische Staat, der von allen Kleinstaaten die größte Assimilationskraft bewährt hat, steht doch selber, ein künstliches Ganzes an bedrohter Grenze, auf sehr schwachen Füßen und dankt seine Rettung den Waffen Preußens. Und was will die friedliche Einfügung kleiner Gebiete in benachbarte Kleinstaaten bedeuten gegenüber jenem schroffen Nationalstolze, womit Preußen seine Glieder zu erfüllen weiß! Nach harten Kämpfen unterwarf der große Kurfürst das murrende Ostpreußen seiner Souveränität, in Schlesien fehlte es nicht an offenem und geheimem Widerstande, da Friedrich II. das Land den Habsburgern entriß; und doch entsprang aus diesen Provinzen die Volksbewegung des Freiheitskrieges. Vor wenigen Jahrzehnten noch schaute der fromme Katholik mit Mißtrauen auf den Staat, der das erstgeborne Kind der deutschen Reformation war; heute beweisen uns täglich Hunderttausende, daß neben streng-katholischer, ja neben ultramontaner Gesinnung die preußische Vaterlandsliebe sehr wohl besteht. In Ansbach-Baireuth genügten wenige Jahre preußischer Herrschaft, um eine Generation guter Preußen zu erziehen, und in Ostfriesland hat auch das jüngere Geschlecht den Segen des preußischen Regiments noch nicht vergessen. Solche Anziehungskraft übt auf uns staatlose Deutsche, wenn wir ihn kennen, ein wirklicher, ein deutscher Staat. Nicht die Größe der Eroberungen giebt der preußischen Geschichte ihren Reiz — hat doch der Genius eines Friedrich seine beste Kraft verwendet an die Erwerbung einer Provinz! — wohl aber das stätige Fortschreiten der Ausdehnung dieses Staates, seine immer wieder bewährte Kraft, das Erworbene zu behaupten und mit preußischer Staatsgesinnung zu erfüllen.

Dies ist es, was Preußens Feinde nie begreifen. In allen vertraulichen Herzensergießungen eifriger Oesterreicher und Triaspolitiker verräth sich die fröhliche Zuversicht auf den Zerfall Preußens oder mindestens auf die Verwandlung seines „unnatürlich centralisirten“ Ge-

füges in einen Föderativstaat; ja, in dem Fieberzustande der jüngsten Monate sind die großsächsischen Pläne, Preußen zu zerschlagen, sogar mit schamloser Offenheit ausgesprochen worden und haben den Beifall von Menschen gefunden, die für Deutschlands Einheit zu schwärmen behaupten. Nach dem Balken im eigenen Auge zu sehen kommt dem Oesterreicher dabei nicht in den Sinn. Der Mann der Kleinstaaten aber ist allerdings vor der Gefahr der Zertheilung seines „Vaterlandes" sicherer bewahrt als der Preuße; denn damit er zerfallen könne, bedarf ein Staat einer gewissen Ausdehnung. Daß der Kreisdirectionsbezirk Zwickau oder die Landdrostei Hildesheim sich als selbständige Macht constituire, steht freilich nicht zu befürchten. Der Oesterreicher darf und kann nicht verstehen, was es bedeutet, daß die Hohenzollern jeden Ruf, der sie nach fremdländischen Thronen lockte, weise von sich wiesen und Preußen also ein deutscher Staat ward. Der Patriot der Kleinstaaten begreift nicht, was es heißt, daß Preußen ein Staat ist. Er lacht über das Preußenlied und fühlt nicht, daß die stolzen und — wahren Worte: „daß für die Freiheit meine Väter starben u. s. w." doch etwas Anderes sind als eine beliebige Nationalhymne auf Herzog Karl oder Großherzog Ludwig. Er verachtet die k. sächsische, die hannoveranische Vaterlandsliebe als eine gemachte Empfindung, er fällt das gleiche Urtheil über den preußischen Patriotismus und ahnt nicht, daß es nicht gleichgiltig ist, ob ein Volk zurückschaut auf Konrad „den Großen" von Wettin oder auf den großen Friedrich, ob ein Staat unter den Bannern des Rheinbundes seine Lorbeeren sammelte oder seine Schlachten schlug als Vorkämpfer wider Deutschlands Feinde; er weiß nicht, daß das Bewußtsein der Macht und einer großen Geschichte ein Volk mit ungleich festeren Banden zusammenkettet, als einige Vorzüge der Verwaltung und des socialen Lebens, deren die Kleinstaaten sich rühmen. Die Unfähigkeit den preußischen Staat zu verstehen bildet eine der ärgsten Schwächen des deutschen Particularismus.

Aber wenn Preußen fort und fort für Deutschland kämpfte, so hat es doch stets das Gesetz seines Lebens allein in sich selber gefunden. Kurfürst Friedrich Wilhelm löste Ostpreußen aus der Anarchie des polnischen Staatslebens, doch er bewahrte auch Brandenburg und Cleve vor jeder Einwirkung des heiligen Reichs. Friedrich der Große gab der großen Lüge des römischen Reichs den Todesstoß. Seit Brandenburg als eine Macht besteht, wird dort an einer durchaus selbständigen, scharf nach außen abgeschlossenen Staatseinheit gearbeitet. Mit unerfreu-

licher Regelmäßigkeit folgen in der Geschichte des schwachen, alle Kräfte ängstlich zu Rathe haltenden Staats Epochen des Stillstandes, der Ermattung, auf Zeiten der Reform, des Aufschwungs. Beim Ueberblicken längerer Zeiträume ist jedoch der regelmäßig fortschreitende innere Ausbau des Staats unverkennbar. Der große Kurfürst verbindet, noch vor Colbert, das Nebeneinander selbständiger Provinzen zu einem Staate; der zweite preußische König schafft, lange vor dem Consul Bonaparte, die Grundzüge einer geordneten, modernen Verwaltung; Friedrich der Große bringt die gesicherte Rechtspflege und die Anfänge der geistigen Freiheit hinzu. Dann folgt in den Napoleonischen Tagen jene durchgreifende sociale Revolution, welche die Selbstverwaltung der Gemeinden gründet, dem Bauer und Handwerker die sociale Freiheit giebt, an die Stelle des geworbenen Heeres das Volk in Waffen setzt und den rauhen Militärstaat auch zu einem Mittelpunkte deutscher Geistesbildung erhebt. Nach der ungeheuren Anstrengung des Freiheitskrieges tritt dann im preußischen Staate eine lange Stille ein, derweil die süddeutschen Staaten eine Zeit lang in den Vordergrund unseres politischen Lebens treten. Selbst in dieser öden Epoche stockt die Entwickelung des Staates nicht gänzlich. Ein alter Lieblingsplan seiner Fürsten, die Union der evangelischen Kirchen, wird verwirklicht. Wie dieser Staat vordem in den Tagen calvinistischer und lutherischer Verketzerung sich über die Parteien des Protestantismus zu erheben verstand, so wagt er jetzt, wenngleich tastend und vielfach irrend, eine Stellung über allen religiösen Parteien einzunehmen. Trotz der schweren Lasten, die er seinen Bürgern auflegt, trotz des Beamtenhochmuths und der polizeilichen Quälerei beginnen die neuen Provinzen, sehr langsam freilich, mit den alten zusammenzuwachsen. Unter Friedrich Wilhelm IV. erhebt sich sodann jener zehnjährige Verfassungskampf, der mit all seinen Zeichen arger politischer Unreife doch eine ernstere Beachtung verdient, als ihm in den Kleinstaaten gemeinhin geschenkt wird. Nicht freiwillig, in dynastischer Berechnung, wie in Baiern, brachte hier der Hof dem Volke eine Verfassung entgegen, nicht durch einige kleine Straßenaufläufe, wie in Sachsen, ließ sich hier eine schwache Dynastie bekehren. Ein herrisches, mächtiges Königshaus vielmehr, das wie kein zweites in Deutschland sich rühmen durfte seinen Staat geschaffen zu haben, mußte gezwungen werden in harten Kämpfen zur Erfüllung des verpfändeten Königswortes. Als endlich nach dem Vereinigten Landtage, nach der Revolution und der Reaction ein bitterster Feind des constitutionellen

Wesens das Papier unterschrieb, das sich zwischen ihn und sein Volk stellte, da ward durch das Weichen des Widerwilligen bewiesen, daß hier eine historische Nothwendigkeit sich vollzog. Sehr gering war das Maß politischer Rechte, das die von Anfang an arg mißhandelte Verfassung dem Volke gewährte, um so wichtiger eine andere Segnung, die sie brachte: die Staatseinheit Preußens ward jetzt erst ganz zur Wahrheit.

Sehr scharf geschieden standen noch auf dem Vereinigten Landtage die Provinzen einander gegenüber; heute umschließt gemeinsames Parteiwesen die Gesinnungsgenossen in allen Theilen des Staats. Nach einigen Jahren abermaliger Erschlaffung hat sich nun in diesem jungen, der Vernichtung kaum entronnenen Verfassungsleben der erste ernsthafte Kampf um die Hauptfragen des Parlamentarismus entsponnen, den Deutschland je gesehen. Allerdings „parlamentarisches System oder absolute Regierung mit schein-constitutionellen Formen?" — diese große Frage bildet den Kern der jüngsten Kämpfe in Preußen. Der letzte Hort des Absolutismus soll genommen werden, das Parlament verlangt ein wahrhaftes Steuerbewilligungsrecht und die Befugniß, auch über die Organisation des Heeres zu beschließen. Die meisten Kleinstaaten haben ein Menschenalter constitutioneller Erfahrungen vor Preußen voraus. In Süddeutschland ist längst vollzogen der Bruch mit dem Feudalismus, welchen Preußen erst begonnen hat. Und doch hat die preußische Volksvertretung früher als irgend eine andere in Deutschland die entscheidende Frage des parlamentarischen Systems aufgeworfen. In einigen Kleinstaaten — so im Königreiche Sachsen — steht, trotz des älteren Verfassungslebens, die politische Einsicht und Thatkraft des Volkes zu tief, als daß man den rücksichtslosen Kampf mit dem Absolutismus wagen könnte: man bewilligt Alles, was die Regierung verlangt, und schaut dann mit wohlgefälliger Verachtung auf die weise vermiedenen „preußischen Zustände" herab. In anderen Kleinstaaten, wo die politische Bildung des Volkes ebenso entwickelt ist wie in Preußen, umgeht entweder die Dynastie klüglich jeden ernsthaften Streit mit der Volksvertretung, oder die Enge der Verhältnisse verbietet den nothwendigen Gegensätzen, welche jeder constitutionelle Staat enthält, sich im offenen Streite zu messen. Kein Volksrecht aber im Verfassungsstaate ist gesichert, das nicht erworben ward durch den Schweiß des Volkes. Möglich, ja wahrscheinlich, daß die Volksvertretung Preußens vorerst unterliegt. Aber es liegt in der Natur solcher Fragen, daß sie immer wieder aufleben, sobald ein Volk sie erst einmal aufgeworfen

hat. Für den Augenblick freilich bietet Preußen das Schauspiel unseliger Verwirrung. Noch auffälliger und gehässiger als in den meisten Kleinstaaten zeigt sich hier jenes unvermittelte Nebeneinander feudaler, bureaukratischer und constitutioneller Institutionen, welches den modernen deutschen Staat bezeichnet. Durch eine lange Reihe von Octroyirungen und Verfassungsverletzungen, durch das leichtfertige Schaffen und Abändern vieler Gesetze ist dem Volke die alte strenge politische Zucht, das Vertrauen auf das Gesetz und der Glaube an eine friedliche Fortbildung des Staates schwer gefährdet worden. Das stolze Wort: **il y a des juges à Berlin** wird heute nicht mehr mit der alten Zuversicht ausgesprochen. Das Parteileben offenbart alle Mängel der Jugend und zugleich eine unerfreuliche Verbitterung, da der politische Streit sich mit dem socialen Kampfe des Adels gegen das Bürgerthum vermischt. Nicht groß ist die Zahl der staatsmännischen Talente, ja sogar an dem rechten Fleiße in der politischen Arbeit fehlt es noch. Selbst die Parteiführer widmen meist nur einige Mußestunden dem Staate: — eine erklärliche Erscheinung allerdings in einem jungen Verfassungsstaate, in einem Volke mit nur halb entwickeltem Selfgovernment und mäßigem Wohlstande, aber immerhin eine beschämende Wahrnehmung, wenn wir bedenken, daß viele Mitglieder des jungen italienischen Parlaments der Politik allein leben und in den Nachbarländern eifrig verkehren, um Verbindungen anzuknüpfen und fremde staatliche Zustände kennen zu lernen. Noch kämpft man in Preußen um die Verfassung, nicht auf ihrem Boden; und während in der Feudalpartei die frivole Mißachtung jedes Rechts unverhüllt hervortritt und ein Theil des Beamtenthums den gewissenhaften gesetzlichen Sinn der alten Zeit nicht mehr bewährt, steht auf Seiten der Vertheidiger des Landesrechts stark vertreten das Manchesterthum mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die nationalen Aufgaben und die auswärtige Politik Preußens, mit seiner engherzigen Parteiverbissenheit, seiner unsterblichen Unfähigkeit Machtfragen zu verstehen.

Trotz alledem bleibt Preußen der einzige deutsche Staat, der den Kampf um das parlamentarische System ernstlich begonnen hat. Und wenn wir uns erinnern, daß von je her in diesem Staate jeder, auch der geringste Fortschritt im Innern wie nach außen nur durch schwere Arbeit errungen ward und jede Reform durchgesetzt werden mußte gegen den Widerstand derselben feudalen Mächte, welche heute dem constitutionellen Staate widerstreben, wenn wir ferner gedenken, daß der Verfassungsstaat hier aus gesunden Wurzeln, aus der socialen Freiheit, der allgemeinen

Wehrpflicht und der Selbstverwaltung der Gemeinden, langsam und stätig emporgewachsen ist, daß Zucht und Freiheit von je her die Lebensluft dieses Staates waren und das ungeschulte Volk seine Rechte bereits mit zäher Ausdauer vertheidigt hat: so kann uns der letzte Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein. Der Volksunterricht, die Wehrverfassung, das Gemeindewesen, das Recht des Grundbesitzes und der Gewerbe — alle diese wichtigsten Verhältnisse des socialen und politischen Lebens sind in Preußen erst im Verlaufe dieses Jahrhunderts neu geordnet. Daß ein so junger Staat sich zum Parlamentarismus nur unter harten Kämpfen und wiederholten Rückschlägen hindurchringt, wird keinen ruhigen Beobachter Wunder nehmen. Man vergleiche das preußische Parteileben, wie unreif es sein mag, mit den Kleinstaaten, welche im Grunde nur Eine wirkliche Partei besitzen, die ultramontane. Man stelle die großen preußischen Parteiblätter neben die ungeheure Mehrzahl der kleinstaatlichen, und man wird gestehen müssen, daß jene einflußreicher sind als diese und, vornehmlich in volkswirthschaftlichen Fragen, einen weiteren Gesichtskreis beherrschen. Die politische Bildung in Preußen ist sicher durchschnittlich nicht reifer als in den kleinen Staaten, aber die größeren Verhältnisse üben unvermeidlich einen fördernden Einfluß auf das Parteileben.

Wenn man in den Kleinstaaten fähig wäre, ohne Scheelsucht auf den größeren Genossen zu schauen, so müßte alle Welt in der Anerkennung übereinstimmen, daß Preußens Geschichte seit 1815 mit all ihren dunklen Schattenseiten im Ganzen das Bild eines wirthschaftlich und politisch aufstrebenden Staates bietet. In keinem andern deutschen Gau haben seit 1815 Wohlstand und Bildung einen so mächtigen Aufschwung genommen, wie in dem preußischen Rheinlande. Solche Blüthe dankt die Provinz nicht allein der Gunst des Bodens, der Weltlage und dem Fleiße ihrer Bewohner, sondern auch der preußischen Gesetzgebung. Die rheinischen Lande unter französischem und kleinstaatlichem Scepter sind in derselben Zeit weit langsamer fortgeschritten. Sehr bedeutsam spiegelt das Aufstreben des Staats sich wider in dem Gedeihen der Hauptstadt. Der Staat hat für Berlin weniger gethan als mancher Kleinfürst für seine Residenz. Der alte künstlerische und wissenschaftliche Ruhm der preußischen Hauptstadt ist in jüngster Zeit über Gebühr vernachlässigt worden. Allein die unabänderliche Nothwendigkeit der volkswirthschaftlichen Entwickelung hat die Stadt im Sande der Mark schneller anwachsen lassen, denn irgend eine unserer größeren Städte.

Berlin ist längst unser erster Industrieplatz, es behauptet den Vortritt unter den Agriculturproductenmärkten und steht bereits — wie man in dem eifersüchtigen Hamburg sehr wohl weiß — im Begriff, auch unser erster Geldmarkt und Wechselplatz zu werden. Dies rasche Fortschreiten ist durchaus natürlich, denn die Ungunst der geographischen Lage wird, bei unsern verbesserten Verkehrsmitteln, reichlich aufgewogen durch die großen Vortheile, worüber der Mittelpunkt eines mächtigen Staates gebietet. Die Creditwirthschaft, welche die alten Formen des Geldverkehrs mehr und mehr verdrängt, bedarf der Centralisation. In Berlin hat die Volkswirthschaft des Zollvereins ihre Hauptstadt gefunden. Binnen weniger Jahre wird die dritte Stadt Europas sich zu den Großstädten im modernen Sinne zählen dürfen, und der Politiker kann nicht zweifeln, wo der deutsche Staat der Zukunft seine Hauptstadt zu suchen habe. Manche unserer süddeutschen Freunde werden solche Behauptungen lästerlich finden. Ihnen geben wir zu bedenken, daß es sich hier nicht darum handelt, ob der Kreuzberg und der Thiergarten eine schöne Gegend sind, auch darum nicht, ob das „Jott straf' mir" uns Oberdeutschen wohllautend ins Ohr klingt — sondern um harte reale Thatsachen der Politik und Volkswirthschaft, welche stärker sind als unsere gemüthlichen Abneigungen.

In der arbeitsvollen Schule dieses Staates wurden dem Volke stets sehr schwere politische Pflichten aufgebürdet. Wenn die Staatsmänner der Kleinstaaten höhnisch auf die harte allgemeine Wehrpflicht in Preußen weisen, und Preußens Manchestermänner nach der Wohlfeilheit des kleinstaatlichen Regiments sehnsüchtig hinüberschauen, so bewähren sie eine erstaunliche Kurzsicht. In allen zertheilten Völkern fällt zuletzt die Führung jenen Stämmen zu, welche durch strenge politische Mannszucht hervorragen und die Idee der Pflicht im Staate am kräftigsten durchgebildet haben. Kraft dieses Gesetzes sind die genialen Athener und Florentiner von den harten Spartanern und Piemontesen überflügelt worden, und auch Preußen wird dereinst die Früchte jener rauhen staatlichen Zucht ernten, welche Hoch und Niedrig an entsagende Pflichterfüllung um des Staates willen gewöhnt. Ein Mann, dem Niemand Vorliebe für die bureaukratischen Formen des preußischen Staates nachsagen darf, Richard Cobden, sprach noch kurz vor seinem Tode die zweifellose Zuversicht aus, daß den Preußen die Führung Deutschlands zufallen müsse kraft derselben Nothwendigkeit, welche die Neu-Engländer zu dem Führeramte in der Union berufe. Am preußischen Hofe lebt

ein starker dynastischer Stolz; dennoch hat kein preußischer König eine rein dynastische Politik verfolgt, sie alle haben, oftmals irrend und mit falschen Mitteln, doch mit redlicher Selbstüberwindung für ihren Staat gesorgt und geschafft und hoch in Ehren gehalten das Wort ihres Ahnherrn: „möge dieser Staat blühend dauern bis an das Ende der Zeiten.“ Stellet dies Schlußwort aus dem Testamente Friedrich's des Großen neben die Reden des Welfenkönigs, welche dem urangestammten welfischen Hause eine Regierung bis an das Ende der Tage voraussagen: — und der Gegensatz der preußischen und der kleinstaatlichen Politik tritt Euch überraschend vor Augen. Solche Vorzüge dankt Preußens Volk und Königshaus nicht einer überlegenen natürlichen Begabung, sondern allein dem großen Horizonte eines wirklichen Staates.

Diese lebendige Staatsgesinnung richtet sich, wie natürlich, trotzig und stolz nach außen. Mit Unrecht spottet man in den Kleinstaaten, Friedrich der Große habe die preußische Nation erfunden. Unverkennbar besteht, als eine gewichtige Macht, ein preußisches Gesammtbewußtsein. Noch trägt es den Charakter der Unreife, der Unsicherheit, und auch durch diese Schwächen erscheint Preußen als ein Mikrokosmos des deutschen Lebens. Bei den Einen offenbart sich der preußische Stolz als unverständige, gehässige Prahlerei. Anderen ist in der Verbitterung des Parteikampfes die gerechte Würdigung der unzweifelhaften Vorzüge ihres Staats abhanden gekommen. Einen einflußreichen preußischen Manchestermann hörte ich die unverzeihlichen Worte sagen, es sei doch Schade, daß das aufgeklärte Industrieland Sachsen in Folge der Schlacht von Mühlberg seine leitende Stellung in Deutschland verloren habe! Aber wie sehr auch Einzelne sündigen mögen durch Ueberhebung oder Verbitterung: in der ungeheueren Mehrheit des preußischen Volkes lebt ein wohlberechtigtes, gesundes Selbstgefühl. Der bessere Theil der preußischen Junkerpartei hat ein Vaterland, das hannoversche, das mecklenburgische Junkerthum hat keines. Und wer darf schelten, wenn der Preuße mit Stolz auf jene Fahnen blickt, die für uns bei Roßbach und Dennewitz in den Kampf zogen? Die Lichtpunkte der preußischen Geschichte waren zugleich die Höhepunkte der neuen Geschichte Deutschlands; darum steht der preußische Particularismus unserem nationalen Leben ganz anders gegenüber als der Particularismus der Kleinstaaten. Tausende unter den Kriegern des Freiheitskriegs haben lediglich kämpfen wollen für den preußischen Staat, und doch, wer darf verkennen, daß sie als Deutsche empfanden, für Deutschland

fochten? Man sagt gemeinhin, das deutsche Nationalgefühl sei in den Kleinstaaten lebendiger als in Preußen. Ich bestreite das. So viel ist sicher, die Gebildeten in den kleinen Staaten empfinden schmerzlicher als die Preußen die bösen Folgen unserer Zersplitterung. Für die Masse jedoch ist der große Name Deutschland leider überall noch ein schönes, tönendes Wort; sie zeigt da das stärkste Nationalgefühl, wo die großen nationalen Erinnerungen am lebendigsten sind. Nun kennt jeder pommersche Bauer die echten Helden der neueren Deutschen, die Friedrich und Blücher; ob er sie Preußen oder Deutsche nennt, thut nichts zur Sache, wenn nur der Stolz auf ihren Ruhm im Volke lebendig ist und der Wille, daß die Enkel der Ahnen werth sein sollen. Der Masse der kleinen Staaten sind diese Heldenbilder unzweifelhaft weniger vertraut. Unsere Stämme sind alle gleich edel und gleich deutsch, und es ist nicht wohlgethan, den Preußen, die weit mehr als wir Anderen für Deutschland geopfert haben, nachzusagen, sie empfänden nichts für das große Vaterland. Nur jener preußische Particularismus ist der nationalen Sache gefährlich, welcher Preußen absperren will von dem wahren Quell seiner Macht, von dem deutschen Leben, die Nachbarn durch junkerhaften Uebermuth beleidigt und jede Machterweiterung des eigenen Staates, ja sogar den Besitz der westlichen Provinzen mit Mißgunst betrachtet. Wenn aber die Preußen von der schwer errungenen Macht ihres Staates, von der einzigen wirklichen staatlichen Macht, die in Deutschland besteht, kein Titelchen opfern wollen, so mag solche Gesinnung — wie jede Absonderung eines Gliedes von dem großen Ganzen — die Nachbarstämme auf Augenblicke verletzen: billige Prüfung wird zugestehen, daß diese Denkweise eine gerechte und gut deutsche ist.

Man sieht, das Verhältniß Preußens zum deutschen Vaterlande war immer zweischneidig. Wohl danken wir diesem Staate die Befreiung vom fremden Joche und jede Eroberung, deren das neue Deutschland sich erfreut. Aber wenn Preußen für uns sein Schwert zog, so hat es sich stets nach eigenem Ermessen dazu entschlossen. Nur selten war eine klare Erkenntniß der Pflichten gegen Deutschland im preußischen Staate lebendig. Wenn seine Thaten der deutschen Nation zugute kamen, so lag dem lediglich die Thatsache zu Grunde, daß jede deutsche Lebensfrage nothwendig eine Lebensfrage ist für den größten deutschen Staat und umgekehrt. Derselbe Staat, dem Deutschland so tief verpflichtet ist, hat eifersüchtiger als irgend ein Kleinstaat seine Selbständigkeit behauptet, er hat mit wacher Sorge eine preußische Staatsgesinnung

unter seinen Bürgern großgezogen. Er rebellirte gegen das heilige Reich und wies weit von sich jeden Gedanken ernstlicher Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt, ja er ist fort und fort auf Kosten deutscher Bundesgenossen gewachsen. Ist es ein Wunder, daß ein solcher Staat Vielen als ein Räthsel erscheint, daß manche wohlmeinende Patrioten alles Ernstes meinen, sein Dasein sei ein Fluch für Deutschland, sei der höchste Triumph des vermessenen Particularismus? Die also reden vergessen, daß eine europäische Macht sich nie einem fremden Willen unterordnen darf, und daß seit Jahrhunderten eine „rein-deutsche“ Macht, welcher Preußen sich hätte fügen sollen, nicht existirt hat.

Nur halbwahr freilich ist Machiavelli's berühmtes Wort, daß ein Staat seine Macht durch dieselben Mittel erhält, wodurch sie gegründet ward. Wörtlich verstanden würde dieser Ausspruch jede historische Entwicklung abschneiden, aber er enthält die große Wahrheit, daß ein Staat mit seiner Geschichte nicht gänzlich brechen kann. So kann auch Preußen schlechterdings nicht verzichten auf das Bestreben, auch fürderhin deutsche Lande mit seinem Gebiete zu vereinigen oder mindestens seine Nachbarlande seinem Einflusse dienstbar zu machen. Ein Blick auf die Karte muß jeden urtheilsfähigen Mann, der nicht seine Meinung hinter gleißnerischen Phrasen verstecken will, davon überzeugen, daß Preußens heutiger Besitzstand ein Provisorium ist. Man weiß, wie Fürst Metternich auf dem Wiener Congresse jubelte, Preußen sei durch den Besitz des Rheinlandes mit Frankreich compromittirt! Kein stolzer Staat hat die Pflicht, ruheselig zu verharren in einer Lage, die ein Werk seiner Feinde ist. Allerdings „bis zum Lächerlichen irrig“, wie Herr v. Radowitz wahrheitsgetreu berichtet, war der Argwohn, welcher gegen die Eroberungsluft Friedrich Wilhelm's IV. gehegt ward. Aber nie wird dieser Argwohn gegen Preußen schwinden, so lange diese Macht das zu ihrer Abrundung unentbehrliche Gebiet noch nicht erlangt hat. Gemüthliche Leute preisen das Lieblingswort Friedrich Wilhelm's IV.: melius bene imperare quam imperia ampliare. Ein solcher Ausspruch ehrt die Weisheit eines Beherrschers des orbis terrarum, doch er wird sinnlos im Munde eines Fürsten, der einen noch unfertigen Staat regiert. Wie in den Tagen Friedrich's des Großen, so wird auch im neunzehnten Jahrhundert eine Zeit kommen, da es nicht mehr möglich sein wird, den preußischen Staat gut zu regieren, wenn nicht zuvor sein Reich erweitert worden. Preußens Machterweiterung wird allmählich zu einer Forderung der Gerechtigkeit. Mit den schwersten Opfern

unterhält dieser Staat den weitaus größten Theil unserer festen Plätze im Osten und im Westen. Weil die Kleinstaaten unverbesserlich jeder Reform des Bundesheerwesens widerstreben, muß er sein Volk mit harter Wehrpflicht beschweren, um sich und uns zu schützen. Seine Offiziere drillen die Truppen der Kleinstaaten, seine Gießereien versorgen die Mittelstaaten mit gezogenen Geschützen. Zum Dank für all dies hat er die gewisse Aussicht, bei allen wichtigen Abstimmungen am Bundestage zu unterliegen, und die sehr wahrscheinliche Aussicht, daß seine eigenen Geschütze gegen seine Truppen spielen werden. Man gedenke der Erfahrungen des Herbstes 1850. Beim Beginne des Feldzugs von 1806 schrieb die Regierung von Mecklenburg-Schwerin nach Berlin: „So dankbar des Herzogs Durchlaucht den Allerhöchsten k. preußischen Schutz verehren und benutzen würden, wenn Sie Sich in Gefahr glaubten, so dringend sind wir dagegen unter den jetzigen Umständen befehligt, eine Beitragsleistung zu den Lasten der Verpflegung ganz ergebenst zu verbitten.“ Diese Worte sind der classische Ausdruck jener Gesinnung, welche die kleinen Cabinette Preußen gegenüber jederzeit beseelt hat: man ist herablassend genug, sich von Preußen retten zu lassen, und betrachtet jedes Verlangen nach einer ernsthaften Gegenleistung als einen Eingriff in die angestammte Selbständigkeit. Wo ist in solcher Lage jenes Gleichgewicht der Rechte und der Pflichten zu finden, das allein einer politischen Verbindung Dauer und Sicherheit gewährt? Im Falle eines Krieges mit Frankreich sieht sich Preußen gezwungen, Hannover und Kurhessen provisorisch als seine Provinzen zu behandeln: so ganz unhaltbar ist die Vertheilung seines Gebietes. Auch die ethnographische Zusammensetzung des Staates ist keineswegs glücklich; ein wahrhaft gesundes Staatsleben wird in Preußen dann erst gedeihen, wenn dem Staate noch andere deutsche Stämme zugewachsen sind, welche die natürliche Vermittlung bilden zwischen Rheinland und Pommern. So wird der Staat durch die schwersten Gründe der Selbsterhaltung fort und fort auf die Erweiterung seines Gebietes hingewiesen; der Ehrgeiz, sagte Friedrich v. Gagern schon vor einem Menschenalter, ist die Bedingung seiner Existenz. Wie aber kann dieser wohlberechtigte Ehrgeiz heute befriedigt werden? Alle anderen Großmächte sind bereits nahezu im Besitze ihrer natürlichen Grenzen; ihnen, allerdings, fällt es leicht mit Napoleon III. zu versichern, heute sei man stärker durch moralischen Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen. Sie finden außerhalb Europas reiche Gelegenheit fort und fort ihr

Gebiet zu erweitern; dagegen schauen tausend mißtrauische Augen feindselig auf jeden Versuch einer Großmacht, sich in unserem Welttheile zu vergrößern. Soll in so unvergleichlich schwieriger Lage Preußen auf den Gedanken der Machterweiterung verzichten, mit den gepriesenen „moralischen Eroberungen“ sich begnügen und den Plänen unserer Föderalisten sich gefällig erweisen?

Seine größten Erfolge nach außen verdankt Preußen Friedrich dem Großen und jenen Staatsmännern, welche die Gedanken des großen Königs treulich bewahrten und weiter bildeten. Will Preußen nicht mit seiner Geschichte brechen, so wird es auch künftighin die Ziele der fridericianischen Politik verfolgen müssen; nur hat der Staat heute mit andern Mitteln zu wirken als vor hundert Jahren. Betrachten wir etwas näher die Grundzüge dieser Staatskunst. — Nachdem sein Vater so lange lauernd „mit gespanntem Hahn“ dagestanden, ohne jemals loszudrücken, belebte Friedrich die preußische Staatskunst wieder durch jenen Geist durchgreifender Thatkraft, kühnen Entschlusses, den er nicht müde wird auf jeder Seite seiner Werke den Nachkommen einzuschärfen. Toujours en védette! Tout soit force, nerf et vigueur — solche heldenhafte Staatskunst war das gerade Gegentheil der Politik der freien Hand. Nun gar die Staatsweisheit des Herrn v. Radowitz, die sich fröhlich rühmte, den Zweck zu wollen aber nicht die Mittel — sie wäre dem großen Könige einfach erschienen als unerhörte Schwäche, die der Wirkung nach dem Landesverrathe gleichkam. Nur ein Cavour hatte das Recht verächtlich zu lachen über den „Hamletcharakter“ der neueren preußischen Staatskunst; die Politiker unserer Kleinstaaten, die in diesen Tadel freudig einstimmen, würdigen selten nach Gebühr die ungeheuren Schwierigkeiten, welche das Mißverhältniß seiner geistigen und seiner materiellen Mittel jedem kühnen Schritte Preußens entgegenstellt. Aber gewiß wird nur die Wiederbelebung jenes fridericianischen Geistes den Staat wieder befähigen, ein entscheidendes Wort in Europa zu sprechen.

Auch ein Friedrich der Große konnte eine kühne Politik nach außen nicht führen, wenn er nicht den bestverwalteten, den im guten Sinne modernsten deutschen Staat seiner Zeit regierte. Preußen hat seine großen Siege über auswärtige Feinde regelmäßig dann erfochten, wenn es durch ausgebildete moderne Institutionen seinen Nachbarn ein Vorbild war. Wenden wir diese durchgehende Erfahrung auf die Gegenwart an, so kann nur die Verblendung meinen, Preußen werde

stärker dastehen nach außen, wenn man den Schatten des im März 1848 ruhmlos gestürzten Absolutismus aus dem Grabe heraufbeschwöre. Ehrliche Durchführung, Ausbau der Verfassung ist für Preußen längst nicht mehr eine Freiheitsfrage, nein, eine Machtfrage. Der Staat ist schwach, allenfalls im Stande Dänemark zu bändigen, aber nimmermehr befähigt eine deutsche Politik im großen Sinne auf die Dauer zu führen, so lange die ungeheuere Mehrheit der Bürger sich grollend oder theilnahmlos abwendet von der Krone. Nur wenn die Krone selber zurückkehrt auf den Boden der Verfassung, wird sie die Parteien, die heute in der Hitze des Kampfes den Staat oftmals vergessen über der Partei, zurückführen zum Staate, zum strengen altpreußischen Pflichtgefühle. Die von der Demokratie ersehnte Umbildung Preußens zu einem deutschen Belgien kann nur das Werk langjähriger Entwickelung sein; ja, es bleibt fraglich, ob ein Staat, der eines starken Heeres und einer rührigen auswärtigen Politik nicht entrathen kann, seine executive Gewalt in demselben Maße schwächen darf, wie dies in dem kleinen Nachbarlande geschehen ist. Nicht darauf kommt es an, daß die Grundsätze des extremen „Fortschritts" verwirklicht werden in diesem Staate, der so viele wohlberechtigte conservative Elemente enthält; sondern darauf zunächst, daß Recht und Frieden, Zucht und Eintracht in Preußen hergestellt werden. Dann wird Preußen abermals, wie in den Tagen des großen Königs, der am reifsten ausgebildete deutsche Staat sein; denn es wird seine Verfassung nicht, wie die meisten Kleinstaaten, dem Glücke danken, sondern der ehrenhaften, nachhaltigen Arbeit seines Volkes. Es ist denkbar, daß auch eine preußische Regierung, welche der Verfassung spottet, durch kühnes Benutzen einer europäischen Krisis ihrem Staate eine heilsame Gebietserweiterung verschafft; auf die Dauer behaupten würde Preußen solche Erwerbungen nur dann, wenn es sich Frieden schafft im eigenen Hause.

Ein anderer fruchtbarer Grundsatz der fridericianischen Staatskunst war: völlige Selbständigkeit der auswärtigen Politik, die schlechthin kein anderes Interesse berücksichtigen darf als das Wohl des eigenen Staats — ein Gedanke, selbstverständlich wie das Einmaleins, und doch fast abhanden gekommen in einer langen Epoche legitimistischer Grillen und conservativer Tendenzpolitik. Nur Unkunde oder Verleumdung beschuldigt den großen König der grundsätzlichen Feindschaft gegen Oesterreich. Aus Friedrich's letzten Regierungsjahren mag Jedermann lernen, daß er auch dem südlichen Nachbar gegenüber jene leiden-

schaftslose Freiheit des Entschlusses, welche dem großen Staatsmanne ziemt, sich durchaus bewahrte. Doch allerdings wußte er nichts von jener ängstlichen Schonung, welche seine Vorgänger allzulange zum Unheil ihres Staats gegen Oesterreich geübt. Er wagte, unbekümmert um das Geschrei der Reichspatrioten, das Schwert zu ziehen gegen Oesterreich, wenn das Wohl seines Staates gebot, und die dankbare Nachwelt bekennt, daß sein Krieg um Schlesien dem Erfolge nach ein deutscher Krieg gewesen. Solche großartige Selbständigkeit der Entschließung ist dem preußischen Staate seit dem Wiener Congresse oftmals verloren gegangen. Während man am Wiener Hofe keinen Augenblick sich täuschte über den Gegensatz der Interessen Preußens und Oesterreichs, ward in Berlin die Allianz mit Oesterreich ein heiliges politisches Dogma; die Welt, sagte Fürst Hardenberg, sollte nicht einmal ahnen, daß ein Zerwürfniß zwischen beiden Mächten möglich sei. Die Folge war, daß Preußen thatsächlich ausschied aus der Reihe der Großmächte, und Fürst Metternich das hoffärtige Wort sprechen konnte: **je réponds de la Prusse.** Allerdings trug der Wiener Congreß einen guten Theil der Schuld an dieser schwächlichen Haltung Preußens; er hatte den deutschen Großstaat sehr geschwächt, und Jahrzehnte mußten vergehen, bevor Preußen wieder innerlich gekräftigt war. Aber auch höchstpersönliche romantische Stimmungen hatten an dieser verkehrten Staatskunst starken Antheil. Friedrich Wilhelm IV. hat nie den Eindruck jenes Tages überwunden, da seine edle Mutter ihn zum ersten Male mit der Uniform bekleidete und ihn ermahnte, die unglücklichen österreichischen Brüder zu rächen. Das Testament Friedrich Wilhelm's III., das die Allianz der Ostmächte den Nachfolgern als unantastbaren politischen Grundsatz empfiehlt, ist leider noch bis zu dieser Stunde eine Macht in Preußen. Noch heute lebt in einer starken Partei der doctrinäre Aberglaube an die Solidarität der conservativen Interessen des Ostens, und lernt man ja einmal von dem großen Wandel der Zeiten, daß die politische Dogmatik machtlos ist im Leben der Staaten, dann schreitet man an das Nothwendige wie mit bösem Gewissen, man erschrickt vor der eigenen Kühnheit, bleibt stehen auf halbem Wege: — so im Jahre 1850, so wieder während des italienischen Krieges. In unvergeßlichen Tagen hat Preußen das gute Recht erobert, als eine Großmacht zu gelten. Wenn jüngst ein verdienter Führer der preußischen Opposition dem Staate diesen Kitzel austreiben wollte, so beweist dieses, gelinde gesagt, der schlimmsten Mißdeutung fähige Wort nur

auf's neue, wie sehr selbst wohlgesinnten Preußen in der Gehässigkeit der jüngsten Parteikämpfe der preußische Stolz geschwunden ist. Was solcher Rath für Preußen bedeute, ermesse man an der Thatsache, daß Preußens bitterste Feinde, die Particularisten der Kleinstaaten, gleichfalls fort und fort versichern, Preußen müsse endlich verzichten auf den thörichten Großmachtstraum! Die Großmachtsstellung Preußens bleibt so lange eine Täuschung, als dieser Staat nicht wiederum gelernt gegen Oesterreich mit derselben rücksichtslosen Freiheit zu handeln, wie gegen Frankreich oder England. Preußens jüngste handelspolitische Erfolge und die vortrefflichen Worte über die Stellung zu Oesterreich, welche in den preußischen Noten zur Zeit des Frankfurter Fürstentages ausgesprochen wurden, berechtigen zu der Hoffnung, daß seine Regierung endlich die Selbständigkeit des Staats unbedingt behaupten wird. So lange die Bundesverfassung besteht, mag es für Preußen unter Umständen gerathen sein, über einzelne Fragen der deutschen Politik sich eher mit Oesterreich als mit den Kleinstaaten zu verständigen; denn ein Staat verhandelt natürlich lieber mit der Macht als mit der Ohnmacht. Solche Verabredungen mit dem Donaureiche sind nur dann ungefährlich, wenn Preußen sich dadurch nicht für immer die Hände bindet, sondern fest entschlossen sich im Stillen vorbehält, zur guten Stunde ohne jede Pietät mit dem getreuen Alliirten abzurechnen und ihn aus seiner herrschenden Stellung in Deutschland zu verdrängen. Dem Geschrei der Reichspatrioten wird eine selbstbewußte preußische Staatskunst heute so wenig entgehen, wie im Jahre 1740. Die Ausbrüche teutonischer Gefühlspolitik darf Preußen vornehm verachten, wenn seine Leiter der ruhigen Ueberzeugung leben, daß jedes verständige Wirken für Preußens Macht unfehlbar Deutschlands Macht erhöht.

Noch einen unvergänglichen Grundsatz hat Friedrich der Große seinen Nachfolgern hinterlassen: die Pflicht, die Macht ihres Staates in Deutschland fortschreitend zu erweitern. Hier mehr noch als im inneren Staatsleben wird offenbar, daß die Factoren, womit der Staatsmann rechnen muß, sich inzwischen von Grund aus geändert haben. Für immer dahin ist die Zeit der Cabinetskriege. Nicht mehr willenlos wechseln heute die Völker ihren Herrn. Die kühne Lehre des Grotius, keine Eroberung sei gerecht, wenn sie nicht bestätigt worden durch den Willen des Volkes — dieser Gedanke, unverstanden von den Zeitgenossen, ist heute ein Gemeingut der gebildeten Völker. Das

deutsche Nationalbewußtsein ist eine Macht geworden, viel schwächer, leider, als die Redner unserer Volksversammlungen meinen, aber doch eine Macht, deren Niemand ungestraft spottet. Während Friedrich der Große für Deutschland handelte und dabei nur sehr dunkel empfand, daß er ein Deutscher sei, ist heute eine erfolgreiche preußische Staatskunst nicht mehr möglich ohne ein klares Bewußtsein der Pflichten Preußens gegen das große Vaterland. In diesem Sinne — aber auch nur in diesem — ist die Mahnung wohlbegründet, Preußen solle in Deutschland aufgehen. In der That muß jeder billige Betrachter des jüngsten Jahrhunderts zugestehen, daß Preußen, sehr langsam allerdings, fortgeschritten ist zu hellerem Verständniß seiner nationalen Pflichten. Sehr wenig entwickelt zeigte sich dieses Verständniß in den Versuchen Friedrich's II., das Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Doch schon in dem Plane des norddeutschen Bundes vom Jahre 1806 läßt sich der nationale Gedanke nicht gänzlich verkennen. Mitten aus dem Chaos von Rathlosigkeit und Schwäche, darein Preußen versunken war, klingt das große Wort: „vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte." Während der Freiheitskriege und auf dem Wiener Congresse stritt Preußen für die Unabhängigkeit der Nation und für einen Staatenbund der Deuschen, der eine Wahrheit sei. Es folgten die unseligen Jahre der Verbindung mit Oesterreich. Völlig entfremdet schien Preußen dem Leben unserer Nation. Als Paul Pfizer den kühnen Plan der preußischen Hegemonie aussprach, da meinte er bescheiden, dieser Einfall „werde Vielen unglaublich scheinen." Und doch, selbst in jener Zeit brach in Berlin der Gedanke der nationalen Politik in allen guten Stunden wieder hervor. Die beiden einzigen großen praktischen Fortschritte der nationalen Einigung, welche die Bundesgeschichte aufweist, sind Preußens Werk. Friedrich Wilhelm IV. bewirkte, daß unser Bundesheerwesen doch ein wenig mehr ist als ein Possenspiel, und auf der Grundlage der preußischen Gesetzgebung, unter Oesterreichs unverhohlenem Widerstreben, entstand der Zollverein. Nach der deutschen Revolution sodann erhob sich Preußen zu dem Plane des Bundesstaats, der Trennung von Oesterreich. Jammervoll ist dieser Versuch gescheitert, aber wer ist so harmlos zu glauben, ein großer Staat könne je vergessen, daß ihm das deutsche Parlament ein „Anrecht" gegeben auf die deutsche Krone?

Zwei sehr bescheidene und doch sehr wirksame Mittel bieten sich dem preußischen Staate, um zu wirken für das Wohl deutscher Nation

und dadurch seine eigene Macht zu kräftigen. In einem großen Sinne geleitet, kann Preußen auf die inneren Zustände der Kleinstaaten einen sehr folgenreichen Einfluß ausüben. Beide Theile sind eben durch die Natur der Dinge unvermeidlich auf einander angewiesen; das bewährt sich in tausend unscheinbaren Begebnissen des Handels und Wandels, so in dem Curse des preußischen Papiergeldes, das seinen Weg bis in die entlegensten Hütten des Schwarzwaldes findet; es bewährt sich auch in den Wandlungen der deutschen Politik. An dem Vorbilde Friedrich's II. lernte eine entartete Generation deutscher Fürsten, was königliche Pflichterfüllung sei. Wachsam schaute das Auge des großen Königs auf das Gebahren der kleinen Tyrannen; er schritt ein, wenn er meinte, das Maß des Unrechts sei voll. Seitdem hat jeder Umschwung der preußischen Zustände unfehlbar eingewirkt auf die Nachbarstaaten. Das Ministerium Manteuffel beschenkte die norddeutschen Kleinstaaten mit Ministern von seiner Partei. Die nothwendige Folge der Einsetzung der Regentschaft in Preußen war ein liberaleres Regiment in Baiern und mehreren anderen Mittelstaaten und die Wiedereinführung des alten Landesrechts in Kurhessen. Ein innerlich einiges Preußen mit gesicherter Verfassung kann für das Gedeihen maßvoller Freiheit im ganzen Vaterlande Unberechenbares leisten.

Noch undankbarer für den Augenblick, aber verheißungsvoll für die Zukunft ist ein anderes Mittel friedlicher Machterweiterung: Preußen muß fortfahren, für Deutschlands Sicherheit und Wohlstand mehr zu leisten, als alle anderen deutschen Staaten zusammen. Das beliebte Wort „Preußen muß sich die Führerschaft in Deutschland erst verdienen" wird freilich auch von manchen politischen Kindern nachgesprochen, welche sich gebärden, als säße das deutsche souveräne Volk auf dem Throne und könne nach Gutdünken jenem Staate Macht und Ehre schenken, der sich am artigsten bezeige. Ein Körnlein Wahrheit liegt doch in diesem Ausspruche: der Idealismus der deutschen Nation ist nicht gesonnen, sich urtheilslos vor der Macht als solcher zu beugen. Früher oder später wird der preußische Staat den Lohn dafür empfangen, daß die militärischen Kräfte auch seiner nichtbündischen Provinzen zur Sicherung des Bundesgebietes dienen, daß er das Dreifache der vom Bunde vorgeschriebenen Truppenzahl, neun statt drei Armeecorps, unterhält. Der rechte Weg, um Großes für Deutschland zu leisten ohne seine Selbständigkeit aufzugeben, ist für Preußen seit einem Menschenalter gefunden. Um das Ende der zwanziger Jahre erkannte man

in Berlin, wohin sie führe, jene unselige, namentlich von Herrn v. Nagler vertretene Tendenzpolitik, welche Preußens Einfluß dadurch zu erhöhen wähnte, daß sie die Competenz des Bundestages wider Recht erweiterte. Seitdem hat Preußen sich mit gutem Grunde gewöhnt, den Bundestag zur Seite liegen zu lassen und die Zwecke nationaler Staatskunst zu erreichen durch das uralte Mittel deutscher Realpolitik — durch Einungen mit den Einzelstaaten. Dieser Weg, der uns bereits zu einer Wiedergeburt der Volkswirthschaft geführt hat, muß rüstig weiter verfolgt und dabei das Uebergewicht der preußischen Macht ohne falsches Zartgefühl zur Geltung gebracht werden. Alle wichtigen Reformen des Zollvereins waren aufgedrungene Wohlthaten, welche die kleinen Genossen, schreiend doch zu ihrem eigenen Besten, nachträglich gutheißen mußten. Dem Kleinsinn unserer Höfe sind nur vollendete Thatsachen entgegenzustellen, wie der Handelsvertrag mit Frankreich und früher schon die beste That des Ministeriums Manteuffel, der Septembervertrag mit Hannover. Man kann es ertragen, daß Preußen bei jeder Abrechnung des Zollvereins übervortheilt wird — wenn nur durch solche Verbindung Preußen und die übrigen deutschen Staaten fest und fester zusammenwachsen. Wenn Preußens Staatsmänner im Cabinet und Parlament den Entschluß finden, ein neues schweres Opfer an die große Zukunft des Vaterlandes zu wagen, so ist nicht unmöglich, daß schon in wenigen Jahren unsere Kauffartei von Preußen wirksam geschützt werde. Die werthlosen Contingente einzelner kleiner Staaten können umgebildet werden zu brauchbaren Gliedern eines tapferen Heeres: — nur müssen die preußischen Militärconventionen geschickter abgefaßt sein, als der Vertrag mit Coburg. Preußen kann durch die Einrichtung von Filialen seiner Bank in allen großen deutschen Plätzen die unentbehrliche Centralisation unseres Creditwesens beschleunigen; nur beklagenswerthe Parteileidenschaft mochte den jüngsten Landtag dahin führen, ein so patriotisches, sicheres und durch den Neid der Kleinstaaten gar nicht anzufechtendes Mittel friedlicher Machterweiterung zu bekämpfen. Endlich, es ist unmöglich, daß Deutschlands Interessen in Europa durch Preußen nicht vertreten werden, sobald Preußens europäische Politik nicht in baarem Nichtsthun oder in selbstmörderischem Gebahren besteht. Noch nie war eine preußische Regierung den Deutschen verhaßter, als die gegenwärtige; und doch ist sie es gewesen, die Schleswig-Holstein befreite. So wahr ist es, daß jede preußische Regierung für Deutschland wirken muß, will sie nicht,

gleich jenem Schwarzenberg des dreißigjährigen Krieges, ihr eigenes Land verrathen.

Aber leider, auch wenn Preußen das Größte für Deutschland leistet, so wird es doch immer wieder die Erfahrung machen, das edle Königswort von den „moralischen Eroberungen“ sei eine Illusion. Zu tief gewurzelt ist in den Kleinstaaten jener Neid, der zu allen Zeiten die wahrhaft gefährlichen Feinde des Particularismus verfolgt hat. Unbelehrbar — und mit der Ueberzeugung etwas sehr Patriotisches zu sagen — versichert der kleinstaatliche Demokrat, wenn Preußens Krieger für uns bluten, das sei der Muth der Hunde. Ganz Deutschland hallt wider von Schmähungen, weil Preußen in dem schleswig-holsteinischen Kriege die Kleinstaaten rücksichtslos beleidigt hat; daß Schleswig-Holstein wieder deutsch und damit ein seit Jahrhunderten erstrebtes Ziel unserer nationalen Politik glücklich erreicht ist, für diese Thatsache hat man in den Kleinstaaten kein Wort des Dankes. Und doch haben unsere Patrioten jahrelang tausendmal versichert, der Staat werde Deutschlands Führer sein, der Schleswig-Holstein befreie! Und doch wird dereinst die Geschichte von der Befreiung Schleswig-Holsteins noch zu erzählen wissen, wenn die armseligen Zänkereien zwischen den Höfen von Berlin und Dresden längst vergessen sind. Bei solcher Stimmung der Nation können sich Preußens moralische Eroberungen lediglich auf jene denkende Minderheit erstrecken, welche erkennt, daß Preußen allein für Deutschlands Macht erfolgreich handelt, während am Bundestage nur die Phrase der deutschen Politik gedeiht. Die Mehrheit in den Kleinstaaten wird für Preußen erst dann gewonnen sein, wenn die Interessen beider Theile vollständig verschmolzen sind. Auf dem handelspolitischen Gebiete ist dieses Ziel bereits nahezu erreicht. Eine thatkräftige preußische Staatskunst wird es endlich auch dahin bringen, daß in allen politischen Fragen die Bevölkerung der Kleinstaaten empfindet, sie sei abhängig von Preußen. Für diesen großen Zweck darf dem preußischen Staate kein materielles Opfer zu schwer sein. Nur Eines kann Preußen nicht opfern: — seine Selbständigkeit. Wie Friedrich der Große die gesunde Wirklichkeit seines Staats neben die Lüge des heiligen Reichs selbständig hinstellte, so kann auch keiner seiner Nachfolger sich einer deutschen Bundesgewalt völlig unterwerfen. Was bedeutet im Grunde die Forderung unserer Föderalisten, Preußen solle sich einer nationalen Centralgewalt unterordnen? Neunzehn Millionen Deutsche sind in Preußen bereits zu fester politischer

Einheit verbunden, der Staat verdankt einen guten Theil seiner Kraft seiner straffen Centralisation; und der Schwerpunkt dieses Staats soll aus ihm heraus nach Frankfurt verlegt werden? Dies und nichts Anderes ist der Sinn der Frankfurter Parlamentsverfassung! Wahrlich, das hieße den Sperling in der Hand hingeben für die Taube auf dem Dache — was sage ich? — für die Taube vielmehr, welche die Föderalisten auf dem Dache zu sehen glauben! Seit dem Vereinigten Landtage hat die deutsche Nation Jahr für Jahr bald mit Freude bald mit schwerer Sorge auf die parlamentarischen Kämpfe in Berlin geblickt, ein Jeder mit dem stillen Bewußtsein, daß unser Loos dort entschieden werde. Denkt ihr im Ernst, diese parlamentarische Geschichte von zwanzig Jahren mit einem Federzuge zu streichen? Man darf dreist behaupten: keine Partei in Preußen will die letzten Consequenzen der Reichsverfassung, keine will ernstlich, daß in Zukunft von Frankfurt aus die wichtigsten preußischen Staatsfragen entschieden werden. Eine bittere Wahrheit für uns Nicht-Preußen, aber dürfen wir die Preußen darum tadeln? Kann eine Großmacht ihre Entschließung in irgend einer Form abhängig machen von dem Willen kleiner Staaten, nachdem schon im Jahre 1850 die Fürsten von Hohenzollern jene unvergeßliche feierliche Bankerotterklärung der Kleinstaaterei ausgesprochen und auch größere unter den Kleinstaaten sich unfähig erwiesen haben, stürmische Tage durch eigene Kraft zu überdauern?

Damit ist keineswegs gesagt, Preußen solle, wie die Heißsporne verlangen, gänzlich aus dem deutschen Bunde ausscheiden. Bund und Bundesverfassung sind nicht gleichbedeutend. Man kann diese als unrechtmäßig und verächtlich verwerfen und trotzdem jenen hochhalten als das einzige politische Band, welches noch an das Dasein einer deutschen Nation gemahnt. Das Letzte vernichten, was noch übrig von einer tausendjährigen nationalen Verbindung, wäre eine Frivolität, unpreußisch, unziemlich dem einzigen der rein-deutschen Staaten, der sein Haupt nicht beugte unter das Joch des Rheinbundes, und — vor allem — ein schwerer politischer Fehler. Ausgetreten aus dem Bunde wird Preußen nicht selbständiger als es ist, nur seinen Feinden öffnet es Thür und Thor für die gefährlichsten Ränke.

So lange die große Frage unserer Zukunft nicht gelöst ist, erscheint jede Einzelfrage deutscher Politik schief und falsch gestellt. Das Chaos unserer Zustände macht jede Voraussicht zu Schanden. Als vor anderthalb Jahren diese Blätter zuerst niedergeschrieben wurden, war

der Verfasser noch der Meinung, daß die vollständige Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat vorläufig unausführbar sei, obgleich wir damals schon aussprachen, daß ein selbständiger Kleinstaat nicht leisten könne, was Deutschland von seiner Nordmark verlangen muß.*) Die Erfahrung weniger Monate hat uns eines Besseren belehrt. Für eine entschlossene preußische Politik liegt heute die Möglichkeit vor, dem Staate die wichtige Position zwischen unseren beiden Meeren zu erwerben. In solcher Lage ist der Patriot verpflichtet, an seinem Theile dafür zu wirken, daß der Augenblick benutzt werde. Wem die Einheit, die monarchische Einheit des Vaterlandes mehr ist als eine Phrase, dem muß die Erhaltung und Mehrung der Macht Preußens als unabänderliches Ziel fest stehen. Die Mittel, dies Ziel zu erreichen, wechseln je nach dem unberechenbaren Gange der Ereignisse. Kein doctrinärer Eigensinn, kein Weheruf der Gegner über Gewissenlosigkeit und Verrath darf uns hindern, ein Mittel, das sich als unbrauchbar erwiesen, gleichgiltig wegzuwerfen. Wie die Dinge liegen, ist die Annexion der Herzogthümer heilsamer als die Begründung eines halbsouveränen Staats, der früher oder später doch eine preußische Provinz werden müßte — ganz zu geschweigen von den verderblichen und unmöglichen Träumen des souveränen Dynastendünkels. Das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner wird beschränkt durch die Rechte und Interessen deutscher Nation. Unser Volk hat politisch vorderhand noch kein Dasein. In dieser provisorischen Lage ist der preußische Staat der natürliche Vertreter der Ansprüche der Gesammtheit und als solcher berechtigt, die Bedingungen zu dictiren, unter welchen er einen halbsouveränen Staat an der Eider dulden will. Werden diese Bedingungen verworfen — und sie sind verworfen worden durch die Selbstsucht des Herzogs und den Widerwillen der Bevölkerung gegen ein pflichtenreiches Staatsleben — so halten wir Preußen für berechtigt erobernd vorzugehen, wenn sich der Sieg des rohen Particularismus nicht anders verhindern läßt.

In dieser Ansicht beirrt uns nicht der Einwurf, die deutsche Frage dürfe nur mit Einem Schlage gelöst werden. Wir besitzen nicht die Vermessenheit, der Weltgeschichte ein „du darfst nicht“ zuzurufen. Stünde im politischen Leben alles Recht nur auf der einen, alles Unrecht nur auf der anderen Seite, dann freilich würde sich wohl selbst

*) S. oben S. 152 und 153.

der kindliche Sinn deutscher Gemüthspolitiker zum Handeln entschließen. Wer mit der Wirklichkeit rechnet, hat zumeist nur die Wahl zwischen zweien Uebeln. Die schrittweis vorgehende Vergrößerung Preußens entspricht sehr wenig unseren Idealen, aber sie scheint uns ein geringeres Uebel, ja ein Glück im Vergleiche mit Deutschlands heutiger Lage. Jedenfalls liegt es heute in Preußens Hand, einen mächtigen Schritt vorwärts zu thun nach dem Ziele der Einheit des Vaterlandes, während kein Sterblicher sagen kann, ob und wann sich je die Gelegenheit bieten wird, durch eine Generalmediatisirung unsere Zersplitterung zu beenden. Kein Staatsmann darf über solchen Träumen von entfernten Möglichkeiten die Gunst der Stunde versäumen. Man sage nicht: werden die Herzogthümer dem preußischen Staate einverleibt, so stehen die übrigen Kleinstaaten der deutschen Großmacht gegenüber wie Odysseus dem Kyklopen; ein bundesfreundliches Verhältniß ist dann unmöglich. Nein, die Gesinnung der Höfe wird sich nach der Annexion durchaus nicht ändern, denn Preußen hätte dann nur gethan, was alle kleinen Cabinette ihm längst auf das bestimmteste zutrauten. Für das Volk aber wird die Aussicht preußisch zu werden ihre Schrecken verlieren, sobald Preußens innere Zustände sich glücklicher gestalten. Wir gelangen hier abermals zu der Einsicht, daß die Wiederherstellung des öffentlichen Rechts eine Machtfrage für Preußen ist. Die ungeheuere Mehrheit der Deutschen ist in erster Linie liberal gesinnt und denkt nur nebenbei an die Macht des Vaterlandes. Man mag dies beklagen, aber auch der conservative Staatsmann darf diesen Zustand der öffentlichen Meinung nicht außer Acht lassen.

Das gewichtigste und populärste Bedenken gegen jede Vergrößerung Preußens lautet: auf solchem Wege gelangen wir dahin, Deutschland zu theilen nach dem Laufe des Mains. Diese Warnung wird bereits von den gedankenlosen Hunderttausenden nachgesprochen; es wäre daher wunderbar, wenn sich hinter dem Gemeinplatze nicht irgend eine Unklarheit versteckte. Prüfen wir schärfer, so finden wir in der That, daß zwei grundverschiedene Pläne unter dem Ausdruck „Project der Mainlinie“ begriffen werden, der eine verderblich, der andere sehr verständig. Der Gedanke, unseren Süden der mittelbaren oder unmittelbaren Herrschaft Oesterreichs auszuliefern, wird leider von einer starken Partei preußischer Staatsmänner vertheidigt, doch er ist undeutsch und ein Abfall von den ehrenhaften altpreußischen Traditionen. Schon als Friedrich der Große seinen Fürstenbund stiftete, riethen kluge Leute

in Berlin: gönnen wir Oesterreich seine Arrondirung im Süden und verschlingen wir dafür den Norden! Der königliche Blick des Helden durchschaute die Kleinheit solchen Sinnes. Im Jahre 1785 war die Eroberung Süddeutschlands durch Oesterreich vielleicht noch möglich, heute würde Alles was deutsch ist im Süden sich dawider empören. Daß Haugwitz im Jahre 1792 Baiern der Begehrlichkeit Oesterreichs überlassen wollte, wird mit Recht als der unverzeihlichste Fehltritt des unheilvollen Mannes getadelt. Wir danken dem Particularismus, daß er vor einigen Jahren den wohlgemeinten Vorschlag der preußischen Regierung scheitern ließ, welcher den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen an Oesterreich, die Führung im Norden an Preußen übertragen wollte. Jeder Plan, welcher einer fremden oder einer halbfremden Macht erhöhten Einfluß in Deutschland gewährt, ist für Preußen ein politischer Fehler. Mit diesen selbstmörderischen Theilungsplänen pflegt man indeß einen anderen, wohlberechtigten politischen Gedanken unter demselben Namen zusammenzufassen. Offenbar bieten die vergleichsweise wohlgeordneten Kleinstaaten Süddeutschlands für preußische Annexionsversuche noch auf lange Zeit hinaus gar keinen Boden, während die Arrondirung Preußens im Norden von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten und durch die inneren Zustände der dortigen Kleinstaaten erleichtert wird. Niemand darf behaupten, daß die Freiheit leide, wenn Mecklenburg, Hannover, Kurhessen dem preußischen Staate eingefügt werde. Diese Staaten liegen allerdings, wie das vielverhöhnte Wort lautet, in Preußens Machtsphäre, sie sind seit mehr denn hundert Jahren gern oder ungern den Weisungen Preußens gefolgt. Die Bevölkerung macht sich dort langsam mit dem Gedanken vertraut, daß der heimische Kleinstaat sich in eine preußische Provinz verwandeln werde. Ja, es ist wohl denkbar — so lächerlich dies heute Vielen klingen mag — daß die Kurhessen dereinst selber von Preußen eine Eroberungspolitik verlangen, auf daß dem Treiben einer unverbesserlichen Dynastie ein Ziel gesetzt werde. Wenn sich eine solche Gelegenheit zeigt, die westlichen und die östlichen Provinzen zu einer wohlabgerundeten Masse zu verbinden, so darf kein preußischer Staatsmann sich zurückhalten lassen durch den Weheruf: Ihr wollt Deutschland theilen! Bleibt man in Berlin den alten ehrenhaften Ueberlieferungen treu, hegt man den festen Willen, die föderative Verbindung mit den Bruderstämmen des Südens unter keinen Umständen zu lockern, so ist die Arrondirung Preußens im Norden unzweifel-

haft das wirksamste Mittel, die Zertheilung Deutschlands zu verhindern. Denn ein verstärktes Preußen wird sicherlich mit noch besserem Erfolge als heute die Einwirkung Oesterreichs oder Frankreichs auf den Süden bekämpfen. Uns scheint, ein mächtiges Bollwerk, das dem Süden wehrt sich vom Norden zu trennen, sei bereits vorhanden: — der Zollverein! Man erwäge ruhig die ungeheure Bedeutung der Volkswirthschaft für unser Jahrhundert, man frage sich, ob es angeht, daß Nürnberg künftig über Havre oder Triest seine Absatzwege suche — und man wird gestehen, daß doch ein sehr fester Kitt den Norden mit dem Süden verbindet und die Losreißung des Südens leichter gesagt als gethan ist. Lernen wir von der Weltklugheit der Italiener. Sie erkannten, daß die Verstärkung des kräftigsten Einzelstaates einem zerrissenen Volke unter allen Umständen zum Segen gereicht. Sie unterstützten daher Cavour's Pläne, welche zunächst nur auf ein subalpines Königreich gerichtet waren, und ließen sich nicht beirren durch die sehr ernste Gefahr, daß Süd-Italien dadurch den Napoleoniden verfalle.

Möglich, daß solche Arrondirungspolitik dem preußischen Staate zunächst durch eine unliebsame Nothwendigkeit aufgezwungen wird: die höhere Pflicht, ganz Deutschland zu einigen, darf dabei nie vergessen werden. Sobald die heutige Verfassungskrisis beendigt ist, werden sich dem preußischen Staate unzählige Mittel friedlicher Machterweiterung als ausführbar erweisen, welche heute sich von selber verbieten. Ein Vorschlag in dieser Richtung ward in patriotischen Kreisen schon oft besprochen. Er lautet: das preußische Staatsbürgerrecht sei unverlierbar und werde jedem Deutschen auf sein Ansuchen gewährt, zunächst mit ruhenden Rechten, aber mit dem Anspruche auf wirksamen Schutz durch Preußen. Durch eine ähnliche Einrichtung hat die Schweiz sich überall im Auslande einen festen Anhang treuer Bürger geschaffen. Wir Deutschen würden dadurch nicht nur einen halben Ersatz erlangen für das vorderhand unausführbare allgemeine deutsche Staatsbürgerrecht, sondern auch den zuverlässigen Kern einer preußischen Partei in den Kleinstaaten. — Der preußische Staat fahre fort, für Deutschland zu handeln und das Vaterland zu schützen; er kräftige sich durch Herstellung von Zucht und Frieden in seinem Innern; er arbeite unverdrossen durch Verträge mit den Einzelstaaten an der praktischen Einigung der Nation. Durch solche Verträge entsteht zunächst ein sehr widerspruchsvoller Zustand; der Zollverein verträgt sich streng genommen ebensowenig mit der folgerichtigen Durchführung des constitutionellen

Lebens in den Einzelstaaten, als gewisse Militärconventionen mit der bundesrechtlich garantirten Souveränität unserer Fürsten. Aber Deutschland ist überhaupt noch nicht im Stande, ganz klare Zustände zu ertragen; es gilt vorerst nur, daß die Interessen Preußens und der Kleinstaaten mehr und mehr zusammenfallen und dem Patriotismus der Phrase eine thatkräftige nationale Politik gegenübertrete. Preußen verzichte gelassen auf den Versuch, am Bundestage irgend etwas zum Heile deutscher Nation zu erlangen; denn wenn Friedrich Wilhelm IV. noch am Bunde eine halbe Reform des Bundeskriegswesens durchsetzen konnte, so sind heute, nachdem der Haß der kleinen Höfe gegen Preußen sich unendlich verschärft hat, selbst solche halbe Erfolge für Preußen in Frankfurt unerreichbar. Wenn Preußen also unablässig in der That und in Wahrheit eine deutsche Politik führt, dann darf es, sobald wieder einmal in einer großen europäischen Krisis die Grenzen aller Länder wanken, das erlösende Wort aussprechen: Trennung, Unabhängigkeit von Oesterreich! an die Kleinstaaten die Forderung stellen: Anschluß an Preußen! und dem großen Vaterlande eine Verfassung geben. Nicht mit zweifelloser Zuversicht schauen wir in diese Zukunft. Hinter dem beliebten Schlagworte: „Deutschlands Einigung ist Preußens Beruf, es wird ihn erfüllen“ verbirgt sich ein Wust unklarer Begriffe. Auch andere deutsche Staaten meinten dereinst, zu so großen Dingen berufen zu sein, und doch sind sie schließlich in der Nichtigkeit der Kleinstaaterei verkommen. Auch Preußens Geschichte war in langen Zeiten nur eine Geschichte der versäumten Gelegenheiten; und doch ist es nicht ganz undenkbar, daß dem selbstmörderischen Gebahren reactionärer Parteipolitik gelinge, alle staatsfeindlichen Kräfte zu entfesseln und den ehrwürdigen Staatsbau zu zerstören. Nun gar, die im Norden landläufige Versicherung, die Herrschaft in Deutschland werde dem preußischen Staate wie eine reife Frucht in den Schooß fallen, beweist kindliche Unkenntniß der Geschichte. Nicht kampflos, fürwahr, geschehen die Wandlungen, welche das Geschick der Völker entscheiden. Wer aber neidlosen Auges das Werden des preußischen Staates überschaut, den führt über jede Entmuthigung des Augenblicks die ruhige Zuversicht hinweg: jene erhabene Vernunft, die aus der Streusandbüchse des heiligen Reichs durch so viel Noth und Arbeit, Blut und Heldenthum den ersten deutschen Staat erstehen ließ, sie hat so Großes nicht umsonst gethan. Uns ziemt nicht zu verzagen, weil heute der preußische Name einen bösen Klang hat im deutschen Volke. Haltlos, in krampfhafter

Hast schwankt und wechselt das Urtheil zerrissener Völker. In solchem Gewirr vermag nur Eine Macht die hadernden Gemüther zu versöhnen: die That. Vor dem wagenden Muthe nationaler Staatskunst muß Haß und Neid und Zweifel zuletzt verstummen. Wer in den zwanziger Jahren Italien durchreiste, dem klang von den Alpen bis gen Messina aus tausend Kehlen das Zornwort des Dichters entgegen: esecrato, o Carignano, va il tuo nome in ogni gente. Ein Menschenalter verging, Carlo Alberto wagte für Italien, was Preußen im Jahre 1813 für Deutschland that, er rief das kühne Wort: „es reifen die Geschicke Italiens," schrecklich brach Schuld und Verhängniß über ihn herein. Er starb im Elend; doch als auf der Höhe der Superga bei Turin die Tricolore wehte über dem Sarge des unglücklichen Königs von Italien, da betete ein Volk in Trauer dankbar an der Leiche des verfluchten Carignano.

Dahinaus also, ruft man uns zu, geht deine Meinung? das legitime Königthum in Preußen soll den Piemontesen folgen auf der schwindelnden Bahn ihrer Annexionspolitik?! — Gemach! Wir haben vorhin die charakteristischen Momente aus der Geschichte der drei großen Föderationen der modernen Welt hervorgehoben, um zu erkennen, ob unsere föderalistischen Theoretiker berechtigt sind, die Wandlungen des bündischen Lebens in der Schweiz und in Nordamerika als ein Vorbild für Deutschland aufzustellen. Schauen wir jetzt so ruhig als möglich den Thatsachen der Einheitsbewegung Italiens ins Angesicht, um zu ermessen, ob wirklich eine so nahe Verwandtschaft der deutschen und der italienischen Dinge besteht, wie die Unitarier behaupten. So ruhig als möglich — denn noch ist die Zeit nicht gekommen, da ein deutscher Patriot ohne tiefe Bewegung der Seele vor jenen glorreichen Kämpfen verweilen könnte, daraus das freie und einige Italien hervorging. Wer nicht über der allerunterthänigsten Ergebenheit gegen das Haus Habsburg jedes Verständniß für echte Menschengröße verloren hat, der muß mit hoher Freude das wunderbare Schauspiel betrachten, wie binnen fünfzig Jahren ein sittlich tief gesunkenes Volk sich zu ehrenhaftem Einmuthe und Opfermuthe hindurchrang und aus dem geographischen Begriffe Italien eine politische Wirklichkeit ward. Mit herzlicher Verachtung wird er schauen auf die von unserer Presse allzulange nachgebeteten k. k. Fabeln von der unverbesserlichen politischen Unfähigkeit der Italiener und auf die armseligen Gesellen, welche mit gleißnerischen Phrasen den größten Staatsmann der Gegenwart der Unsittlichkeit

zeihen. „Mag mein Ruf untergehen, mag mein Name untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!“ — in diesem einen Worte Camillo Cavour's liegt mehr reine Mannestugend als in ganzen Bibliotheken unserer Theologen. Cavour's Name wird auch dann groß und vielbewundert in der Geschichte dauern, wenn sein Königreich Italien dicht hinter ihm zusammenbrechen sollte. — Doch prüfen wir ruhig die Thatsachen.

Obgleich Italien nie einen Staatenbund bildete, so hat doch das Wesen unserer politischen Entwicklung dem italienischen Staatsleben jederzeit weit näher gestanden als den politischen Zuständen der Schweiz und Nordamerikas. Deutschland und Italien waren die zwei Mittelpunkte der theokratischen Staatengesellschaft des Mittelalters; beider Macht sank, da Kaiserthum und Papstthum ihre weltherrschende Stellung verloren. Beider Länder wurden, seit der transatlantische Verkehr die Bedeutung der Binnenmeere verringerte, der lange behaupteten Vorhand im Welthandel beraubt: Venedig hörte auf „der innere Hof der Welt“ zu sein in derselben Zeit, da unsere Hanse die Handelsherrschaft in den Meeren des Nordens aufgab. Hier wie dort bestand ein naturwüchsiger, mannichfach segensreicher Particularismus: in Italien der Municipalgeist tausendjähriger, mächtiger Städte, deren Blüthezeit zugleich die schönste Zeit der Nation war, in Deutschland der Sondergeist der großen Stämme. Doch in beiden Ländern wurden die politischen Bildungen dieses natürlichen Particularismus verdrängt durch neue, gewaltsam entstandene Territorien. Die neuere Geschichte beider Länder zeigt eine unendliche Reihe von Annexionen. Baden oder Hessen-Darmstadt sind nicht willkürlicher gebildet, als der Kirchenstaat war, der die Bürgerherrlichkeit von Bologna mit den adlichen Nepotenlanden der Campagna zu einem Ganzen zusammenfaßte. In Italien wie in Deutschland führte jede große Katastrophe der modernen Geschichte zu einer Verminderung der Anzahl der Staaten; die Politik der Restauration vermochte diese Entwicklung zu erschweren, nicht zu hindern. Hier wie dort wurden die Republiken vernichtet und ein loses Nebeneinander moderner Monarchien hergestellt. Beide Länder büßten schwer für die kosmopolitische Staatskunst der Kaiser und Päpste: sie waren durch Jahrhunderte ein Tummelplatz der Habsucht der Fremden, und der Proceß der nationalen Einigung ging schmerzhafter und langsamer von Statten als in den andern Ländern des Welttheiles. In beiden war die Größe der Nation gewissenlos dem Interesse der Dy-

nastien geopfert. Während die Welt die beiden Nationen nur als Culturvölker, als Träger einer reichen geistigen Bildung schätzte, begann in beiden stätig anhaltend die politische Erstarkung, in Deutschland sehr langsam seit Friedrich dem Großen, in Italien rascher seit den Tagen Napoleon's. Hier wie dort geschieht die politische Verjüngung von innen heraus, nach der Weise idealistischer Nationen. Das Heiligthum heimischer Sprache, Kunst und Wissenschaft, die freudige Erinnerung an die heldenhafte Herrlichkeit der Ahnen rettet beiden Völkern auch in den Tagen tiefster Schmach einen gesunden Kern nationalen Stolzes. Hier wie dort beginnt die nationale Bewegung in einem kleinen Kreise hochgebildeter hochbegeisterter Männner und erfaßt erst spät die besitzenden Klassen. Hier wie dort zeigt sie anfangs alle Liebenswürdigkeit und alle Schwächen des politischen Idealismus. Es gilt zunächst ein nationales Gemeingefühl groß zu ziehen: der Rausch der Feste, der Ernst wissenschaftlicher Versammlungen und das Elend des Exils muß diesem nationalen Zwecke dienen. In beiden Völkern verliert sich der Patriotismus, bevor er den Ernst des politischen Geschäftslebens verstehen lernt, in vage Phantasterei: die Triaspläne und Bundesprojecte italienischer Patrioten sind ein getreues Gegenbild deutscher Gemüthspolitik. Hier wie dort bedarf es herber Erfahrungen, bevor die Gutmüthigkeit des Volkes an dem guten Willen der Mächtigen verzweifelt: auch Italien hat Tage gesehen, da man einen Leopold II. von Toscana zum Lohne für einige Reformen als König von Mittelitalien ausrief.

Beide Völker hegen den Todfeind ihrer staatlichen Größe im eigenen Lager. Der unversöhnliche Gegner unseres Volkes ist das Haus Habsburg-Lothringen und der diesem Hause fröhnende vaterlandslose Adel; der unermüdliche Feind Italiens ist das Papstthum und der papistisch gesinnte Theil des Clerus. Diese feindseligen Mächte verstanden mit unvergleichlichem Geschick, den Stolz, die großen Erinnerungen der beiden Völker für ihre Zwecke auszubeuten. Das Haus Oesterreich gebärdete sich als Nachfolger der Staufer, das Papstthum nährte den Wahn, Italien behaupte noch nach Martin Luther's Tagen die geistige Herrschaft der Welt. Jahrhunderte lang haben die beiden Völker gearbeitet, bis diese theokratischen Wahngebilde die Herrschaft über die Gemüther verloren. Schon der Genius Machiavelli's hatte das Papstthum als den Fluch Italiens erkannt, dennoch konnte noch Gioberti die Lehre des Neo-Guelfismus aufstellen, und ein Cäsar Balbo stimmte

ihm bei, wenn er redete von dem Berufe des heiligen Stuhls, die Civilisation zu leiten — derweil ein Gregor XVI. die dreifache Krone trug. Indeß muß billiges Urtheil zugestehen, daß die Phantasterei der Neo-Guelfen sich leichter entschuldigen läßt als die Träume der Großdeutschen; denn das Papstthum war die einzige welthistorische Macht, welche dem tiefgesunkenen Italien geblieben, Deutschland aber besaß längst eine rein-deutsche Großmacht. Erst die Allocution Pius' IX. vom 29. April 1848 belehrte mit unvergeßlichen Worten die Italiener, daß das Papstthum ihre nationale Größe nicht fördern will noch kann; dann rief der Papst die Fremden zu Hilfe und bewies, daß der Kirchenstaat ihm nicht als ein italienisches Land gilt, sondern als ein von der katholischen Christenheit zu schützendes Besitzthum der todten Hand. Seitdem vollendete sich die heilsame Ernüchterung des italienischen Parteilebens. In Deutschland hat selbst die Politik Felix Schwarzenberg's nicht vermocht, dem unbelehrbar gutmüthigen Volke die Augen zu öffnen. Allein auch hier ist seit den Tagen des Hippolithus a Lapide jene Partei fortwährend angewachsen, welche in Oesterreich den Feind deutscher Selbständigkeit erkennt.

Während also in beiden Völkern die legitimen Mächte, Papstthum und Kaiserthum, mit der Zeit sich als Feinde der Nation erwiesen, wogten die Parteien phantastisch, unklar durch einander. In beiden Ländern suchen Thatenscheu und Anmaßung im Bunde das Bewußtsein der nationalen Erniedrigung durch leeres Prahlen zu übertäuben. Der Italiener träumte unter dem Schutze der k. k. Bajonette von dem „Primat Italiens auf Erden“, der Deutsche unter dem Bundestage von dem Siebzigmillionenreiche. Endlich ward in beiden ein rauher Militärstaat an der Grenze der Kern und Ausgangspunkt einer modernen Staatsbildung, einer realen Gruppirung der Parteien. Wie oft haben die Piemontesen ihren Staat das Preußen Italiens genannt! Nach preußischem Vorbilde erstand die tapfere Armee von Piemont, an der That York's begeisterten sich seine Patrioten zu den Freiheitskriegen gegen Oesterreich. Sogar chronologisch treffen die Rangerhöhungen des Hauses Savoyen — wie die Piemontesen gern erinnern — fast auf das Jahr zusammen mit der Erwerbung des Kurhuts und der Königskrone der Hohenzollern und mit der Erwählung Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Im Kampfe mit Oesterreich wuchsen beide Staaten heran; und so tief liegt dieser Gegensatz in der Natur Piemonts und Preußens begründet, daß selbst der streng-katholische de Maistre ein Feind Oesterreichs war, gleich-

wie auch der Freiherr von Manteuffel seinen Staat nicht gänzlich unter Oesterreichs Willen beugen konnte. Als im J. 1825 die Fürsten Italiens zu Mailand den Kaiser von Oesterreich demuthsvoll begrüßten, fehlte nur einer in der erlauchten Schaar — König Karl Felix von Sardinien — und liberale Abneigungen waren es nicht, die ihn fern hielten. Wer vermöchte bei diesem Hergang die Erinnerung an den Frankfurter Fürstentag abzuweisen? Beide Staaten hegen den Ehrgeiz des Eroberers, beider Staatskunst zeigt oftmals jenen Charakter der Doppelzüngigkeit und Unentschlossenheit, welcher dem zwischen Uebermächtigen eingeengten Schwachen natürlich ist. Beide sind das Schwert ihrer Nation und erfechten die einzigen glorreichen Siege, deren ihre Nation in der neueren Geschichte sich ernstlich rühmen darf. Beide ernten für die Waffenthaten ihres Heeres den unversöhnlichen Haß des Radicalismus. Nur werden die bescheidenen Erfolge des piemontesischen Heeres weitaus übertroffen von den Triumphen des preußischen Adlers, während umgekehrt die Diplomatie der Piemontesen der preußischen in der Regel überlegen war. In beiden Staaten erscheint eine lange Epoche der Demüthigung und ängstlichen Zögerns, bevor der tiefeingewurzelte militärische Absolutismus sich zur Annahme constitutioneller Staatsformen entschließt. In beiden hegt und hütet eine verblendete reactionäre Tendenzpolitik durch lange Jahre den Todfeind im eigenen Lande: Piemont war der classische Boden des Ultramontanismus, Preußen der eifrige Frohnvogt der österreichischen Polizei, und erst die bittere Noth führt beide zu der Erkenntniß, wer ihr Feind sei. Hier wie dort besteht ein Junkerthum, einflußreicher als in irgend einem anderen Staate des großen Vaterlandes, das noch lange der neuen Ordnung der Dinge grollt; in Piemont wie in Preußen ein mächtiges Beamtenthum, pflichteifrig, wohlgeschult, aber gewöhnt den Bürger zu bevormunden und den Staat als eine mechanische Ordnung anzuschauen. In beiden Ländern schien eine lange Zeit hindurch das Staatsideal des piemontesischen Adels verwirklicht: „ein König, der regiert, ein Adel, der ihn umgiebt, ein Volk, das gehorcht."

Hier wie dort lebt ein Volk, ausgezeichnet vor den Stammgenossen durch die Härte eines massiven Charakters, durch kriegerische Tüchtigkeit und Zucht, durch streng-königliche und doch selbständige Gesinnung, und daneben in den neu-erworbenen Provinzen — am Rhein und in Genua — eine Bevölkerung mit grundverschiedenen Traditionen, bewegt von radicalen Gedanken, die nur widerwillig sich der Zucht des

Militärstaats fügt. Lange waren Piemont und Preußen mehr die Nachbarn als die Glieder ihres großen Vaterlandes, langsam werden sie in den Strudel der modernen nationalen Bewegung hineingezogen. Endlich wirft der gemäßigte Theil der nationalen Partei seine Hoffnungen auf das königliche Haus in beiden Staaten. Dieser rettende Gedanke unterliegt in Deutschland wie in Italien in der Revolution von 1848 — Dank der Schwäche der beiden Kronen und der Verblendung der extremen Parteien. Doch sofort, in den folgenden Jahren des Triumphes Oesterreichs, wirbt er immer neue Gesinnungsgenossen unter allen Parteien. Der Neo-Guelfismus, im Jahre 1848 noch sehr mächtig, verliert in Italien an Boden, wie in Deutschland das Großdeutschthum; unablässig wird der dynastische Ehrgeiz der beiden Kronen gestachelt und ermuthigt. Zuletzt überholt Piemont durch redlichen Ausbau seines Verfassungsstaates und durch eine verwegene nationale Staatskunst weitaus sein mächtiges Vorbild im Norden. — Man sieht, mannichfach und auffällig ist die Aehnlichkeit der Zustände in Deutschland und Italien. Kein Wunder, daß der vulgäre Radicalismus rasch bei der Hand ist mit der Lehre: Preußen muß in die Fußtapfen Piemonts treten. Uns gilt es, den Dingen auf den Grund zu schauen; betrachten wir auch die sehr wesentliche Verschiedenheit der deutschen und der italienischen Verhältnisse.

Ich wage die paradoxe Behauptung: die nationale Einheitsbewegung hat in Italien darum rascher als in Deutschland die bestimmte Richtung nach einem praktischen Ziele eingeschlagen, weil alle sittlichen, wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse dort ungleich verzweifelter standen als bei uns. Als Victor Emanuel über das Schlachtfeld von Palestro ritt, da streckten ihm die lombardischen Freiwilligen, die zum Tode verwundet am Boden lagen, die Arme entgegen und riefen: Sire, fate questa povera Italia! Solche löwenherzige Leidenschaft, solche Begeisterung über den Tod hinaus entzündet sich in der Masse des Volks nur unter dem Drucke empörender Leiden. Fate l'Italia — die Einheitsbewegung der Italiener war zugleich ein Unabhängigkeitskampf gegen die Fremdherrschaft und konnte deshalb, wie die deutsche Bewegung im Jahre 1813, auf den Beistand aller sittlichen Kräfte der Nation zählen; denn „Resignation ist Feigheit für eine Nation unter fremdem Joche," sprach Daniel Manin im Namen der edelsten seiner Landsleute. Wohl haben übereifrige Satelliten des Wiener Hofes den Italienern dann und wann vor dem letzten Kriege versichert: Oesterreich

zählt 5,5 Millionen italienische neben 7,8 Millionen deutschen Unterthanen, ist also ebensowohl ein italienischer wie ein deutscher Staat. Doch Jedermann sieht, was von solchen Armseligkeiten zu halten sei. Italien und Oesterreich waren durch einen gräßlichen Nationalhaß geschieden; uns Deutschen steht der Kaiserstaat nur als eine halbfremde Macht gegenüber. Während in Deutschland Oesterreich sich vorläufig mit einem starken politischen Einflusse begnügt und nur zeitweise gewaltthätig auftrat, behauptete es in Italien fortwährend eine erbarmungslose Gewaltherrschaft. Noch kurz vor der Revolution von 1848 wiederholte eine Note des Fürsten Metternich den alten Hohn: „Italien ist nur ein geographischer Name,“ und die Welt weiß, wie selbst der wohlwollende Radetzky das stolze Mailand zwang, eine k. k. Offiziersdirne durch ein Geschenk zu ehren, und wie vortrefflich der Frauenpeitscher Haynau und die anderen Helden des k. k. Stocks verstanden, in jede Ader der Italiener glühenden Haß zu gießen.

Während unsere Dynastien deutschen Blutes und — was auch die Radicalen sagen mögen — mit der Geschichte unseres Volkes eng verwachsen sind, ward Italien, außer Piemont, seit die Este's ausgestorben, durchaus von fremden Fürstenhäusern beherrscht. Und was wollen alle Sünden deutscher dynastischer Staatskunst bedeuten gegen das blutdürstige Wüthen der fremden Söldner König Ferdinand's von Neapel oder gegen die systematische Verrätherei jener mittelitalienischen Herzöge, die den Feind des Vaterlandes durch Verträge zur Intervention berechtigten? Nach den Wiener Verträgen haben deutsche Fürsten eine so freche Annexionspolitik nicht mehr gewagt, wie Italien erdulden mußte, als die Kronen von Sicilien und Neapel gewaltsam zu dem Königreiche „beider Sicilien“ verschmolzen wurden, und als Oesterreich den Plan hegte, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates in Gemeinschaft mit Neapel zu säcularisiren. Selbst Großherzog Leopold von Toscana, der mildeste der italienischen Dynasten, war doch durch die Waffen der Croaten auf den Thron zurückgeführt, er empfand nur als k. k. General, nannte den Kaiser von Oesterreich „seinen Herrn“, und über den Genius, welchen jeder Florentiner mit überschwänglicher Liebe als einen Heiligen verehrt, konnte er sagen: „al diavolo Dante!“ Mit Fürsten, die also zu ihrer Nation standen, war jede Versöhnung unmöglich. Dazu der Volkswohlstand gebunden durch eine tief verderbte Verwaltung, die Blüthe der Kunst und Wissenschaft eines genialen Volkes vorlängst verwelkt in der schwülen Luft pfäffischer Tyrannei. Auch der Gutherzigste

konnte sich nicht, wie bei uns, über das politische Elend trösten durch die Freude an dem socialen Gedeihen der Nation. Vierzig Jahre lang lebte Italien in beständigem Fieber; kaum irgendwo ward ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen gewagt; so tief war das Mißtrauen gegen das Bestehende. Fremdherrschaft, politische Unfreiheit, sociale Leiden überall. „Italien, erklärte Gioberti im Jahre 1843 wahrheitsgetreu, ist ohne Existenz als politischer Körper, als Nation eine Chimäre." Aus solcher Fülle des Elends erwuchsen dann jene verzweifelten Entschlüsse großherziger Kühnheit, welche den Deutschen durch die größere Gesundheit ihrer socialen Zustände erschwert werden, erwuchs das einfache Programm der nationalen Partei: „Unification Italiens! Zuerst laßt uns alle die Unabhängigkeit unseres Landes erfechten! Nachher wird sich entscheiden, ob das befreite Italien als Staatenbund oder als Einheitsstaat vereinigt bleiben soll!" Eben diese arge Verderbtheit der gegebenen Zustände erklärt auch, daß die Nation nach dem Frieden von Villafranca so rasch vorwärts schritt zur radicalen Zerstörung der bestehenden Zustände.

Die nationale Bewegung ward in Italien schneller, entschiedener, als dies in Deutschland möglich ist, auf das Ziel des Einheitsstaates hingelenkt; denn noch weniger als bei uns bestand dort eine historische Legitimität, die achtungsvolle Schonung heischte. — In jener großen Epoche der italienischen Renaissance, welcher die moderne Welt einen guten Theil ihrer Bildung verdankt, entstand auch der Name „Staat." **Lo stato** bezeichnete ursprünglich die Person des Herrschers und seinen persönlichen Anhang. In der That, das Interesse der Herrschenden ging Allem vor in diesen modernen Staaten Italiens, die sich aus der zusammenbrechenden Theokratie des Mittelalters erhoben. Condottieri, Bankiers, waghalsige Söhne der Fortuna vernichteten und schufen Staaten, gestützt auf ihr Schwert, ihr Geld, ihr Glück und ihren großen Ehrgeiz. Die eingeborenen Tyrannen unterlagen endlich fremdländischen Eroberern, die legitimen Republiken Genua und Venedig wurden vernichtet, und das tönende Wort „Legitimität" konnte nur noch in Piemont und im Kirchenstaate mit einigem Scheine des Rechts ausgesprochen werden. In solchen Zuständen, wo nur der Mächtige Recht hatte, ward nothwendig der Machiavellismus zur nationalen Sinnesweise. Die **virtù**, die entschlossene, bewußte Kraft, die zum Ziele vorgeht ohne die Reinheit der Mittel ängstlich zu erwägen, galt als höchste politische Tugend.

In diesem Nebeneinander rein thatsächlicher Staatsbildungen hatten föderative Bestrebungen niemals mehr seit Jahrhunderten eine erhebliche Macht erreicht. Wohl war die Halbinsel von je her durch eine gewisse Gemeinsamkeit der politischen Entwickelung verbunden. Ganz Italien zehrte von der großen Erinnerung an die **avita grandezza** der weltherrschenden Roma. Alle Theile des Landes waren berührt worden von dem Lehnswesen und von dem Kampfe des Papstthums mit den Kaisern. Allen gemein war das Emporkommen mächtiger städtischer Gemeinwesen. Am Ende des Mittelalters stand ganz Italien unter dem Einflusse der Miethstruppen, der Bankiers, der städtischen Tyrannen, man gelangte zu jenem Systeme des Gleichgewichts unter den größeren Staaten, das ein Vorbild ward für den Welttheil. In der modernen Geschichte endlich litt ganz Italien unter der spanischen, französischen, österreichischen Fremdherrschaft, und solche Gemeinschaft der politischen Leiden und Schicksale hat den Einheitsgedanken mindestens ebenso mächtig gefördert wie die Gemeinschaft der Sprache und Bildung. Doch niemals ward die Halbinsel durch ein föderatives Band zusammengehalten. Unbenutzt blieb der Zeitpunkt, da aus dem lombardischen Bunde vielleicht ein italienischer Städtebund emporwachsen konnte, und was auf verschiedensten Wegen Arnold von Brescia und Rienzi, Dante und Machiavelli, die Visconti und die Mediceer, Venedig und einzelne große Päpste für die Einigung ihres Vaterlandes geplant und versucht, hatte lediglich die Wirkung, daß der Gedanke der Einheit nicht unterging in dem unglücklichen Volke.

Unermeßlich gefördert ward die nationale Idee, als die lange mißachtete Nation der Welt den Herrscher gab und in Napoleon der fleischgewordene Principe des Machiavelli erstand. Der Name Italien ward eingeführt in das Staatsrecht, und in dem Königreiche Italien lernten verfeindete Nachbarn sich als Staatsgenossen zu vertragen. Doch auch damals ward eine bündische Einigung nicht gewagt, und schlechthin unmöglich blieben solche Versuche nach den Wiener Verträgen. Die Staatsmänner des Wiener Congresses, die Metternich und Castlereagh, erklärten ja mit dürren Worten, Italiens nationales Dasein müsse der Ruhe des Welttheils geopfert werden. Ein Bund mit Oesterreich ward von dem Grafen Vallaise im Namen Piemonts als „ein Zustand ewiger Knechtschaft“ mit Recht zurückgewiesen; ein Bund ohne den Kaiserstaat, den man in den vierziger Jahren erstrebte, konnte nie auf den Beitritt der von Oesterreich beeinflußten Dynastien zählen.

Und wie schwierig, ja unmöglich war ein dauerndes Bündniß mit dem Papste, der sein Recht zu binden und zu lösen jederzeit auch in der weltlichen Politik unbedenklich gebraucht hat! Sogar der beabsichtigte Zollverein der Reformstaaten trat nicht ins Leben. Vollends nach der Schlacht von Novara verloren bündische Versuche jeden Boden, da tödlicher Haß das constitutionelle Piemont von den despotischen Dynasten schied. Die Mittelparteien, deren Häupter, die Gioberti und Rossi, im Jahre 1848 einen monarchischen Staatenbund erstrebten, wurden jetzt von den Höfen mit schwerer Verfolgung heimgesucht. In solcher Noth schritt zur Zeit des Friedens von Villafranca die praktische Staatskunst rascher vorwärts als die literarische Bewegung. Man kehrte zurück zu dem Gedanken des Einheitsstaates, den schon im Jahre 1814 einige verwegene Köpfe verkündet hatten; denn man stand vor der Alternative: Preisgeben der nationalen Politik oder — Annexionen, Einheitsstaat. So ersparte die offene Feindseligkeit der Dynastien und der übermächtige Drang der Stunde den Italienern jenes Durcheinander von föderativen und unitarischen Bestrebungen, welches den Deutschen das entschlossene Fortschreiten zur Einigung der Nation erschwert. Wenn Manin einen Bund von Monarchien kurzerhand als einen „Bund der Fürsten gegen die Völker" bezeichnete, so war dies für Italien unwiderleglich, für Deutschland nur halbwahr.

Auch ward Piemont durch ungleich stärkere, drängendere Beweggründe als Preußen auf die Bahn der nationalen Politik getrieben. Längst war Preußen eine selbständige Macht, Piemont nur ein zwischen übermächtigen Nachbarn hin- und hergeworfener Spielball, eine Macht dritten Ranges, ja, wenn wir scharf zusehen, sogar herabgesunken von der Bedeutung, die es vor Jahrhunderten behauptet. Der Wahn, der Staat könne sich selbst genügen, wird in Preußen mit leidlichen Scheingründen vertheidigt, in Piemont war er auf die Dauer unmöglich. „Waget die Krone von Piemont an die Krone Italiens," so durfte Pallavicino zu dem Hause Savoyen sagen; denn die Dynastie der Grafen von Maurienne, fremdländischen Ursprungs wie alle anderen Dynasten Italiens und von den Radicalen noch nicht anerkannt als ein italienisch gewordenes Geschlecht, ward zu einer Macht nur wenn sie sich rückhaltlos der nationalen Politik hingab. Entzog sich das Haus Savoyen dem Rufe der Nation, so mußte die nationale Partei die republikanischen Elemente, welche in Italien ungleich stärker, lebensfähiger und in der Geschichte des Landes besser begründet sind als bei

uns, entfesseln und auf die Vernichtung des Grenzlandes ausgehen. Ohne großen, nachhaltigen nationalen Ehrgeiz war Piemont ohnmächtig, belastet mit jenem Fluche der Lächerlichkeit, den im Jahre 1820 der unreife, verfrühte Versuch ein Königreich Italien zu schaffen auf das Haupt Carlo Alberto's von Carignan herabzog. Einem Staate in so verzweifelter Lage durfte man die Forderung stellen, er solle, in des Wortes vollem Sinne, in Italien aufgehen. Er mußte jedes Mittel für die nationale Politik benutzen. Cäsar Balbo's edler Wahlspruch l'Italia farà da sè ward von Cavour's genialer Nüchternheit alsbald als ein unmöglicher Idealismus durchschaut. — In Deutschland ist ein so radicales Verfahren nicht möglich. Unsere Einheitsbewegung wird, wie sie ruhiger begann als die italienische, auch langsamer zum Ziele kommen. Der preußische Staat ist ein zu köstlicher Besitz deutscher Nation, als daß wir seinen Königen zurufen könnten: „waget die Krone Preußens an die deutsche Krone!" Ein großer Staat entschließt sich, weil er Großes auf das Spiel setzt, schwerer zu revolutionären Schritten; das Königreich Italien befolgt heute eine vorsichtigere Politik als weiland das Königreich Sardinien. — Auch unsere Stellung zum Auslande ist schwieriger. Wir können weder auf den moralischen Beistand fremder Völker zählen — denn sie alle sehen mit Hohn oder mit Kälte auf unser Vaterland — noch auf die bewaffnete Hilfe fremder Kronen. Ein Staat wie Preußen kann nimmermehr, wie Piemont es mußte, sich dem Befehle des Auslandes fügen oder gar diesen Beistand durch demüthigende Bedingungen erkaufen.

Noch ein Verhältniß lag günstiger in Italien. Der Particularismus war dort allerdings tiefer gewurzelt als bei uns, einzelne Städte befehdeten sich mit einem gehässigen Neide, der an die hellenische Welt gemahnt. Aber der Particularismus erschien in dem größten Theile Italiens als stolzer Municipalgeist. Nun hatte sich der Genuese längst an „das fremde Joch" Piemonts, der Bolognese an die Verbindung mit dem gehaßten Kirchenstaate gewöhnen müssen; die bureaukratische Centralisation der modernen Staaten erstickte das municipale Selbstgefühl, und daß es in unserem Zeitalter der Flächen-Staaten unmöglich sei, Stadt-Staaten nach der Weise des Alterthums zu gründen, mußte zuletzt Jedem einleuchten. Lernte man aber zu verzichten auf den municipalen Dünkel, so war der Weg zum Einheitsstaate geebnet; denn jener territoriale Particularismus, welcher in Deutschland durch die Bureaukratie genährt wird, war in Mittel- und Oberitalien nicht vorhanden. Die schärferen Köpfe der

Partei des extremen Particularismus sahen klar voraus, daß die Bureaukratie, indem sie den Municipalgeist unterdrücke, ohne doch einen neuen Provinzialgeist schaffen zu können, dem Einheitsstaate in die Hände arbeite.*)

Man sieht, eine lange Reihe von historischen Thatsachen, welche in Deutschland nicht bestehen, erleichterte den Italienern den Uebergang zum Einheitsstaate. Doch vergessen wir nicht das folgenreichste Moment: die politische und sittliche Verjüngung des Volksgeistes. Welch eine Wandlung der Gemüther, seit Machiavelli an der Schwelle der modernen Welt der Staatskunst seines Landes ihre Bahnen wies mit dem großen Worte „ad ognuno puzza questo barbaro dominio!“ Ein Volk, als feig verachtet, das noch durch die Revolution von 1820 die Welt in solcher argen Meinung bestärkte, findet den Muth zu einem heroischen Kampfe; die Nation, die den Namen des Dilettantismus erfunden hat, erlangt die Kraft zu nachhaltiger, aufopfernder politischer Arbeit; in dem Lande des politischen Mordes entsteht eine Revolution, ausgezeichnet durch sittliche Reinheit, ja unbegreiflich gemäßigt, wenn wir die Greuelthaten der Dynasten damit vergleichen; endlich in dem classischen Lande des „Sectenwesens“, des Mißtrauens, unversöhnlichen Haders vereinigen sich die edlen Elemente bitter verfeindeter Parteien zu gemeinsamem Wirken. Mit der Sicherheit der Naturgewalten ist die denkwürdige Bewegung vorgegangen. Sie verlegt ihr Lager langsam vorschreitend aus den zuchtlosen Provinzen des Südens in die Länder des Nordens, der reiferen politischen Bildung, sie streift zugleich der Parteicharakter ab und erhebt an der Stelle der Carbonarifarben die nationale Tricolore. Mit hellem Bewußtsein wächst Piemont in Italien hinein, nähert sich der Sprache und Sitte des großen Vaterlandes; und während vor sechzig Jahren noch „Italien am Garigliano aufhörte“, beginnen jetzt auch in den verwahrlosten Landen des Südens alle edleren Gemüther der nationalen Idee sich zuzuwenden. Zur Zeit der Schlacht von Rieti berechneten klarblickende Patrioten die Zahl der entschlossenen Anhänger der Einheit auf neuntausend in ganz Italien. Im Jahre 1848 waren diese Gedanken bereits tief in das Volk hinabgedrungen. An der Bewegung von 1859 und 60 nahmen außer dem Landvolke alle Stände Theil; der beste Ruhm aber gebührt dem patriotischen Adel, der, einmal der Sache des

*) Vgl. die Denkschrift des Fürsten Canosa, welche Rodolphe Rey in seinem trefflichen Buche la renaissance politique de l'Italie (Paris 1864) p. 96 abgedruckt hat.

Vaterlandes gewonnen, für Machtfragen überall mehr Verständniß zeigt als der Mittelstand. Die Schlacht von Novara ward von dem radicalen Piemontesenhaß Mazzini's und der Genuesen noch mit wahnwitzigem Jubel begrüßt, doch nach dem tiefen Falle folgt jene heilsame Neubildung der Parteien, daran wir Deutschen nie genug lernen können. Der Dictator von Venedig wirft seine demokratischen Sympathien über Bord, denn „theurer als die Republik ist mir Italien," und arbeitet mit „seinem geliebten, treuen, tapferen, weisen Statthalter" Pallavicino für den König von Italien *). Balbo verzichtet auf sein „l'Italia farà da sè." Der Nationalverein beginnt sein bedeutsames Wirken, und Garibaldi schließt sich ihm an, die Abneigung des Radicalen großherzig überwindend. Den Verbitterten zeigt Manin die Niedertracht des Dolches, die Nothwendigkeit des offenen, geordneten Kampfes. Die phantastische Jugend lernt die Bedeutung der Macht begreifen, da Pallavicino ihr die kühle Wahrheit entgegenhält: „der Herzog von Modena ist mächtiger als wir, er hat Geld und Kanonen." Derweil führt Camillo Cavour den Staat Piemont dem dreifachen Ziele zu, das ihm hell vor Augen stand. Er „wirft der Revolution einen Damm entgegen," indem er durch Thaten bewährt, wie trefflich Zucht und Freiheit sich vertragen. Er geht den Weg, der eines constitutionellen Staatsmannes allein würdig ist, indem er „die Charte mit allen ihren Früchten und Consequenzen verwirklicht," der Welt „den Unterschied despotischer und constitutioneller Staaten zeigt" und also die Macht Oesterreichs und seiner Satrapen moralisch erschüttert. Er macht Piemont zum Mittelpunkte der nationalen Arbeit, eröffnet eine Freistatt allen Patrioten. „Hunderte von Millionen ausgegeben, darf er nach dem Krimkriege

*) Wie kommt es doch, daß die Lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino (Torino 1859) noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden haben? Ohne dies Buch wird Niemand die große Wandlung der Geister recht verstehen, welche in Italien um die Mitte der fünfziger Jahre von Statten ging. Und wer nicht einen Schwamm statt eines Herzens im Busen trägt, wird mit gehobener Seele lesen, wie Manin, landflüchtig, bettelarm, krank auf den Tod, derweil ihm Weib und Kind entrissen wurden, in seinen schlaflosen Nächten zurückschaute auf die Revolution von 1848, den Gründen des Mißlingens nachsann und jene staatsmännischen Gedanken dachte, die seinem Lande die Befreiung brachten. „Dies mein schmerzvolles und unnützes Dasein wird mir unerträglich," schreibt er kurz vor seinem Tode, zwei Jahre vor der Schlacht von Palestro. An solches Leiden und Kämpfen eines starken Mannesherzens soll man unsere Jugend führen, damit sie verstehen lerne, was große politische Leidenschaft sei.

sagen, Tausende braver Soldaten hingeopfert, und mit alledem nur Eines erkauft: daß wir das Recht haben, die dreifarbige Fahne als die unsere zu betrachten!“ Und — seltsam es zu sagen — an der Erhebung Italiens haben auch die excentrischen Feinde Cavour's und Manin's ihren vollen Antheil. Man begreift, wie ein französischer Staatsmann urtheilen konnte: „Mazzini ist ein Narr, Manin ein politischer Kopf;“ aber was auch der radicale Genuese gesündigt hat durch seinen Haß gegen das monarchische Piemont, durch das Vergeuden edler Kräfte in unsittlichen, nutzlosen Verschwörungen: wer darf es denn leugnen, ohne das unablässige Hetzen und Drängen der Actionspartei wären die Gemüther der Masse doch nicht vorbereitet worden auf die Politik der That, das tiefgedemüthigte Volk doch nicht zu dem Entschlusse gelangt, mit dem Schwerte das Schwert zu schlagen.

Diese große Bewegung offenbart eine Reihe politischer Tugenden, die unser Volk erst lernen muß, bevor der Neubau unseres Staates gelingen kann. Von der selbstvergessenen Opferwilligkeit der italienischen Patrioten, von jenem Willen, der nur will und nicht zugleich nicht will, von jener nachhaltigen, fast nervösen Leidenschaft, die im Wachen und im Träumen nur das Eine zu denken vermag: „mein Land, mein Land“ und immer nur „mein Vaterland!“ — von alledem ist bei der großen Mehrzahl unserer Patrioten sehr wenig zu spüren. Sogar das Verständniß fehlt den Meisten unter uns für den Werth der harten Mannszucht der italienischen Parteien. Unser Philister lacht über die tausend kleinen, oftmals kindischen Demonstrationen, wodurch der Italiener den österreichischen Truppen seinen Haß bewies, er weiß die zähe Willenskraft, die politische Disciplin nicht zu schätzen, die in solchen Zügen sich offenbart. Noch bewunderungswürdiger ist die unwandelbare Sicherheit der Hoffnung, welche in den Patrioten Italiens lebte, jener unerschütterliche Glaube an die große Zukunft ihres Volkes, der auch über die Nüchternen etwas von der Weihe des Sehers ausgießt. In früher Jugend träumte Camillo Cavour, er werde der Minister des Königreichs Italien werden — und er ward es. Die köstlichste politische Tugend, welche das Volk Italiens in seiner jüngsten Erhebung, vornehmlich nach dem Frieden von Villafranca bewährte, ist leider unserem Volke noch fremd: die Italiener widerlegten das deutsche Vorurtheil, als ob leidenschaftliche Begeisterung und kalte weltkluge Berechnung einander ausschlössen, sie verstanden den günstigen Augenblick rasch entschlossen bei der Locke zu fassen, im Drange der Noth auf eigenrichtiges

Besserwissen zu verzichten. „Nicht Piemont soll uns annectiren, wir wollen uns durch Piemont vergrößern. Florenz will lieber Provinzialhauptstadt sein in einem glücklichen, unabhängigen, freien, ausschließlich italienischen Staate als die Hauptstadt eines unbedeutenden Herzogthums, das weder eine Gegenwart noch eine Zukunft hat" — mit solchen Gründen trieb Ricasoli den Particularismus der Florentiner zu Paaren. Kaum erwiesen sich die föderativen Pläne als undurchführbar, so ging die nur halb vorbereitete Nation rasch und sicher zu dem Gedanken des Einheitsstaates über, und verdienter Verachtung verfiel die letzte bethörende Warnung der Particularisten: „aus Annexionen entsteht nur ein Groß-Piemont, nicht ein italienischer Staat!" Nach dem Siege bewährte das Volk nicht nur den rechtschaffenen Willen, durch ernste Arbeit die Versäumnisse langer Jahrhunderte nachzuholen, sondern auch abermals seine politische Mannszucht. Man muß wissen, was der Name Rom den Romanen bedeutet, um die patriotische Klugheit der Staatsmänner zu würdigen, welche Florenz zur Hauptstadt des Reichs erhoben. Dieser sittliche Muth gefaßter Entsagung wiegt schwerer als kriegerische Tapferkeit. Durch solche Tugenden hat Italien sich jenen beneidenswerthen Zuruf der Franzosen verdient, der uns hadernden Deutschen wie das Schmettern himmlischer Posaunen ins Ohr klingt: „Wir grüßen Italien an seinem Geburtstage. Eine Nation wird geboren an dem Tage, da sie ihre Einheit erlangt!" — —

Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen. Wenn wir uns an den Geist der Geschichte halten und uns nicht blenden lassen durch die leeren Namen „Staatenbund" und „Bundesstaat", so ist unbestreitbar, daß die Entstehung der Bundesstaatsverfassung in der Union und der Eidgenossenschaft für Deutschland kein Vorbild sein kann. Dort ruht der Föderativstaat auf dem Selfgovernment. Der deutsche Bund dagegen ist dynastisch, er ruht auf dem Grundgedanken, daß eine Anzahl fürstlicher Häuser von Gottes Gnaden die Befugniß haben, jede Beschränkung ihrer Souveränität zu verweigern. Dort ist der Bundesstaat wohlbegründet in der Demokratie, in dem bescheidenen Umfange der Staatsthätigkeit, in der Gleichheit der Macht der Einzelstaaten, endlich in dem durch eine lange Geschichte bewährten eidgenössischen Rechtsgefühle der Bürger. Deutschland hingegen ist monarchisch, es bedarf einer vielseitigen Staatsthätigkeit und enthält unter einer Fülle kleiner Staaten eine halbfertige Großmacht, welche den Anspruch auf die Hegemonie nicht aufgeben kann. Der erbkaiserliche Bundesstaat aber legt

dem Selbstgefühle der Stämme schwerere Opfer auf als der Einheitsstaat. Unsere Geschichte berechtigt nicht zu der Erwartung, daß die Dynastien die Schmälerung ihrer Souveränität, welche ein Bundesstaat fordern muß, freiwillig gewähren werden. Noch mehr, Deutschlands Entwicklungsgang ist nicht die Geschichte einer Föderation, er zeigt vielmehr, gleichwie die Geschichte Italiens, die nachhaltige, zuletzt immer erfolgreiche Tendenz, unbrauchbare Kleinstaaten zu größeren Staatskörpern zusammenzuschweißen. Endlich und vor Allem, wir sind eine Nation: die neuere Geschichte Europas aber, vornehmlich Italiens und der Niederlande, bewährt, daß eine Nation mit lebendigem Gesammtbewußtsein sich auf die Dauer nicht mit einer bündischen Einigung begnügen kann. Andererseits sind die politischen Gegensätze in Deutschland doch nicht ganz so grell und klar wie in Italien. Kein täglich fühlbarer unerträglicher Druck regt die Massen auf zu radicalen Entschlüssen. Noch erschrickt die Mehrzahl des Volkes in den Kleinstaaten vor dem Gedanken des Einheitsstaates. Noch ist die Nation nicht gewillt und vorderhand noch nicht berechtigt, die Dynastien kurzweg als Feinde anzusehen.

In dieser zweifelhaften Lage scheinen uns drei Wahrheiten sicher. Einmal: die volle Hälfte dieses großen Volkes verharrt zum Spotte Europas im Zustande politischer Ohnmacht, wenn nicht alle edlen Geister in unablässiger Arbeit in der müden Masse die Einsicht entzünden, daß unsere gegenwärtige Verfassung schmachvoll und unhaltbar ist, und den thatkräftigen Entschluß erwecken, diese Verfassung zu vernichten um jeden Preis. Sodann: die Nation hat das Recht, seit der deutschen Revolution sogar das urkundliche Recht, die einheitliche Leitung des Heerwesens, der auswärtigen Angelegenheiten und der Handelspolitik zu verlangen. Aber auch dies Allermindeste wird die Nation nicht erreichen, wenn sie nicht den unerschütterlichen Willen besitzt, im Falle hartnäckiger Weigerung die Dynastien als Feinde zu behandeln und den Einheitsstaat zu gründen. Sie muß den Muth jener Sibylle gewinnen, die vor den Augen des knausernden Römerkönigs ihre Bücher in die Flammen warf und dann kühnlich für den geringen Rest den gleichen Preis forderte. Nur ein solcher Wille kann die souveräne Selbstsucht bezwingen. Endlich: Preußen umschließt bereits in einem gesunden Staatswesen die Hälfte Deutschlands, und zwar, politisch betrachtet, die bessere Hälfte, denn sie ist ausgezeichnet durch eine ruhmvolle Geschichte und eine starke Staatsgesinnung, welche den

Kleinstaaten fehlen. Will die nationale Partei sich nicht in Utopien verirren, so muß sie, — weit entschiedener als die Kaiserpartei des Parlamentes — die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staates ansehen: sie muß weit preußischer werden denn bisher. Eine Agitation für die deutsche Einheit, welche den entscheidenden Punkt, die sogenannte „preußische Spitze", als eine offene Frage behandelt, versenkt die Nation tief und tiefer in das Meer der Phrasen, verzögert jene nothwendige Abscheidung der nationalen von der österreichischen Partei, welche nicht früh, nicht scharf genug erfolgen kann. Durch diese Verirrung, durch die gutmüthigen, niemals erwiderten Zugeständnisse an die preußenfeindlichen Vorurtheile der süddeutschen Demokratie ist der deutsche Nationalverein sittlich zu Grunde gegangen. Soll die große Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum unser Vaterland rathlos finden, so müssen der preußische Staat und die Patrioten außerhalb Preußens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preußens, mit Einem Worte: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluß erfolgen wird, ob Preußen — was dem Geiste unserer Geschichte am meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränität erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann.

Zwar die Tage des Lehnswesens sind dahin; dem Geiste des Jahrhunderts widerstrebt die Erneuerung der alten Vasallenschaft; darum ist wenig wahrscheinlich, daß sich eine moderne, dauerhafte Form finden werde für die Unterordnung der kleinen Kronen unter Preußen. Aber die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Geschichte spottet jeder Voraussicht. Nicht die Logik ist das höchste Gesetz im Leben der Völker. Schon manche edle Nation hat innerhalb widerspruchsvoller Verhältnisse ein gesundes Leben voll Macht und Freiheit geführt. Wir Deutschen besitzen nächst den Polen wohl den zahlreichsten Adel in Europa, ja sogar einen vielfach bevorrechteten Adel, und doch sind wir ein Volk der bürgerlichen Sittlichkeit und Sitte. Ein großer Theil unserer Nation bekennt sich zum katholischen Glauben; und doch sind wir das

Volk der Reformation, und doch ist der protestantische Geist die Lebensluft, die wir alle athmen. Der Stuhl von Rom weiß sehr wohl, daß er die feste Burg des Protestantismus zu suchen hat nicht in dem ungemischt protestantischen England, sondern in der deutschen Wissenschaft, die von Bekennern beider Confessionen gepflegt wird. Nicht schlechthin undenkbar ist, daß auch unser Staatsleben sich in ähnlichen Widersprüchen und dennoch kraftvoll weiterbilden werde. Die Monarchie war allezeit der Proteus unter den Staatsformen. Sie hat, wie schon Bolingbroke ihr nachrühmte, die Fähigkeit bewährt, die Vorzüge anderer Staatsformen größtentheils in sich aufzunehmen, und also sich fort und fort verjüngt. Vielleicht gelingt ihr auch, sich einer bündischen Ordnung einzufügen, obgleich dies ihrem Wesen zu widersprechen scheint.

Die nationale Bewegung muß weit preußischer werden denn bisher: — sehr ungern werden in vielen Kleinstaaten solche Meinungen gehört. Sicherlich, die inneren Zustände sind augenblicklich in mehreren Kleinstaaten friedlicher, glücklicher als in Preußen, unvergeßlich hat Preußen in den letzten Jahrzehnten gesündigt durch Schwäche und gewaltthätige Tendenzpolitik. Aber mag sich unser nicht-preußisches Selbstgefühl noch so heftig dawider sträuben: von je her konnte jede praktische nationale Reform nur durch Preußen vollführt werden. Fördern mochten die süddeutschen Staaten den Gedanken des Zollvereins, verwirklicht ward er durch Preußen. Soll unsere Nation das klägliche Schauspiel des Jahres 1848 erneuern? Wer leugnet es: mit seiner Fülle geistiger Kräfte überragte das deutsche Parlament himmelhoch alle jene Politiker, welche im Sommer 1848 in Berlin sich bekämpften, und doch wurden Deutschlands Geschicke in Berlin, nicht in Frankfurt entschieden. Die deutsche Reform ist damals gescheitert allerdings zum guten Theile durch Preußens Schuld, aber wesentlich auch darum, weil das deutsche Parlament von Anfang an eine falsche Haltung gegen die preußische Krone annahm und überhaupt von Frankfurt aus die Neugestaltung Deutschlands nicht erfolgen kann. So gewiß nur die überlegene Macht eines Staates die Macht der Kleinstaaten bändigen kann, ebenso gewiß kann die Action der deutschen Reformpolitik nur von Preußen ausgehen. Oder sollen wir abermals der spottenden Welt die imaginäre „reindeutsche“ Centralgewalt eines Erzherzogs vorführen? Solche Worte klingen hart und demüthigend, denn allerdings liegt darin das Geständniß, daß wir Nicht-Preußen die Verwirklichung unserer nationalen Hoffnungen vertagen müssen, bis Preußen, von schwerem

Siechthum genesen, in der Lage ist sie zu erfüllen. Wir begreifen, daß diese Meinung allen denen ruchlos erscheint, welche in der deutschen Geschichte seit dem Jahre 1517 eine große Krankheit, in Luther und Friedrich dem Großen die Störenfriede deutscher Nation erblicken. Mit ihnen ist nicht zu streiten. Auch mit Jenen nicht, welche inmitten eines friedliebenden Volkes am hellen Tage träumen, irgendwo und irgendwie werde eine revolutionäre Macht erstehen und den preußischen Staat in kleine Republiken zerschlagen; ein Kind mag begreifen, daß eine zwischen centralisirten eroberungslustigen Militärmächten eingezwängte Nation nicht in der Lage ist sich zu decentralisiren. Wer aber zugesteht, daß die nationale Reform mit Oesterreich und ohne Preußen unmöglich ist, wer ferner einsieht, ein großer Staat könne revolutionäre Entschlüsse nur nach seinem eigenen Ermessen fassen, und dennoch zurückschrickt vor der Möglichkeit eines deutschen Parlamentes in Berlin oder vor der Silbenstecherei: „aus einer preußischen Hegemonie entsteht ein Groß-Preußen, kein einiges Deutschland“: — der krankt an jener Eigenrichtigkeit, die unter dem Segen der Kleinstaaterei so fröhlich gedeiht; er will den Zweck ohne die Mittel, die Phrasen sind ihm theuerer als die Sache, seine Abneigungen theuerer als das Vaterland.

Wir leben in einem Augenblicke des Niederganges vaterländischer Hoffnungen, in einem Zustande, wo Alles möglich scheint, weil Niemand Glauben hat an das Bestehende. Wir wissen, daß die wache Eifersucht aller Nachbarn uns Schritt für Schritt bei der Arbeit unserer nationalen Einigung verfolgen wird, aber die einfachsten Rücksichten der Ehre und der Selbsterhaltung verbieten uns durchaus, die Hilfe der Fremden durch das Preisgeben unserer Grenzlande zu erkaufen. Zudem ist der Charakter dieser Nation zwar unvergleichlich befähigt, in einem fertigen Staate ein tapferes, sittliches, ehrenhaftes Dasein zu führen, aber wenig dazu angethan, mit kühnem revolutionärem Entschlusse einen Staat zu schaffen. Ein großer Theil ihrer besten politischen Kräfte ist in den Reihen des Beamtenthums enthalten und durch Pflicht und Interesse dem nationalen Gedanken verfeindet. Trotzdem bestärkt uns eine ruhige Betrachtung unserer jüngsten Geschichte in dem Glauben, jene Unruhe und Unklarheit, die uns an dem heutigen deutschen Staatsleben auffällt, sei nichts Anderes als die zuckende Bewegung, die wir an den Quecksilberkugeln schauen, wenn sie im Begriff sind zu Einer Masse zusammenzufließen.

Schon Napoleon I. fand die deutschen Dinge „nur zu reif“ für

für eine einheitliche Ordnung, und welche Fortschritte gegen welche Hemmnisse sind seitdem der unitarischen Richtung gelungen: eine Bewegung stätig wie das Wachsthum der Bäume, mindestens ebenso normal wie die Einheitsbewegung in Italien! Selbst die unübertreffliche Unbrauchbarkeit der Bundesverfassung hat dem nationalen Einheitstriebe Vorschub geleistet. Nur in einem so losen Nebeneinander selbständiger Staaten konnte jene Welt überlieferter Vorurtheile und verjährten Hasses allmählich schwinden, welche noch in den Tagen Napoleon's manche Theile unseres Volkes einander entfremdete. Nur durch eine so ganz unbefriedigende Verfassung konnte eine geduldige, schwer bewegliche Nation zur Arbeit für ihre Einheit erweckt werden. Glücklichere Tage werden die Ausdauer eines Volkes loben, das an neununddreißig Stellen mit getheilter Kraft seine Hebel ansetzen mußte und doch nicht abließ, bis „die höchstgefährliche Lehre von der deutschen Einheit" vom Himmel auf die Erde stieg, bis aus dem Traumbilde einer Handvoll begeisterter Jünglinge die ernste Geschäftssache, die schwerste Machtfrage eines großen Volkes ward. Man vergleiche die verschwommene Unklarheit der zwanziger, den weltbürgerlichen Liberalismus der dreißiger Jahre, das weit bestimmtere Streben nach nationaler Einheit, welches in den Parteien der Reform um das Jahr 1840 beginnt, die Bewegung des Jahres 1848 und die Gründung der neuen Parteien, endlich die abermalige Klärung des Parteilebens seit dem Jahre 1859 — und man wird das anhaltende Fortschreiten nicht verkennen. Sehr segensreich wirkte sodann die stille geistige und wirthschaftliche Arbeit der fünfziger Jahre. Sie hat gesunden realistischen Sinn weithin im Volke verbreitet, die falschen Götzen der Börne'schen Zeit gestürzt und die Liebe des Volkes wieder seinen echten politischen Größen, den Stein und Scharnhorst, zugewendet. Der rohe Radicalismus, der unserem maßvollen Volke so gar widrig zu Gesicht steht, hat sichtlich an Macht verloren, und er wird noch mehr schwinden, wenn einst der Deutsche mit einigem Stolze auf das Ansehen seines Staates schauen kann.

Noch vor einem Menschenalter sahen die meisten Süddeutschen in Blücher und York nicht kurzweg ihre eigenen Helden, heute begegnen sich alle Stämme einträchtig in solcher Verehrung. Die Herrlichkeit ihres Schriftthums ist für unsere Nation noch weit mehr als für die Italiener ein rechter Jungbrunnen, daraus sie für und für das Bewußtsein ihrer Einheit stärkt; denn die Blüthe der Wissenschaft währt

fort, und die großen Tage unserer Dichtung stehen unserem Empfinden noch sehr nahe. Mit einigem Rechte nennen sich die Männer, welche an der Staatseinheit Deutschlands arbeiten, Erben der Ideen, welche die Helden unseres achtzehnten Jahrhunderts beseelten. Alle Welt würde lachen, wenn die Partei des Particularismus einen Schiller oder Fichte als den Ihren verherrlichen wollte. Mit Recht ward von einsichtigen Fremden als eine denkwürdige Erscheinung bezeichnet, daß die Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre einen entschieden oppositionellen Charakter trugen und tragen mußten. Auf allen Gebieten des socialen Lebens ist die nationale Einheit bei uns gründlicher vorbereitet als in Italien. Seit nahezu hundert Jahren reden unsere Gebildeten jene gemeinsame Umgangssprache, welche Italien so noch nicht besitzt. In allen Gauen wird zum herrschenden Stande das Bürgerthum. Sein rühriges Schaffen hat uns beinahe wieder zurückgeführt auf jene Höhe des Wohlstandes, welche Deutschland vor dem dreißigjährigen Kriege erstiegen. Unvermeidlich wächst mit diesem Kerne der Nation männliches Selbstgefühl, echt-demokratische Gesinnung. Durch zahllose Bande hält die regsame Volkswirthschaft alle Stämme umschlungen. Der deutsche Particularismus durfte auf die Dauer nicht wagen, die wirthschaftliche Verbindung mit den Nachbarn zu hindern, während die italienischen Despoten den Bau der Eisenbahnen und dergleichen grundsätzlich hemmten. Jedes Werk nationaler Einigung hat sich bisher ausnahmslos als ein Segen für unser Volk erwiesen, wenn auch oft — wie bei der Gründung des Zollvereins — starke Bruchtheile der Nation anfangs widerstrebten. Jeder Fortschritt deutscher Geistesarbeit, jede verständige Reform in den Einzelstaaten hat zuletzt die politische Einheitsbewegung gefördert.

Auf so gesunden Grundlagen beginnt ein neues, kräftigeres Parteileben zu keimen. Wie oft hat ein Volk durch maßlosen Freiheitsdrang die Macht seines Staates zerrüttet, wie oft wiederum ging die Freiheit eines Volkes zu Grunde durch den unersättlichen Trieb der Machterweiterung! In Deutschland und Italien aber hat neuerdings der Liberalismus sich mit dem nationalen Gedanken verbündet; die Vertheidiger der Volksrechte erstreben zugleich eine starke Centralgewalt. Diese Verbindung ist in Deutschland erst halb vollendet — denn noch hat der Liberalismus die Bedeutung der Macht nicht nach Gebühr gewürdigt — immerhin bleibt sie ein sicheres Kennzeichen gesunden Parteilebens. Sie berechtigt zu der Hoffnung, daß Volksfrei-

heit und Staatsmacht — die beiden bewegenden Kräfte jedes gesitteten Staates — sich wechselseitig ergänzen und ermäßigen werden. Selbst die niederschlagenden Erfahrungen der letzten Monate stimmen uns nicht hoffnungslos. Ein schwer bewegliches, politisch unerfahrenes Volk findet sich in einer unerwarteten Krisis nicht leicht zurecht. Die Zeit wird kommen, da unsere Liberalen sich ihrer heutigen Verbindung mit Oesterreich ebenso schämen werden, wie sie sich heute schon ihrer geistigen Feldzüge gegen den Zollverein schämen. An der Staats-Einheit eines solchen Volkes verzweifeln ist Feigheit. Die noch geringe Zahl der bewußten und entschiedenen Anhänger des Einheitsgedankens darf uns nicht entmuthigen. Ueberall zeigt die Menge für die Freiheitsfragen ein helleres Verständniß als für die Einheitsfragen. Auch die Verfassung der nordamerikanischen Union ist das Werk einer einsichtsvollen Minderheit. Zur Zeit da sie geschaffen ward, schilderte Madison die Stimmung des Volkes also: die Masse sei unzufrieden mit dem Bestehenden, befasse sich jedoch nicht ernstlich mit Reformgedanken; unter den wenigen zum Nachdenken über die Frage Befähigten zähle der Plan der Föderalisten noch die meisten Anhänger. Fast dasselbe kann schon heute die preußische Partei in Deutschland von ihrem Plane sagen. Desgleichen erregte in der Schweiz die Bundesreform des Jahres 1848 eine weit geringere Theilnahme im Volke als der Sonderbundskrieg. So dürfen auch wir nicht lassen von der Hoffnung, daß die Ideen der denkenden Minderheit zum Heile der Nation ins Leben treten werden. Unberechenbaren Zauber übt der Drang der Stunde und die vollendete That. Die Frankfurter Reichsverfassung warb, einmal beschlossen, Tausende von Anhängern unter den Gegnern Preußens bis nach Altbaiern hinein, denn sie gewährte die Aussicht, den unhaltbaren Zustand gährender Tage zu enden.

Wohl müssen auch wir harren auf die Gnade des Geschicks, auf „die Erfüllung der Zeiten“, wie Florestan Pepe zu den Patrioten Italiens sagte. Und doch werden alle stärkeren Geister sich lieber halten an das hochgemuthe Wort, das der feurige Wilhelm Pepe dem Bruder entgegenwarf: „Die Menschen sind die Zeiten!“ Mag der Particularismus für und für seine wohlberechneten Fabeln künden; mögen allerhöchst concessionirte Capuziner beider Confessionen fortfahren den Namen Gottes zu mißbrauchen und die Ohnmacht dieses Landes als eine Gnade himmlischer Fürsicht preisen; mag jener Stumpfsinn, der im Staube kriecht, in Erwerb und Genuß die Schande seines Volkes ver-

gessen: wer ein Mann ist, wird darum das Wirken für Deutschlands Einheit nicht aufgeben. Ein Herz glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse der Staaten besonnen erwägend: das ist die Stimmung der Seele, welche dem Patrioten ziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt. Noch aber krankt dies Deutschland an jener verwaschenen Sentimentalität, die eine übergeistige Epoche auf uns vererbte: man hegt eine gewisse lauwarme Begeisterung für das Vaterland, und die Wärme, welche in den matten Herzen keine Stätte findet, entweicht in die Köpfe, brütet dort über den phantastischen Grillen der Gefühlspolitik. Eine lange Arbeit politischer Erziehung liegt noch vor uns. Die Nation muß lernen, der Klarheit und Entschlossenheit des Particularismus entgegenzutreten mit einem gleich entschiedenen Willen, der die Einheit will und nichts weiter. Es thut noth, daß die Herzen heißer werden, die Köpfe kälter, daß die Wünsche der Patrioten sich zur Stärke persönlicher Leidenschaft steigern und der Verstand der Nation sich zu der nüchternen Einsicht erhebt: nur die Macht des größten deutschen Staates kann die Macht der kleinen Höfe zur Unterwerfung unter eine nationale Centralgewalt zwingen. Selbst den Bundesstaat — dies Geringste, was wir zu fordern berechtigt sind — werden wir nie erreichen, wenn die Nation nicht den Muth besitzt, im äußersten Falle kühnlich weiter zu schreiten und den Einheitsstaat zu schaffen, welchen beim Morgengrauen der Befreiungskriege Deutschlands größter Patriot, Carl vom Stein, für das Vaterland ersehnte.

Cavour.

(Heidelberg 1869.)

Der Gegenwart klingt es wie ein Märchen aus verschollenen Tagen, daß einst Goethe mit seinem Eckermann alles Ernstes über die Frage streiten konnte, ob Napoleon zu den productiven Menschen zu zählen sei. Doch als ein Nachhall aus jener reichen Zeit, da unser Volk seinen Herrscherthron in den Wolken suchte, besteht noch heute in den Herzen der edleren Deutschen die stille Neigung, das Leben, auch das politische Leben mit dem Maße des Schönen zu messen. Unter den Frauen vornehmlich lebt weit verbreitet der liebenswürdige Irrthum, als ob die reinste Blüthe der Menschlichkeit allein im Kreise der Dichter und Denker sich entfalte. Wir verstehen nicht leicht, daß das politische Talent eine von allen anderen menschlichen Gaben wesentlich verschiedene Kraft des Geistes ist. Wir fühlen uns erkältet vor dem Bilde eines Staatsmannes, dem die politische That der ganze Inhalt des Lebens, nicht blos, wie unserem Wilhelm Humboldt, ein Ringplatz war, darauf er die allseitige Ausbildung seiner schönen Seele bewähren konnte. Dem Staatsmanne winkt, derweil er schafft, jeder Glanz des Daseins; alle Leidenschaften des Tages folgen seinen Spuren, sein Name weicht nicht aus dem Munde der Menschen. Sobald er die Augen geschlossen hat, dauert nur ein schwaches Abbild seines Wesens, verblaßt und oft entstellt, in dem Gedächtniß der Nachwelt. Der Künstler geht im Leben als ein geringer Mann daher, mit bescheidenen Ehren begnügt; nach seinem Tode läßt er sein Eigenstes, sein Bestes zurück, er weilt leibhaftig unter den spätesten Geschlechtern, er redet zu ihnen, aus ihrer Seele heraus als ein Freund, ein Seher, ein Herzenskündiger. Wie viel tausendmal hat deutsche Gefühlsseligkeit diese Vergleichung ausgesponnen, um einen Sophokles glücklich zu preisen, einen Hannibal wohlwollend zu bemitleiden!

Es frommt nicht, solche Schwächen moderner Ueberbildung durch die Wiederbelebung altrömischer Rauheit zu bekämpfen. Jenem mann-

haften Adel Piemonts, der um das Dasein seines Volkes kämpfte, stand es wohl zu Gesicht, wenn Caesar Balbo jede Stunde seines gesegneten schriftstellerischen Schaffens für halbverloren, nur die Jahre seiner staatsmännischen und kriegerischen Thätigkeit für fruchtbar ansah, wenn Massimo d'Azeglio versicherte, ein mittelmäßiger Verwaltungsbeamter sei ein nützlicheres Mitglied des Gemeinwesens als der größte Maler. Die freiere Gesittung der Deutschen ist für dies Römerthum unzugänglich, sie verwirft die Frage des Plutarch: ob der Ruhm des Pheidias und Archilochos einen edelgeborenen Jüngling reizen könne? — mit vollem Rechte als eine Barbarei. Nur müssen wir lernen, auch den Helden des nach außen gerichteten Willens gerecht zu werden, und ablassen von den spielenden Versuchen das Unvergleichliche zu vergleichen, das Unwägbare zu wägen. Wir glauben alle an das tiefe Wort: „Genie ist Fleiß," wir wissen längst, daß jeder große Künstler, jeder der ein Meister ward, von einer unzähmbaren Macht des Willens durchglüht war wie nur der tapferste Kriegsmann. Warum sollen wir nicht auch die einfache Wahrheit bekennen: der große Staatsmann legt sich die Dinge dieser Welt mit ebenso ursprünglicher Kraft des Gedankens zurecht, wie ein Goethe oder Kant; er schaut auf die gemeine Lust und Noth des kleinen Menschenlebens ebenso vornehm von beherrschendem Gipfel herab wie der Dichter und der Denker. — In wenigen Geistern hat sich der Ideengehalt der neuesten Geschichte so treu und vollständig wiedergespiegelt, wie in dem Kopfe des Gründers der italienischen Einheit. Wer über Cavour urtheilt, der bekennt, wie er selber sich zu den großen Problemen der modernen Gesellschaft stelle. Die Gedanken, welche diesen Geist bewegten, lagen schon den Zeitgenossen offen vor; denn Cavour erscheint auch darum als ein rechter Sohn der neuen Zeit, weil er selbst seine Verschwörungen unter freiem Himmel trieb. Sein Bild unbefangen zu betrachten ist schon jetzt dem Fremden nicht unmöglich. Der Abstand der Zeit, dessen das historische Urtheil bedarf, wird aufgewogen durch den Reichthum der jüngsten Jahre. Durch gewaltige Umwälzungen ward seit Cavour's Hingang das alte Gleichgewicht der Mächte verschoben. Wir dürfen ruhig über den Todten sprechen, er rechnete mit anderen Größen als der Staatsmann von heute. —

Die Zeit ist nicht mehr, da in dem langen Wettkampfe der beiden Culturvölker Mitteleuropas um die Herstellung ihrer alten Größe Italien den Preis davonzutragen schien. Der ästhetische Reiz, der die

Massenbewegung der Italiener vor den Schlachten des deutschen Krieges auszeichnete, beginnt zu verblassen; die Gebrechen der vor der Zeit und mit fremder Hilfe errungenen Einheit Italiens liegen vor Aller Augen. Schon beneiden uns einzelne Stimmen jenseits der Alpen um unsere stätige und selbständige Entwickelung, und unter den Deutschen sind manche geneigt, allzuniedrig zu denken von jener gewaltigen sittlichen und politischen Arbeit, welche das letzte halbe Jahrhundert der italienischen Geschichte erfüllt. Aus den Wirren des napoleonischen Zeitalters war der Nation nichts geblieben als einige mächtig aufregende Erinnerungen. Sie hatte gesehen, wie ihr größter Sohn den Herrscherstab der Welt in Handen hielt, wie der heilige Name des Königreichs Italien wieder auferstand, wie ein modernes Gemeinwesen rüstig aufräumte unter der heillosen Erbschaft der alten Despotien, entfremdete Nachbarn als Bürger Eines Staates verband. Ueber dem Widerstreit der Gefühle, die solcher Zustand halber Fremdherrschaft erweckte, ward der große Augenblick versäumt, da Italien sein Schicksal selbst bestimmen konnte. Jetzt lag die Halbinsel waffenlos, willenlos zu den Füßen des Wiener Congresses, Italien ward wieder ein geographischer Begriff. Kalt und schnöde wies die englische Diplomatie die klagenden Patrioten zurecht: Europas Ruhe fordere die Zerstückelung des Landes. Eine Staatskunst der nackten Willkür stellte die fremdländischen Dynastien, doch nicht die nationalen Republiken des vergangenen Jahrhunderts wieder her, erhob Oesterreich zur herrschenden Macht der Halbinsel. Auch Venedig, das einst Bonaparte dem besiegten Oesterreich zugeworfen hatte, ward abermals dem Doppeladler preisgegeben und dergestalt eine Erinnerung erneuert, welche den Italienern jederzeit als die brennendste Schmach ihrer neuen Geschichte gegolten hat. Während nun das pfäffische Regiment der alten Zeit, gekräftigt durch die Machtmittel napoleonischer Bureaukratie und Polizei, an den Höfen sich wieder einnistete und in Lombardo-Venetien nach einigen Jahren der Milde der kaiserliche Stock, il **bastone tedesco**, die Herrschaft antrat, wucherte in dem unglücklichen Volke, dem eine Bühne für gesetzliches öffentliches Wirken versagt blieb, jede Art von politischer Verderbniß empor.

Einen wesentlichen Charakterzug des italienischen Staatslebens, zugleich einen schneidenden Gegensatz zu dem deutschen Wesen, bildet die Macht und Berechtigung der republikanischen Ueberlieferungen in diesem Lande der Städte. Wenn wir in der Kapelle von S. Lorenzo

zu Florenz jene wunderbaren Medicäergräber betrachten, die einst der harte Republikaner Michel Angelo widerwillig seinem heimischen Tyrannenhause errichtete, und darauf den Blick wenden nach der Ecke der Kapelle, wo eine grell bemalte Krone das abgeschmackte Grabmal des „besten Fürsten“ Ferdinand III. von Lothringen-Toscana deckt — dann empfindet auch der Deutsche mit Entrüstung, wie roh ein Barbarengeschlecht die Tempel eines hochgesitteten Volkes geschändet hat. Dann ahnen wir etwas von den Gefühlen, welche die Patrioten Italiens gegen ihre neuen Herrscherhäuser beseelten. Die Epoche der Monarchie war dem Italiener das Zeitalter der Fremdherrschaft und des Despotismus. Wie mochte diese öde Zeit des Schlummers sich vergleichen mit jenen Tagen republikanischer Herrlichkeit, da der Löwe des heiligen Marcus die Häfen des Morgenlandes beherrschte und das hochsinnige Künstlervolk von Florenz zu seinem Arnolfo sprach: „der Plan für unseren Dom soll groß sein wie die allergrößte Seele, wie die Herzen so vieler Bürger, die zu Einem Wollen vereinigt sind“ —? Tausendjährige Städte, einer stolzen Geschichte froh, umfaßten noch immer die größere Hälfte der Nation, beherrschten das flache Land mit ihrer Geldmacht, ihrer Bildung; keinem Volke fiel es schwerer zu begreifen, daß die moderne Welt der monarchischen Flächenstaaten nicht mehr Raum bietet für städtische Republiken.

Die Macht der republikanischen Erinnerungen, der Druck der fremden Gewalthaber, die verwahrloste politische Bildung einer Nation ohne Rednerbühne und Presse riefen einen verwegenen Radicalismus hervor, der nach der Weise unfreier Völker in Verschwörungen sich zusammenfand und bald die Gegner zwang, sich gleichfalls in Geheimbünde zu schaaren. Alle die häßlichen Züge, welche die arge Schule des spanischen Despotismus dem Charakter der Nation aufgeprägt, fanden in diesem Sektenwesen, den sotte, bereite Förderung: das Mißtrauen Aller gegen Alle, der Todhaß wieder die politischen Gegner, der aus den entsetzlichen Eiden der Carbonari wie der Sanfedisten so blutig hervorbricht, und vornehmlich jene Moral der Verzweiflung, welche, seit Machiavelli's Tagen auf diesem Boden heimisch, soeben in dem mannhaftesten Dichter des neuen Italiens, in Vittorio Alfieri, einen begeisterten Apostel gefunden hatte. Hundertmal war die Ohnmacht des Meuchelmordes durch gescheiterte Verschwörungen erhärtet, und hundertmal kehrten die Fanatiker zu dem Dolche als der letzten Zuflucht des Geknechteten zurück. Gewiß sprach Ugo Foscolo allen Denkenden

ein erlösendes Wort aus der Seele, da er ausrief: um Italien zu schaffen, müssen wir die Sekten vernichten! Und doch gebührt diesen Wahnwitzigen der Ruhm, daß sie zuerst den Gedanken der Einheit Italiens, roh und unklar genug, in weiteren Kreisen verbreiteten: schon die Carbonari träumten von einer Republik Ausonien, und noch bestimmter trat die Idee der Einheit in jenem Geheimbunde des „jungen Italiens" hervor, der in Mazzini sein sichtbares Oberhaupt verehrte.

Während dergestalt köstliche Jugendkräfte in dem schlechten Handwerke der Verschwörer vergeudet wurden, ergingen sich weichere Gemüther in unfruchtbaren sentimentalen Klagen über die Schande ihres Vaterlandes. Sie beweinten Italien in jenem elegischen Tone, den einst Felicaja anschlug, da er sein Land also anredete: „O wärst du stärker oder minder schön, daß du die Gier der Mächtigen nicht reiztest!" Wieder Anderen ward die große Vorzeit des Landes zum Fluche. Dies erstgeborene Volk des neuen Europas weiß nichts, will nichts wissen von der tiefen Kluft, welche die moderne Zeit von dem Alterthume trennt. Die Italiener führen unbefangen ihre Geschichte bis auf die römische Wölfin zurück, sie sehen in der Entwickelung der Jahrtausende immer dasselbe italienische Volksthum, das unheimischer Gewalten sich erwehrt, und reden über die Völkerwanderung noch mit dem gleichen naiven Erstaunen wie jener Machiavelli, der sich verwundert, warum der Po und der Gardasee ihren antiken Namen abgelegt und die Menschen heute Pier-Giovanni und Matteo, nicht mehr Cäsar und Pompejus heißen. Sie haben in ihrer schönsten Zeit den Geist des Alterthums wieder aufgeweckt und schauen auf die Völker des Nordens noch mit derselben Empfindung wie einst Cicero's Römer auf die Germanen. Die Größe der weltherrschenden Roma ist Italiens Größe. Während die Deutschen an ihrem Hermannsdenkmal bauten, schlug Niccolini seinen Landsleuten vor, nach der Vertreibung der Oesterreicher auf dem Gipfel der Alpen ein Riesenstandbild des Marius zu errichten, das Schwert drohend gen Norden erhoben, darunter die Inschrift: zurück ihr Barbaren! Wie schwer mußte die Nüchternheit des politischen Urtheils, die Klarheit der Selbsterkenntniß leiden, wenn in kleiner Zeit eine aufgebauschte Rhetorik mit majestätischen Erinnerungen prahlte und bei der Phrasenseligkeit der durch jesuitische Erziehung verflachten Hörer nur allzu willigen Glauben fand!

Italien lebte wie Deutschland ein übergeistiges Leben. Der Nordländer, der, begeistert von den Schilderungen der Kunsthistoriker, in

Italien den unverfälschten Adel der Renaissance zu finden hofft, entdeckt mit Ueberraschung, daß die meisten wälschen Städte auf den ersten Anblick den Charakter des Rococo zeigen. So massenhaft, so unablässig hat dies Künstlervolk gebaut, auch nachdem die Heroen seines Geistes dahingegangen. Doch wenn die Lust am Schauen und Bilden und am schönen Spiele niemals ausstarb, die schöpferische Kraft war tief gesunken. Die neue Wissenschaft der Italiener darf von sich rühmen, daß sie, mit Ausnahme der römischen Theologen, niemals den Mächten der Finsterniß, nie dem Despotismus gedient hat, aber sie konnte durch viele Jahre nur Weniges aufweisen, was sich den Werken deutscher Gelehrsamkeit vergleichen ließ. Die höheren Stände verkamen in überfeinerter geistiger Genußsucht, in schwächlichem Dilettantismus. Mit Ekel betrachteten ernste Patrioten, welche überschwänglichen Triumphe eine gewandte Ballerina oder Primadonna unter dieser entnervten Gesellschaft erringen konnte. „Italien erwacht," rief Azeglio jubelnd aus, als er endlich den Verfall der Kunst bemerkte und auf der Bühne zum ersten Male heulen hörte. Und wahrlich, sollte dies Volk gesunden, so mußte der ästhetische Müßiggang der Kenner und Dilettanten ausgetrieben werden durch die derbe hausbackene Prosa der stählenden wirthschaftlichen Arbeit. Als Richard Cobden mit einem italienischen Freunde von der Höhe des Monte Mario herniederschaute auf die majestätischen Trümmer des alten Roms, da sagte er kalt: „Alles das ist heute zu gar nichts mehr nutz" — und es lag ein tiefer Sinn in dem banausischen Worte des Manchestermannes. Die mächtige Entwickelung der modernen Volkswirthschaft war an der Halbinsel fast spurlos vorübergegangen. Der Bauer schaffte noch wie vor Alters mit bewunderungswürdigem Fleiß im Sonnenbrande der lombardischen Ebenen und der ligurischen Terrassen. Aber der Unternehmungsgeist der Reichen war gelähmt durch verkehrte Erziehung, durch die Sünden einer ungeheuerlichen Handelspolitik. Zolllinien, elende Straßen hemmten den Handel und Wandel, die Fremdherrschaft erschwerte grundsätzlich den Verkehr von Staat zu Staat. Niemand wagte ein weitaussehendes wirthschaftliches Unternehmen, weil Niemand Glauben hatte an die bestehende Ordnung, und in Europa ward das alte Märchen von der unverbesserlichen Faulheit der Italiener überall nachgesprochen.

Die hochbegabte Nation galt in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgerleben;

die deutschen Blätter vornehmlich versündigten sich schwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der österreichischen Presse nach. Tausende von Fremden durchstreiften alljährlich die Halbinsel, bildeten sich ihr Urtheil nach dem geschäftigen Völkchen der Facchini und Ciceroni, das sie feilschend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrten und Orangen, um auszuruhen von ihren schweren nordischen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunst zu bewundern. Für die fürchterliche Prosa der italienischen Gegenwart hatte Niemand ein Auge; höchstens die Bettler in ihren malerischen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage sang um die Niobe der Nationen, so hörte der Italiener aus diesen Klängen ein herablassendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Unter den verkommenen Staaten der Halbinsel mußte das Königreich Sardinien dem oberflächlich Hinschauenden als einer der kläglichsten erscheinen. Nur zu begreiflich, daß Platen's freier Geist bei kurzem Verweilen angeekelt ausrief:

> Unglückseliges Land, wo stets militär-jesuitisch
> Söldner und Pfaffen zumal saugten am Marke des Volks!

Fremd, wie durch ein Spiel des Zufalls zusammengewürfelt, standen die Provinzen des kleinen Staates neben einander. In den schönen Gartengeländen der Poebene, die der strahlende Ring der Schneeberge umschließt, wohnte das Mark des Reiches, ein derbes kernhaftes Bauernvolk, ein Mischvolk in tausend Schicksalsstürmen erprobt, der malo assuetus Ligur der Römer. Daneben, durch die Alpen, durch Sprache und Sitten geschieden, das Stammland des Königshauses, das arme Bergland Savoyen, wo eine rührige demokratische Partei die Wiedervereinigung mit dem freien Frankreich ersehnte, und das halbfranzösische Nizza. Als ein erstorbenes Glied hing am Leibe des Staats die Insel Sardinien, eine schlechthin barbarische Welt, von dem Clerus und mächtigen zumeist spanischen Adelsgeschlechtern beherrscht; ihr Volk in Schmutz und Fieberluft verkommen, zu allen Werken der Cultur, oft sogar zum Soldatendienste unfähig. Der Wiener Congreß fügte noch die Häfen und Felsterrassen des Genueser Küstensaumes hinzu. Hier lag nach den wüthenden Parteikämpfen einer wirrenreichen republikanischen Geschichte der Radicalismus gleichsam in der Luft. Der Stolz des Genuesen begriff nicht, wie Genova

la superba dem kargen Turin gehorchen solle; nur mit Widerstreben betrat der Seemann die Kasernen der Piemontesen.

Ueber dies bunte Ländergemisch brachen bei der Heimkehr Victor Emanuel's I. jene tollen Saturnalien der Restauration herein, die nur in Kurhessen und Hannover ihres Gleichen fanden. Jede Spur der Herrschaft der Franzosen mußte verschwinden. Selbst die schöne Pobrücke von Turin, ein Werk Napoleon's, sollte zerstört werden, bis sich der Stadtrath von Turin erbot eine Votivkirche an den Ausgang der Brücke zu bauen. Die Sorge für den Clerus ging Allem vor in diesem „Paradiese der Priester". Nicht umsonst nannte sich noch Karl Albert in seinem Civilgesetzbuch den Beschützer der Kirche; der Staat lieh den geistlichen Gerichten seinen Arm, führte als Frohnvogt ihre Urtheilssprüche aus. Mehr als 100 Millionen Lire wendete das hergestellte Königthum in einem Vierteljahrhundert auf, um die Geistlichkeit mit liegenden Gründen auszustatten. Gotteslästerung und Kirchenschändung, auch die unfreiwillige Verletzung der Ehrfurcht gegen das Allerheiligste, ward mit dem Tode bestraft. Wer dem Kirchenbanne verfiel, hatte sein Amt verwirkt. Ueber die Ehen entschieden die geistlichen Gerichte allein, dergestalt, daß eine Ehe nach jahrelangem Bestande wieder aufgelöst werden mußte, sobald sich eine kirchenrechtswidrige Verwandtschaft der Gatten herausstellte. Die Juden lebten in ihren **ghetti** eingesperrt, der Protestant durfte vor Gericht kein Zeugniß ablegen wider einen Katholiken — und dies in einem Staate, der allein auf der Halbinsel eine namhafte protestantische Bevölkerung, in seiner Waldenserhauptstadt Torre ein kleines italienisches Genf besaß. Eine zwiefache Censur, eine geistliche und eine weltliche, behütete die Presse so sorgsam, daß nicht einmal das Wort „Verfassung" in einem piemontesischen Buche erscheinen durfte. Unter der Führung sanfter Abbati zog alltäglich das Cadettencorps sittsam durch die Straßen von Turin.

Wie die Geister durch die Kirche, so ward die Staatsverwaltung durch ein überzahlreiches vielgeschäftiges Beamtenthum geleitet. Die schwachen Gemeinden, darunter nur wenige sich mit den stolzen Communen Mittelitaliens messen konnten, fügten sich leicht den schleppenden Geschäftsformen einer halb-militärischen Centralisation. Der Kriegsminister war zugleich das Haupt des Polizeiwesens; die Commandanten der Provinzen und der Städte besorgten gemeinsam mit den bürgerlichen Beamten die Verwaltung der Sicherheitspolizei. Das ge-

sammte geistige Leben des Staates sollte seinen Brennpunkt finden in der Hauptstadt, wo fast alle Bildungsanstalten vereinigt waren; und wie leer, wie nichtig erschien dies Darmstadt Italiens mit seinen geraden reizlosen Straßen, das fast allein durch die Bogengänge seiner Postraße an die Schönheit südlichen Lebens erinnert, neben der Kunstherrlichkeit, der bewegten Geselligkeit von Mailand und Florenz! Ueber der Universität stand, seit der Aufstand von 1821 die Krone zu schärferem Anziehen der Zügel bewogen hatte, meisternd und spürend die Aufsichtsbehörde der Riforma. Die königliche Bibliothek hielt das Gift der Aufklärung wohlverschlossen in ihren Schränken; selbst Gibbon und Montesquieu wurden vor dem März 1848 nicht ausgeliehen. Eine spanische Etikette beherrschte den Hof, sie bestimmte sorgsam, wer der Königin aus dem Wagen helfen dürfe, und erregte sogar den Spott des Erzherzogs Stephan. Und wie zähe die Lehren de Maistre's, die Ideen der katholischen Monarchie von dem Hofadel festgehalten wurden, das bezeugt uns noch ein aus diesen Kreisen entsprungener Nekrolog auf Karl Albert: da werden die Zeiten Philipp's II. und Ludwig's XIV. kurzab als die Glanztage der modernen Gesittung geschildert; denn der freche Menschengeist bedarf eines festen Zaumes, um seine volle Schöpferkraft zu entfalten. Auch die Volkswirthschaft kränkelte. Nur der Ackerbau gedieh unter den fleißigen Reisbauern der Lomellina, aber Genuas Schiffahrt hob sich nur langsam, und der Gewerbfleiß wollte trotz der Schutzzölle so wenig gedeihen, daß selbst die gröbsten Baumwollenzeuge vom Auslande eingeführt werden mußten. Der Ertrag des Flachsbaues von Savoyen wanderte nach Frankreich, weil man ihn daheim nicht zu verarbeiten verstand. —

Und doch wußte Fürst Metternich wohl, was er sagte, als er zur Zeit der Julirevolution dem französischen Gesandten zurief: „Piemont ist für uns die ganze italienische Frage". Dieser Staat allein hatte sich, umringt von erschlafften und geknechteten Nachbarn, zwei unschätzbare politische Güter bewahrt: ein tapferes Heer und ein nationales Königthum. Wenn unsere Friedensapostel in ihrer altklugen Selbstgefälligkeit noch fähig wären von der Geschichte zu lernen: aus den Schicksalen Preußens und Piemonts müßten sie die Erkenntniß schöpfen, daß der Krieg ein Jungbrunnen ist für die sittliche Kraft der Völker. Italiens Unheil war der faule, würdelose Friede, die lange Entwöhnung der Nation von dem edlen Handwerk der Waffen. Auch Piemont hatte Zeiten gesehen, da sein Volk mit angesteckt war von der

friedensseligen Erschlaffung der Italiener, da das Volkslied spottete: **Piemontese e Montferrin, pan e vin e tambourin!** Aber schon Emanuel Philibert rühmte sich, daß er so viel Soldaten habe als Unterthanen, und seitdem war in dem tapferen Stamme die erste der bürgerlichen Tugenden, die Grundlage aller anderen, die kriegerische Tüchtigkeit, nicht wieder untergegangen. An dem Schmettern der savoyischen Trompete erfreute sich in den Tagen Karl Emanuel's Jeder, der ein Mann war unter den Italienern; hier blieb noch eine Scholle italischen Landes, die sich nicht knechtisch den Winken des Hofes von Madrid unterwarf. Piemont allein hatte den Heeren der französischen Revolution zu trotzen gewagt, sieben Jahre lang ausgedauert in dem ungleichen Kampfe. Jetzt war die kleine Armee neu gegründet, die freilich mehr als ein Drittel der Staatseinnahmen verschlang und von den österreichischen Nachbarn wegen der Ueberzahl ihrer Marschälle und Generale verspottet ward — immerhin eine tüchtige Truppe, deren Offiziere auch auf der hohen Schule ihrer Feinde, auf den Feldübungen Radetzky's um Verona, zu lernen wußten, und, was mehr bedeutet, ein nationales Heer, beseelt von den Ueberlieferungen echten kriegerischen Ruhmes, gleich weit entfernt von der Lanzknechtsroheit der bourbonischen Söldner, wie von der feigen Erbärmlichkeit der Schlüsselsoldaten, treu ergeben dem angestammten Herrscherhause.

Nur dieser Winkel Italiens kannte den Segen der Monarchie. Ein hochstrebendes Fürstengeschlecht hatte hier, eingepreßt zwischen übermächtigen begehrlichen Reichen, die Jahrhunderte hindurch das Grenzland vertheidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künste einer verschlagenen Diplomatie — wie jener Eisenkopf Emanuel Philibert, der, ein Friedensstifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Rosse sitzt und sein siegreiches Schwert in die Scheide steckt. Unberechenbar treulos gegen die bösen Nachbarn standen die Grafen von Savoyen fest zu ihrem Volke als sorgsame Herren. Sparsame Wirthe, streng gegen sich und ihr Haus, nüchterne Geschäftsleute, die der Zauber der Kunst kaum je berührte, bewahrten sie, während das Schicksal in wunderlicher Laune den kleinen Staat auf und niederschleuderte, unentwegt ihren dynastischen Stolz, ihr monarchisches Pflichtgefühl. Es giebt Staaten, die das Gesetz ihres Lebens nicht durch eine geographische Nothwendigkeit, sondern durch den freien Entschluß ihrer Leiter empfangen. Wir sehen sie oft gleich einem Menschen zögernd und wählend am Scheidewege stehen, und was sie

erringen ist ihr eigenstes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menschenwillens, liegt der tiefe Grund der oft geschilderten Verwandtschaft zwischen Preußen und Piemont. Rittlings auf den Alpen sitzend, fand der kleine Staat das Recht seines Daseins vorerst nur in der Eifersucht der Nachbarmächte; es währte lange, bis er sich selber ein festes Ziel seines Wirkens gab. Nachdem das Grafenhaus von Maurienne den Titel des Markgrafen von Italien annahm, vergingen acht Jahrhunderte, bis die Markgrafen zu Königen von Italien wurden. Viel Blut und Arbeit ward vergeudet an den unmöglichen Versuch, die Herrschaft Savoyens zugleich über Norditalien und über die französisch-schweizerischen Nachbargebiete auszudehnen; noch am Hofe Karl Albert's tauchte einmal der Plan das Wallis zu erobern auf als ein letzter Nachklang der alten burgundischen Politik des Hauses.

Seit Emanuel Philibert die Penaten dieses frommen Hofes, das heilige Schweißtuch, von Chambery über die Alpen nach der Kathedrale von Turin führte, tritt die Richtung auf Italien immer bestimmter, zuletzt als der leitende Gedanke des Hauses Savoyen hervor. Das Stammland sinkt zu einem Nebenlande der Poebene herab. Es gilt jetzt eine selbständige subalpinische Macht zwischen die Reiche der Habsburger und der Bourbonen zu schieben und zunächst die Lombardei wie eine Artischocke blattweis zu verspeisen. Im achtzehnten Jahrhundert verzehrte man das erste Blatt — die Lomellina, das lombardische Land am rechten Ufer des Tessin. Das alte Mißtrauen gegen die Nachbarmacht im Osten ward sehr bald zur unversöhnlichen Feindschaft, nachdem die herrschende Position in Oberitalien, das mailändische Gebiet, von Spanien an Oesterreich gekommen war. Der blaue Rock und die harte Mannszucht der Preußen — im Pothal wohlbekannt, seit die Grenadiere des alten Dessauers die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden seit den Tagen des großen Friedrich's in dem Heere der Piemontesen heimisch, und bald stachelte die Dynastie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen solle. Als Friedrich zum ersten Male versuchte, die beiden natürlichen Gegner des alten Oesterreichs durch ein Bündniß gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille; mit Freuden begrüßten die Staatsmänner Piemonts den deutschen Fürstenbund des großen Königs als einen „Schutzgott für die italienischen Staaten.“ Auch der Wiener Hof hatte seines Hasses gegen den händelsüchtigen Kleinstaat kein Hehl.

Derweil die austro-sardischen Heere gemeinsam gegen die Schaaren der Revolution kämpften, hegte man in Wien die Absicht, die Festungen des Verbündeten zu überrumpeln, seine Truppen den kaiserlichen Regimentern einzuverleiben — ein boshaftes Ränkespiel, das dem größten politischen Kopfe des Turiner Hofes, dem Grafen de Maistre, unvergessen blieb.

Der Wiener Congreß bereitete hier wie in Deutschland dem Nebenbuhler Oesterreichs eine unhaltbare, schwer gefährdete Stellung. Piemont ward freilich durch die Erwerbung Liguriens eine Seemacht, und dergestalt, wie der Argwohn des particularistischen Genuesen Brignole-Sala augenblicklich errieth, von Neuem bestärkt in seinen ehrgeizigen Plänen. Aber wie mochte man hoffen, die feindselige neue Provinz mit dem kleinen Kernlande zu verschmelzen? und wie frei aufathmen in dieser furchtbaren Pressung, umklammert von den Vasallenstaaten des Wiener Hofes und von dem österreichischen Gebiete, das jetzt vom Tessin bis zur türkischen Grenze reichte? So hatte einst Preußen neben dem Rheinbunde gestanden. Auf eine friedliche Aenderung der unleidlichen Lage war nicht zu hoffen. Wenn das Geschlecht der Bourbonen in Parma ausstarb und das Herzogthum Piacenza kraft alter Erbverträge an Sardinien kam, dann sollte die Festung Piacenza, der große die Ostgrenze Piemonts beherrschende und jetzt schon mit kaiserlichen Truppen besetzte Waffenplatz, ganz an Oesterreich fallen. Unablässig bestürmten die gewandten Diplomaten aus der Schule de Maistre's, die Aglié und Brusasco, die großen Mächte mit ihren Klagen; es gelang, den alten Gönner der Kleinstaaten Italiens, Rußland, zu überreden und mit seiner Hilfe die nächste Gefahr, die Bildung eines italienischen Bundes unter Oesterreichs Führung, abzuwenden. In den Tagen der heiligen Allianz erschien Piemont als der besorgte Anwalt der kleinen Staaten; man faßte sogar den phantastischen Gedanken, alle Mittelstaaten Europas von der Nordsee bis zum ligurischen Meere durch ein großes Bündniß zu sichern. Nach der Revolution von 1821 erlahmte die Turiner Politik. Aber selbst der träge Karl Felix dachte zu stolz, um theilzunehmen an den Huldigungen, welche die italienischen Satrapen dem Kaiser Franz bereiteten, und in Wien wollte man nie ein herzhaftes Zutrauen fassen zu diesem Geschlechte, das freilich mit dem Kaiserhause eng verschwägert, aber — die einzige italienische Dynastie der Halbinsel und seit dem Untergange der Republik Venedig der einzige Vertreter einer nationalen Staatskunst war.

Während dergestalt der Staat langsam in das italische Land hineinwuchs, begann in seinem Volke noch langsamer und folgenreicher eine Wandlung der Geister, sie hebt an mit dem großen Namen Vittorio Alfieri. Mit der Kraft und Kühnheit seiner schweren piemontesischen Natur hat dieser Dichter des Willens zuerst unter den neueren Italienern den Gedanken der Einheit Italiens aufgegriffen; er macht Ernst mit dem Traume, arbeitet daran sein Piemontesenthum abzulegen (spiemontizzarsi), er wirft den rauhen Dialekt seiner Heimath hinweg, lernt die schöne Sprache von Toscana, wird ein Italiener schlechtweg. Einsam unter den Zeitgenossen, klagt er oft: bin ich allein von Stahl und die Italiener von weichem Thone? Nach seinem Tode begann sein Beispiel Früchte zu tragen. In stiller Arbeit, mit hellem Bewußtsein sind die Piemontesen zu Italienern, mit den fremden Gütern der alten nationalen Bildung vertraut geworden. Das verspottete Böotien Italiens, dessen Volksmasse noch lange die Lombarden als „Italiener", als eine fremde Nation mißtrauisch betrachtete, ward endlich in den vierziger Jahren einer der Mittelpunkte der geistigen Bewegung der Halbinsel, schenkte der Nation in Gioberti und Balbo, Azeglio und Durando ihre besten politischen Schriftsteller. Von hier, aus Caesar Balbo's Mund, erklang das erweckende Wort: die Unabhängigkeit ist für ein Volk was die Schamhaftigkeit für ein Weib. Und eher nicht hat Italiens politische Arbeit Kraft und Stätigkeit und Haltung gewonnen, als bis sie von den zuchtlosen Stämmen des Südens hinüberdrang in das strenggeschulte Volk von Piemont.

Nur langsam konnte diese Entwicklung sich vollziehen; der herrschende Stand von Piemont, der Adel, stand ihr lange fern. Die Söhne dieser stolzen und zumeist armen Geschlechter verbrachten ihre jungen Tage am Hofe, im Heere, in den Aemtern und schlossen ihr Leben mit einem patriarchalischen Regimente auf ihren Gütern. Es war eine enge Welt von unbeschreiblicher Armseligkeit der Bildung, eine Hölle für jeden freien Geist, unerträglich selbst für den milden und bequemen Sinn Massimo d'Azeglio's. Der „Cavajer" sprach französisch oder am liebsten den rohen Dialekt des Landes, fast niemals italienisch; er lebte und webte in den Leiden und Freuden der Vetterschaft, ehrte die Kirche und den König, sah auf den „Bourgeois" mit einem Junkerstolz hernieder, den die Patricier von Mailand und Bologna nicht kannten. Nicht der Schimmer einer Idee drang in diese harten Köpfe. „Es giebt nur zwei wahre Freuden auf Erden, die Liebe und den Krieg" — sagte

Caesar Balbo diesem Adel aus der Seele. Aber wie aus Azeglio's goldenem Buche i miei ricordi durch allen Spott hindurch immer wieder die Liebe zu den Standesgenossen hervorbricht, so darf auch das historische Urtheil den sittlichen Kern dieser Aristokratie hinter der widerwärtigen, oft lächerlichen Hülle nicht verkennen. Dieser Stand war der einzige politische Adel, den Italien noch besaß. Er hatte ein Vaterland, er arbeitete für den Staat, er war hundertmal für sein Königshaus in die Schlacht gezogen. Welch ein Abstand von Rom, wo der Adel in geilem Prasserleben verkam, wo ein Schweif von amanti, patiti und galanti jeder gefeierten Schönheit nachzog, wo Schmarotzer und Improvisatoren sich schmeichelnd an die üppigen Tafeln der Vornehmen drängten, wo das System des galanten Müßiggangs sich zu einer wohlgegliederten Hierarchie ausgebildet hatte! In dem derberen und gesunderen Leben der Aristokratie von Piemont erwuchsen Charaktere wie der Vater Azeglio's, der strenge makellose Mann, der um seines Königs willen das Brot der Verbannung gegessen hatte und dann jahrelang ohne Klagen als ein treuer Unterthan die unverdiente Ungnade desselben Königs ertrug. Die alten Herren, die selber für die blaue Kokarde und das Kreuz von Savoyen gekämpft und geduldet, sie sollten dereinst, auf des Königs Ruf, willig ihre Söhne unter die gehaßten dreifarbigen Fahnen stellen und mit der Fassung spartanischer Bürger ertragen, daß das alte Piemont für das neue Italien blutete.

In diesem Geiste der Pflichttreue und des patriotischen Stolzes lag die Gewißheit der Heilung für die Gebrechen des Staates. Die Krone hatte bei all ihrer Frömmigkeit niemals einen Uebergriff des römischen Stuhles geduldet, der Adel bei all seinem Hochmuthe nie gepraßt von dem Schweiße des Volkes. Die Verwaltung arbeitete so langsam und pedantisch, daß man die affari interni spottend affari eterni nannte, doch sie bewährte eine in Italien unerhörte Redlichkeit. Der Staatshaushalt war so wohl in Ordnung, daß die Regierung vor der Revolution von 1848 hoffen konnte, den Eisenbahnbau zwischen Turin und Genua — die großen Brücken über den Po und Tanaro, den weiten Tunnelweg durch die Pässe der Bocchetta — ohne eine Anleihe, allein aus den baaren Mitteln des Staates zu vollenden. Das Volk des oberen Pothals glaubte an sich und an seinen Staat, stand neben den höher gebildeten Nachbarn mit einem Selbstgefühl, das diesen unbegreiflich schien. Schon Napoleon fand, hier sei gar kein Stoff für eine Revolution; und noch in unseren Tagen gelangten mißgünstige

Fremde, wie Graf Rayneval, wenn sie die strengen monarchischen und militärischen Ueberlieferungen der Piemontesen mit der Schlaffheit und dem verworrenen Radicalismus der übrigen Italiener verglichen, zu dem voreiligen Schlusse, dies kräftige Sonderleben gehöre nicht zu Italien. Wie einst in den Wettkämpfen von Sparta und Athen, von Rom und Griechenland, von Venedig und Florenz, so sollte auch in Italiens neuester Geschichte sich bewähren, daß in den großen Entscheidungsstunden des Völkerlebens nicht das Genie den Preis davonträgt, auch nicht die Tugend, sondern der Charakter. Nur von diesem Gemeinwesen — dem einzigen, das ein Staat war — konnte Italiens Rettung ausgehen, und der Mann, der das adliche Piemont in die steilen Bahnen revolutionärer Staatskunst hineinreißen wollte, mußte selber ein Aristokrat sein.

In solchen Umgebungen ist Camillo Cavour aufgewachsen. Das alte Haus Benso aus Chieri führte seinen Grafentitel von dem Städtchen Cavour, dessen Name in der Geschichte Piemonts einen guten Klang hat; denn von hier erließ einst Emanuel Philibert das Toleranzedict für seine Waldenser. Von den protestantischen Erinnerungen, welche der Name erweckt, war indeß in der Haltung der Familie nichts zu spüren; die Grafen standen allesammt fest zu dem Throne und der römischen Kirche, rühmten sich ihrer Verwandtschaft mit dem heiligen Franz von Sales. Nur einmal, in der napoleonischen Epoche, hielt die royalistische Gesinnung des Hauses nicht Stand; Camillo's Vater trat in den Hofstaat des Fürsten Borghese, der als Vertreter seines Schwagers Napoleon in Turin Hof hielt. Die Gemahlin des Fürsten hob den kleinen Camillo aus der Taufe, der am 10. August 1810 als französischer Unterthan geboren war. Nach der Rückkehr des Königshauses suchte der alte Graf durch den Eifer seiner royalistischen Ergebenheit den Fehltritt zu sühnen; er wurde späterhin Vicar von Turin, das will sagen: zweiter Polizeiminister des Königreichs, spürte fleißig den Umtrieben der Demagogen nach. In seinem Palaste verkehrten täglich der österreichische Gesandte und die Führer der klerikalen Partei, der Cattolica. Für Cavour, wie für die meisten ungewöhnlichen Männer, ist das Vorbild der Mutter bedeutsamer geworden als der Einfluß des Vaters. Durch die geistreiche Frau, eine Genferin

aus dem Hause Sellon, und ihre protestantischen schweizer Verwandten drangen einzelne moderne freie Ideen in das ehrenfeste Grafenhaus. Der strenge Sinn des Vaters und der frühreife freie Geist des Sohnes sind wohl oft heftig an einander gerathen; so schwer waren diese häuslichen Kämpfe doch nicht, daß sie den leichten frohen Muth des jungen Grafen verdüstert hätten. Er lernte im Verkehr mit andersdenkenden Verwandten früh, was vollständig nur die persönliche Erfahrung lehrt, die Gewohnheit der Duldung. Die Erbsünde des gemäßigten Liberalismus, die doctrinäre Rechthaberei, blieb ihm fremd; mit seinem strengkatholischen älteren Bruder Gustav stand er sein Lebtag in herzlichem brüderlichem Verkehr.

Der Knabe trat nach adlicher Sitte in die Militärakademie; hier ward ihm als einem vornehmen Herrn die Auszeichnung, daß er als Page bei dem Prinzen von Carignan Dienst leisten sollte. Aber seinem Stolze, seiner unbändigen Lebhaftigkeit war der Zwang der Etikette unleidlich, er zog sich die Ungnade seines Prinzen zu, der über den Formen höfischer Sitte mit feierlicher Strenge wachte, und wurde endlich vom Hofe weggewiesen. So war der Grund gelegt zu jener tiefen Abneigung, welche König Karl Albert und der mächtige Minister seines Sohnes einander immer bewahrt haben. Auch in der Armee war seines Bleibens nicht; ein unvorsichtiges Wort der Freude über die Julirevolution zeigte den jungen Ingenieurleutnant als einen unruhigen Kopf, brachte ihm eine Strafversetzung in die Berge Savoyens. Nun nimmt er seinen Abschied, wirft sich auf die Landwirthschaft mit einer bürgerlichen Arbeitsfrische, die seine steifen Standesgenossen erschreckt. Er ist früh mit sich im Reinen, nach der Weise thatkräftiger Naturen, und wie glücklich, wie harmonisch erscheint er in seiner Einseitigkeit — einer jener seltenen Menschen, die nichts wollen, was sie nicht können. Ein mathematischer Kopf, militärisch gebildet, hat er die alten Sprachen nie verstanden, die Gedichte Dante's und Ariosto's nie gelesen; die Fragen der Politik erschienen ihm wie Probleme der Integralrechnung. Während Gioberti seine Landsleute ermahnte, durch andächtige Versenkung in das classische Alterthum zum Bewußtsein ihres Volksthums, zur **italianità** sich hindurchzuarbeiten, stand dieser Mann mit jeder Kraft seines Geistes in der modernen Welt, ganz der Gegenwart und einer großen Zukunft zugewendet. Er kannte die gesunde Prosa seiner Natur, lachte gern über die Armuth seiner Phantasie, meinte späterhin, er könne leichter die Einheit Italiens zu Stande bringen als ein Sonett.

Und weil er sich selber von Grund aus kennt, weil kein Trieb seiner Seele dem anderen widerspricht, darum redet aus jedem seiner Worte jene Heiterkeit im Verstande, welche das Kennzeichen harmonischer und reicher Begabung ist. Das Grübeln über Ich und Nichtich überließ er lachend seinem Bruder, und die schwermüthigen Verse, die sein träumerischer Freund Pietro di Santa Rosa ihm zusang: „gemeinsam zu klagen, Camillo, sei jetzt der Trost für die niedergeschlagene Seele," paßten wenig für seine frische Lebenslust.

Diese goldene Laune, diese derbe Natürlichkeit machen das Bild des Mannes uns modernen Menschen rasch vertraut; denn keine Epoche der Geschichte hat auf den fröhlichen Lebenshumor, auf die kurz angebundene Einfachheit größeren Werth gelegt als die Gegenwart, die mit Bewußtsein aus einer Zeit sentimentaler Ueberschwänglichkeit herauswächst. Sah man den untersetzten lebhaften Mann mit dem behaglichen Lächeln auf dem breiten Gesichte, wie er sich in den Sessel warf, beide Hände in den Hosentaschen, die Beine fast nach Türkenart verschränkt, und unter schmetterndem Gelächter übermüthige Witze herausplauderte; beobachtete man diese lockeren Junggesellensitten, die Lust am hohen Spiele und die galanten Abenteuer, die noch in späten Jahren, wenn ein Redner leise darauf anspielte, die Heiterkeit des Parlamentes erregten — so wähnte man leicht, nur einen glänzenden Lebemann vor sich zu haben. Nichts von der Kälte, der zugeknöpften Behutsamkeit des Piemontesen; niemals lernte Cavour jene Feierlichkeit der Amtsmiene, die seine Landsleute, mit einem ihren spanischen Herren entlehnten Worte, sussiego nennen. Er liebte noch als Minister im Kreise der Freunde das Pathos seiner Gegner durch groteske Gebärden nachzuahmen, durch neckische Schelmenstreiche die Genossen in Athem zu halten, und ist oft, wenn er eine Depesche geschrieben, pfeifend und die Hände reibend im Zimmer umhergelaufen wie ein Schulbube, der sein Pensum glücklich abgethan. Und welche Meisterschaft der Menschenkenntniß und Menschenbehandlung offenbarte sich doch in dieser bestrickenden Liebenswürdigkeit, die sich nie langweilte, Jedem etwas zu sein und bei Jedem da anzuklopfen verstand, wo auch aus der trockensten Seele ein Quell springt! Auch seine gesprächige Offenherzigkeit, die doch kein Wort zu viel sagte, erwies sich bald als eine furchtbare Waffe gegen die gemeine Mittelmäßigkeit der Diplomatie, welche solcher Keckheit ungewohnt hinter jedem Worte eine Falle fürchtet. Wie rasch und sicher faßt der Mann, der so übermüthig mit dem

Leben spielt, sich alsbald zusammen im Bewußtsein seines Werthes, sobald ein bedeutender Gegenstand ihn erregt: dann lagert sich ein tiefer Ernst über die breite Stirn, die Klarheit eines mächtigen Verstandes redet aus den stechenden, tiefliegenden Augen, er wird nicht müde zu fragen und zu forschen, entfaltet im leichten Gespräche eine Fülle selbständiger Gedanken, ein erstaunliches Wissen. Denn bis zu den Romanen englischer Blaustrümpfe herab las er Alles, was seinem Kopfe einen thatsächlichen Stoff bot; auch die Kunst, auch die alte Geschichte lernte er kennen, nicht als ein Gelehrter, sondern als ein Mann der That, der das Treiben der Menschen übersehen und beherrschen will.

Sein bestes Wissen dankte er dem Leben; auch an ihm bewährte sich die alte Erfahrung, daß der Realismus des Heerwesens und der Landwirthschaft die beste Vorschule für den Staatsmann bildet. Glücklicher als in dem schönen Parke des Familiengutes Santena, wo heute seine Leiche ruht, ward diesem Arbeitsmanne zu Muthe in der weiten baumlosen Ebene, wo sein neuerworbenes Landgut Leri lag. Dort in den feuchten Reisfeldern, unter fleißigen Tagelöhnern und stattlichen Heerden schaltete er als Meister; da wurden neue Untergrundpflüge versucht und Riesenspargel gepflanzt, ganze Schiffsladungen voll Guano aus England verschrieben — denn „ich kann nichts halb thun" — und der mäßig bemittelte jüngere Sohn des Grafenhauses ward durch eigene Arbeit Millionär. Bald hatte er seine Hand in allen den industriellen Unternehmungen, welche sich in jenen schläfrigen Tagen hervorwagten, errichtete Zuckersiedereien und Düngerfabriken, ward ein Mitgründer der Bank von Turin, der Paketbootfahrt auf dem Langensee und verdiente sich abermals das Mißtrauen der Regierung. Man ahnte in Turin dunkel die Verwandtschaft des neuen Großgewerbes mit dem Liberalismus.

In der That, nicht als eine Kunst reich zu werden erschien dem Grafen die Volkswirthschaftslehre, obwohl er willig zugab, daß sie nur die jüngere Schwester der moralischen Wissenschaften sei. Er erkannte, welchen Schatz von psychologischem Tiefsinn und werkthätiger Menschenliebe ihre trockenen Sätze bergen, und wünschte die einseitig literarisch-philologische Erziehung der Italiener durch eine tüchtige technische Bildung zu ergänzen. Cavour hatte mit eisernem Fleiße die gesammte Literatur der Nationalökonomie sich zu eigen gemacht; diese Studien blieben sein Liebling; statistische Berichte und technologische Abhandlungen bedeckten noch in seiner Todesstunde seinen Schreibtisch. Er

ward ein begeisterter Freihändler, weil er ein Staatsmann war, weil er in der Entfesselung der Arbeitskräfte die Voraussetzung der politischen Freiheit sah. Das sociale Leben galt ihm so sehr als die Grundlage aller Politik, daß er später dem russischen Gesandten sagen konnte: „der communistische Gemeindebesitz Eurer Bauern ist uns gefährlicher als alle Eure Heere." Er begünstigte die Kleinwirthschaft freier Bauern als ein sittliches Gegengewicht gegen die einseitige Ausbildung des städtischen Lebens in Italien. Sein vornehmer Sinn, der die Dinge im Großen überschaute, hatte nur ein Lächeln für jene subalternen Praktiker, welche, auf örtliche, zufällige Erfahrungen sich berufend, die Theorie für eine Feindin der Praxis erklären. Ihm ist kein Zweifel, daß jede richtig gedachte Theorie in der Anwendung unfehlbar die Probe halten müsse, er redet mit Zuversicht von der „unbesiegbaren Macht der Wahrheit." Ihn durchglüht der frohe Optimismus der Thatkraft, alle seine Fehler sind Fehler der Kühnheit. Und was die Macht des Glaubens auch im Staatsleben bedeutet, wie überlegen in den großen Tagen der Völker die Männer auftreten, welche zu glauben vermögen an sich und ihre Sache, das sollte eine nahe Zukunft in Deutschland und Italien abermals erhärten.

Als das höchste Ziel von Cavour's politischen Gedanken erscheint schon früh die Befreiung Italiens. Er besaß das historische Gefühl der Aristokratie, fühlte sich und sein Haus fest verwachsen mit dem Staate Piemont — ein Vorzug des Adels, der von den italienischen Demokraten williger anerkannt wird als von den deutschen. Von blondem Haar und heller Haut, wie die meisten seiner Stammesgenossen, hatte er in seinem Aeußern nur das Feuer des Auges mit dem ungemischten italischen Blute gemein; er sprach mit Vorliebe französisch, sein Italienisch wollte dem reizbaren Ohre der Männer von Toscana nie ganz gefallen. Wie war er stolz auf dies Grenzvolk, das an den Vorzügen der Germanen und der Romanen zugleich Antheil habe; seine ernste und schmucklose Vaterstadt behagte ihm besser als das ewige Rom, das er nie betreten mochte. Er lebte in den großen Erinnerungen des Hauses Savoyen, schwärmte für die rücksichtslose Thatkraft des ersten Karl Emanuel, den er gern neben Friedrich und Napoleon stellte, und nannte selbst Karl Emanuel III., der dem Fremden wenig bedeutend erscheint, einen großen König, in dankbarer Erinnerung an die wirthschaftlichen Reformen des aufgeklärten Despoten. Schon seine ersten Schriften preisen „die glorreiche Politik, welche die savoyische

Dynastie zur ersten in Italien gemacht hat und sie in Zukunft zu noch höheren Geschicken erheben wird." So fallen ihm der Stolz des Piemontesen und die Hoffnung des Italieners in Eines zusammen; auch er nimmt Theil an der stillen Umbildung seines Stammes, wird mit hellem Bewußtsein ein Italiener. Hart lastet auf ihm der Gedanke, daß seine Nation die letzte sein soll unter den großen Culturvölkern. „Sagen Sie Ihren Landsleuten," schreibt er in seinem neunzehnten Jahre flehend an einen englischen Freund, „daß die Italiener der Freiheit nicht unwürdig sind." Die Schaaren kunstsinniger Fremder sind seinem nationalen Stolze peinlich; dann erst sollen sie ihm willkommen werden, „wenn wir gelernt haben die Fremden auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu behandeln." Seine Hoffnung bleibt „die Vertreibung der Barbaren", und sei es auch mit Frankreichs Hilfe. „Ach, ruft er im Jahre 1832, wenn Frankreich im vergangenen Jahre das Schwert gezogen hätte!"

Auf Augenblicke regt sich ihm wohl das dämonische Ahnungsvermögen des Genius. „Ich habe einen ungeheuren Ehrgeiz", gesteht er nach seiner Entlassung aus der Armee. „Glauben Sie mir, ich werde meinen Weg machen. In meinen Träumen sehe ich mich schon als den Minister des Königreichs Italien." Doch es bestraft sich schwer, wenn der Historiker, nach der Weise der Dramatiker, die Menschen und ihre bewußten Pläne überschätzt, die Macht der Ereignisse unterschätzt; am allerwenigsten bei diesem praktischen Genius, der mit seinem Volke wuchs, dürfen wir eine bestimmte Rechnung für die unberechenbare Zukunft suchen. Jenem einen übermüthigen Briefe stehen hundert andere entsagungsvolle Worte gegenüber, welche bezeugen, daß Cavour darauf verzichten mußte, in dem alten Piemont als ein Staatsmann zu wirken. Vertreibung der Oesterreicher durch das gute Schwert der Piemontesen — das ist die einzige bestimmte Hoffnung, die wir aus den patriotischen Träumen seiner Jugend herauslesen; an ihr hat er festgehalten mit der nachhaltigen Gluth eines großen Herzens, mit einer Macht der Leidenschaft, die sich unendlich selten verrieth, wenn plötzlich aus dem leichten Gespräche des Weltmannes der Todhaß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes hervorblitzte. Durch welche Menschen und auf welchen Wegen seiner Nation die Erlösung kommen werde, das maßte er sich nicht an vorherzuwissen. Er spottete der eigensinnigen Kinder, die der erhabenen Vernunft der Geschichte den Plan ihres eigenen Hirnes unterschieben. Er war bereit, wenn das Schicksal rief,

für die Unabhängigkeit seines Landes zu kämpfen mit jedem wirksamen Mittel, auch die Mittel und die Männer zu wechseln, dem politischen Gegner zum gemeinsamen Werke die Hand zu reichen, denn „in der Politik ist nichts abgeschmackter als der Groll“. Durch solche Beweglichkeit, der Thatkraft erscheint er als ein echter Italiener; seine politische Moral, obschon geläutert durch menschenfreundlichen Sinn und hohe Bildung, läuft doch hinaus auf das vermessene Sprichwort, das einst im Getöse der bürgerlichen Kämpfe zu Florenz aufkam: cosa fatta capo ha. „Er bekannte — so sagte mir einer seiner Freunde — die Philosophie des Möglichen, die trefflichste praktische Philosophie, die es giebt.“ Ein listiger Zug schlauer Berechnung tritt auf den besten Bildern in seinem Gesichte sehr stark hervor; lächelnd pflegte er zu sagen, für umsichtig zu gelten sei in der Politik noch wichtiger als umsichtig zu sein. Die Mehrzahl seiner heimischen Biographen preist an ihm nichts so freudig wie die meisterhafte Kunst der Verstellung; sie erkennen darin die Ueberlegenheit des italischen Genius, des antico senno italiano, gegenüber der Plumpheit der Barbaren.

Während Cavour vermied für die noch im Nebel verschwimmende italienische Frage sich ein Programm zu bilden, hatten ihn die greifbaren Fragen der inneren Politik seiner Heimath sehr bald zu einer bestimmten Parteimeinung geführt. Er hatte früh gebrochen mit den Vorurtheilen seines Standes, gründlicher gebrochen als selbst Massimo d'Azeglio, der häufiger als Cavour die Unsitten des Adels geißelte und dennoch den stolzen Edelmann nie verleugnen konnte. Schon das Lakaienkleid des Pagen machte den jungen Mann erröthen, und auf den Flittertand, der an dem höfischen Leben haftet, sah er stets mit Spott und unverhohlener Verachtung. Doch er blieb Aristokrat in allen Lebensgewohnheiten, unfähig, ungeneigt auf die Massen unmittelbar zu wirken. So erklärt sich, warum dieser freie Geist schon in dem Alter, das den kühnen Abstractionen zufliegt, bedächtig in eine mittlere Richtung einlenkte. Er war constitutioneller Monarchist von der Stunde an, da er selbständig zu denken vermochte, nannte sich gern einen Mann des juste-milieu. Nicht daß er als ein ängstlicher Eklektiker die Extreme zu vermeiden suchte: er wußte schon in seiner Jugend, daß die Politik nur relative Gegensätze kennt, nur durch Compromisse vorwärts schreitet, und wählte sich von links und rechts die lebensfähigen Gedanken. „Ueber alle wesentlichen Punkte der Politik, schreibt er im Jahre 1843 an Santa Rosa, über alle großen socialen Fragen

haben sich meine Ansichten nicht geändert, und sie werden sich niemals ändern. Ich war im Jahre 1831 ein Anhänger des gemäßigten Fortschritts, wo er möglich war. Wo er unmöglich war, da, glaubte ich in jener Zeit, könne man ihn durch gewaltsame Mittel zu erreichen suchen. In dieser Hinsicht hat sich mein Urtheil erheblich umgewandelt; ich gestehe, daß ich heute sehr viel weniger geneigt bin die Gegenwart den ungewissen Wechselfällen der Zukunft zu opfern." Die Verschwörungen der Radicalen erregten schon in jungen Jahren den Widerwillen seines sittlichen Gefühles, den Widerspruch seines Verstandes. Er fand, die unreife Empörung von 1821 habe den Tag der Freiheit nur hinausgeschoben, und selbst die harten Maßregeln der Cabinette nach der Julirevolution entschuldigte er mit dem Gebote der Selbsterhaltung. Die Republik scheint ihm in den Großstaaten Europas unmöglich, denn sie setze einen Grad der Massenbildung voraus, den wir erst zu erstreben haben. Das ungehemmte Spiel der socialen Kräfte ist das Wesen der Freiheit, nur die Monarchie stark genug, solche Freiheit zu schützen.

Und wie hoch und vielseitig faßt er dies humane Ideal! Er weiß nichts von jener Selbstsucht des französischen Liberalismus, die den Zwang wider die Gegner im Namen der Freiheit fordert; er will das gleiche Recht auch für den Feind und vor Allem für die Kirche. Der kirchenfeindliche Sinn der Liberalen Frankreichs hat wohl bei der Masse der italienischen Patrioten, die zwischen Unglauben und Aberglauben haltlos schwankte, vielen Anklang gefunden, niemals bei ihren Führern. Silvio Pellico und Manzoni, Gioberti und Balbo, Rossi und Bon-Compagni, sie alle erkennen in dem römischen Stuhle eine gloria italiana, das letzte Vermächtniß einer großen Zeit, da Italien die Herrschaft der Erde behauptete. Selbst Alfieri, der den Hohenpriester gern zu der Hütte und dem Fischernetze des heiligen Petrus zurückführen wollte, verdammt unbarmherzig die deutschen Protestanten wie die Pariser Vernunftanbeter als zügellose Ungläubige; und Niccolini, der unter allen Patrioten Italiens dem heidnischen Alterthum am nächsten steht, redet doch über Gott und göttliche Dinge mit einer frommen Scheu, die ein französischer Freigeist verspottet hätte. Auch auf diesem Gebiete erscheint Cavour als ein Sohn seines katholischen Volkes. Zu grübeln über religiöse Dinge lag seinem weltlichen Sinne fern; immerhin ward er, wie die meisten Staatsmänner, von diesen Fragen ungleich stärker angezogen als durch die Welt der Kunst. Er hörte

mit Achtung, wenn sein Bruder und dessen Freunde, der fromme Dichter Manzoni, der schwärmerische Abbate Rosmini, über die höchsten Geheimnisse sprachen, wenn Santa Rosa die weihevolle Feier des römischen Osterfestes mit brünstiger Begeisterung schilderte. Die Kirche der Autorität galt ihm als die natürliche Freundin des Liberalismus; nur zufällige historische Umstände sollten verschulden, daß bisher die Freiheit des Staates in protestantischen Völkern am glücklichsten gediehen ist. Er sah mit Kummer, wie die Kirche durch die Ausschweifungen der Revolution dem Despotismus in die Arme getrieben ward, und jubelte auf, als er in Paris den Abbé Coeur von der Kanzel herab den Glauben und die Freiheit zugleich vertheidigen hörte. „Sobald diese Lehren," versprach er seinem Santa Rosa, „von der Kirche allgemein angenommen sind, bin ich bereit ein ebenso glühender Katholik zu werden wie du." Tocqueville's Werke, von den Franzosen kaum verstanden, waren dem jungen Italiener recht aus dem Herzen geschrieben; er glaubte mit dem französischen Denker, nur eine freie Kirche werde dem Vaterlande, nur eine mit selbständigem Grundbesitz ausgestattete Kirche werde der bürgerlichen Gesellschaft Verständniß und Treue entgegenbringen. Belgien erschien ihm als ein Staat des idealen Glückes; noch berührte ihn kaum das Bedenken, ob nicht eine Kirchenpolitik, welche der Kirche zugleich die absolute Selbständigkeit eines Schachclubs und die bevorrechtete Stellung einer öffentlichen Corporation verleiht, statt der Freiheit einen Staat im Staate gründen müsse.

Zur Reife gelangten die Ideen Cavour's erst, da es ihn hinaustrieb aus der Finsterniß des alten Piemont, um auf Reisen eine kosmopolitische Bildung zu erwerben. In Italien leider konnte ein politischer Kopf seine Nahrung nicht finden; selbst ob er es durfte, schien zweifelhaft. Den sorgenden Blicken der k. k. Polizei war auch dieser unbedeutende junge Mann nicht entgangen; schon im Jahre 1833 warnte sie ihre Werkzeuge vor dem Grafen, „der trotz seiner Jugend schon sehr weit vorgeschritten ist in der Verderbniß seiner politischen Grundsätze." Gleich allen Liberalen der dreißiger Jahre bewunderte Cavour die berufene „große Conception" Lord Palmerstons, er sah in den Westmächten die Beschützer der europäischen Freiheit, in Italien und Polen die zwei Unglückskinder des Welttheils, die von einer Revolution das Größte zu hoffen hätten. Die Schicksalsverwandtschaft der beiden „liberalen und katholischen" Dulvervölker rührte sein Herz, er hörte gläubig die Märchen der polnischen Flüchtlinge und stellte den

Götzen des modernen Sarmatenthums, Mickiewicz, dicht neben Shakespeare und Dante. Die Westmächte aber, deren Zwietracht er als der Uebel größtes, als den Anbruch eines neuen Zeitalters der Barbarei fürchtete, wurden ihm vertraut wie eine andere Heimath. Die Neigung seines halbfranzösischen Blutes zog ihn nach Paris. In den Salons von Molé, Pasquier, Broglie lernte er den ganzen Zauber feiner Liebenswürdigkeit entfalten und ein hochaufgeregtes geistiges Leben als eine Segnung des Repräsentativsystemes schätzen. Er schwelgte in den Reizen dieser „geistigen Hauptstadt der Welt" und bekehrte durch sein Entzücken selbst den Franzosenhasser Santa Rosa: „man lebt hier ein sehr weltliches Leben, aber man berührt auch die ernstesten Seiten der Welt." Auch daheim wollte er den anregenden Umgang der Franzosen nicht missen; wie oft hat er mit seinem Freunde, dem Grafen Haussonville von der französischen Gesandtschaft, über den Parlamentarismus gestritten, wie oft den Gesandten, Herrn von Barante, nach Tisch in ein Seitenzimmer geführt, um durch unablässiges Fragen die Geheimlehren der neuen Freiheit zu ergründen. Begreiflich, daß er im Verkehre mit Barante und Broglie eine sehr günstige Meinung von den Pariser Doctrinären faßte. Erst die wirthschaftliche Unfruchtbarkeit des Julikönigthums und vornehmlich Guizot's klägliche Politik gegen Italien offenbarte dem Piemontesen die Gebrechen dieses Systems.

Ungleich wichtiger ward ihm der wiederholte Aufenthalt in England. Im Jahre 1835 ging er mit Santa Rosa zum ersten Male über den Canal. Der schwärmerische Freund vermißte schmerzlich in dem Nebellande die Sonne seiner Heimath, stahl sich oftmals abseits, um über den Werken der englischen Dichtung zu träumen. Der junge Volkswirth aber durchstöberte unermüdlich unter der kundigen Führung des Technikers W. Brockedon Fabriken und Banken, Docks und Bahnhöfe, fand des Schauens kein Ende unter den Wundern des Weltverkehres. Später lernte er englisch, kehrte wieder, saß als andächtiger Zuhörer im Hause der Gemeinen, um die Technik der Geschäftsordnung, das Wesen parlamentarischer Beredsamkeit zu ergründen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode ist er einmal mit einem Agenten der geheimen Polizei durch die verrufensten Winkel von London gezogen, um von den Nachtseiten der modernen Gesellschaft eine lebendige Anschauung zu gewinnen. Wie bewunderte er „diese Erstgeborene der Freiheit, diese Königin der Meere," die überall in der Welt „die

Feinde der Freiheit und die Revolutionäre zu ihren bittersten Gegnern zählt!“ Hier erst, inmitten der Selbstverwaltung der Grafschaften, ging ihm das Wesen eines freien Staates auf, er haßte jetzt die napoleonische Centralisation als die letzte Quelle der meisten Leiden der modernen Gesellschaft, als die Mutter des Communismus. Cavour bezeigte in Brüssel dem verbannten Patrioten Gioberti seine Verehrung, lernte die Schweiz kennen durch wiederholte Besuche in dem verwandten Hause der de la Rive am Genfer See, stand mit den Staatsmännern aller Länder des Westens in lebhaftem Verkehr. Der Umgang mit den Fremden war ihm, wie den Besten seiner Landsleute, zugleich ein Mittel um für sein Land jene warme Theilnahme der öffentlichen Meinung zu erwecken, welche dereinst das Werk der Befreiung fördern sollte. Nur mit unserem Vaterlande und seiner Sprache ward Cavour niemals ganz vertraut. Ein glücklicher Instinct indeß ließ ihn auch manche schwer verständliche Erscheinungen des widerspruchsvollen deutschen Staatslebens durchschauen: die Lehren F. List's erschienen ihm sogleich als die Frucht eines krankhaft und einseitig entwickelten Nationalstolzes.

Die socialen Bewegungen in Großbritannien boten dem Volkswirth den ersten Anlaß, sich als Schriftsteller zu versuchen. Er gab eine Flugschrift heraus über Irland, schrieb, noch bevor Cobden's Agitation gesiegt hatte, eine Abhandlung über die englischen Korngesetze, dann nach dem Triumphe der Freihändler einen hoffnungsvollen Aufsatz über die Einwirkung der neuen Handelspolitik Englands auf Italien. Wohl mochte er jubeln, als seine Weissagung in Erfüllung ging und gerade in dem Lande der praktischen Leute, der Feinde der Doctrin, die wahren volkswirthschaftlichen Lehren, die rette dottrine, den ersten vollständigen Sieg erfochten: nun wird die Schutzzolltheorie, die Tochter aller Vorurtheile, der bequeme Vorwand für selbstsüchtige Interessen, überall so unfehlbar fallen, wie einst die Astrologen den Astronomen das Feld räumen mußten. Cavour schreibt den Stil des praktischen Mannes, schlicht, scharf und klar; man erkennt den Geist, der gewohnt ist schwere mathematische Aufgaben im Kopfe zu lösen. Er wirft manchmal, wo er nicht Zeit hat zum Verweilen, achtlos einen trivialen Satz hin, gleich dem verwandten Genius Friedrich's des Großen, und wie dieser geht er stets gradeswegs auf den Kern der Frage los, findet immer einen greifbaren sicheren Schluß. Weit entfernt, nach der Weise geistreicher Dilettanten blendende Paradoxen aufzu-

stellen, wiederholt er unbefangen die erprobten Sätze der englischen Schule: Smith's Freihandelstheorie, die Bevölkerungslehre des Malthus, deren Härte diesen logischen Kopf keineswegs abschreckt, und mit besonderer Vorliebe die mathematische Schlußfolge der Grundrentenlehre Ricardo's. Carey's schillernde Halbwahrheiten hat er nie eines Wortes gewürdigt. Neu und bedeutend erscheint er nur in der Anwendung jener Sätze auf das Leben.

Seit die Mittelstaaten Italiens endlich langsam in die Bahn der Reformen einlenkten, stand ihm fest, daß an die politische Auferstehung auch das **resorgimento economico** sich anschließen müsse; denn „die Bedingungen des politischen und des wirthschaftlichen Fortschrittes sind identisch." Dies Wort erinnert an manche verrufene Aussprüche Napoleon's III. und steht doch im schärfsten Gegensatze zu der materialistischen Staatsweisheit der Bonapartes. Cavour will nicht durch den Lärm der Arbeit und der Schwelgerei die Völker für den Verlust der Freiheit trösten; er würdigt ruhig den untrennbaren Zusammenhang von Leib und Seele, sieht in den nahe verwandten schutzzöllnerischen und communistischen Irrlehren der Franzosen einen wesentlichen Grund der Unfreiheit ihres Staates, in der gereiften Volkswirthschaftslehre den besten Bundesgenossen des Liberalismus: „der Despot verhandelt mit dem Demagogen, dem Nationalökonomen verzeiht er nie." Von der Anglomanie, die Cavour's Gegner in diesen Schriften zu finden meinten, wird der ruhige Beurtheiler nichts entdecken. Der humane Italiener erkennt scharf die schwerste Sünde der englischen Aristokratie, die Vernachlässigung der niederen Klassen. Er fordert entschieden sociale Reformen für Irland — Volksunterricht, mildere Behandlung der Pächter, unbedingte Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche: — nur die volle Selbständigkeit der grünen Insel verwirft er als eine Utopie. Selbst die wirthschaftliche Ueberlegenheit Englands giebt er mit nichten zu: die kunstvolle Kleinwirthschaft der Lombardei steht höher als der Großbetrieb des englischen Landbaus; auch die Lehren Adam Smith's haben schon vor dem großen Schotten auf italienischem Boden in Verri, Galiani, Carli ihre prophetischen Bekenner gefunden. Die Tage sollen wiederkehren, da der Gewerbfleiß von Venedig, Genua, Florenz der weiten Welt voranleuchtete. Der Geschäftsmann giebt einige praktische Fingerzeige, weist hin auf die Vortheile, welche die Nachbarschaft der Getreideländer des schwarzen Meeres der Rhederei von Genua bietet; er räth einzelne künstlich gepflegte Gewerbe auf-

zugeben, dafür die nationale Seidenweberei mit neuen Maschinen und größerem Capitale zu betreiben, er warnt vor dem aussichtslosen Versuche mit den französischen Tischweinen in Mitwerbung zu treten, und empfiehlt die Pflege der Liqueurweine nach dem Vorgang der Händler von Marsala. — Bedeutsamer ist seine Begeisterung für den jüngeren Pitt wie für Wellington und Peel. Er preist jenen, weil er vermochte in den Wirren der Revolutionskriege auf längst gehegte Reformpläne zu verzichten, diese, weil sie den Ruf der verwandelten Zeit verstanden, zur rechten Stunde alte Freunde, theure Grundsätze aufgaben und die unvermeidlichen Neuerungen selber mit entschlossener Hand durchführten. Das Programm seines eigenen Wirkens liegt in diesem Lobe.

Unterdessen hatte seit dem Anfang der vierziger Jahre die nationale Bewegung auf der Halbinsel einen neuen glücklichen Aufschwung genommen. Dann geschah das Unglaubliche: ein menschenfreundlicher Papst empfing die dreifache Krone. Mit namenlosem Entzücken begrüßte das heißblütige Volk das Nahen einer schöneren Zeit, mit schlecht verhehlter Angst der Wiener Hof den Revolutionär auf dem heiligen Stuhle. Der Nachfolger der Gregore, der die Verschwörer von den Galeeren befreite, mußte ein Liberaler, ein Italiener sein. Blindgläubig, wie der Pöbel Roms, welcher in festlichem Getümmel den Wagen des Papstes umringte, bauten sich auch denkende Patrioten ein Idealbild von dem neuen Hohenpriester auf, dem die Worte und die Werke Pius' des Neunten niemals entsprachen. Italien vertraute wieder seinen Gewalthabern, der rohe Radicalismus verlor sichtlich an Boden. Giuseppe Giusti sah mit Freuden das alte Geschlecht der radicalen Banditen dahingehen und ein neues Volk von freien Bürgern aufsteigen; er athmete auf, so oft die Glocken des Domes von Mailand zum Begräbniß oder zur Taufe läuteten, und zeichnete in dem Verse

Muore un brigante e nasce un liberale

mit einem Meisterstriche die Stimmung dieser hoffnungsseligen Tage.

War solche Ermäßigung der rohen Leidenschaften unzweifelhaft ein Segen, so trieb doch die vertrauensvolle Schwärmerei der Zeit neue Verirrungen hervor: die Träume der Neo-Guelfen. Die große Vorzeit übte nochmals ihren bethörenden Zauber auf die Enkel. War dieser Pius nicht der Messias, den der Prophet Gioberti geweissagt? Man schwärmte mit dem verbannten Denker von einer gewaltigen Zukunft, da das Land des Statthalters Christi den Primat in der Welt

wieder übernehmen werde; denn jede schöpferische Kraft unter den Menschen gehöre Italien an. Auch Balbo, zu nüchtern um der Kometenbahn Gioberti's ganz zu folgen, verherrlichte doch begeistert das Papstthum, das einst den Dante und Machiavelli und allen hellen Köpfen bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein als der Urquell der Leiden Italiens gegolten hatte. Vergeblich fragte der klarblickende Niccolini: Wollt ihr wegen eines Traumes von achtzehn Tagen die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten streichen? Wollt ihr verfinsterten Köpfe die Wahrheit auf einem Kirchhofe suchen? — Noch immer trug die nationale Bewegung einen überwiegend literarischen Charakter: die Schriftsteller Gioberti, Balbo und der weltlichere Azeglio behaupteten die oberste Stelle in der Volksgunst, auf Gelehrtencongressen und Festmahlen feierten schwungvolle Reden Italiens Auferstehung. Auch die Verehrung für die Helden der italienischen Kunst mußte der nationalen Erhebung dienen. Längst hatte Florenz, „die Mutter von geringer Liebe," sich reuig vor ihrem größten Sohne niedergeworfen, in ihrem Westminster Santa Croce dem verbannten Dante ein Grabmal errichtet. Allmählich verbreitete sich der Cultus des Dichters weithin über das Land, sein Name ward ein Symbol für die Einheit der Nation. Immer vernehmlicher tönte aus dem verworrenen Chor dieser begeisterten Stimmen der drängende Ruf hervor: Krieg gegen Oesterreich! In diesen Tagen sang Giusti sein mächtiges Lied delenda Carthago, in tausend Herzen widerhallte der donnernde Kehrreim: „wir wollen keine Oesterreicher." Wenn Niccolini's Arnold von Brescia über die Bretter schritt, dann dröhnte das Haus, die Hörer stimmten mit ein in den Zuruf: „ein Blitz vom Himmel stiegst du hernieder, um zu zerstören Italiens Schmach." Die liberale Schwärmerei der Zeit hatte den Papst, wider seinen Willen, sich zum Führer und Vertreter ausersehen. Die nationalen Hoffnungen bedurften des Schwertes, sie wendeten sich dem König von Sardinien zu.

Der aber war sich selber und der Welt ein Räthsel. In der napoleonischen Kriegsschule erzogen, von Haus aus ein Schwärmer für die Einheit seines Landes, hatte der junge Prinz schon nach dem Wiener Congresse den König Victor Emanuel zu offenem Kampfe gegen Oesterreich ermahnt; dann war er kopfüber hineingestürzt in die tosende Bewegung von 1821, in der Hoffnung den König mit sich fortzureißen. Als diese Erwartung trog, verschmähte der Fürstensohn den Aufruhr, gab die verlorene Sache preis. Seitdem lastete der Haß und

das Mißtrauen der Patrioten schwer auf dem „Verräther". Aber wenn ihn die Pfeile der Verleumdung schmerzten, die in dichtem Hagel aus den Reihen der Radikalen auf ihn niederschossen, unvergeßlicher blieb ihm doch das Hohnwort, das die österreichischen Offiziere in jenem Jahre ihm zuriefen: da kommt der König von Italien! Haß gegen Oesterreich wurde der große Gedanke seines Lebens, und der herrische Uebermuth des Kaiserhofes versäumte nichts, diese Empfindung zu nähren. Mehrmals versuchte die Hofburg dem Prinzen von Carignan die Erbfolge zu rauben; nur das heilige Versprechen, niemals eine Verfassung zu gewähren, rettete ihm die Krone. Als er den Thron bestieg, begrüßte ihn sogleich eine wilde Verschwörung der Radikalen; mit unbarmherziger Härte stellte er das Ansehen seiner Krone her. Also stand er jetzt — er selber sprach es aus — zwischen dem Dolche der Demagogen und der Chocolade der Jesuiten. Alle Inbrunst seiner katholischen Frömmigkeit vermochte nicht das tiefe Mißtrauen der österreichischen Priesterpartei zu beschwichtigen. Wenn die Erinnerung an eine wüste Jugend diesen düsteren Geist übermannte, wenn er tagelang fastete, die lange Nacht hindurch in seinem Betstuhl weinte und seinen Leib in grausamer Kasteiung zerschlug — um so besser für die frommen Väter am Hofe. Sie nährten mit teuflischer Berechnung die Selbstquälerei des Königs: in einem siechen Leibe konnte die frische Willenskraft nicht wohnen, deren die geheimen Pläne des Fürsten bedurften. Karl Albert gab der Verwaltung moderne, schlagfertigere Formen, der Rechtspflege ein neues Gesetzbuch, aber den Liberalen und ihrer Aufklärung blieb er fern, ja er hoffte für den schweizerischen Sonderbund das Schwert zu ziehen. Er lebte und webte in den großen Erinnerungen seines Hauses und seines Heeres, ehrte seine Ahnen durch prächtige Denkmäler, ließ die Grabkapelle zum heiligen Schweißtuch königlich schmücken; und auch dem schlichten Soldaten Pietro Micca ward ein Standbild — dem Retter der Hauptstadt, der einst durch das Sprengen einer Pulvermine den Franzosen den Eintritt in die Citadelle versperrt hatte. Der König nährte seinen kriegerischen Ehrgeiz an den Werken von Thiers, und Prati dichtete in seinem Auftrage für die Armee das verheißende Kriegslied: „Jede Trompete der Piemontesen wecke ein Echo am Fels und am Meer. Carlo Alberto und seine Bestimmung, das sei der Schlachtruf von unserem Heer!" Wie groß er selber dachte von dieser seiner Bestimmung, das verbarg er in verschlossener Brust. Er haßte, nach der Weise unentschiedener Geister, die laute

Berathung, er allein wollte befehlen — das Volk sollte vertrauen auf den geheimnißvollen Wahlspruch des Fürsten j'attans mon astre. Selbst Balbo, ein Liebling Karl Albert's, durfte sein Buch über die Hoffnungen Italiens wohl mit Vorwissen des Königs, doch nicht in seinen Staaten drucken. Nur Wenigen ward vergönnt, aus einem aufgeregten Ausrufe dieses kämpfenden Herzens zu errathen, daß Italien keinen treueren Sohn besaß als ihn. Als Azeglio, aus der unruhigen Romagna heimkehrend, in dunkler Morgenstunde auf das Schloß berufen ward, da fielen die Worte: „Sagen Sie den Herren, daß sie sich still halten. Wenn die Stunde kommt, dann wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein Alles geopfert werden für mein Vaterland Italien!" Und fast zur selben Stunde schrieb der Minister La Margherita den deutschen Höfen, sein Herr verwerfe Azeglio's böswillige Gedanken. So brütete der König dahin, halb Mönch, halb Soldat, schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Fürstenstolz und Herrschergröße, unliebsam überrascht von dem Erwachen der liberalen Gedanken und doch zu fromm, um dem neuen Papst zu widersprechen — ihm gegenüber die schreckliche Uebermacht Oesterreichs und die herrische Erklärung des Czaren, jeder Angriff auf die Lombardei sei ein Kriegsfall für Rußland.

Uns Nachlebenden wird ein herzliches Mitleid rege, wenn wir diese riesige Soldatengestalt mit dem düsteren unsicheren Auge betrachten, den tief unglücklichen und doch hochherzigen Fürsten, der so schwer litt unter eigener Schuld und dem Unglück seines Landes. Den Mitlebenden und Mitkämpfenden lagen andere Empfindungen näher. Außerhalb Piemonts war die wahre Kraft des wohlgeordneten Militärstaates Wenigen bekannt, da die geknechtete Presse grundsätzlich die piemontesischen Dinge im übelsten Lichte darstellte. Der König galt noch immer als der verrätherische Carignano von 1821. Wenn Azeglio die Patrioten des Kirchenstaats mit der Hoffnung auf Karl Albert als den König und das Schwert Italiens vertröstete, so begegnete er überall erstauntem Lächeln; man begann erst zu glauben, sobald er seinen letzten Trumpf ausspielte: „wir erwarten ja keine edle That von dem Könige, wir verlangen von einem Räuber, daß er raube." In Piemont, wo die Verdienste des Fürsten besser gewürdigt wurden, regte sich doch oft die Ungeduld; man sang Spottlieder über den Rè Tentenna, den König Zauderer. Cavour am wenigsten konnte sich mit dieser kränkelnden Staatskunst des Hinhaltens befreunden; der geist-

reiche Weltmann liebte zu sagen: „das Reglement macht aus jedem Beamten einen Dummkopf,“ ihm widerstand die militärische Steifheit des Fürsten. Indeß hielt er für Pflicht, theilzunehmen an der bescheidenen und fruchtbaren Agitation, welche in jenen Jahren der Erwartung die denkenden Köpfe von Turin bewegte und heute von den Italienern gern als das erste Kindergeschrei — i primi vagiti — ihrer Freiheit gepriesen wird. Seine Stellung in diesem geräuschlosen Kämpfen blieb die schwierigste: dem Hofe galt er als ein Demagog, ein verkappter Protestant, die Liberalen wollten dem Sohne des Vicars von Turin nicht trauen, und der Feinfühlende verschmähte, seinen Ruf auf Unkosten des Vaters zu retten. Der demokratische Neid verfolgte mit boshaftem Spotte den reichen Grafen. Und noch war seine Seele nicht gepanzert wider die bösen Zungen, noch wußte er nicht, daß die Gemeinheit der Demokratie auch die persönlichsten Geheimnisse, auch die Leibesgebrechen des Gegners mit ihrem Kothe bewirft. Zum Danke für einen trefflichen Aufsatz Cavour's über die Handelsfreiheit schrieb ein demokratisches Blatt höhnend: siehe da die Freiheit des Handels vertheidigt durch das Monopol! — und der heftige Mann nahm sich den Unglimpf so zu Herzen, daß er den Aufsatz nicht fortsetzen wollte.

Die ersten Regungen eines freieren Geistes zeigten sich in der Wirthschaftspolitik der Regierung. Im Jahre 1839 wurde eine statistische Commission gegründet, und hier versuchte sich Cavour als freiwilliges Mitglied zuerst in amtlichen Arbeiten. Bald darauf ward an der Turiner Hochschule ein Lehrstuhl der Nationalökonomie errichtet. Dann stifteten die Grundbesitzer einen landwirthschaftlichen Verein, und Cavour führte in der Vereinszeitschrift einen scharfen Federkrieg wider die bureaukratische Bevormundung; nicht einmal die Gründung eines Musterlandgutes wollte der Verfechter der Selbsthilfe dem Staate erlauben. Sociale Vereine in unfreien Staaten werden in bewegter Zeit unvermeidlich zum Herde politischer Parteiung; bei den Jahresfesten dieser Ackerbaugesellschaft versammelten sich alle Elemente der Opposition, außer der Partei des rohen Umsturzes. Schon besprach man den Plan, die Gesellschaft über die ganze Halbinsel auszudehnen und ihr die sociale Erhebung der ackerbauenden Classen Italiens zur Aufgabe zu stellen; und schon führte die trockene Geschäftsfrage, ob der Schwerpunkt des Vereins in der Hauptversammlung oder in dem Vorstande liegen solle, zu der ersten leisen Trennung der politischen Parteien. Cavour und die Aristokraten sprachen für den Vorstand,

der gewandte Demokrat Lorenzo Valerio verfocht auch in dem Vereine das Recht des souveränen Volkes. Noch deutlicher war der politische Zweck der neuen Kleinkinderbewahranstalten, welche, von dem wackeren Abbate Aporti gegründet, die Jugend den Händen der Jesuiten entziehen sollten. Cavour trat aus dem Vorstande zurück, weil er fürchtete, sein mißliebiger Name werde den Haß der Regierung auf das Unternehmen lenken. Währenddem hetzte und klagte am Hofe die österreichische Partei. Wie strahlte der alte Graf Cavour, als er dem Könige das neue Spottlied der Liberalen zustecken konnte: „Wanken und gaukeln, schwanken und schaukeln, das Schaukeln ist süß!" Der Sohn aber verkehrte fleißig mit dem patriotischen Grafen Petitti, dem alten noch immer nicht machtlosen Vertrauten des Fürsten, und fehlte selten in den Versammlungen des liberalen Adels bei dem stolzen hochsinnigen Grafen Sclopis. Karl Albert verfiel dem Schicksal aller Geheimnißkrämer, er wurde mit seinen eigenen Waffen geschlagen: die Patrioten brachten aufregende, auf den Stolz des Fürsten klug berechnete Artikel in ausländische Zeitungen, spielten sie dem Könige in die Hände; so ward er getrieben, während er Alles zu leiten wähnte.

Bald nach der Thronbesteigung des neuen Papstes begannen die Höfe von Turin, Florenz und Rom zu wetteifern um die Palme der Volksgunst. Preußens Vorbild reizte nochmals zur Nachfolge: der Plan eines italienischen Zollvereins wurde zwischen den drei Reformstaaten lebhaft verhandelt, Cavour's sachverständiger Rath von den Patrioten oftmals eingeholt. Schon hofften Viele, diesen italienischen Zollverein dereinst mit dem deutschen zu verbinden. Aber die Aufhebung der Zollschranken mußte unfruchtbar bleiben in einem verwahrlosten Lande, dem noch die Elemente moderner Verkehrsmittel mangelten. Das Eisenbahnnetz Italiens bestand aus den kurzen Linien Mailand-Monza und Neapel-Castellamare. Mit überschwänglichen Hoffnungen wendeten sich die Patrioten diesen Gedanken zu; Graf Petitti gab ein gediegenes Buch über die Frage heraus. Man gedachte die Alpen und die Apenninen zu überschienen und dergestalt die Ueberlandspost über Genua zu leiten, Triest, das Schooßkind des Wiener Hofes, durch den ligurischen Hafenplatz zu überflügeln. Il n'y a plus d'Alpes! hieß das zuversichtliche Schlagwort des Tages. Unter solchen Eindrücken schrieb Cavour die bedeutendste seiner Schriften, die Abhandlung über die italienischen Eisenbahnen (in der Revue nouvelle 1846). Die Erfindung der Dampfmaschinen ist ihm ein Ereigniß,

das wir mit seinen unermeßlichen Folgen ebensowenig ganz überschauen können, wie den Buchdruck oder die Entdeckung von Amerika. Die Eisenbahnen werden nicht blos den Reichthum der hochgesitteten Völker erhöhen, sondern auch die Erniedrigung der zurückgebliebenen Zweige der großen christlichen Familie aufheben; hierdurch erscheinen sie als „ein Werkzeug der Vorsehung". Nun entwirft er in großen Zügen ein Bild von der dem modernen Verkehr eröffneten Halbinsel: Turin soll eine Weltstadt, ein Platz der Vermittlung zwischen Nord- und Südeuropa, Brindisi wieder wie in den Tagen der Römer der Schlußpunkt der via Appia, der glänzende Hafenplatz werden für den morgenländischen Handel. Auch die Eisenbahn zwischen Wien und Mailand ist willkommen; hinweg mit dem thörichten Bedenken, daß sie dem Wiener Hofe bei einem Aufstande zu Statten kommen werde. „Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber. Die Befreiung der Völker kann weder durch Umtriebe noch durch eine Ueberraschung erreicht werden, sie ist das nothwendige Ergebniß der fortschreitenden christlichen Gesittung geworden." Höher als der volkswirthschaftliche Segen der Eisenbahnen steht ihre politische Bedeutung, sie sollen mithelfen die Unabhängigkeit der Nation zu erobern, ein lebendiges Gemeingefühl im Volke wachzurufen. „Das Leben der Masse bewegt sich in einem engen Ideenkreise. Die edelsten und erhabensten Ideen aber, welche sie erringen kann, sind nächst der Religion die Gedanken des Vaterlandes und des Volksthums. Ohne diese kann das Gefühl der persönlichen Würde nur in einzelnen ausgezeichneten Menschen bestehen." So giebt der trockene Stoff dem Grafen Anlaß, den ethischen Grundgedanken seiner Politik auszusprechen. Nicht als eine Machtfrage erscheint ihm die Freiheit Italiens, sondern als ein sittliches Gebot: es gilt die Seele der Nation mit einem neuen reicheren Lebensinhalt zu erfüllen.

Der König erschrak über die kühnen Worte, befahl dem Verfasser eine längere Reise außerhalb Piemonts anzurathen, ließ sich mühsam beschwichtigen. Noch wurden mehrmals die friedlichen Bürger von Turin, wenn sie, allesammt mit der blauen Kokarde des königlichen Hauses geschmückt, Abends auf den Straßen sich versammelten, durch rohe Angriffe der bewaffneten Macht aus einander gesprengt. Der Offizier, der zum letzten male diesen häßlichen Auftrag vollführte, war jener General Bava, der einige Monate später die dreifarbigen Banner Italiens über den Tessin führen sollte. Es war das letzte Aufflackern

despotischer Launen, das alte System lag im Sterben. Die Sprache des österreichischen Gesandten lautete schroffer von Tag zu Tag. Bereits war man im Zollkriege mit dem Nachbarlande; unter frivolen Vorwänden verbot Oesterreich die Einfuhr piemontesischer Weine, die Patrioten aber veranstalteten Sammlungen, um den Winzern über die Noth hinwegzuhelfen. Wie die Dinge lagen, war ein Zugeständniß an die Liberalen unvermeidlich, wenn der König im Kampfe mit Oesterreich auf sein Volk zählen wollte. Auch Lord Palmerston ließ zum Einlenken mahnen; der König von Preußen aber schrieb kummervoll einem Vertrauten: „der englische Gesandte in Piemont scheint mir, um recht höflich zu sein, zum Tollhaus reif, überreif.“ Endlich wurden die Minister Villamarina und La Margherita entlassen, und am 29. October 1847 begrüßte unermeßlicher Volksjubel die „Reformen“ Karl Albert's. Gewählte Gemeinderäthe sollten fortan an der Spitze der Gemeinden stehen, die mißhandelte Presse gegen die Willkür der Censoren gesichert werden durch ein nach Preußens Muster eingerichtetes Obercensurcollegium. Damit war der offenen gesetzlichen Opposition eine freie Bahn geöffnet. Der König hatte die Liebe seiner Piemontesen wiedergewonnen, doch nicht die Treue der Radikalen von Genua, nicht das Vertrauen der Italiener.

Mit dem Tage der albertinischen Reformen ward Cavour ein Politiker von Beruf. Ueberall in den Staaten der Reform trieb die junge Hoffnung neue Zeitschriften hervor. Wie La Farina in Florenz das „Morgenroth“ der Freiheit mit seinem Blatte l'Alba begrüßte, so gründete der liberale Adel Piemonts eine Zeitung unter dem verheißenden Namen il Risorgimento. Ihr Programm lautete: „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen den Fürsten und den Völkern, innere Reformen, Gründung eines italienischen Fürstenbundes.“ Zu den alten Freunden Balbo, Santa Rosa, Boncampagni traten bald neue Genossen hinzu, vor Allen der gelehrte Castelli, der treue Mann, der die staatsmännische Kraft des vielgescholtenen Grafen rasch erkannte und ihm fortan ein unerschütterlich gleichmüthiger Tröster blieb, eine feste Stütze in den Tagen des Kampfes. Noch lagen die Parteien unschuldig, unklar durch einander, wie in Preußen zur Zeit des Vereinigten Landtags; auch Cavour wiegte sich noch in holden Täuschungen.

Voll Hoffnung schaute er auf den Clerus, welcher — Dank sei dem sommo Pio — auf die Gewissensfreiheit und alle anderen großen Anliegen der modernen Welt bereitwillig eingeht. Nur die Besitzenden hegen die liberale Bewegung, die Massen stehen gleichgiltig abseits; der unruhigen Köpfe sind wenige, und selbst Valerio's Concordia unterstützt die wohlmeinenden Absichten der Regierung so sanft und achtungsvoll wie nur unser Risorgimento. Bei solcher Stimmung der Gemüther schien dem Grafen eine demokratische Revolution aussichtslos; nur die eine Gefahr bedenklich, daß die hochgehende nationale Leidenschaft den Kampf mit Oesterreich allzufrüh eröffne, den friedlichen Ausbau der freien Institutionen unterbreche. Um dies zu verhindern wollte er um die Fahne des Risorgimento eine gemäßigte liberale Partei versammeln. Er traf als Journalist sehr glücklich den Ton der ruhigen Belehrung, den einzig fruchtbaren für eine junge Presse und ungeschulte Leser, schilderte sorgfältig und mit vernichtender Kritik die Armseligkeit der Politik Guizot's. Während an Oesterreich kein Wort der Ermahnung verschwendet wurde, versicherte das Risorgimento den italienischen Höfen geflissentlich seine vertrauensvolle Treue; auch das letzte der größeren Cabinette der Halbinsel sollte für die Sache der drei Reformstaaten gewonnen werden. Noch im December 1847 ging, von Cavour mit unterzeichnet, eine Petition nach Neapel ab, welche den König Ferdinand beschwor, „eine Politik der Voraussicht, der Verzeihung, der Civilisation und der christlichen Barmherzigkeit“ einzuschlagen — das alles in jenem mystischen Stile, den Pius IX. und Gioberti in diesen neoguelfischen Tagen großgezogen hatten. Aber mit jedem Schritte vorwärts auf dem Wege praktischer Politik trat der verborgene Gegensatz der Parteien schärfer hervor. Schon murrte Balbo über den jungen Grafen, der unentwegt dem constitutionellen Staate zusteuerte; der Heißsporn, rief er aus, wird das Werk unserer Mäßigung über den Haufen werfen.“ In den Spalten der Concordia erklang immer heidischer der Adelshaß; umsonst hatten Azeglio der Edelmann und Farini der Bürgerliche versucht, die grollende Verstimmung des lange zurückgesetzten Bürgerthums von Turin zu beschwichtigen. Bald offenbarte sich auch die fundamentale Verschiedenheit der Staatsauffassung, welche Liberale und Demokraten zu allen Zeiten trennen wird: der Rationalismus der Concordia sah nur Freiheitsfragen, den Patriciern des Risorgimento galt Macht und Sicherheit des Vaterlandes als das Höchste.

Der Starrsinn Oesterreichs trieb die Patrioten weiter und weiter. „Auch Karl Albert ist den Fesseln der Volksherrschaft verfallen, klagte Fürst Metternich, nur der König von Neapel steht noch aufrecht!“ Kurz nachher gab die Hofburg ihre Antwort auf die Turiner Reformen: sie schloß mit Modena den berufenen Decembervertrag, der ihr gestattete, jederzeit nach Belieben Truppen in den Vasallenstaat zu werfen. Die feilen Federn der k. k. Presse leugneten noch nach Jahren die feindselige Bedeutung des Vertrages, dem auch Parma bald beitrat. Fürst Metternich aber schrieb insgeheim befriedigt dem Grafen Trautmannsdorff in Berlin: „wir haben die Form eines Vertheidigungsbündnisses gewählt, um das von den Cabinetten so streng verdammte Wort Intervention zu vermeiden.“ Mit Recht erblickten fortan die Patrioten schon in dem Dasein der beiden verfaulten Kleinstaaten der Emilia eine nationale Schmach. So war Piemonts Grenze vom Nordosten bis zum Süden durch österreichische Provinzen umklammert; an jedem nächsten Tage mochten die weißen Röcke von den Gipfeln des Apennins in die unbeschützten Häfen Liguriens niedersteigen. Das Volk in den Städten der Lombardei und Venetiens zitterte der Stunde der Befreiung entgegen; schon war Blut geflossen im Straßenkampfe. Verheißungsvoll klang aus Turin und Florenz, aus Rom und Bologna über die Grenze hinüber das Lied: O ihr geliebten Brüder, auch euer Tag wird tagen!

In Genua wogte eine ziellose unstäte Bewegung; der Stadtrath beschloß endlich, den beiden lautesten Schlagworten des Tages gerecht zu werden; schickte Abgesandte nach Turin, um die Bildung einer Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten von dem Könige zu erbitten. Man hoffte auf den Beistand der Turiner Presse. Doch die Männer des Risorgimento waren nicht gemeint, so unreife Volkswünsche, die in einem Athem zu viel und zu wenig verlangten, zu unterstützen. Als am 6. Januar 1848 die Vertreter der Presse im Europäischen Hofe zusammentraten, da erhob sich Cavour im Namen der Genossen: Wozu eine Nationalgarde, die in einem Lande ohne Parlament nur zu Wirren führen kann? Warum den König reizen durch Wünsche, die seine kirchliche Gesinnung beleidigen? Will man bitten, so gehe man weiter und fordere — eine Verfassung oder wenigstens eine Consulta! *)

*) Cavour hat das Verlangen nach einer Verfassung zum ersten Male öffentlich ausgesprochen; aber er hat nicht, wie gemeinhin erzählt wird, seine eigenen Freunde durch einen genialen Einfall überrascht. Die Männer vom Risorgimento waren einig; Cavour sprach lediglich in ihrem Namen. Die Biographien von

Es war der Rath eines Staatsmannes. Denn trat der König, als der Erste unter den Fürsten der Halbinsel, zu dem constitutionellen System über, so ward er das Haupt Italiens, das tiefe Mißtrauen der Nation mit Einem Schlage beseitigt. Aber die unfertige öffentliche Meinung verstand den Ernst der Stunde nicht, selbst die Journalisten in der Europa blieben uneins. Lorenzo Valerio widersprach: sollte ein Edelmann liberaler sein als die Demokratie? und welcher Fallstrick mochte sich nicht hinter dem kühnen Vorschlage des Grafen verbergen?

Nach wenigen Tagen war der vermessene Gedanke der Männer des Risorgimento ein unabweisbares Gebot der Noth. Am 12. Januar wehte die Tricolore auf den Wällen von Palermo. Am 29. brach die letzte Hoffnung des Fürsten Metternich zusammen, der bourbonische Despot versprach seinem Volke eine Verfassung; zwei Tage darauf folgte der Großherzog von Toscana dem Beispiel des Königs Ferdinand. Cavour warf unter dem Rufe „es lebe die Verfassung“ jubelnd den Hut in die Luft, als ihm ein junger Freund die Nachricht aus Neapel brachte, und schrieb nun in das Risorgimento hoffnungsfreudige Worte, die den persönlichen Gefühlen des zaudernden Königs galten. Was sei denn zu fürchten von dieser maßvollen Bewegung, die sich des Segens der Kirche erfreut? Wir haben nicht, wie einst die Franzosen, furchtbare sociale Fragen zu lösen. Wir treten nicht wie die Spanier, als ein unerfahrenes Volk, von Parteien zerrissen, in diese neue Zeit. Bei uns besteht nur Eine, mächtige Partei, die nationale; sie hegt „ein unbegrenztes Vertrauen in die Tugend, die Einsicht, die Hochherzigkeit unserer Fürsten.“ In denselben Tagen wagte der Turiner Stadtrath, von Santa Rosa geleitet, den König um die Verleihung einer Verfassung zu bitten. Doch erst mußte ein Bischof dem Verzweifelnden geistlichen Trost spenden, ihm beweisen, daß ein unsittliches Versprechen nicht binden könne; da endlich, nach einer Nacht voll fürchterlicher Kämpfe, entschloß sich Karl Albert sein dem Wiener Hofe gegebenes Wort zu brechen. Am 7. Februar verhieß er die Verfassung, einige

---

Bonghi, de la Rive u. A. haben ihre Nachrichten über den Vorfall ersichtlich aus zweiter und dritter Hand. Auch Fr. Predari (i primi vagiti della libertà italiana in Piemonte S. 247 ff.) war freilich in der Europa anwesend, doch von den Berathungen in den Redactionszimmern des Risorgimento nicht unterrichtet. Der wahre Hergang ergiebt sich unzweifelhaft aus dem Berichte, den der Augenzeuge Santa Rosa an Gioberti erstattete (mitgetheilt in der vita di Pietro di Santa Rosa vom Grafen Saraceno S. 158 ff.).

Wochen später bildete Caesar Balbo das erste constitutionelle Ministerium. So hatte die Charte des Julikönigthums die Runde gemacht durch Italien, einen Augenblick bevor sie in ihrer Heimath unterging. Cavour versuchte im Risorgimento, die Grundsätze des neuen Staatsrechts den unkundigen Lesern zu erklären. Er verwirft das allgemeine Stimmrecht als den verdächtigen Liebling der extremen Parteien. Das Zweikammersystem ist nöthig, nicht um das Gleichgewicht zu erhalten, wie die Doctrinäre sagen, sondern um die Bewegung, die Thatkraft des Staates zu erhöhen. Nur ein Senat entspricht der demokratischen Gesellschaft Italiens; eine erbliche Pairie künstlich zu schaffen wäre „der Gipfel der Unvernunft“.

Den Piemontesen war nicht vergönnt, sich friedlich einzuleben in die neue Freiheit. Die Windsbraut der Revolution warf den Thron des Bürgerkönigs und das alte Oesterreich zu Boden. Auf die Kunde von dem Sturze Metternich's brach der Aufstand in Mailand aus. Ein großer Augenblick, wie er den Deutschen im Frühjahr 1813 winkte, schien für Italien gekommen, und wieder war es Cavour, der den Piemontesen die Zeichen der Zeit deutete. Am 23. März schrieb er in seine Zeitung die majestätischen Worte: „Die große Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen, die Stunde der kühnen Entschlüsse, die Stunde, von der das Dasein der Reiche und das Schicksal der Völker abhängt. Wir Männer von kaltem Verstande, gewohnt mehr auf die Gebote der Vernunft als auf die Wallungen des Herzens zu hören, wir wägen heute sorgsam das Gewicht eines jeden unserer Worte und bekennen frei: ein einziger Weg ist offen für die Nation, für die Regierung, für den König — der Krieg, der Krieg augenblicklich und ohne Verzug!“

Das Gestirn, das der König in den Träumen langer Jahre erharrt, war aufgestiegen. Karl Albert überschritt den Tessin, und schon sein Aufruf an die Lombarden gab Zeugniß von den Täuschungen, welche die hochherzige Politik Caesar Balbo's beherrschten und dem gerechten Kriege ein jammervolles Ende bereiten mußten. Der König hoffte „auf den Beistand des Gottes, der unserem Lande einen Pius geschenkt hat und heute Italien durch wunderbare Ereignisse in den Stand setzt aus eigener Kraft zu handeln.“ Ein Feldzug von wenigen Monaten lehrte, daß das stolze l'Italia farà da sè eine Unmöglichkeit und selbst das zerrüttete Oesterreich der Wehrkraft Italiens vollauf gewachsen war. Noch früher wurden die Hoffnungen zu Schanden, die

Italien auf seinen Kirchenfürsten gesetzt; durch die Allocution vom 29. April legte der Papst Verwahrung ein gegen den Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben werde. Der Statthalter Gottes, der Friedensfürst konnte den Krieg gegen ein katholisches Volk nicht aufnehmen, kaum ihn mit seinem Segen begleiten. Er hatte längst im Stillen gegen die von den neuen Verfassungen gewährte Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse protestirt und den Höfen erklärt, daß er nur an einem Vertheidigungsbündniß theilnehmen könne; jetzt fand er den Muth, sich öffentlich zu seiner Pflicht zu bekennen. Nach dieser heilsamen Enttäuschung erschien das Papstthum wieder in seiner wahren Gestalt, als die kosmopolitische Macht, die den Gedanken der Nationalität nicht fassen kann. Die Hoffnungen der Neoguelfen lagen platt am Boden; in der stillen Arbeit der folgenden Jahre sollte dann der gesunde weltliche Kern, der in den neoguelfischen Lehren lag, aus der geistlichen Hülle herausgeschält werden. Für den Augenblick wurde der Abfall des Papstes ein Anlaß des Verderbens: er entfesselte die wilden Kräfte des Radicalismus.

Das Idealbild der politischen Reife, der maßvollen Besonnenheit der Italiener, das in den Träumen der Patrioten gelebt, erwies sich bald als ein Wahn. Ein so krauses Durcheinander von föderalistischen und unitarischen, republikanischen und monarchischen Bestrebungen, wie es nun hereinbrach, kam selbst der Nüchternheit Cavour's unerwartet. Noch bestand kaum der Schatten eines festen Planes für die Neugestaltung der Halbinsel, kaum ein Anfang ernsthafter Parteibildung; selbst das unauflösliche Band, das die Höfe, den Turiner allein ausgenommen, an die Interessen der Hofburg kettete, war der Nation noch verborgen. In solchem Gewirr fand das Toben der Demagogen bereiten Boden; bald flog der Ruf al tradimento! bethörend und verwirrend durch das Land. Unter dem wilden Hafenvolke von Genua und Livorno schlug Mazzini sein Lager auf, selbst die ernsten ruhigen Männer von Piemont unterlagen der Herrschsucht seiner Abgesandten. Was dies Wüthen der Demagogen für die Einheit der Nation bedeutete, das sagte Giusti schon im Herbst mit männlichem Spott voraus: „Siebenhundert Republiklein reißen unser Land in Stücklein, recht nach Hahnemann's System. Schneiden wir das Brod bei Zeiten, dann wird's um so leichter gleiten in des Oesterreichers Maul!“ Der Radicalismus fand seinen natürlichen Bundesgenossen in dem Municipalgeist der großen Städte, seinen Todfeind in dem hochherzigen Monarchen, der

das alte Wappenschild des Hauses Savoyen soeben in die neue Tricolore Italiens einfügte und mit seinen Söhnen die Schlachten seines Landes schlug. Dem tapfern Straßenkampfe der Mailänder war allzurasch der Sieg gefolgt; das trunkene Volk wähnte den Krieg beendet, da er kaum begann. Karl Albert erschien den lauten Rednern, die in Clubs und Kaffeehäusern ihr prahlerisches Handwerk trieben, als ein Unberufener, der sich in fremdem Neste wärme. Jede Waffenthat der Piemontesen war Verrätherei, Mazzini verdammte feierlich „den königlichen Krieg.“ Die einzig mögliche Politik, welche die verworrene Bewegung zum Ziele führen konnte, ward als Albertismus verhöhnt und verfolgt.

Cavour und wer sonst in diesem Taumel die politische Denkkraft sich bewahrt hatte, hoffte auf ein subalpinisches Königreich bis zur Adria. In Briefen und Zeitungsartikeln verlangte er unablässig die rasche bedingungslose Einverleibung der Emilia und der österreichischen Provinzen. Die idealistische Unklarheit, das unentschlossene Zögern der Politik Balbo's entging seinem Tadel nicht, doch jetzt schien ihm nicht an der Zeit, das Ansehen der Krone durch systematische Opposition zu schwächen. Am allerwenigsten wollte der stolze Piemontese die Ausfälle gegen sein Heimathland ertragen, welche als das Probstück der Gesinnungstüchtigkeit galten. Ein Platz im Parlamente ward ihm erst bei den Nachwahlen unter lebhaftem Widerstand erobert, und bald galt er der Demokratie als das Haupt der Particularisten Piemonts. Als ein radikaler Genuese sich eine hämische Bemerkung über die laue Freiheitsliebe der Piemontesen erlaubte, da sprang der Graf zornig auf: „Die Piemontesen beweisen ihren Freisinn auf dem Schlachtfelde; ich verlange, daß der Verleumder zur Ordnung gerufen werde.“ Die Presse der Radikalen spottete mitleidsvoll über diese komische Person, den Mylord Camillo, der sein armes Wissen allein aus ausländischen Zeitungen schöpft und den Abgott der Demokratie, Vincenzo Gioberti, zu bekämpfen wagt: communistisch nennt er jedes Gesetz, das den Armen nicht neue Lasten zum Vortheil der Reichen auflegt, die Blöße seines Geistes verdeckt er durch triviale Späße und zahllose Körner nichtattischen Salzes! Mehrmals mußte Cavour den schwachen Präsidenten erinnern, daß er sein Ansehen gebrauche gegen die lärmenden Gallerien: „wer mich unterbricht, beleidigt die Kammer, nicht mich!“ Es schien, als ob der stolze Mann seine Lust daran fände, die Wuth des unverständigen Haufens herauszufordern. Er scheute sich nicht, die Progressivsteuer, den Lieblingstraum der begehrlichen Massen, als einen

reactionären Gedanken zu entlarven, denn sie hindere die Capitalansammlung und damit jeden wirthschaftlichen Fortschritt; er wünschte spöttisch der Demokratie Glück zu der Freundschaft der Ultramontanen, und wenn die Linke wider den Volksfeind murrte, sagte er wohl gleichmüthig: „ich werde Ihnen meine Behauptung mit mathematischer Sicherheit beweisen.“ Und doch empfand er tief, was die Volksgunst in einem freien Staate gilt: der Vorschlag Santa Rosa's, Cavour mit der Leitung der Finanzen zu betrauen, blieb unausführbar bei dem Hasse, der auf diesem Namen lastete. Auch im Parlamente sprach der Graf die ersten zwei Jahre über nur selten und ohne starke Wirkung: kaum daß die Versammlung bei Finanzfragen ihrem ersten Fachmanne einige Aufmerksamkeit schenkte. Unterdessen war das Ministerium Balbo zurückgetreten, da die doctrinäre Demokratie des Parlaments zwar die Vereinigung der Lombardei mit Piemont, aber zugleich die Einsetzung einer souveränen Constituante in Mailand beschloß.

Zur selben Zeit brach das Verhängniß über den König von Italien herein. Sein tapferes Heer erlag der Feldherrnkraft Radetzky's, und als der Geschlagene in Mailand ankam, entlud sich die Unzucht der Demokratie in scheußlicher Roheit: der rasende Pöbel bedrohte das Leben des Königs, der sein Alles für Italien hingegeben, er allein handelnd inmitten der Schwätzer. Und welch' eine entsetzliche Verwirrung nun, da ein Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende machte! Die Ehre des königlichen Hauses fast erliegend unter dem Hohngelächter der Fremden, leider auch der Deutschen — die Blüthe der Finanzen für immer vernichtet — das Heer entmuthigt und nahezu aufgelöst — der Adel empört über jene ruchlosen Auftritte in Mailand, wie über die Frechheit der Demagogen daheim, gern bereit um jeden Preis den aussichtslosen Krieg zu beendigen — in Genua die Herrschaft der Clubs, überall in den Massen eine unbeschreibliche Erbitterung. Zweitausend Flüchtlinge aus der Emilia und der Lombardei forderten gebieterisch die Erneuerung des Krieges, schürten den Haß wider den königlichen Verräther. Es war, als fühlte die Nation die Wahrheit der vorwurfsvollen Worte des Königs: „Italien hat der Welt noch nicht bewiesen, was es für seine Freiheit zu leisten vermag“ — als wollte sie die Stimme ihres Gewissens durch wüthendes Geschrei übertäuben. Cavour hatte in dem Treffen von Goito den geliebtesten seiner Neffen verloren; der durchlöcherte Waffenrock des Todten hing fortan über dem Schreibtisch des Oheims, mahnte ihn täglich an entschwundene

Freuden und an die Stunde der Vergeltung. Er selbst war nach jenem Unglückstage als Freiwilliger unter die Fahnen geeilt, und stemmte nun seine ganze Kraft wider die hereinbrechenden Wogen des Radicalismus, er wurde die mächtige Stütze, der beinah einzige unermüdliche Vertheidiger des neuen gemäßigt-liberalen Cabinets Perrone-Pinelli.

Während die Clubs wider die Feigheit der Regierung donnerten, Brofferio unter brausendem Jubel sein Kraftwort „Verwegenheit, Verwegenheit, Verwegenheit!" in die Massen schleuderte und ein Convent, eine italienische Constituante, Tausenden als der einzige Weg der Rettung galt, zeichnete das Risorgimento mit unbarmherziger Nüchternheit den despotischen Charakter der neu-französischen Freiheit. Am 16. November schildert Cavour die „Männer der energischen Maßregeln, vor denen wir nur elende Gemäßigte sind," also: „Setzet Euch einen Plan in den Kopf, bildet Euch eine Kette von willkürlichen Voraussetzungen, löset sie ab von der Wirklichkeit, die sie umgiebt und ermäßigt, verachtet die Hindernisse, erbost Euch darüber, schlagt sie nieder und bahnt Euch einen Weg hindurch — das ist das ganze System in seiner Nacktheit; es ist ein Zug des menschlichen Uebermuths, dem die Natur beständig die augenblickliche Unmöglichkeit oder die Strafe baldiger Enttäuschung entgegenstellt. — Die Natur hat gewollt, daß das menschliche Herz einen Schauder empfindet vor vergossenem Blute und sich empört wider den Mörder. Marat und Robespierre dagegen glaubten ein großes revolutionäres Mittel entdeckt zu haben . . . Es fielen Tausende von Köpfen, und was erntete die französische Revolution davon? Das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich!" — Aus jedem Worte klingt hier die sittliche Entrüstung des ehrlichen Mannes heraus, aber der Politiker erträgt nicht lange den pathetischen Ton des Sittenpredigers; ihm gilt es die Unfruchtbarkeit, den Mißerfolg der politischen Gewaltthätigkeit zu zeigen. Er erweist sie an Napoleon, „dem großen Meister der energischen Maßregeln", und vor Allem an der Februarrepublik. „Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden den letzten Erfolg der revolutionären Mittel sehen: Ludwig Napoleon auf dem Throne!" Wie lästerlich mußten solche Aussprüche prophetischer Verstandesklarheit dem phantastischen Führer des Clubs der Concordia klingen, jenem Gioberti, der noch im Jahre 1850 an die Ewigkeit der französischen Republik glaubte!

Der Graf war gerichtet in den Augen der Demokratie, da er auch in der auswärtigen Politik die Sprache des Verstandes redete. Der

neidische Kleinsinn, der das freie Frankreich gegen Piemont beseelte, entging Cavour's Augen nicht; wollte doch die französische Republik nicht einmal die Sicherheit des altpiemontesischen Gebiets verbürgen, als Karl Albert im Herbst mit dem Plane umging, Modena und Parma vor den Oesterreichern zu schützen! Aber da die Vermittlung der Westmächte von dem Turiner Hofe angenommen war, so konnte nur die Thorheit jetzt durch plötzliche Erneuerung des Krieges die einzigen nicht schlechthin feindlich gesinnten Cabinette beleidigen. Cavour rieth den Erfolg der Vermittlung abzuwarten und der Regierung zu überlassen, wann sie den Wiederbeginn des Kampfes für geboten halte. Die Strafe ereilte den Feigling schnell: bei den Neuwahlen im Januar 1849 triumphirte die lärmende Mittelmäßigkeit, Cavour unterlag einem dunklen Ehrenmanne Pansoya, der auf das Wahlprogramm Gioberti's schwor. Auch das Cabinet Perrone-Pinelli war gefallen, Gioberti bildete eine demokratische Regierung, und nun erfolgte was gegen alle Regel läuft: der hochgesinnte doctrinäre Mystiker bewährte als leitender Staatsmann mehr praktisches Geschick denn vordem als Parteiführer. Er sah voraus, daß die Frevel des rothen Radicalismus die Ueberfluthung der Halbinsel durch die Oesterreicher herbeiführen mußten, und bot daher dem Papst und dem Großherzog von Toscana die Hilfe Piemonts an: italienische Truppen sollten die Ordnung in Rom und Florenz herstellen, die Verfassungen retten, die fremden Heere fern halten. Cavour bewies jetzt, wie ernst er als ein echter Liberaler das Wort nahm „measures not men." Er ahnte wohl, daß der Papst und der Großherzog lieber den Fremden als dem König von Italien die Herstellung ihrer Macht verdanken würden, doch er wollte diesen letzten Versuch zur Rettung der Unabhängigkeit der Nation nicht aufgeben, er vertheidigte laut die italienische Politik seines Gegners. Als auch diese Hoffnung zerbrach, als Gioberti's Pläne an dem bösen Willen der Höfe von Florenz und Rom zu Schanden wurden, als die demokratische Regierung abtrat und die Helden der Clubs ihren weiland verherrlichten Führer mit Füßen traten, da war es wieder Cavour, der sich allein des gestürzten Mannes ritterlich annahm. Er mochte dem Denker nicht grollen, dessen beredte Feder einst die Ideen des primato d'Italia verkündet hatte.

Der Vermittlungsversuch der Westmächte war gescheitert. Ohne Bundesgenossen, mit seinem geschwächten Heere sah Piemont einer gewissen Niederlage entgegen; und doch drängten gebieterische Mächte zur Wiederaufnahme der Waffen — vor Allen der König selbst. Dem

düsteren, für das Unglück geschaffenen Manne erwachten in diesen argen Tagen alle edlen Kräfte der Seele. Er hatte die Huldigung empfangen von den Lombarden und wollte noch einmal seine Königspflicht üben, seine schirmende Hand ausstrecken über das mißhandelte Land; ein gläubiger Fatalist dachte er in Gottes Namen zu siegen oder zu fallen. Und wo war sonst noch ein Ausweg aus der entsetzlichen Zuchtlosigkeit der Geister? Nur der Ernst des Krieges, nur der Anblick der Thaten des Königs konnte das wüste Geschrei wider den verrätherischen Hof zum Schweigen bringen. Die Lage, dem aus ruhiger Zeit Zurückschauenden schier räthselhaft, drängte den Lebenden ihre Forderungen unabweisbar auf; selbst der Adel, auch der strengconservative Graf Revel, auch Cavour wünschte jetzt den Krieg herbei als den Herold des inneren Friedens. So begann zum zweiten Male der ungleiche Kampf. Die Schlacht von Novara warf Italien zu Boden; der König legte seine Krone nieder, um seinem Lande einen milderen Frieden zu verschaffen.

Ein dumpfes Schweigen lag auf der Hauptstadt, als der neue König einzog. Ein Feldzug von fünf Tagen hatte das Heer abermals der Auflösung nahegebracht, den Staatsschatz so gänzlich erschöpft, daß in den nächsten Monaten der reiche Finanzminister große Summen aus seinem eigenen Vermögen entnehmen mußte, um die Staatsgläubiger zu befriedigen. Und selbst diese schrecklichen Erfahrungen waren an der verhärteten Parteiwuth der Radikalen spurlos vorübergegangen. Mit lauter Schadenfreude begrüßten die Clubs von Genua die Niederlage von Novara. „Italien ganz frei oder wenigstens ganz geknechtet!“ so lautete der neue Orakelspruch der Teodemocrazia Mazzini's. Durch Ueberrumpelung und Waffengewalt mußte die unbotmäßige Hafenstadt dem Staate wiedergewonnen werden. Und bestätigte nicht jeder Auftritt in dem letzten Acte der italienischen Tragödie die Weissagungen des radikalen Sehers? War „die Nichtigkeit und vollendete Impotenz“ des constitutionellen Piemont, die Mazzini so oft gegeißelt, nicht durch die klägliche Kriegführung von Novara erwiesen? Wie glorreich erschienen neben der Niederlage des königlichen Heeres die letzten verzweifelten Kämpfe der Sicilianer, die heldenhafte Ausdauer der Republikaner von Rom und Venedig! Während also das Schicksal selber die Nation in ihren republikanischen Träumen zu bestärken schien, hielt eine Handvoll beherzter Männer unentwegt den Glauben fest an die Zukunft des Hauses Savoyen. Azeglio schrieb bald nach dem Tage von Novara sein hochgemuthes Wort nous recommencerons! — und Cavour richtete sich auf

an der Erinnerung, daß einst nur vierzehn Jahre nach der Zerstörung Mailands die Schlacht von Legnano geschlagen ward.

Sobald man anfing in sich zu gehen, das Dauernde und Echte aus den Wirren des letzten Jahres auszuscheiden, blieb doch ein großer Gewinn für die gedemüthigte Krone zurück. Die Lage war geklärt, die alten kindlichen Hoffnungen auf die italienische Gesinnung der anderen Höfe von Grund aus zerstört. Croaten hatten das alte Regiment in Toscana und der Emilia wiederhergestellt, durch schweizerische Söldner war Sicilien den Bourbonen wieder unterworfen, der Papst hatte Zuflucht gesucht bei jenem Ferdinand, den er vor einem Jahre noch einen Schurken genannt, den Kirchenstaat zurückempfangen aus den Händen der Franzosen und der Oesterreicher. Nur auf dem Königsschlosse von Turin wehte noch die Tricolore, nur dort lebte noch ein italienischer Herrscher, der sich nicht losgesagt von seinem Volke. Turin war die Hauptstadt der Italiener, bevor es die Hauptstadt Italiens ward. Kraft des Friedensschlusses nahm Piemont die vertriebenen Lombarden als Bürger auf, und wenn von den Flüchtlingen einige den inneren Unfrieden, den Groll der Presse schürten, so traten andere als Apostel der italienischen Bildung in die Lehranstalten ein: die Verschmelzung des Grenzlandes mit der Cultur Italiens wurde jetzt erst ganz vollendet. Als die gehässigen Anschuldigungen, die jeder Niederlage folgen, endlich schwiegen, harte Kriegsgerichte der erbitterten öffentlichen Meinung ein Opfer dargebracht hatten, da ward man doch endlich dessen inne, wie oft das schlecht geleitete Heer mit dem Heldenmuthe der Väter gewetteifert, und mit wie gutem Grunde der alte Radetzky gesagt: „diese Teufel von Piemontesen sind immer dieselben." Il nostro glorioso esercito war bald auf Aller Lippen, Schriften und Bildwerke verherrlichten die Tage von Goito und Governolo. Dann kam die Kunde von dem Ende des Königs von Italien: ihm war das Herz gebrochen durch das Unglück seines Vaterlandes, die letzten Wünsche des landflüchtigen Mannes galten der Heimath, er hoffte noch einmal als Soldat für Italien zu kämpfen. Vor dem Adel dieses Todes verstummte die Wuth der Parteien, ein Parlamentsbeschluß gab dem Könige den Namen des großherzigen; und als die Leiche beigesetzt ward in jener stolzen Kuppelkirche der Superga, die von dem Gipfel der Collina weithin „das Land am Fuß der Berge" überschaut, da strömten die andächtigen Wallfahrer herbei, und um den Sarg erklangen die Gebete und Schwüre von Tausenden.

Der blinde Haß der Oesterreicher hatte den gebrochenen Mann zur Abdankung gezwungen; jetzt stand an der Spitze des Staates ein junger tapferer Fürst — ein rauher und roher Soldat, von Jesuiten erzogen, ohne Bildung, ohne Freiheit des Geistes, aber eine derbe massive Kraft, ein treuer Sohn, entschlossen den beleidigten Vater zu rächen. Auch patriotische Männer vom Adel verlangten die Beseitigung der Verfassung, die doch nur Unheil über das Land gebracht; ein absoluter Herr mußte von Oesterreich leichtere Friedensbedingungen erlangen als ein constitutioneller Fürst. Wären nur die despotischen Gelüste der Hofburg nicht gar so roh und zudringlich hervorgetreten! Selbst der besonnene Radetzky hatte den Kampf als einen Bürgerkrieg geführt: ich will, schrieb er, dem Großherzog von Toscana, die Demagogen in Turin zur Vernunft bringen. Felix Schwarzenberg vollends, der geschworene Feind Preußens und Englands und alles dessen was der Freiheit glich, der kurzsichtige Vertreter der politischen Roheit, der seine Gedankenarmuth hinter dünkelhafter Hoffart verbarg und nur einer ganz verkommenen Epoche als ein großer Mann gelten konnte — er verlangte die Besetzung Alessandrias durch kaiserliche Truppen, auf daß entweder sofort mit Oesterreichs Hilfe der Umsturz der Verfassung erfolge oder die Demagogen, zur Wuth gereizt, eine neue Schilderhebung und schließlich einen Staatsstreich herbeiführten. — Sollte wirklich der stolze Sohn des Hauses Savoyen wie der armselige Großherzog von Toscana sich's bieten lassen, daß der österreichische Feldmarschall ihm schriebe: „der Kaiser unser Herr" —? Ein Vasall Oesterreichs, mit dem Scheine der absoluten Macht getröstet, oder ein constitutioneller unabhängiger König — so stand die Wahl. Vergebens warnten die Gemahlin und die Mutter des Königs, Beide Erzherzoginnen. Victor Emanuel berief Massimo d'Azeglio an die Spitze der Geschäfte, das Statut war gerettet. Wie das gute Gewissen der Nation erschien dieser „Ritter Italiens," der schöne, unwiderstehlich liebenswürdige, geistvolle Mann, der Beherrscher aller Weiberherzen, der als Maler und Dichter, als Soldat und Schriftsteller auf den mannichfachen Wegen eines vielseitigen Talents der Größe seines Landes gedient hatte, treu seinem Wahlspruch: „die Vaterlandsliebe ist ein Opfer, nicht ein Genuß" — freilich eine läßliche Künstlernatur, leicht gelangweilt, unfähig die Pflichten des Beamten mit Pünktlichkeit zu erfüllen, ohne den derben Ehrgeiz, ohne die rastlose Thätigkeit des großen Staatsmannes. Geraden Sinnes und warmen Herzens, wie geschaffen das

deutsche Vorurtheil wider die Arglist der Wälschen Lügen zu strafen, lebte er des Glaubens, sein alter treuer Diener Johann werde dereinst besser vor der ewigen Gerechtigkeit bestehen als der Welteroberer Alexander. Er gab dem neuen Systeme den Namen, da er lächelnd zu seinem Fürsten sagte: „es hat so wenig Könige gegeben, die Ehrenmänner waren, es wäre wahrhaftig schön die Reihe anzufangen.“ — „Das Statut, nichts mehr, nichts weniger“ so lautete sein Rath; er war der Mann der Lage, so lange die Politik der Ehrlichkeit genügte.

Monate sollten noch vergehen, bis die erhitzten Köpfe sich beschwichtigten und das Land „den Fortschritt auf den Wegen des Möglichen“ guthieß, den Victor Emanuel bei seiner Thronbesteigung empfohlen hatte. Auch in dem neuen Parlamente, das im Juli zusammentrat, überwog die Demokratie; der Abschluß des Friedens mit Oesterreich bot der Opposition eine bequeme Handhabe. Der Mailänder Friede stellte die alten Grenzen von Piemont wieder her — das Glimpflichste, was sich nach solchen Niederlagen erwarten ließ. Auch die Ehre des Königshauses war gewahrt, da Oesterreich den Lombarden, die für Karl Albert gekämpft, Amnestie gewähren mußte. „Sehen denn diese Menschen nicht, rief Azeglio verzweifelnd, wie schwer es gehalten hat auch nur das Statut zu retten, wie leicht sie alle nach Fenestrelles auf die Festung wandern können? Heute heißt es: après nous les Croates!“ Cavour, der jetzt wieder bei den Wählern Gnade gefunden hatte und vom nächsten Jahre an bis zu seinem Tode der Vertreter der Hauptstadt blieb, beschwor die Kammer das Nothwendige zu wollen: durften diese provisorischen Zustände sich ins Unendliche hinschleppen? Die Kammer zog vor, ein Spektakelstück demokratischer Gesinnungstüchtigkeit aufzuführen, sie verweigerte die bedingungslose Genehmigung des Friedens. Mag das Statut untergehen, rief Brofferio, mag die Freiheit untergehen, nur nicht unsere Ehre! Man stelle diesen Kraftspruch neben die Worte, die Cavour später in den Tagen seiner schwersten Kämpfe ausstieß: „mag mein Name untergehen, mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!“ — und ein Gegensatz der Staatsgesinnung, der, in wechselnden Formen ewig derselbe, auch das deutsche Parteileben durchzieht, tritt uns durchsichtig vor die Augen. Die Politik des Bekenntnisses schwelgt im Genuß der eigenen Größe, indem sie ihre Glaubenssätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatte abliest; die Politik der That bescheidet sich, dem Vaterlande ein wenig zu nützen.

Der König hatte sein Wort verpfändet für den Mailänder Frieden, er sah den Bestand der Verfassung, vielleicht des Staates selber gefährdet durch den Widerspruch des Parlaments. Er löste die Kammer auf und wendete sich mit der Proclamation von Moncalieri (20. Nov. 1849 persönlich an sein Volk: „Wenn das Land, wenn die Wähler mir ihren Beistand versagen, so wird nicht auf mich die Verantwortung für die Zukunft fallen.... Noch niemals hat sich das Haus Savoyen vergeblich gewendet an die Treue, den Verstand, die Liebe seiner Völker." Die Demokratie tobte, sie hat dem Colonello (so hieß ihr der militärische Ministerpräsident) diesen Streich nie vergessen. Aber in den Wählern der Poebene erwachte endlich wieder der monarchische Sinn der Piemontesen. Die Mehrheit des neuen Parlamentes genehmigte den Frieden. So war ohne jeden Gewaltstreich der Boden gewonnen für ein gesichertes Staatsleben. Denn nicht um eines Fingers Breite wollte Cavour, der dem Cabinette seinen Beistand lieh, das Gesetz übertreten sehen; jetzt schon wie noch auf seinem Todtenbette bekannte sich der Liberale zu dem Worte „mit dem Belagerungszustande kann Jeder regieren." Wie er während des Krieges alle Ausnahmsgesetze entschieden bekämpft hatte, so schrieb er sogleich nach dem Manifeste von Moncalieri in das Risorgimento die Warnung: rühret nicht an die Presse! Der Rath ward befolgt, doch die Reform an Haupt und Gliedern, deren der kranke Staat bedurfte, blieb aus. Azeglio hielt sich als Minister allzutreu an die Weisheit, die er einst den heißblütigen Verschwörern der Romagna gepredigt: „mit der Hand in der Tasche könnt Ihr am sichersten für Italiens Wiedergeburt wirken!" Der Handelsminister Santa Rosa hörte wohl in Detailfragen gern auf den Rath seines Jugendfreundes; doch für die schöpferischen Gedanken, die in Cavour's Kopfe gährten, war in dieser Regierung keine Stätte.

Und wahrlich, das Zusammenbrechen der Mächte der Bewegung weitum in der Welt ermuthigte wenig zu einer kühnen Politik des Liberalismus. Der Beherrscher Europas, der Czar, hatte nach seiner brutalen Weise längst den Verkehr mit dem demokratischen Cabinet von Turin abgebrochen. Der Hof des Prinzpräsidenten von Frankreich schwankte noch unstät zwischen entgegengesetzten Gedanken. Ludwig Napoleon brütete zuweilen über dem Plane für Piemont das Schwert zu ziehen; er trat mit dem Turiner Hofe jener wahnwitzigen großdeutschen Politik Schwarzenberg's entgegen, welche Deutschland und Italien durch einen ewigen Bund an Oesterreich zu ketten suchte; dann schmeichelte

er wieder dem Kaiser von Oesterreich als einem Helden der „Ordnung,“ sein Gesandter in Turin forderte zudringlich eine starke Regierung. Die deutsche Nation hatte mit Hohn und mit Kälte geantwortet, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung aussprach, Deutschland werde in Oesterreich den Feind seiner Einheit erkennen; jetzt beugte sie sich ermüdet unter Oesterreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser“ und die „ewig grünen Lorbeerreiser“ in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel rieth, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst verzichten. Selbst England, das einzige befreundete Cabinet, mahnte zur Vorsicht. Zudem hatte Karl Albert den Senat durchweg aus streng-conservativen Männern gebildet, und am Hofe schaarte sich um den Prinzen von Carignan eine erbitterte reactionäre Partei. General d'Aviernoz forderte im Parlamente die blaue Kokarde des Hauses Savoyen zurück, in Genua zerstörten noch weit später junge Offiziere die Druckerei einer radikalen Zeitung, alle Heißsporne vom Adel schalten auf die constitutionelle Unordnung. In solcher Lage war es schon rühmliche Kühnheit, wenn der kleine Staat fest hielt an seinem öffentlichen Rechte. Weiter zu gehen, Neues zu schaffen schien dem Cabinet Azeglio nur da räthlich, wo unerträgliche Uebelstände, schreiende Widersprüche in der Verfassung selber augenblickliche Abhilfe verlangten.

Das Statut, in wilden Tagen rasch auf das Papier geworfen, verrieth auf jeder Seite die Spuren seines Ursprungs; sein schwerstes Gebrechen lag in der unklaren Ordnung der kirchlichen Dinge. Die Verfassung erklärte in ihrem ersten Artikel die römische Kirche für die einzige Religion des Staates — darauf hatte das geängstete Gewissen Karl Albert's bestanden — sie gewährte den Bischöfen die Censur über den Druck der Bibeln und Gebetbücher; und doch sollten die Waldenser der vollen Freiheit des Cultus genießen. Sie bestimmte, daß alle Bürger vor dem Gesetze gleich seien, alle Gerichtsbarkeit vom Könige ausgehe; und doch hielt der Clerus seine geistlichen Gerichte noch aufrecht, gab den Verbrechern ein Asyl in seinen Kirchen. Schon im Herbst 1848 verhandelte der Hof von Turin über die Lösung dieser Widersprüche mit dem römischen Stuhle; der Papst aber verlangte, er selber wolle der höchste Richter sein für die Verbrechen der Geistlichen Piemonts, stellte unmögliche Forderungen, die sogar der bigotte Karl Albert nur durch Stillschweigen beantworten konnte. Mehrmals

wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, doch selbst der fromme Balbo vermochte kein Zugeständniß von der Curie zu erreichen. Seitdem war der hohe Clerus mit dem Papste in das Lager der Reaction übergetreten; den Staat im Staate länger zu ertragen ward unmöglich. Graf Siccardi, ein ausgezeichneter Richter, der auf Cavour's Rath das Portefeuille der Justiz erhalten hatte, entwarf jetzt das „ketzerische und pestilenzialische“ Gesetz, das die geistliche Gerichtsbarkeit beseitigte. So begann ein Kampf um die Elemente des modernen Staatslebens. Die Wiener Presse spottete: da ringt das liberale Piemont um Güter, die Oesterreich schon seit Joseph dem Zweiten besitzt! In Wahrheit bezeichnete diese bescheidene Reform den Bruch mit uralten Traditionen des savoyischen Hauses.

Cavour übersah rasch die Bedeutung des Augenblicks. „Gerade in ruhigen Zeiten,“ rief er aus, „denkt der wahre Staatsmann an Reformen.“ Die katholische Kirche, meint er zuversichtlich, hat immer verstanden sich in die Zeit zu fügen, und wieder verherrlicht er den unauflöslichen Bund der Religion und der Freiheit. „Schreitet hochherzig vorwärts auf der Bahn der Reformen, dann wird dieser Thron in unserem Lande so feste Wurzeln schlagen, daß er nicht blos dem Sturme der Revolution widerstehen kann, sondern, alle lebendigen Kräfte Italiens um sich versammelnd, unsere Nation zur Vollendung ihrer erhabenen Bestimmung führen wird!“ Als diese Worte unter dem Jubel der Gallerien verhallten, da fragte Mancher, ob das noch der reactionäre Graf des Jahres 1848 sei? Und doch war nur ein Zerrbild zerstoben, das der Unverstand des Parteihasses aufgebaut. So lange die auswärtigen Fragen im Vordergrunde standen, bekämpfte Cavour, mit den Conservativen vereint, die phantastischen Pläne des Radicalismus, die bei den Dilettanten der liberalen Partei allzuleicht Eingang fanden. Jetzt war nicht er bekehrt, sondern die besseren Liberalen hatten verzichtet auf ihre föderalistischen Träume, und seit die Fragen der inneren Reform das Land beschäftigten, ergab sich sogleich, daß der gescholtene Anglomane den Ideen der Liberalen sehr nahe stand. Darum durfte Cavour den oft wiederholten Vorwurf des Gesinnungswechsels frohen Muthes verlachen. Als späterhin der Radikale Asproni dem Ministerpräsidenten mit Selbstgefühl zurief: „damals erst, im Jahre 1850, hat der Graf, als ein kluger und geschickter Mann, sich unseren Ansichten genähert“ — da erwiderte Cavour nur mit der Miene possierlichen Erstaunens: „Ihren Ansich-

ten?" — und ein schallendes Gelächter des Hauses folgte dem abgeschlagenen Angriff. Allerdings lockerte sich jetzt Cavour's Verhältniß zu den Conservativen. Er stand ihnen nahe durch Geburt und persönliche Neigung, wie durch die lange Waffengemeinschaft im Kampfe mit den Radikalen; doch er konnte ihren Widerwillen gegen jede Reform und vornehmlich ihre hoffnungslose Ansicht über Italiens Zukunft nicht theilen. Nicht einen Augenblick hörte Cavour auf, an eine neue Erhebung seines Volkes zu glauben. Graf Revel hingegen, der bisher mit ihm die Rechte geführt — ein echter Sohn des altpiemontesischen Adels, ehrenhaft und geschäftskundig, hochangesehen bei der Rechten als ein Minister der weiland absoluten Krone, bei der Linken nicht unbeliebt, da sein Name unter dem Statut stand — verwarf die Hoffnung auf die terza riscossa als einen Wahn der Italianissimi; er verlangte ein strenges Regiment der Selbstbeschränkung, um das verlorene Zutrauen der Cabinette wieder zu gewinnen. Auch Caesar Balbo widersprach; er fürchtete, das Siccardische Gesetz werde die Gewissen des katholischen Volkes beirren.

Zwei Tage nach Cavour's Rede, am 9. März 1850, wurde die Siccardiana von dem Abgeordnetenhause angenommen. Der Nuntius protestirte, der heilige Vater „hob seine Hände gen Himmel und betete, der Gott der Barmherzigkeit möge von dem Volke Piemonts die durch seine Gottlosigkeit verdiente Strafe abwenden." Nun brauste über das Land die vendetta pretina dahin, das demagogische Toben des erbitterten Clerus; der Erzbischof Franzoni von Turin, ein störrischer Vertreter adlicher und priesterlicher Hoffart, forderte seine Geistlichen offen zum Ungehorsam auf. Der Masse des Volkes kam der Ernst des Kampfes erst zum Bewußtsein nach dem erschütternden Ende Santa Rosa's (5. August 1850). Mit der tiefen Herzenssehnsucht eines gläubigen Katholiken verlangte der sterbende Minister nach den letzten Gnadenmitteln seiner Kirche, er war bereit zu jeder Erklärung; nur einen Widerruf wollte er nicht leisten, nur die Unterschrift nicht zurückziehen, die er mit Bedacht unter das Siccardische Gesetz gestellt. Tagelang ward Cavour's Freund und sein frommes Haus auf Befehl des Erzbischofs gemartert; noch als der letzte Kampf begann, trat der Pfarrer von S. Carlo an das Bett und drohte mit der Verweigerung des christlichen Begräbnisses. Heiliger Gott, rief der Kranke, ich habe vier Söhne, sie sollen von ihrem Vater nicht einen geschändeten Namen erben! So ging er dahin, und welches menschliche Gefühl sollte kalt

bleiben bei diesen empörenden Scenen pfäffischer Rachsucht, unchristlicher Bosheit? Keine Stadt im Lande, die „dem in seinem politischen Glauben Gestorbenen“ nicht eine Todtenfeier bereitete. Heftiger von Tag zu Tag erklangen die Angriffe der liberalen Presse wider die Schacherbude der Clerisei (la Bottega). Der Erzbischof von Cagliari verlor sein Amt, weil er die Befreiung des Bodens von den grundherrlichen Lasten als Kirchenraub verdammte. Erzbischof Franzoni wurde zweimal als Unruhstifter zur Haft verurtheilt; dann ging er nach Lyon, schleuderte aus der Ferne seine Verwünschungen wider die ketzerische Hauptstadt, die eine Waldenserkirche, eine Bibelgesellschaft in ihren Mauern entstehen sah. Die Clericalen überreichten ihrem trotzigen Führer einen Hirtenstab; in Turin aber erhob sich auf dem savoyischen Platze ein Obelisk, den die Städte Piemonts zur Verherrlichung der Siccardiana errichteten. Savoyen, das schon dem Kriege gegen Oesterreich gleichgültig zugeschaut, wurde durch diese kirchlichen Wirren den Piemontesen gänzlich entfremdet. In den stillen Alpenthälern herrschten die Priester; sie blickten jetzt, wie einst die Radikalen, verlangend hinüber nach dem stammverwandten Frankreich und seiner ultramontanen Herrlichkeit. Das Volk des Pothals jedoch war seit dem Tode Santa Rosa's der liberalen Sache gewonnen.

Cavour sah längst, daß die unfruchtbare Politik, die sich begnügte den Buchstaben der Verfassung streng festzuhalten, nicht mehr ausreichte, am wenigsten in der Finanzverwaltung. In einer von fröhlicher Zuversicht strahlenden Rede vertheidigte er am 5. Juli die Thaten der Regierung, um ihre Unterlassungssünden desto schärfer zu geißeln. Wir müssen vorwärts — das war der Kern seiner Worte — die Freiheit ist festgewurzelt im Lande, sie hat die extremen Parteien nicht mehr zu fürchten. Der Haushalt eines kleinen Staates, der soeben 250 Millionen für den Krieg aufgewendet, bedarf einer gründlichen Umbildung. Es geht nicht mehr mit den alten Steuern, die den kleinen Mann unbillig drücken — „man erlaube diese Bemerkung einem Manne, der nicht gewohnt ist gewaltsame oder dramatische Worte zu gebrauchen.“ — Wenn wir durch Ermäßigung der Zölle der Volkswirthschaft freien Spielraum gewähren und die Steuerkraft an den rechten Stellen anzupacken wissen, so kann das Land, das heute mit Mühe zehn Franken zahlt, leicht 25 Franken für den Kopf aufbringen. So zeichnete er in großen Umrissen den Plan seiner eigenen Finanzpolitik. Der Graf hielt seine „Ministerrede“; das fühlte die Regie-

rung, als er drohte sich zur Opposition zu schlagen, wenn in dem neuen Budget das Gleichgewicht des Staatshaushalts nicht hergestellt würde. Nach Santa Rosa's Tode schlug Azeglio vor, Cavour mit dem Handelsministerium zu betrauen. „Ich will wohl, meinte der König lachend, aber der Mann wird Euch alle aus dem Sattel heben!" Azeglio ahnte dasselbe und sagte, nachdem er den neuen Genossen eine Weile im Amte wirken gesehen: „Mit diesem Kerlchen muß ich's machen wie Ludwig Philipp; ich trage nur die Krone und darf nicht regieren." Am 11. October trat der Unvermeidliche in das Amt.

Auch Cavour's leichter Sinn war während der grimmigen Parteikämpfe der jüngsten Jahre dann und wann vom Mißmuth überwältigt worden. „In solchen Zeiten," schrieb er einmal, „werden die politischen Männer rasch vernutzt; ich bin es schon halb, bald werde ich es ganz sein." Als Minister fand er rasch seine frische Spannkraft wieder. Mit seinem Eintritt in das Cabinet begann die Wiedergeburt des Staates — eine Zeit der Sammlung und Erhebung, die ihrem Leiter zu noch höherem Ruhme gereicht als der offene Kampf, und sich als ein bescheidenes Gegenbild neben die Epoche Stein's und Hardenberg's stellen darf. Eine Politik des Freihandels im großen Stile sollte der ermatteten Volkswirthschaft Erstarkung bringen; Piemont wurde mit der Schweiz der erste Staat des Festlands, der dem Vorgange R. Peel's entschlossen folgte. „Unser Gewerbfleiß muß endlich hinauswachsen aus seiner ewigen Jugend, aus dem zarten und interessanten Alter, das Schutz und Pflege fordert; keine Nation der Welt hat jemals durch Schutzzölle gewonnen!" — Warum doch wagte, der so zuversichtlich sprach, als Minister nicht, mit Einem Schlage durch ein Gesetz das System des freien Handels einzuführen, wie er es so oft gefordert hatte als Abgeordneter? Warum zog er vor, Handelsverträge mit Belgien, England, Frankreich, sogar mit Oesterreich abzuschließen und so auf weitem Umwege zur Herabsetzung der Zölle zu gelangen? — Die Kühnheit seiner freihändlerischen Ueberzeugung ward von den Landsleuten noch kaum verstanden; selbst Gioberti klagte, durch diese Experimente Cavour's werde Piemont erniedrigt zu einem anderen Portugal, einem Brückenkopfe Englands. Obgleich Ligurien allein dem Handel und der Schiffahrt, das Pothal vornehmlich dem Ackerbau lebte, der Freihandel also durch die Natur der Dinge geboten schien,

so erklang doch von allen Seiten der Hilferuf der Producenten — am lautesten unter den Tuchfabrikanten, die heute Cavour's Andenken segnen, und unter den Kaufleuten von Genua, die zehn Jahre später dem Neugründer ihres Wohlstandes eine Bildsäule in ihrer Börse errichteten. In dem Parlamente wuchs allmählich ein tüchtiger Stamm ernster, berufsmäßiger Politiker heran; mancher Dilettant verschwand aus dem Hause, da die Abgeordneten keine Taggelder bezogen. Bei der Mehrheit herrschte ein wohlmeinender Liberalismus, eine warme nationale Gesinnung, welche den patriotischen Sinn des Gegners ritterlich anerkannte. Aber die volkswirthschaftliche Bildung stand selbst hier so niedrig, daß der Minister einmal einen Zweikampf mit einem schutzzöllnerischen Abgeordneten durchfechten mußte. Da endlich auch die Clericalen die wirthschaftliche Angst Savoyens für ihre Parteizwecke ausbeuteten, so mußte der Vorschlag einer allgemeinen Zollerniedrigung unfehlbar scheitern an dem gemeinsamen Widerstande der Fabrikanten, der Käse- und Oelproducenten, der unzähligen aufgescheuchten örtlichen Interessen. Die Handelsverträge dagegen, die immer einzelnen Provinzen, einzelnen Zweigen der Production Gewinn versprachen, boten dem klugen Minister den Vortheil, die Gegner zu theilen.

So gelangte das Parlament zur Freihandelspolitik, ohne es recht zu merken, und als die Verträge mit einer in dem alten Piemont unerhörten Schnelligkeit zum Abschluß gelangt waren, konnte der Graf, zum Entsetzen vieler Hörer, triumphirend rufen: „wir sind zu Ende gekommen mit einer der gründlichsten Zollreformen, die je in Europa gesehen ward.“ Auch dieser Erfolg wurde nur möglich durch die eindringende Beredsamkeit des Handelsministers, durch eine Reihe von Reden, welche als ein umfassender Lehrcursus der Handelspolitik der Uebersetzung ins Englische wohl würdig waren. Ein mächtiger Geist verbreitet hier sein Licht über die Grundfragen der Volkswirthschaft. Er spricht mit unumwundener Offenheit — das lo dico schiettamente bleibt fortan ein stehender Ausdruck in Cavour's Reden — und mit der alten hoffnungsvollen Frische: die beschränkte Selbstsucht der Industriellen wird der besseren Einsicht in den eigenen Vortheil weichen, und sollte der Haß gegen das Cabinet uns über den Kopf wachsen, so bleibt noch ein unfehlbares Mittel: „man wechselt die Minister und hält die Reformen aufrecht!“ Aber auch einen politischen Zweck verfolgte und erreichte Cavour durch den Umweg der Handelsverträge: zwischen den Piemontesen und den Völkern des Westens entstand ein

regerer Austausch der Waaren und Gedanken, der vereinsamte und verfehmte Turiner Hof wurde wieder eingeführt in die Staatengesellschaft, die Gesinnung der Westmächte freundlicher gestimmt. Fürst Schwarzenberg schrieb zornig: Piemont will den Beistand Englands für Italien durch seine Handelspolitik erkaufen — und gründete seinen Zollverein mit Modena und Parma als einen Damm wider die Turiner Propaganda.

Cavour arbeitete an dem Eisenbahnnetze, das den ganzen Staat bedecken sollte, prüfte die gewaltigen Pläne für die Ueberschienung des Mont-Cenis und des Apennins, erklärte sich kühn sogleich für den Bahnbau mit zwei Gleisen. Das Capital der Nationalbank wurde verdoppelt, dann vervierfacht; denn jeder Staat mit schwunghaftem Verkehr, erklärte der Minister, bedarf einer centralen Creditanstalt, nur soll sie die Entstehung kleiner Privatbanken eher fördern als verhindern und nie zur Staatsanstalt werden. Mit Vorliebe sorgte Cavour für den Handel Liguriens: „Genua soll uns bald zu reich werden, um noch an Aufstände zu denken.“ Er faßte den allzu kecken Plan, eine directe Dampfschiffahrt zwischen Genua und Amerika einzurichten, hoffte sogar einen Theil der deutschen Auswanderung über die ligurischen Häfen zu leiten. So sollte die Heimath des Columbus mit ihrer starken Rhederei im transatlantischen Verkehr eine Beschäftigung finden, die ihr das enge Hinterland nicht bot, die Ueberzahl der kleinen ligurischen Fahrzeuge verdrängt werden durch die großen Schiffe, welche der moderne Handel liebt. — Piemont war endlich, allein unter den Staaten der Halbinsel, eingetreten in das bewegte Treiben der modernen Volkswirthschaft; auch die Speculationswuth des Bonapartismus schlug oftmals in ungestümen Wogen nach Turin hinüber. Der Handelsminister aber verschmähte, den Arzt für dies Fieber zu spielen, er sagte oft: Präventivmaßregeln müssen, so lange nicht Engel regieren, mehr Gutes unterdrücken als Böses verhindern. Zu allererst die Selbsthilfe der Bürger sollte die socialen Leiden heilen; kaum in's Amt getreten, fragte der Minister bei den Bürgermeistern an, ob sie die Brotsteuer in ihren Gemeinden nicht abschaffen wollten; vor einem Befehle seien sie sicher. Er erwartete bestimmt von dem neu erwachten wirthschaftlichen Leben die Heilung der zerrütteten Finanzen; „ich fordere den klügsten und sparsamsten Steuerpflichtigen heraus, sein Einkommen zu vermehren, ohne daß ein entsprechender Theil davon in die Staatskassen fließt!“

Im Auslande sprach man längst von dem Ministerium Cavour. Der Mann aber, der allein durch schöpferisches Wirken den Ruf des Cabinets in der Welt aufrecht hielt, empfand täglich schwerer, wie wenig er auf die Mehrheit seiner Amtsgenossen zählen konnte. Die Nation erwachte langsam aus tiefer Entmuthigung; die Patrioten daheim, die tausend Verbannten in der Fremde arbeiteten wieder an einer neuen Erhebung, mit jener glühenden, nervösen Leidenschaft, jener unbedingten Hingebung, die diesen Jahren der Vorbereitung ihre Weihe gab. Und daß zu der Leidenschaft auch die Einsicht nicht fehlte, das bewährte Gioberti's letztes und größtes Werk, das Rinuovamento (1851). Kein Wunder, daß die beiden unförmlichen Bände von Tausenden verschlungen wurden; denn aus mystischem Schwulst, aus pathetischen Standreden wider „den kosakischen Gegenpapst und den Nachfolger Barbarossa's," aus den Prahlereien einer rechthaberischen Eitelkeit, die für Cavour nur einige herablassende Worte halben Lobes übrig hatte, trat doch überwältigend der leitende Gedanke hervor: auf das schwache Morgenroth der „Auferstehung" soll der lichte Tag der „Erneuerung" folgen, auf das Parteiengewirr des Jahres 48 eine geordnete Bewegung, die in fester Mannszucht der Dictatur Piemonts zu gehorchen hat. So war das Neuguelfenthum verweltlicht, sein Prophet übergegangen in das piemontesische Lager. Cavour hat dem mystischen Abbate diesen Muth der Selbstverleugnung nie vergessen und späterhin oft geäußert: „wir wollen Italien die von Gioberti zuerst erdachte Erneuerung geben." Aber derweil die Ansprüche der Patrioten an die Krone von Savoyen sich steigerten, ward in Paris der Staatsstreich vollzogen. An allen Höfen erhob die reactionäre Partei frohlockend ihr Haupt. Die Wiener Hofburg forderte, im Verein mit ihren Vasallenstaaten, die Beseitigung des liberalen Unwesens in Piemont; von Azeglio stolz zurückgewiesen, schlug sie den Tuilerien vor, durch gemeinsame Einmischung den gefährlichen Nachbarstaat zur Ruhe zu bringen, und Ludwig Napoleon versprach zum mindesten, sein Gesandter Butenval solle in Turin strenge Aufsicht üben. Wie konnte der kleine Staat gegen solche Mißgunst der Nachbarn sich behaupten, so lange er selber dastand als ein unfertiges Gemeinwesen, das vom constitutionellen Staatsleben nicht viel mehr besaß als eine Verfassungsurkunde? Sollte man den Genossen Mazzini's auch fernerhin überlassen, sich als die einzigen Vertreter des nationalen Gedankens zu gebärden? Und war nicht in solcher Zeit die Rachsucht der mächtigen Reaction

ungleich mehr zu fürchten als die Thorheit der zu Boden geworfenen Demokratie?

Auf wen hatte die Regierung zu zählen in dem begonnenen Kampfe mit dem römischen Stuhle? Graf Revel, der Führer der Rechten, war von Cavour soeben nach England geschickt worden, um eine Anleihe abzuschließen. Er hatte, obwohl ein Gegner der neuen Handelspolitik, den Auftrag geschickt und ehrenhaft wie immer vollzogen, aber er brachte aus der Fremde die Ueberzeugung heim, eine Aenderung des Wahlgesetzes und des Preßgesetzes sei durch die reactionäre Stimmung der großen Mächte geboten. Hinter ihm standen die bigotten Savoyarden Deviry und Beauregard und jener La Margherita, der einst die Lehren des Mariana, den Vernichtungskrieg wider ketzerische Könige, vertheidigt hatte. Hinter diesen redlichen Gegnern gar die wilde Meute der pfäffischen Demagogen, welche dessen kein Hehl mehr hatte, daß sie die Unordnung wolle, um zur rechten Ordnung zu gelangen. In seinen frommen Zeitungen las der Savoyard schaudernd, 60 Millionen seien spurlos aus den Staatskassen verschwunden. Noch hielt Azeglio's Ansehen die Fractionen der Rechten nothdürftig zusammen; doch bei den Debatten über die Handelsverträge stand ein großer Theil der ministeriellen Rechten gegen die Minister, das Cabinet siegte nur durch den Beistand der Opposition.

Sollte diese verkehrte Welt fortdauern? Man regiert nicht auf der Spitze einer Nadel, meinte Cavour unwillig; die Bildung zweier starker regierungsfähiger Parteien nach englischer Weise galt ihm sein Lebtag als die Voraussetzung gesunden parlamentarischen Lebens. Man bedurfte einer starken zuverlässigen Mehrheit, um gegen Rom und Oesterreich, gegen Savoyen und Genua, gegen Ultramontane und Radicale zugleich den ungleichen Kampf zu wagen, und diese Mehrheit war nur zu gewinnen durch die Verständigung mit dem linken Centrum, das unter Rattazzi's Führung stand. Zwischen Cavour und dieser Partei des liberalen Turiner Bürgerthums lag die tiefe Kluft, welche den selbständigen Staatsmann von dem vulgären Liberalismus trennt. Er hatte oft der Opposition unter dem Beifall der Rechten zugerufen: Ihr wollt nach französischer Weise die Unterdrückung der Kirche! — oft ihr vorgehalten: Ihr macht die Regierung für jeden Uebelstand in der Gesellschaft verantwortlich; heißt das nicht der Staatsallmacht in die Hände arbeiten? Er kannte die innige Verwandtschaft, die den flachen Liberalismus mit der Bureaukratie verbindet. Die aristokratischen Liberalen,

die Freunde der Selbstverwaltung, wie Karl Alfieri und Bon-Compagni, standen der Ueberzeugung des Ministers näher als diese Bourgeoisie, der jede selbständige örtliche Gewalt leicht als ein Trümmerstück des Feudalismus verdächtig wurde. Und wie viel würdiger erschien der ritterliche Azeglio als dieser glatte Rattazzi, der alle Fechterkünste des Advocaten im Parlamente entfaltete, der sich einst schmiegsam den Launen Karl Albert's gefügt, dann als ein unterthäniger Hofmann den neuen König und seine Unsitten gewähren ließ. In diesen Kreisen galt das Wort: il est de la bande, il faut le pousser! Hier sprang man über sittliche Vorurtheile mit einer Keckheit hinweg, welche bald, nach Rattazzi's Heirath, noch unbefangener auftreten sollte. „Fast noch als Kind“ hat Frau Rattazzi die Soirées d'Aix les Bains geschrieben, und wahrhaftig, die helle Kinderunschuld des zweiten Kaiserreichs lächelt aus diesen Blättern. Gleichviel — die Partei des linken Centrums war die stärkste in dem Parlamente, sie vertrat die öffentliche Meinung in dem Kernlande des Staates, nur durch sie konnte Cavour das Haus beherrschen; sie war bereit den Kampf mit Rom entschlossen weiterzuführen und bekannte sich zu dem Programme des Handelsministers: „das Statut mit allen seinen Früchten und Consequenzen!“ Ihr Führer blieb eine Macht auf der Rednerbühne wie in der Presse, und die Lobsprüche ergebener Federn liefen zuletzt stets auf den Satz hinaus: „die Regierungsgewalt kommt zu Urban Rattazzi, nicht er zu der Regierungsgewalt!“ Nichts ist verständlicher als das leise Anwinken der bescheidenen Größe. Cavour näherte sich dem gewandten Parteiführer, und nur Einer seiner Amtsgenossen stand ihm bei solcher Schwenkung fest zur Seite: der unermüdliche Romagnole Farini, ein bekehrter Demokrat, durch den Grafen in das Cabinet eingeführt.

Ein seltsamer Anlaß brachte die Verschiebung der Parteien an den Tag. Der Pariser Staatsstreich erweckte Cavour's vaterländische Hoffnungen; er ahnte, diese That werde Bewegung bringen in das Stillleben des Welttheils. Die Masse der Liberalen dagegen, in Piemont wie überall, überhäufte den neuen Despoten mit lauten Verwünschungen. Das Volk freute sich der zügellosen Heftigkeit seiner Presse, sah darin ein Zeichen der stolzen Unabhängigkeit des kleinen Landes. Der Hof aber sollte alsbald die Empfindlichkeit des Napoleoniden kennen lernen. Wenige Tage nach dem Staatsstreiche kam ein Minister zu dem piemontesischen Gesandten in Paris, versicherte feierlich, daß Piemont und seine Verfassung auf Frankreichs Beistand zählen könne, und

forderte als ein Unterpfand der Freundschaft strenge Maßregeln wider die Flüchtlinge und die Presse; zuletzt erboten sich die Tuilerien freundnachbarlich, den gefährlichsten Demagogen Italiens eine Zufluchtsstätte in Cayenne anzuweisen. Diese Zumuthung wies Azeglio stolz und fest zurück; doch brachte er endlich einen Gesetzentwurf ein, wonach künftighin die Presse, wenn sie fremde Souveräne beleidigt hatte, vor rechtsgelehrten Richtern, nicht mehr vor Geschworenen Rede stehen sollte. Darin lag — was auch die Minister betheuern mochten — ein Bekenntniß der Abhängigkeit vom Auslande; indeß die Nothwendigkeit des Schrittes, die Unmöglichkeit, mit den beiden mächtigen Nachbarstaaten zugleich in Feindschaft zu leben, war unverkennbar. Sofort schöpften die Conservativen frische Hoffnung; General Menabrea schloß mit der Consequenz des Mathematikers, auf diese erste beschränkende Maßregel müsse die Beseitigung des Preßgesetzes folgen. Am 5. Februar 1852 hielten die Minister am Bette des erkrankten Azeglio ihren Rath; Cavour zog ungeduldig einen Collegen abseits an das Fenster: „dieser Menabrea wird mir langweilig, ich habe Lust auf seinen Beistand zu verzichten.“ Von da ging man in die Sitzung des Parlaments, und hier wagte Cavour einen kecken Handstreich. Er vertheidigte die Vorlage der Regierung; auf die Klage der Opposition: „man verletzt die Principien,“ gab er die Antwort: „die großen Phrasen, die großen Grundsätze haben oft die Staaten zu Grunde gerichtet.“ Aber zugleich versprach er eine entschlossene Politik der Reformen und erklärte, daß er auf Rattazzi's Beistand hoffe: „diese Hilfe wird unseren Weg ebenen!“ So war, wie Graf Revel entrüstet bemerkte, Cavour's Scheidung von der Rechten (das divorzio) vollzogen, die Ehe (das connubio) mit dem linken Centrum abgeschlossen. Für einige Wochen beschwichtigte der Ministerpräsident den Unfrieden unter den Genossen. Doch schon im April, bei den Debatten über den französischen Handelsvertrag, wiederholte Cavour seine Erklärung. „Ich weiß, rief er den Savoyarden auf der Rechten zu, daß wer in so schwierigen Zeiten in das politische Leben eintritt, auf die größten Enttäuschungen gefaßt sein muß. Sollte ich auch verzichten auf alle Freunde meiner Kindheit, sollte ich auch meine liebsten Bekannten sich in bittere Feinde verwandeln sehen — niemals werde ich die Grundsätze der Freiheit aufgeben, denen ich meine Laufbahn gewidmet habe.“ Im Mai, als das Haus sich einen neuen Präsidenten wählte, lenkte Cavour — abermals hinter dem Rücken der Minister — die Stimmen auf Rattazzi.

Es ging nicht ab ohne jene rücksichtslose Gehässigkeit, welche sich unvermeidlich einstellt, sobald politische Freunde sich trennen. Azeglio wurde von der Wunde, die er einst bei dem Kampfe um Vicenza empfangen, immer wieder auf das Lager geworfen; ermüdet schrieb er einem Freunde: Gott bewahre Sie davor leitender Minister zu werden!" Doch „diese Ohrfeige" wollte er sich nicht bieten lassen. Eine Ministerkrisis erfolgte; die fremden Gesandten verlangten dringend eine conservative Regierung. Azeglio bildete, auf des Königs Wunsch, ein neues Cabinet ohne Cavour und Farini.

Der Graf verschmähte, klug und edel, gegen die verlassenen Freunde eine systematische Opposition zu beginnen. Er reiste in den Westen, traf in Paris mit Rattazzi zusammen, und nach einem Gespräche der Beiden mit Ludwig Napoleon stand Cavour's Urtheil fest: das neue Regiment wird dauern, nur von der Wildheit der ultramontanen Reaction droht ihm Gefahr; die gerühmte Friedensliebe des Bonapartismus wird uns kund werden durch eine ausgreifende europäische Politik! Als er im Herbst heimkehrte, fand er die Patrioten hochaufgeregt durch den Tod des Propheten Gioberti, den Verkehr mit Rom abgebrochen, die katholische Partei tobend wider den Gesetzvorschlag über die Civilehe, der den Liberalen nicht genug that. Azeglio, bei Hofe als ein unerschrockener Tadler unbeliebt, mußte dulden, daß die Erziehung des Thronfolgers einem Schüler des vertriebenen Erzbischofs, Pillet, anvertraut wurde. In Rom verhaßt schon seit seinem schönen Buche über die Romagna, verfeindet mit dem französischen Gesandten, gebot er daheim, ohne den Beistand des linken Centrums, nicht mehr über die Mehrheit des Parlaments. Das Risorgimento, das lange zwischen den hadernden Freunden geschwankt, verkündete jetzt: Cavour wird durch das öffentliche Gewissen gerufen die constitutionelle Partei herzustellen! Da gab Azeglio den unhaltbaren Posten auf. Der König berief Cavour zu sich, beauftragte ihn ein neues Cabinet zu bilden und die Versöhnung mit der Curie herbeizuführen. Aber der wackere Erzbischof Charvaz von Genua erklärte dem Grafen offen, ein Ministerium Cavour werde, bei der tiefen Verstimmung des Papstes, den kirchlichen Frieden nicht wiederherstellen. Nun versuchte Victor Emanuel, gedrängt von den beiden Königinnen, durch ein Ministerium Balbo-Revel den Papst milder zu stimmen; doch Graf Revel selbst gestand, seine Partei habe keine Stütze im Lande, und dem Vatican war auch jetzt noch kein Zugeständniß zu entreißen. So blieb nur übrig den Weg der

Reformen muthig weiter zu verfolgen. Die Verblendung des römischen Stuhls führte den Grafen an das Ruder des Staats; am 4. Novbr. bildete Cavour sein Cabinet. Der entlassene Minister aber antwortete lustig, als der König ihm den Annunciaten=Orden und damit den Rang eines Vetters der Dynastie anbieten ließ: „Ich finde es nicht passend, daß Seiner Majestät Verwandte Bilder verkaufen." Frohen Muthes griff er wieder zu seiner geliebten Palette und schrieb: „Ich verlasse meinen Wachtposten: ein Anderer zieht auf. Dieser Andere ist von einer teuflischen Thätigkeit, sehr aufgeweckt an Leib und Seele, und dann macht es ihm so viel Vergnügen!" —

Der Andere, dem das Regieren so viel Vergnügen machte, sprach den leitenden Gedanken seiner Verwaltung in dem Satze aus: „Es ist unmöglich, eine nationale, italienische Politik dem Auslande gegenüber zu verfolgen, ohne im Innern liberal und reformatorisch zu sein." Sein „Unionsministerium" sollte der Revolution einen Damm entgegenwerfen, der Welt den Unterschied despotischer und constitutioneller Staaten zeigen; dergestalt hoffte er das moralische Ansehen Oesterreichs und seiner Vasallenstaaten zu erschüttern und „das alte Märchen" zu widerlegen, als könnten die Italiener weder Ordnung noch Freiheit ertragen. Für die Leitung der Verkehrsanstalten fand Cavour ein glänzendes technisches Talent in dem venetianischen Flüchtling Paleocapa, einem alten Soldaten des napoleonischen Königreichs Italien. In dem Kriegsministerium schaltete La Marmora etwas pedantisch und langsam, doch mit einer Willenskraft, die er als Feldherr nicht bewährt hat; die Einheit der Armee wurde durch die Aufhebung der Provinzial=Regimenter befestigt, das Aufrücken in die höchsten Stellen auch den bürgerlichen Talenten gestattet, das Offiziercorps von allen unbrauchbaren Elementen gesäubert. Das kleine Heer stand bald in Mannszucht und Ausbildung weit höher, als die heutige italienische Armee. Der Justizminister Rattazzi gründete Handelsgerichte, schuf eine Neuordnung des Civilprocesses, stand dem Präsidenten als ein geschickter entschlossener Kamerad zur Seite, also daß Rattazzi's Herolde, die Migliotti, Berti, La Varenne, von der innigen Freundschaft der Beiden erzählen konnten und der Justizminister selber in seiner Bescheidenheit sich für die Seele des Cabinets hielt. Aus der Verwaltung verschwanden die letzten Spuren des Militärstaats, die Polizei fiel ausschließlich den Civilbeamten anheim, aber die von dem Grafen verabscheute Centralisation blieb aufrecht. Denn noch erstaunlicher als

die Kühnheit dieser Reformpolitik ist ihre vorsichtige Mäßigung; in ihrem Leiter verkörperte sich jene Mischung grundverschiedener, ja entgegengesetzter Geisteskräfte, welche den großen Staatsmann macht. Umgeben von radikalen Himmelsstürmern begnügten sich die Liberalen Piemonts nur an einige wunde Stellen des Staates die heilende Hand zu legen; Viele empfanden, daß man in provisorischen Zuständen lebe, forderten eine stramme bureaukratische Verwaltung, um die Kräfte zu sammeln für den nahen Krieg. Auch für die Hebung des Volksunterrichts geschah wenig; man fühlte schmerzlich, daß dem großen Volkswirth diese Interessen fern lagen.

Von allen inneren Staatsfragen hingen die kirchlichen Händel am festesten mit der nationalen Politik zusammen. Es war längst kein Geheimniß mehr, daß der Abfall des Papstes von der Sache Italiens so schnell nicht erfolgt wäre, wenn nicht die Hofburg versprochen hätte alle Ansprüche der Kirche zu befriedigen. In den folgenden Jahren verständigten sich alle italienischen Staaten durch Verträge mit Rom; die Solidarität der conservativen Interessen schloß ein festes Band um die Hofburg und ihre Vasallen. Welche schneidige, mit gewandter Bosheit gehandhabte Waffe gewährten diese Concordate den Piemontesen! Wie war doch das stille Turin der altköniglichen Tage verwandelt! Auf den Gallerien im Palaste Carignan drängten sich die Hörer, in allen Kaffeehäusern eifrige Zeitungsleser. Man verschlang die geistreichen Sonntagspredigten des Pfaffenfeindes in der „Unione“, durchwühlte noch lieber „den schwarzen Sack“ der Turiner Volkszeitung, worin alle möglichen und unmöglichen Unsauberkeiten der Clerisei sorgsam aufgesammelt lagen. Ueberall erklang der Ruf: „Krieg den Pfaffen, Einziehung der geistlichen Güter, die von Rechts wegen dem Volke gehören!“ Cavour ahnte tief bekümmert, wie schwer dieser Kirchenstreit die Sittlichkeit der Nation zu gefährden drohte. Er erblickte mit Sorge unter den Kämpfenden freche Materialisten, radikale Schwärmer, die den Clerus zu der Einfachheit eines erträumten Urchristenthums zurückzuführen dachten. Ihm war kein Zweifel, dies katholische Volk müsse, losgesagt von der alten Kirche, der Verwilderung verfallen. Aber so lange die Kirche die Unabhängigkeit des Staats nicht zugestand, wollte der Staatsmann auch die unbedingte Kirchenfreiheit, die sein Ideal blieb, nicht gewähren, nicht verzichten auf das Recht der Oberaufsicht, das der Staat gegen den Mißbrauch geistlicher Gewalt in Handen hielt. Ueber die schwebende Kirchenreform hatte der Graf schon vor Jahren

geurtheilt: solche Versuche schneiden so tief ein, daß sie, einmal begonnen, bis zum Ende durchgeführt werden müssen. Darum hielt er tapfer aus, obgleich die europäische Meinung, und mit ihr die Börse, noch für den Papst Partei nahm. Die Civilehe, die er einst hatte vermeiden wollen, erkannte er jetzt als unentbehrliches Mittel, gehässige Händel zwischen den beiden Gewalten abzuschneiden; doch der Senat, eingeschüchtert durch die Drohungen Roms, verwarf das Gesetz.

Dann rückte Rattazzi in's Feld gegen die todte Hand und die Ueberzahl der geistlichen Genossenschaften. Auch Piemont krankte an den Folgen der Politik der Päpste, die im Mittelalter den italienischen Episkopat vermehrten und vermehrten, um auf den Concilien mit einer starken zuverlässigen Mannschaft auftreten zu können. 41 Erzbischöfe und Bischöfe regierten die Heerde des kleinen Königreichs; unter 214 Einwohnern war Einer geistlich, auf der Insel schon unter 127 Einer. Man zählte 1417 Canonicate und an 18,000 Klosterinsassen. Das Einkommen der Kirche betrug über 17 Millionen, mehr als der gesammte Ertrag der Grundsteuer im Staate, und doch konnten Hunderte armer Pfarrer nur durch Staatszuschüsse ihr Leben fristen. Jetzt verlangte der Staat: Besteuerung der todten Hand; Unterdrückung aller kirchlichen Genossenschaften, die nicht der Erziehung, der Predigt, der Krankenpflege dienen; Beseitigung aller Pfründen, denen kein geistliches Amt entspricht, desgleichen aller Canonicate in den kleinen Städten. Aus dem also gewonnenen Kirchengute wird eine Kirchenkasse gebildet, welche, vom Staate verwaltet, den Mitgliedern der aufgehobenen Stiftungen eine Pension, den armen Pfarrern ein genügendes Einkommen gewährt. Der Papst bedrohte mit der Excommunication Jeden, der für diese Gesetze stimme oder sie ausführe. Unter den frommen Aelplern im Thale von Aosta brachen Unruhen aus; Cavour's Bruder Gustav nannte den Entwurf communistisch. Selbst unter den Liberalen fragten Einzelne: wo denn das Vereinsrecht der freien Piemontesen bleibe? Die Demokratie schalt auf die Halbheit des Ministeriums, verlangte die Unterwerfung der Geistlichen unter die Wehrpflicht und ähnliche Schritte der Rache. Cavour bewährte in langen siegreichen parlamentarischen Kämpfen den vornehmen Sinn des Staatsmannes, der die Leidenschaften der Parteien übersieht. Keinen Schritt wich er ab von seinem Mittelwege: die Einziehung sämmtlicher Kirchengüter schafft entweder einen servilen Clerus, wie der russische, oder eine fanatische Secte; blickt nur hinüber nach Savoyen, wo die Jacobiner längst

mit dem geistlichen Gute aufgeräumt haben! Wie die Turiner Universität endlich frei von geistlichen Bevormundungen der Unterrichtsfreiheit genießt, so soll auch der Staat die theologischen Seminare mit seiner Aufsicht verschonen; denn „wo ist die Freiheit, die keine bitteren Früchte bringt? Ist es den Clericalen einst, da sie über die weltliche Gewalt geboten, nicht gelungen den Triumph der liberalen Ideen zu verhindern, um wie viel minder heute, da wir sie mit der Schule, der Presse und dem freien Worte bekämpfen können?" — Und wie er vormals, da die Revolution die Gesellschaft Jesu vertrieb, für die polnischen Jesuiten als für die Märtyrer einer mißhandelten Nation sein Fürwort eingelegt hatte, so erklärte er jetzt, eher wolle er seinen Ministerposten verlassen, als die segensreiche Genossenschaft der barmherzigen Schwestern aufheben. Die Staatskirche blieb aufrecht. Nur in Turin und Genua genossen die Nichtkatholiken unbedingter Freiheit des Gottesdienstes; in den Provinzen mußte eine milde Praxis aushelfen.

Die Curie wollte nichts sehen von allen diesen Beweisen der Mäßigung. Sie stellte maßlose Forderungen; sie verlangte, daß selbst das letzte Sicherheitsmittel des Staats gegen den Clerus, der Recursus ab abusu, fallen müsse, tadelte laut, daß man den Mauritiusorden einem Protestanten verliehen habe. Auch den Municipalgeist wußte die katholische Partei gewandt auszubeuten: Piemont, rief man, gehört nicht mehr den Piemontesen, sondern den Farini und Paleocapa und den journalistischen Schreiern aus der Fremde. Und gerade jetzt, in den ersten Monaten des Jahres 1855, wurde das königliche Haus schwer heimgesucht. Rasch nach einander starben die beiden Königinnen hinweg und der Herzog von Genua, der ritterliche Bruder Victor Emanuel's, der oftmals vor der Ueberstürzung der Liberalen gewarnt hatte. Abermals schwankte der König; sein unfreies Gemüth zitterte vor dem Finger Gottes, der drohend aus den Wolken winkte; gleich ihm Tausende im Lande. Tiefe Trauer lag über dem treuen Volke, wie einst nach dem Tode Karl Albert's. Eine neue Ministerkrisis erfolgte, die Priester hofften auf einen Staatsstreich. Da trat Azeglio mannhaft ein für die Sache der Reform, zuerst als Schriftsteller, dann in persönlicher Ansprache an den König. Soll ein mönchisches Ränkespiel, schrieb er entrüstet, in einem Tage das Werk Ihrer ganzen Regierung zerstören? — Der König kämpfte und überwand. Die Gesetze Rattazzi's brachten das Werk Siccardi's zum Abschluß. Im Frühjahr 1855 stand das Ministerium fester denn je.

Die theilweise Einziehung des Kirchenguts gereichte der Volkswirthschaft zum Vortheil; aber die Finanzen litten, da die Kirchenkasse steigende Zuschüsse vom Staate verlangte. Auf dasselbe Ergebniß lief die gesammte Wirthschaftspolitik des Ministers hinaus. Mit rastloser Thätigkeit wurden die alten Pläne wieder aufgenommen, die Eisenbahnen in der Ebene und im Apennin vollendet, der Tunnelbau am Mont-Cenis begonnen. Auch das aufsässige Savoyen erhielt seinen Schienenweg, Nizza und die Insel ein neues Straßennetz. Ein unterseeischer Telegraph verband Ligurien mit Cagliari. Die Wuchergesetze waren beseitigt, das Briefporto um fast 40% herabgesetzt. Selbst dem Kleinen und Kleinsten galt die Aufmerksamkeit des Ministers: er ruhte nicht, bis seine Tabaksregie eine rauchbare Cigarre für das arme Volk zu Stande brachte — die Cavourina, die jedem Nordländer ebenso unvergeßlich bleibt wie die Mücken Italiens. Die Industrie-Ausstellung im Schlosse Valentin bezeugte, wie rüstig in den sechs Jahren seit 1850 der Gewerbfleiß vorgeschritten war; ein halbes Jahrzehnt später, als das einige Italien zum ersten male in Florenz seine Gewerbserzeugnisse ausstellte, schlug Piemont, zum Erstaunen der Welt, alle anderen Provinzen aus dem Felde. Der Arbeitslohn stand hoch, die Verzehrung der wichtigsten Rohstoffe in Savoyen hatte sich verdreifacht. Der Ackerbau verwendete, statt der alten unförmlichen Geräthe, tüchtige im Lande gefertigte eiserne Maschinen, verbrauchte jährlich gegen 8 Millionen Tonnen Guano, während noch vor wenigen Jahren der Minister allein auf seinen Gütern das neue Dungmittel versucht hatte. Die Ausfuhr der Seidenwaaren war in 22 Jahren von 366,000 auf 925,000 Kilogramm, die Einfuhr der zur Verarbeitung bestimmten Baumwolle von 28,000 auf 120,000 Quintal gestiegen; die Eisenbahnen brachten einen Rohertrag von 16 Millionen.

Trotzdem fand sich die Nation nur langsam in das freie Verkehrsleben. Die Bevölkerung stieg in zehn Jahren blos um eine Viertelmillion; Auswanderungen und Bankrotte bekundeten die zweischneidige Wirkung des neuen Speculationsgeistes. Noch im Herbst 1853 bedrohte eine tobende Masse den Palast des Ministers, dem man die hohen Kornpreise schuld gab. Die Beseitigung der Kornzölle kam vornehmlich der ligurischen Küste zu Statten, und als der neue mächtige Hafendamm mit seinem Leuchtthurme das majestätische Halbrund des Hafens von Genua erweiterte, da durfte Cavour sich rühmen, seine Regierung habe Größeres für die Wohlfahrt der Stadt geleistet als

weiland die Republik. Dennoch verharrte Genua in seinem unbändigen Trotze. Ein englischer Ingenieur mußte die Untersuchung des Hafens vornehmen, da die Stadt sich dessen weigerte, und bei der Einführung der neuen Tranksteuer sah sich der Minister gezwungen, den Gemeinderath aufzulösen. Fast ebenso rasch wie der Volkswohlstand wuchsen die Auflagen des Staates und der Gemeinden. Cavour wußte, daß jede Steuer ein Uebel ist: der gewiegte Volkswirth verwarf den Vorschlag der Dilettanten, die eine rationelle Umgestaltung des gesammten Steuerwesens forderten. Doch die theilweise Steuerreform, die er wagte, drückte die Massen als eine ungewohnte Last. Wohl gelang dem Minister mit seiner genauen Kenntniß der Börsenwelt, seiner seltenen Gewandtheit im Unterhandeln, die Anleihen des Staats unter leidlichen Bedingungen abzuschließen und Oesterreich immer auf's Neue zu beschämen. Aber seine herkömmliche Versicherung: „die Finanzen sind beinah wiederhergestellt“, erwies sich wieder und wieder als ein Irrthum. Unleugbar traten in den Finanzfragen die Schwächen seiner Tugenden zu Tage. Dieselbe Kühnheit, die ihn befähigte, die schwerfällige alte Bureaukratie in neue Bahnen zu treiben, hieß ihn auch den Staatshaushalt mit einer Leichtfertigkeit behandeln, welche noch heute in dem Königreich Italien verhängnißvoll fortwirkt.

Der ganze Tiefsinn der Staatskunst Cavour's steht und fällt mit diesen unvermeidlichen Schwächen des Staatshaushalts. Alle Reformen im Innern waren ihm nicht ein Selbstzweck, sondern lediglich ein Mittel, Piemont zum Führer Italiens zu erheben. Längst bildeten die Verhandlungen des Turiner Parlaments die hohe Schule für alle Patrioten der Halbinsel, darin sie Besonnenheit, staatskundige Mäßigung lernten; und bald vergönnte die Thorheit der Hofburg dem Minister, vor der Welt als der Vertreter der Nation zu reden. Eine ruchlose Schilderhebung der Mazzinisten zu Mailand (6. Febr. 1853) bewog den Wiener Hof, alle Güter der lombardischen Flüchtlinge mit Beschlag zu belegen, obgleich die Ausgewanderten in Turin völlig schuldlos waren an dem Aufstande. Sofort verwahrte sich Piemont gegen diese unzweideutige Verletzung des Mailänder Friedens. Oesterreich antwortete durch heftige Anklagen wider die Presse Piemonts und die Umtriebe der in Turin geduldeten Flüchtlinge; zwischen den Zeilen las man die Frage, ob nicht Graf Cavour selber den Mailänder Banditen die Dolche geschliffen habe. Der aber verwies stolz auf die im Statut gewährte Freiheit seines Landes, bat das Parlament um Unterstützung

für die Beraubten, rief seinen Gesandten aus Wien ab, also daß fortan der diplomatische Verkehr nur nothdürftig durch Geschäftsträger vermittelt ward. Nun fluchte der heilige Vater auf die Kirchenräuber in Turin, wie nur ein Papst zu fluchen versteht. Der k. k. Hofpresse versagte schier der Athem bei den unflätbigen Schimpfreden wider den „aufgeblasenen piemontesischen Frosch".

Um so mächtiger stieg das Ansehen des kühnen Ministers bei seinem Volke: der Mann, der so oft sein strafendes Auge gegen die tobenden Gallerien gerichtet, mußte jetzt von der Priesterpartei den Vorwurf hören, er schrecke das Haus durch den Jubel der Massen. Aller Blicke hingen an ihm, wenn er durch die Postraße schritt, Alles lächelte befriedigt, wenn der Graf sich behaglich die Hände rieb. Nicht lange, so begannen die Doctrinäre des Parlamentarismus in der Stille zu klagen: wir haben ein Statut, eine Regierung, ein Parlament, und das alles heißt Cavour! Noch über ein Kleines, und der allmächtige Minister durfte schon vor entscheidenden Abstimmungen sein unfehlbares Hausmittel anwenden: dann steckte er beide Hände in die Taschen und erklärte achselzuckend, wenn das Parlament ihn diesmal nicht unterstütze, müsse er das Regiment geschickteren Händen übergeben. Unbedingtes Vertrauen oder ein Ministerwechsel — das war die Wahl, die er stets der Volksvertretung stellte. Während gewöhnliche Menschen im Genusse der Macht erschlaffen, hob sich der Freisinn Cavour's, seit er regierte, zu immer kühneren Flügen. Mit jeder neuen größeren Aufgabe schien seine Arbeitskraft zu wachsen, desgleichen das Talent, das von Gajus Gracchus und Julius Cäsar bis herab auf Mirabeau allen großen Staatsmännern eigen war — die Gabe, Andere für sich arbeiten zu lassen. Nach der Weise herrischer Naturen zog er jüngere Männer vor, die willig seinen Plänen folgten. Treffliche diplomatische Kräfte wie Nigra und jener August Blanc, der später bei dem Abschlusse des preußisch-italienischen Bündnisses seine Tüchtigkeit erproben sollte, wurden durch Cavour emporgehoben. Seine nächsten Vertrauten blieben: Graf Villamarina, der stets auf die gefährlichsten Gesandtschaftsposten gestellt wurde, Castelli, der alte Freund vom Risorgimento, und der rastlos thätige junge Geheimsecretär Artom. Freilich nicht in allen Fällen bewährte sich die Menschenkenntniß, deren der Minister sich gern rühmte; unter den Flüchtlingen, die sich zum Palazzo Cavour drängten, war mancher zweideutige Gesell. Schadenfroh jubelte das ultramontane Lager, als der Parmesane Gallenga plötzlich aus der Gesell-

schaft des Ministers verschwinden mußte; es stellte sich heraus, daß der Cavourianer vor Jahren als ein Spießgesell Mazzini's Mordanschläge gegen Karl Albert geplant hatte. Auch die romanischen Unsitten, Cliquengeist und Aemtersucht, blieben der von der Linken schändlich verleumdeten Consorteria des Grafen nicht immer fremd. Ein kecker Ton übermüthiger Laune herrschte in diesen Kreisen. Der Graf selber wurde der Possen nicht müde, lachte gern über die Zerrbilder der Witzblätter und hing ein Bild, das seinen Liebling Boggio als Alkibiades mit dem Augenkneifer darstellte, hochachtungsvoll in seiner Fensternische auf. In früher Morgenstunde gab er seine Audienzen, im bequemen Hauskleid, auf dem Kopfe eine Sammetkappe mit langer Quaste; wer seinen Mann kannte, mochte aus dem raschen oder langsamen Auf- und Niedertanzen der Troddel die Stimmung des Ministers errathen. Wie behaglich heiter erschien er am Tische seiner Nichte, der Gräfin Alfieri, wie geistreich in den Salons seiner liebenswürdigen Freundin, der Gräfin San Germano, und wie einfach gutherzig, wenn er plötzlich insgeheim in eine ärmliche Dachkammer hinaufstieg, um zu helfen und zu spenden! Er freute sich des Erfolges seiner Freunde; wer aber mit ihm ging, durfte einen Schlag vor den Kopf nicht scheuen, denn der geniale Realismus des Ministers rechnete stets nur mit den Feinden und den Schwankenden, nie mit den bewährten Genossen. Wie viele Gegner hat er durch seine Schmeichelei gewonnen, indem er sie beflissen um Rath fragte! . . . .

Auch als Redner war er durchaus eigenthümlich, weder mit Fox zu vergleichen, der durch die Gewalt seiner Beredsamkeit den Piemontesen weitaus übertraf, aber zuerst ein Redner war, dann erst ein Staatsmann — noch mit Palmerston — denn der gewandte Brite verstand durch frivole Späße auch eine schlechte Sache zu bemänteln, bei dem Italiener schaut hinter scharfen Witzen und einzelnen sophistischen Wendungen immer der tiefe heilige Ernst hervor. Tage lang pflegte er den Reden im Hause zu folgen. Ungeduldig hämmerte sein Falzbein auf das Pult, wenn leere Worte ihn langweilten; doch nichts entging seinen spähenden Blicken, und während er horchte, lachte, gähnte, entstand ihm sein Plan. Den Mann der That reizte nicht die Schaurede, nur die Debatte. Dann trat er auf mit wohldurchdachten Worten, die er oft vorher einem Freunde daheim herzusprechen pflegte, führte die geschlossene Schaar seiner Gründe und Einwände in's Feld, und es bewährte sich, daß die beherrschende Klarheit des Verstandes

ebenso hinreißend wirkt wie der Schwung rhetorischer Begeisterung. In seinen letzten Jahren gelang ihm oft das Höchste, was der parlamentarische Redner erreichen kann: er gab den Hörern das Gefühl, daß sich nichts mehr sagen lasse; bald nachdem der Minister gesprochen, pflegte man die Verhandlungen zu schließen. Das alles mit geringen äußeren Mitteln, die den hohen Ansprüchen der verwöhnten Italiener keineswegs genügten: mit einer scharfen, wenig wohllautenden Stimme, einem zerhackten Vortrag, den dann und wann ein willkommener Husten unterbrach. Der Redner suchte nach unschädlichen Worten; ihn beengte die Verantwortlichkeit des Staatsmannes um so schwerer, da sein kleiner Staat, unfähig eine europäische Verwicklung zu schaffen, sie gelassen abwarten mußte.

Der orientalische Krieg brachte endlich diese ersehnte Verwicklung. Cavour wollte die Nation an den Gedanken gewöhnen, daß sie nicht im Stande sei ohne fremde Hilfe das Joch Oesterreichs abzuwerfen, und er hatte schon Farini, den eifrigen Vertheidiger des l'Italia farà da sè, für seine nüchterne Erkenntniß gewonnen. Er wollte ferner, indem er Piemont zu einer geachteten Stellung in der Staatengesellschaft emporhob, die mazzinistischen Lehren der Verzweiflung bekämpfen, die Geister mit stolzer Zuversicht erfüllen. Für eine solche Politik ergab sich von selbst die Nothwendigkeit, in dem russischen Kriege auf Frankreichs Seite zu treten. „Piemont“, sprach der Graf im Parlamente, „durch die Hochherzigkeit seiner Könige an eine entschlossene Staatskunst gewöhnt, hat sich oft seiner Bündnisse, niemals seiner Neutralität zu erfreuen gehabt.“ Die Westmächte warben um Oesterreichs Beistand; Frankreich war bereit, dem Wiener Hofe seinen Besitzstand und die Aufrechterhaltung der „Ordnung“ in Italien zu gewährleisten. Ging Oesterreich darauf ein, so sah sich Piemont gezwungen, durch raschen Beitritt zu der großen Allianz mindestens die völlige Knechtung Italiens zu verhindern. Wenn die Hofburg dagegen in das russische Lager übertrat, so hatte für Italien die Stunde der Befreiung geschlagen. Kam Oesterreich endlich zu keinem festen Entschluß — ein Fall, den Cavour's Scharfblick von vorn herein als wahrscheinlich ansah — um so besser für das tapfere Piemont, das dann auf dem Friedenscongresse unverhohlen seine Klagen aussprechen konnte wider den Staat, der Niemands Freund gewesen. Eben dieses, die unschätzbare Gelegenheit, Italiens

Lage vor der amtlichen Welt Europas zu schildern, erschien dem Grafen und dem Minister des Auswärtigen Dabormida als das wichtigste Ergebniß des Krieges. Aber Frankreich weigerte sich, bestimmt zu versprechen, daß die italienische Frage auf dem Congresse verhandelt werden solle. Dabormida nahm seinen Abschied. Nur Cavour hielt aus, in der stillen Zuversicht, der rechte Augenblick zum Reden werde und müsse sich finden. Im fernen Hintergrunde sodann erschloß sich eine weite unbestimmte Aussicht. Schon Caesar Balbo hatte einst in seinen „Hoffnungen Italiens“ behauptet, die Lösung der orientalischen Wirren werde das Mittel bilden um Italiens Unglück zu enden, und jahrelang den Spottvers der Gedankenlosen hören müssen: „Der Balbo sagt: von Oestreichs Quälereien kann nur der Türke uns befreien!“ An diese Ahnungen des Freundes knüpfte Cavour wieder an. War es so ganz undenkbar, Oesterreich wieder zu der großen orientalischen Politik des Prinzen Eugen zurückzuführen? den Wiener Hof oder die Erzherzöge Mittelitaliens in den Donauprovinzen zu entschädigen für den unhaltbaren italienischen Besitz? —

Am 26. Januar 1855 trat Piemont dem Bunde der Westmächte bei, als der erste unter den Staaten zweiten Ranges und als eine selbständige Macht — denn Cavour durfte dem stolzen Heere keine Demüthigung bieten und wies den Vorschlag Englands, Subsidien für die 15,000 Mann zu zahlen, weit von sich. Die Welt erdröhnte von den Zornrufen des Liberalismus wider den nordischen Despoten; man fand in England selbstverständlich, daß ein liberaler Staat dem heiligen Bunde der Freiheit sich anschloß, und ahnte wenig von den italienischen Plänen des Grafen. Noch weniger ahnten vorerst die Italiener. Selbst Rattazzi und La Marmora widersprachen, erst des Königs kriegerischer Eifer gewann sie für die Gedanken Cavour's. Viele Offiziere forderten ihre Entlassung. Die Kaufleute von Genua zürnten, weil der Getreidehandel mit Odessa zu Grunde gehe; als der Friede zurückkehrte, mußten sie bekennen, daß ihre Rhederei seit den großen Transportgeschäften dieses Krieges einen neuen Aufschwung genommen habe. Die Masse murrte laut, denn die Ausgaben des Staats, die noch vor zwei Jahren 143 Millionen betrugen, waren schon im Jahre 1854 auf 192 Millionen gestiegen, und nun die Aussicht auf einen schweren Krieg! Die Debatten im Palaste Carignan dauerten eine volle Woche und bezeugten abermals, wie schwer ein Parlament einen weit angelegten Plan der auswärtigen Politik zu fassen vermag. Kein Schimpf, kein Hohn blieb dem Minister

erspart. Der Vertrag ist ein Abfall von dem italienischen Volksthum — er macht uns mitschuldig an der Unterdrückung der Völker! Fluch, rief Tecchio, Fluch über Jeden, der Italiens Namen ausspricht auf einem Congresse, wo Oesterreich mitstimmt! Noch vielseitiger fluchte Brofferio in seiner Revue: das Bündniß ist wirthschaftlich betrachtet ein großer Leichtsinn, militärisch betrachtet eine große Dummheit, politisch betrachtet ein großes Verbrechen. Und mußte nicht dieser Vertrag, geschlossen ohne jede Bedingung, durch die Drohungen der Westmächte erzwungen sein? Nicht einmal zu Gunsten der lombardischen Flüchtlinge, für die Befreiung ihrer mit Beschlag belegten Güter hatten die Verbündeten ein festes Versprechen gegeben. Wenn nun Rußland siegt, schalt man weiter, dann hat das Mittelmeer drei Herren statt zweier; was gilt das uns? — Darauf Cavour: „Ich kann nicht glauben, daß solche Ansichten in diesem Saale Widerhall finden. Das hieße unsere Hoffnungen auf die Zukunft aufgeben!" Alle die verblaßten orientalischen Erinnerungen seines Staates beschwor der Graf herauf, die ritterlichen Fahrten des grünen Grafen und die Herrscherstellung, die einst Genua in Kaffa behauptete: „das Kreuz von Savoyen und das Kreuz von Genua kennen den Weg nach dem Osten." Der frische Odem einer neuen Zeit weht durch diese Reden; ihr kühner Schwung erscheint um so bewunderungswürdiger, da der Minister sein letztes Wort nicht sagen durfte. „Der Vertrag ist nicht ein Abfall, sondern eine Verstärkung der liberalen Grundsätze, die wir als ein köstliches Erbstück von Massimo d'Azeglio hegen. — Dies neugestaltete Banner, das Karl Albert erhob, dies Banner, das schon geheiligt ist durch unermeßliches Unglück, wird im Osten die Taufe des Ruhmes empfangen und dann sicher der Zukunft, die ihm bestimmt ist, entgegengehen!" — Durch eine schwache Mehrheit wurde der Vertrag angenommen; auf dem Felde von Marengo vertheilte der König die Fahnen an das abziehende Heer.

Immer bänger und düsterer ward die Stimmung im Volke, als der Creso, ein großes Tansportschiff, auf hoher See verbrannte, die Cholera das kleine Heer in der Krim furchtbar heimsuchte und zur selben Zeit daheim der Kirchenstreit, den Bestand des Cabinets nochmals gefährdend, in wilder Heftigkeit tobte. Nur in der Lombardei und unter jenen denkenden Flüchtlingen, welche, wie La Farina, von dem Municipalgeist und dem verbissenen Widerspruchseifer der Piemontesen nicht berührt wurden, hatte der verwegene Plan des Ministers

von Haus aus Billigung gefunden. Endlich kam die Kunde von dem Kampfe an der Czernaja: heldenhaft, würdig der Väter, die Victor Amadeus auf die Wälle von Belgrad führte, waren die Truppen in das Feuer gegangen, stolz und gemessen hatte General La Marmora im Lager, Cavour im Cabinet die Ueberhebung des englischen Befehlshabers Lord Raglan zurückgewiesen. Nun erwachte in dem Soldatenvolke der kriegerische Stolz, heller Jubel brach aus, jeden Widerspruch erstickend: die Schmach von Novara war gesühnt, das neue aus allen Ländern Italiens zusammengeströmte Offizierscorps hatte das Vertrauen des piemontesischen Soldaten gewonnen.

Der Wiener Hof, der nach dem Tode der beiden nahe verwandten Königinnen den Nachbarfürsten nicht einmal einer Beileidsbezeigung gewürdigt hatte, ließ seine Presse, im schönen Bunde mit den Mazzinisten, beharrlich verkünden: Piemont ist abgefallen von der Sache Italiens. Er rühmte sich in frivoler Prahlerei seiner Undankbarkeit gegen den Bändiger Ungarns, doch das Ansehen seiner thatlosen Staatskunst sank und sank. Cavour aber redete laut von dem nahen Tage der Rache; auch der König sprach in einer vertraulichen Unterhaltung, die rasch bekannt ward, seine kühnen Hoffnungen aus, und seit dem Spätsommer 1855 galt in der diplomatischen Welt die Feindschaft der beiden Nachbarn als unversöhnlich *). Um den Oesterreichern und den Radikalen die neugewonnene Machtstellung Piemonts zu zeigen, reisten der König und Cavour im Herbst nach Paris und London. Auch Azeglio war in dem glänzenden Gefolge — „als Blitzableiter", meinte er lachend, damit man sieht, daß wir nicht angesteckt sind von der Seuche der Revolution. Der Graf wünschte die Höfe des Westens für seine Anschauung der italienischen Dinge zu gewinnen. In der That ließ der schweigsame Napoleonide errathen, welche Pläne in seinem Kopfe gährten. Er richtete eines Tags nach Tisch an Cavour und Azeglio die Frage: „was kann man für Italien thun?" Sofort packte ihn der Graf beim Worte, bat um Erlaubniß, die schwierige Frage eingehend zu beantworten.

Die ausführliche Denkschrift, die er nun für den Kaiser entwarf und im Februar absandte, wird immer ein erstaunliches Denkmal durch-

*) Die Entfremdung der beiden Höfe wird Schritt für Schritt verfolgt in dem lehrreichen „Promemoria, die italienischen Verhältnisse betr.", das der preußische Minister des Auswärtigen unter'm 8. April 1859 als Handschrift drucken ließ.

triebener Menschenkenntniß blieben*). In breiten Umrissen entwickelte er eine Ansicht der neuen Geschichte, die freilich seiner eigenen Herzensmeinung nicht geradezu widersprach, doch ersichtlich zurecht gelegt war um den Lieblingsgedanken napoleonischer Geschichtsphilosophie zu schmeicheln: Frankreich wird seit 1793 bedroht durch eine Coalition der Ostmächte, die sich seitdem nie wieder aufgelöst hat. „Die Staaten des Westens ruhen, trotz der Verschiedenheit der Staatsformen, auf demselben Grundgedanken, für Oesterreich aber ist der Westwind — der Tod.“ Alsdann schildert er Italiens Noth und die vergeblichen früheren Vermittlungsversuche der Westmächte. In Zukunft sollen die Gesandten Englands und Frankreichs an den italienischen Höfen laut und offen Reformen für Italien fordern „im Geiste des westeuropäischen Staatsgedankens“, sie sollen unter sich und mit den Patrioten der Halbinsel in Verkehr treten, damit die Italiener endlich aufhören zu klagen: „Diese Aerzte wollen immer Italien heilen ohne ihm den Puls zu fühlen.“ Noch einige Fragen, ob es nicht möglich sei das unentbehrliche Piacenza an Piemont zu geben, Oesterreich an der unteren Donau zu vergrößern. Dann schließt der Schlaue inbrünstig: „Welches Schicksal auch die Vorsehung uns vorbehalten mag, jeder treue Italiener wird sich in Ewigkeit erinnern, daß der Kaiser der Franzosen der Erste war, der uns fragte: was kann man für Italien thun?“ — Es war die erste Lehrstunde die der Meister dem langsam fassenden Schüler gab.

Die rasche Beendigung des Krieges erregte in Italien allgemeine Bestürzung: zweitausend tapfere Soldaten und 80 Millionen Lire geopfert für ein Nichts? Nur Cavour verlor den Muth nicht, er überwand seine Abneigung gegen das Handwerk des Diplomaten und ging als Bevollmächtigter auf den Pariser Friedenscongreß, wenngleich mit herabgestimmten Hoffnungen, mit der bangen Ahnung, er werde seinem eigenen Begräbnisse beiwohnen. Seine kecke Zuversicht lebte wieder auf, als er dort die Stimmung der großen Mächte über Erwarten günstig fand. Die Bevollmächtigten Oesterreichs, Buol und Hübner, Beide durch häßliche persönliche Erinnerungen tief erbittert gegen die Italiener, stießen überall an mit ihrer hoffärtigen Schroffheit. England war unzufrieden mit dem Abbruch des Feldzugs und darum, so schien es, bereit, einen kühnen Schritt für Italien zu wagen. Rußland, das während

*) Soeben zum ersten male mitgetheilt in dem gehaltreichen siebenten Bande von Bianchi's storia documentata della diplomazia Europea in Italia, S. 568 ff.

des Krieges den König von Neapel mit Auszeichnungen überhäuft, hatte jetzt mit Oesterreich gänzlich gebrochen, näherte sich den Tuilerien. Selbst der Freiherr von Manteuffel murrte über den habsburgischen Dünkel; und Graf Hatzfeldt gestand dem Piemontesen vertraulich, er glaube an die natürliche Freundschaft der beiden Nebenbuhler Oesterreichs. Am französischen Hofe trat der Prinz Napoleon mit gewohnter rücksichtsloser Derbheit für das leidende Italien auf. Auch der Kaiser verrieth, daß er die Träume seiner Jugend, die italienischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen habe; vergeblich beschworen ihn die österreichischen Diplomaten, er solle verhindern, daß Englands liberale Grundsätze auf Italien angewendet würden. Nur die Rücksicht auf den Papst beengte seinen Willen, eben jetzt stand die Freundschaft des Kaisers mit dem Kirchenfürsten in ihrer Blüthe. Durch solche Gunst der großen Höfe wurde Piemont, gegen Oesterreichs Widerspruch, als gleichberechtigte Macht unter die Mitglieder des Congresses eingeführt. So lange über die orientalische Frage verhandelt ward, hielt sich Cavour vorsichtig zurück und vermied jeden weitgreifenden Vorschlag. Er wußte, daß nichts einen Staatsmann in den Augen der Diplomatie so unfehlbar zu Grunde richtet, als der Ruf eines Utopisten, gab seinen jungen Freunden oft den Rath, der Staatsmann müsse zurückhaltend sein mit Worten, entschlossen mit der That. Nur als man über die Bändigung der radikalen Presse berieth, traten Piemont und England für die Preßfreiheit ein. Unterdessen stellte Cavour schon im Januar in einer Denkschrift an den Kaiser die dringendsten Beschwerden Italiens zusammen, forderte Reformen für Rom, Neapel, Venetien, und den Abzug der fremden Truppen. In vertraulichen Gesprächen regte er auch nochmals den Gedanken an, die kleinen Despoten der Emilia an die Mündung der Donau zu versetzen. Napoleon stimmte zu, doch der Widerwille der Mächte gegen jede starke Aenderung ließ den Plan scheitern.

Die Zeit verstrich, das Friedenswerk näherte sich dem Abschluß. Da lenkte eine Verbalnote Cavour's vom 27. März, von dem Romagnolen Minghetti entworfen, die Augen des Kaisers nochmals auf den Kirchenstaat. Mit feiner Berechnung weiß der Italiener hier wiederum auf alle dynastischen, nationalen und conservativen Neigungen Napoleon's III. zu wirken. Er geht aus von den Reformplänen, die einst der Prinzpräsident in seinem Briefe an Edgar Ney ausgesprochen, doch er verzichtet auf das Unmögliche, auf die Selbstvernichtung der

Theokratie. Nur der Theil des Landes, den allein Oesterreichs Waffen dem Papste erhalten, nur die Romagna soll dem Joche des Kirchenregiments entrissen werden. Nun schildert er, wie Oesterreich die Romagna in Wahrheit als seine Provinz behandle, wie das conservative Volk durch den Druck der fremden Besatzung der Umsturzpartei zugeführt werde, wie das Land nur Einen Wunsch hege: Herstellung jener geordneten weltlichen Regierung, die ihm einst der erste Napoleon geschenkt. Die Verwaltung der Romagna muß säcularisirt, von dem Kirchenstaate getrennt, durch einen weltlichen Statthalter des Papstes geleitet werden. Der Vorschlag entsprang aus der Natur der Dinge; er war schon auf dem Wiener Congresse von dem Minister des Königreichs Italien, dem Grafen Aldini, fast mit denselben Worten aufgestellt worden. Aber mit Recht fragten die besorgten Gegner: welch eine unabsehbare Bewegung wird sich entfesseln, wenn jetzt in Bologna ein Parlament zusammentritt!

Die Note wirkte; der Kaiser erlaubte, daß Graf Walewski am 8. April in der Sitzung des Congresses die italienischen Dinge zur Sprache brachte. Damit war für den Grafen das Spiel gewonnen; denn die unhaltbare Lage seines Landes sprang in die Augen, selbst eine hochconservative Diplomatenversammlung konnte die gräulichen Mißstände nicht verkennen. Cavour sprach mit Schonung über Neapel; noch war die Hoffnung, die Bourbonen für die nationale Sache zu gewinnen, nicht gänzlich aufgegeben. Zudem spannen die Murats seit dem orientalischen Kriege vielgeschäftig ihre Ränke — Bestrebungen, welche Napoleon heimlich begünstigte. Der Piemontese aber warnte die englischen Diplomaten vor den Umtrieben der Murats und wendete also die volle Wucht seines Angriffs gegen Oesterreich und den Papst; die römische Frage galt seit Jahrzehnten in der diplomatischen Welt als der Kern der italienischen Verwicklung, und an ihr hing untrennbar die Herrscherstellung Oesterreichs. In erregter Debatte trat Cavour als Ankläger gegen die Hofburg auf, und Niemand von den Anderen wagte die Haltung Oesterreichs offen zu vertheidigen. Selbst Graf Buol mußte die unleidliche Lage Italiens mit halben Worten zugestehen; sein Auftreten ward ohnedies beengt durch die stille Hoffnung, Frankreich zu Oesterreich hinüberzuziehen. Im Uebrigen stand er fest auf dem Boden der Verträge, verschmähte auch sophistische Erbärmlichkeiten nicht: wenn Piemont das Städtchen Mentone des Fürsten von Monaco mit fünfzig Mann besetzt halte, warum solle Oesterreich sein Heer aus der Romagna zurückziehen? — Man ging aus einander ohne

einen Beschluß. Dann faßten Cavour und sein Amtsgenoß Villamarina noch einmal die Klagen Italiens zusammen in einer Zuschrift an Lord Clarendon und Graf Walewski, die alsbald zum Befremden der Westmächte veröffentlicht wurde. Zu welchen Verirrungen werde die Gluth der Südländer sich hinreißen lassen, wenn das System der Unterdrückung und gewaltsamen Reaction fortwähre! Piemont allein sei unabhängig von Oesterreich und ein Bollwerk wider die Revolution; mit ihm müssen sich die großen Mächte verständigen, um dem drohenden Umsturz vorzubeugen.

Inzwischen verbrachte der Graf lange Stunden in vertrautem Zwiegespräch mit den Staatsmännern der Westmächte. Lord Clarendon hatte vor dem versammelten Congresse das Regiment des Papstes eine Schmach für Europa genannt und zornig ausgerufen: mit der Verweigerung jedes Zugeständnisses an Italien wirft Oesterreich dem gesammten liberalen Europa den Handschuh hin! Unter vier Augen sprach er noch rücksichtsloser. Solche Worte erweckten dem hoffnungsvollen Piemontesen den Wahn, das Cabinet von St. James sei zu bewaffneter Hilfe bereit, sei von ebenso lebhaftem Eifer für Italien beseelt wie sein Gesandter in Turin, Cavour's Freund Sir James Hudson. In Cavour's feurigem Wesen lag, gleichwie in der Natur Friedrich's des Großen, eine starke Neigung zu übertriebenen Hoffnungen — ein nothwendiger Fehler, ohne den er nie der Befreier seines Volkes geworden wäre. Noch jetzt baute er zuweilen Luftschlösser und hielt für möglich, daß Oesterreich gegen eine Summe Geldes seine italienischen Provinzen abtreten werde. Offenbar hatte er den Briten gründlich mißverstanden. Ich lasse dahingestellt, ob der Lord im Eifer des Gesprächs ein Wort zu viel gesagt oder schlau versucht hatte, durch freundliche Vorspiegelungen dem Piemontesen Geständnisse zu entlocken. Genug, der weitere Verlauf beweist, daß die Staatsmänner Europas — mit Ausnahme der Piemontesen und des Kaisers Napoleon — von der nahenden großen Umwälzung gar nichts ahnten. Ein Abstecher nach England, auf den Rath des Kaisers unternommen, belehrte den Grafen schnell, wie wenig er von der Thatenscheu dieses Hofes zu erwarten habe. Seine Hoffnung stand fortan auf Frankreich allein. Er hatte mit dem Vertrauten Bixio lebhaften Umgang gepflogen und von dem Kaiser selber ermuthigende Zusicherungen erhalten — soweit sich bei dem phlegmatischen Zauderer von Zusicherungen reden läßt. Er war überzeugt, daß Napoleon einen neuen italienischen Krieg wünsche, und

gedachte der kaiserlichen Worte: „ich habe eine Ahnung, daß dieser Friede nicht dauern wird; die Befreiung Italiens wird sich in fünf Aufzügen vollziehen, heute stehen wir im dritten!"

So kehrte er heim, „ohne das mindeste kleine Herzogthum in der Tasche," und doch gehobenen Muthes. War es ein Nichts, daß dies kleine Piemont, soeben noch als der Herd der Revolution von allen Seiten beargwohnt, jetzt als der Wortführer Italiens, als Kläger wider Oesterreich unter dem Beifall selbst der russischen Staatsmänner auftreten durfte, und Italiens Klagen feierlich in das Protokoll des europäischen Rathes eingetragen wurden? Dem toscanischen Minister „gerann das Blut in den Adern", wenn er die schamlosen Reden des Piemontesen las. Vergeblich sprach der neapolitanische Gesandte zu Turin mit erheuchelter Geringschätzung von dem überschuldeten, durch Parteien zerrissenen Staate. Oesterreich verstand den Ernst des Augenblicks; ein Rundschreiben der Hofburg an die italienischen Höfe verwarf feierlich die Anmaßung Piemonts, das den Beschützer Italiens spielen wolle, behielt dem Kaiserhause das Recht vor, jederzeit auf Anrufen der verbündeten Höfe seine Truppen in die Nachbarstaaten zu senden. Deutschland dagegen ließ sich nichts träumen von der gewaltigen Verschiebung aller Machtverhältnisse, die in der Stille sich vollzog. Man lachte des vielgeschäftigen kleinen Ministers: was sei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimo-Abrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiserreichs? Selbst einer unserer kundigsten Publicisten, C. F. Wurm, erklärte spöttisch, Piemont sei betrogen um den Lohn seiner Kriegsthaten. Auch die Partei Mazzini's blieb unbelehrt; soeben machte eine schwülstige Ode Victor Hugo's die Runde durch ihre Blätter: „seid auf der Hut, auf der Hut, daß nicht im Kleide des falschen Propheten Kain herniedersteigt von den Quellen des Po!" Die ungeheure Mehrheit der Patrioten aber bewies ein wunderbar feines Verständniß für die Pläne des Ministers. Unermeßlicher Beifall erklang, selbst Graf Revel stimmte für die Regierung, nur La Margherita und eine Handvoll unverbesserlicher Reactionäre widersprachen, als Cavour im Mai dem Parlamente Rechenschaft ablegte von seinem diplomatischen Feldzuge und mit Worten, die einer Kriegserklärung gleich kamen, versicherte: ich habe mich von dem Grafen Buol getrennt mit der Ueberzeugung, daß die Grundsätze der beiden Höfe unvereinbar sind! Die begeisterte Jugend grüßte den Minister als den Zauberer, der diesem Volke den verheißenen principe des Machiavelli schenke.

„Die Italiener Toscana's“ sendeten dem „Redner Italiens“ seine Büste mit den Worten ihres Dante: „ihm, der Italien vertheidigt mit offenem Visier!“ — und als ob man nicht genug erinnern könne an die Propheten der Einheit, schrieben die Patrioten auf den Ehrensäbel, den sie an La Marmora überreichten, jene Verse des Petrarca, die den verheißenden Schluß von Machiavelli's Principe bilden: „ist doch die alte Mannheit noch nicht erstorben in italischen Herzen.“

Schwerer denn all dies wog die Bundesgenossenschaft eines Mannes, der, eine Macht für sich selber, jetzt wieder in das politische Leben eintrat. Daniel Manin trug den Namen des letzten Dogen von Venedig; die Herrlichkeit der Lagunenrepublik zu erneuern war der Traum seiner Jugend. Ihm ward beschieden was er geträumt; er durchglühte als Dictator von Venedig sein weichliches Volk mit dem Feuer seiner eigenen großen Seele, lenkte durch lange Monate namenloser Leiden das Ruder des kleinen Freistaats mit sicherer Kraft, als seien die Tage der Foscari und Coleoni wiedergekehrt. Niemand in Italien durfte mit besserem Rechte als er an die Ewigkeit des republikanischen Gedankens glauben. In Paris sodann ging der landflüchtige Mann abermals durch eine Schule des Elends: Weib und Kind starben ihm hinweg, er selber mußte als Sprachlehrer kümmerlich sein Brod verdienen, ward von schwerer Krankheit daniedergeworfen. Aber die Leiden des Exils, die den gemeinen Menschen verbittern und in seinem Wahn bestärken, wurden diesem lichten Geiste ein Quell der Selbsterkenntniß: auf seinem Siechenbett in schlaflosen Nächten ging ihm die Einsicht auf, daß die Erhebung Venedigs gescheitert war durch eigene Schuld — durch den Particularismus der Republikaner. Als er im Jahre 1854 zuerst wieder seine Stimme erhob und dem Lord Russel, der den Italienern Mäßigung predigte, kurzab erwiderte: „Resignation ist Feigheit für ein Volk unter fremder Herrschaft; wir fordern von Oesterreich nicht daß es mild regiere, wir fordern daß es gehe!“ — da stimmten alle Heißsporne unter den Flüchtlingen jauchzend ein in dies stolze qu'elle s'en aille! Doch welch ein Wuthgeschrei unter den Anhängern Mazzini's, als Manin darauf mit erhabenen Worten die Niedertracht des politischen Mordes verdammte und mit der grausamen Folgerichtigkeit eines scharfen Realisten die Sätze seiner neuen Erkenntniß entwickelte: Die Republik ist unmöglich, da Piemont von seiner Krone nicht lassen will; ein monarchischer Staatenbund wäre ein

Bund der Fürsten wider das Volk; darum bleibt nur Eines, der monarchische Einheitsstaat. „Schaffet Italien, ihr Fürsten des Hauses Savoyen, und ich bin mit Euch; wo nicht, nicht! Unabhängigkeit und Einigung (unificazione) sei unser Wahlspruch!" Damit hatte der Venetianer die alte unheilvolle Politik des Entweder=Oder aufgegeben, die nur mit der sofortigen unbedingten Einheit des Landes sich begnügen wollte; er erkannte jetzt, daß auch die schrittweis vorgehende Vergrößerung Piemonts zum Ziele führen könne. Die radikale Presse lärmte wider den bestochenen Verräther, der sich bald den bestverleumdeten Mann Europas nennen durfte und selbst sein Leben durch die Dolche der fratelli Mazzini's bedroht sah. Auch die stillvergnügten Particularisten in Piemont zuckten die Achseln: Manin ist allein, eine nationale Partei, wie er sie ersehnt, besteht nirgends! Der Apostel des Einheitsstaats fand daheim einen thätigen Helfer von höchster Uneigennützigkeit in dem Marchese Giorgio Pallavicino, der vormals in den Kerkern des Spielbergs unter der väterlichen Fürsorge des guten Kaisers Franz geschmachtet hatte und jetzt seinen reizbaren unstäten Sinn dem überlegenen Genossen unterordnete. Die Flugschriften Manin's, Meisterwerke gedrungener, einschneidender Beredsamkeit, überschwemmten das Land. Sein Anhang wuchs mit dem Vertrauen, das durch Piemonts kühne Staatskunst erweckt ward.

Also wurde durch Manin's Lehre und Cavour's Beispiel die neue nationale Partei gebildet, und seltsam, die beiden Bundesgenossen verkehrten nicht mit einander. Der Dictator von Venedig baute seine Hoffnungen lediglich auf den offenbaren Gang der Turiner Politik, auf vereinzelte Mittheilungen aus dritter Hand und auf einige deutliche Winke, die von oben kamen: so erschien bald nach dem Congreß eine halbamtliche Schrift aus den Tuilerien „Italien und Frankreich im Jahre 1848," die für die neue Erhebung ein festes Bündniß zwischen den beiden großen romanischen Völkern verlangte und bereits Savoyen als den Preis des Bundes nannte. Unheimliche Gerüchte, von den Mazzinisten emsig verbreitet, hochgefährlich für das alte böse Mißtrauen der Nation, beirrten die Patrioten. Auch Cavour wird uns verrathen, schrieb der Tollkopf Montanelli, wie weiland Karl Albert, „der Meineidige von 21, der Schlächter von 33, der Verschacherer Venedigs von 48." Für erwiesen galt, daß der Turiner Hof die Umtriebe der Murats begünstige. Nur Manin blieb unentwegt in seinem Vertrauen: Cavour

ist zu klug, zu ehrgeizig, um dem Rufe der Nation sich zu versagen; eine Regierung muß anders reden als wir, die wir die Revolution sind.*)

Bald fand sich zu Manin und Pallavicino noch ein dritter Erwecker der Geister hinzu: der Sicilianer Giuseppe La Farina — ein erprobter Kämpe der Republik gleich dem Venetianer. Der gewandte Vielschreiber hatte soeben in seiner „Geschichte Italiens seit 1815“ den Ernst seiner Vaterlandsliebe, die Nüchternheit des bekehrten Radikalen bekundet; doch erst in der praktischen Politik wuchsen seinem Talente die Schwingen. Denn wie kein Zweiter verstand der schöne Mann mit dem milden und festen Wesen die Herzen zu gewinnen. Treu und wahrhaft, rein und uneigennützig in seiner bitteren Armuth, setzte er den letzten Hauch des Leibes und der Seele für sein Vaterland ein — eine ungeheure Arbeitskraft, die ihm ermöglichte, die gesammte Correspondenz des Nationalvereins außerhalb Piemonts allein zu schreiben und dergestalt drei Jahre lang die Wachsamkeit der österreichischen Polizei zu täuschen. Im September 1856, als Kossuth und die Genossen Mazzini's mit höchster Bestimmtheit von den muratistischen Ränken des Grafen erzählten, faßte sich der Sicilianer ein Herz und fragte gradeswegs bei dem Minister an, wessen man sich zu versehen habe von seinen geheimen Plänen. Eine frohe Enttäuschung erfolgte, der Bund ward geschlossen zwischen dem Minister und den Patrioten. Durch den neuen Freund empfing der Graf genaue Kunde von den geheimen Arbeiten der nationalen Partei, die er wenig, und von der erregten Stimmung jenseits der piemontesischen Grenze, die er gar nicht kannte. Um Sonnenaufgang, zu der Stunde, die in Italien die verschwiegenste des Tages ist, pflegte fortan La Farina im Palaste Cavour's vorzusprechen; dort tauschten die Beiden rauchend Gedanken und Pläne aus, und beim Abschied hieß es wohl: „Thun Sie was Sie können. Aber vor der Welt werde ich Sie verleugnen wie Petrus seinen Heiland!“ Jedermann glaubte dem Sicilianer, wenn er in seinen Schriften beharrlich versicherte, die Absichten der Regierung seien ihm gänzlich verhüllt. Und nicht bloß vor der Welt, selbst vor den nächsten Freunden und Amtsge-

*) Cavour hat keineswegs zur Zeit des Pariser Congresses mit Manin sich verständigt, wie man aus einer unklaren Redewendung Henri Martin's (Daniel Manin, Paris 1861, p. 363) schließen könnte. Die obige Darstellung beruht auf den Lettere di Daniele Manin (Torino 1859) und auf dem Epistolario di Giuseppe La Farina, edt. A. Franchi (Milano 1869), namentlich Bd. II. S. 22 und S. 426 ff.



nossen Cavour's blieben diese Zusammenkünfte durch viele Monate verborgen. Auch die Partei Rattazzi's im Parlamente, welche sich rühmte, daß der Graf ihr diene, wurde vielmehr von ihm an unsichtbaren Fäden gelenkt.

Im August 1857 entstand der Nationalverein, unter dem Vorsitz Pallavicino's und Garibaldi's, in Wahrheit geleitet durch den Secretär La Farina — die erste große politische Gesellschaft in Italien, die alles Sektenwesen gänzlich verwarf. Der Verein wirkte öffentlich, der piemontesischen Freiheit froh, und auch in den geknechteten Ländern Italiens, wo er gezwungen war geheim zu arbeiten, mahnte er ab von Verschwörungen und Aufläufen, gewöhnte die Nation, auf den Krieg, auf geordnete militärische Kräfte zu hoffen. Er stachelte den nationalen Stolz durch die bittere Frage: „wozu nützt uns der italienische Genius, wenn Talente zu besitzen in vier Fünfteln Italiens ein Unglück, sie zu gebrauchen ein Verbrechen ist? Was frommt es uns der Welt einen Caesar und Bonaparte geschenkt zu haben, wenn die Soldaten Italiens als Hilfstruppen der Croaten dienen müssen?" Das Programm des Vereins sagte vorsichtig nur: für die Erreichung seiner Ziele sei nothwendig die Thätigkeit des italienischen Volks, nützlich die Hilfe der piemontesischen Regierung. Doch die Führer wußten längst, daß ohne den Staat und das Heer Piemonts die Bewegung im Sande verlaufen mußte. „Was soll, schrieb La Farina zur Belehrung der Phrasenhelden, was soll das harmlose Kälbchen Italien beginnen unter so vielen gewappneten Adlern, Löwen und Leoparden, wenn es sich in die Unmöglichkeit versetzt seine Hörner zu gebrauchen? Wir glauben an den Fortschritt des Guten, nicht an das Ende des Bösen auf der Welt."

Der Dictator Venedigs sollte die Früchte seines Thuns nicht ernten; bald nachdem er das erste Manifest des neuen Vereins unterzeichnet, unterlag Manin der furchtbaren Arbeit, die ihm den Schweiß des Hirns, das Blut des Herzens entpreßte. Und gleich ihm sollten in wenigen Jahren fast alle Führer dieser herzerschütternden Bewegung dahingehen: La Farina, Farini und Cavour selber. Denn auch aus Cavour's leichten Umgangsformen brach dann und wann schreckhaft die wilde Gluth, die sein Herz verzehrte, hervor. Er erbleichte, als man ihm erzählte, wie die Knechte der Barclayschen Brauerei den k. k. Frauenpeitscher Haynau mißhandelt hatten, und rief mit zitternder Stimme: „ich sage Ihnen, diese Brauer von London haben Italien eine Lection gegeben!" Wie arm erscheint neben solcher dämonischen Leidenschaft der Patrioten

des Südens jene satte, behagliche Verzweiflung am Vaterlande, die zur selben Zeit unter den deutschen Liberalen vorherrschte! Wie erbärmlich vollends die deutsche Phrasenseligkeit neben dem klaren entschlossenen Realismus der Südländer! Der Verein La Farina's behandelte alle kirchlichen, socialen, politischen Streitpunkte als offene Fragen und verfocht nur die eine Losung: Krieg gegen Oesterreich, Victor Emanuel König von Italien! Sein deutsches Gegenbild faßte Resolutionen über Erbfriedriche und österreichische Schmerzenskinder, über Alles was da kreucht und fleucht zwischen Himmel und Erde, und betrachtete nur das Eine, daran Deutschlands Zukunft hing, die sogenannte preußische Spitze, als eine offene Frage. Darum ward der Nationalverein der Italiener eine Macht in der Geschichte seines Landes, der deutsche Nationalverein hat seinen Lohn dahin.

Der alte Wunsch Cavour's, es solle fortan nur zwei Parteien geben, Particularisten und Nationale, näherte sich der Erfüllung; die vollständige Vereinigung aller Patrioten unter einem Banner ward freilich hintertrieben durch den eitlen Uebermuth Mazzini's. Nimmermehr mochte der Gründer des „jungen Italiens" ertragen, daß jetzt ein wirkliches junges Italien sich erhob, begeistert für die Ideale einer neuen reiferen Zeit. Er hatte kein Ohr für die Bitte Manin's: „ich erkenne dem Genuesen den Namen des großen Italieners zu, aber jetzt beschwöre ich ihn sich zurückzuziehen." Er witterte Verrath, da La Farina sich dem Parteiterrorismus der Rothen entzog und die nüchterne Wahrheit bekannte: „zuerst muß Italien dasein, leben; dann erst kommt die Frage, wie es sein Leben einrichten will". Als nun die Mehrzahl der denkenden Radikalen, die Flüchtlinge in Turin fast sämmtlich, zu dem Nationalverein übertraten, da beschloß er zu zerstören wo er nichts schaffen konnte — nach dem brutalen Brauche seiner Partei, der schwachen Köpfen als Kühnheit gilt. Er stiftete in Genua einen Geheimbund, welcher mit nichtswürdigen Ränken den Briefwechsel des Nationalvereins zu durchkreuzen suchte. Bald ging die Saat des Unheils auf: in Modena erwachte wieder der alte reactionäre Geheimbund der Sanfedisten. Unerschrocken kämpfte der piccolo corriere d'Italia, das Sonntagsblatt des Nationalvereins, gegen die Thorheit von rechts und links. La Farina wußte, daß Revolutionen immer nur das Werk einer Minderheit sind, doch er wiederholte auch unablässig die Lehre: eine Verschwörung vermag den Boden zu ebnen für eine Umwälzung, niemals eine Revolution zu schaffen.

Cavour scherzte oft: „es giebt einen Stand der Gnade für Minister und Ehemänner; sie merken es nicht, wenn die Liebe schwindet.“ Er selber hat solchen Gnadenstand nie gekannt, er folgte wachsam jedem Wellenschlage der öffentlichen Meinung, empfand mit tiefem Kummer, der still an seinem Leben nagte, die rasenden Schmähreden der Rothen. Der Graf ließ um diese Zeit die Briefe de Maistre's herausgeben; denn Mark und Bein erschütternd klang aus dem Munde des frommen Katholiken der Hannibalshaß wider Oesterreich. Doch benügte er sich die Bewegung der Geister aus der Ferne zu leiten. Der Nationalverein blieb in stolzer Unabhängigkeit, verschmähte jede Unterstützung von der Regierung — um dem Minister Verlegenheiten, sich selber arge Nachrede zu ersparen — empfing nur durch La Farina die Rathschläge des Meisters. Cavour's freier Sinn duldete nicht einmal eine officiöse Zeitung; die feste Mannszucht der Patrioten erlaubte ihm auf die Treue der unabhängigen Parteiblätter zu bauen. Behutsam wahrte er selbst gegen La Farina die verantwortliche Stellung des handelnden Staatsmannes. „Gewiß, sagte er dem Vertrauten, Italien wird eine Nation werden nach den Plänen Ihres Vereins; doch ob in zwei, in zwanzig oder hundert Jahren, das weiß ich nicht.“ Von hohem Werthe war ihm die derbe formlose Soldatenart des Königs, welcher noch manchmal in seine bigotten Gewissensbedenken zurückfiel und dennoch mit den Männern der Linken, sogar mit Brofferio, als guter Kamerad verkehrte: auch die radikalen Piemontesen bauten auf den Rè galantuomo.

Noch bei Manin's Lebzeiten gaben die Flüchtlinge dem Turiner Hofe ein erstes Zeichen des Vertrauens. Sie veranstalteten eine große Sammlung, um die Festung Alessandria zu rüsten, und die Namen Boston und Philadelphia auf den neuen Kanonen bekundeten, daß ringsum in der Welt die versprengten Söhne des Vaterlandes an die Zukunft des Hauses Savoyen glaubten. Eine Gegendemonstration, die Mazzini versuchte, scheiterte kläglich. Seitdem häuften sich die Beweise des Zutrauens. Ein reicher Venetianer der Terra ferma vermachte dem Grafen sein ganzes Vermögen zum Besten der Volksschulen Piemonts. Mit erstaunlicher Geduld ließ die Nation ihren Staatsmann gewähren; Jedermann, sagten die Italiener später, Jedermann war stolz, der Mitwisser eines so großen Geheimnisses zu sein. Garibaldi schrieb kurz vor dem Kampfe: „Cavour kann Alles — nun thue er auch Alles und noch etwas mehr!“ Allein Neapel rechtfertigte noch immer den Namen des **Regno**, der

schon im Mittelalter die träge Selbstgenügsamkeit dieses großgriechischen Sonderlebens bezeichnete. Der Süden blieb stumm, die übrige Nation war einig, und Cavour selbst schilderte am Ende seiner Laufbahn den Muth und Einmuth dieser glorreichsten Jahre der Italiener also: „Ja, zwölf Jahre lang war ich ein Verschwörer mit allen meinen Kräften, um meinem Vaterlande die Unabhängigkeit zu schaffen. Aber ich war ein eigenthümlicher Verschwörer, ich verkündete mein Ziel im Angesichte des Parlaments und an allen Höfen von Europa. Ich führte mit mir das ganze oder fast das ganze subalpinische Parlament, in den letzten Jahren waren fast alle Mitglieder des Nationalvereins meine Adepten und Genossen, und heute verschwöre ich mich mit 26 Millionen Italienern." Nicht leere Eitelkeit hieß den Minister die Männer der nationalen Partei seine Adepten nennen; denn so gewiß im Leben der Völker die That schwerer wiegt als das Wort, ebenso gewiß war Cavour der Meister dieser Revolution.

In Wien war man den Verhandlungen des Congresses mit schwerer Sorge gefolgt. Kaiser Franz Joseph versuchte endlich, durch Milde seine italienischen Unterthanen zu gewinnen, gab im December 1856 die Güter der lombardischen Flüchtlinge frei, kam im folgenden Monat selber nach Mailand, ermahnte den Papst und die Bourbonen zur Mäßigung. Aber die Zeit der Versöhnung war vorüber; auch der neue Statthalter, der wohlmeinende Erzherzog Max, konnte die Wunden, die der kaiserliche Stock geschlagen, nicht mehr heilen. Während der Kaiser in Mailand weilte, sandte die lombardische Hauptstadt ein reiches Geschenk nach Turin, auf daß vor dem Palaste des subalpinischen Parlaments dem glorreichen Heere Italiens ein Denkmal errichtet werde. Mit Schadenfreude sah Cavour dem verspäteten schwächlichen Besserungsversuche zu. In der That fiel die Wiener Politik alsbald in ihr altes Unwesen zurück. Herrischer denn je verlangte die Hofburg im Februar 1857 die Bändigung der piemontesischen Presse und forderte Rechenschaft wegen der Kanonen von Alessandria. Abermals verwies Cavour trotzig auf die Freiheit des einzigen glücklichen Staates der Italiener; er fragte höhnisch, ob Piemont ein Vertrauenszeichen der Italiener abweisen solle. Da brach Oesterreich den diplomatischen Verkehr mit Turin gänzlich ab, und Cavour ließ auf die Drohungen der Mailänder Zeitungen unzweideutig erwidern: „in den Kämpfen, welche um die großen Grundsätze der Civilisation und der Gerechtigkeit begonnen werden, entscheidet heute nicht mehr allein die Zahl der Sol-

daten noch die Ausdehnung des Gebietes!" Ein Vermittelungsversuch, von Preußen unternommen, offenbarte nur die tiefe Kluft zwischen den beiden Cabinetten.

Der Graf feierte sodann den Triumph, daß Oesterreich den Zollvertrag mit Modena auflösen mußte, weil Piemont kraft des Mailänder Friedens dieselben Begünstigungen wie Modena forderte. Seitdem steuerte Cavour geradeswegs dem Kriege entgegen. Die neuen Festungswerke, die Oesterreich auf fremdem Boden in Piacenza errichtete, gaben dem Turiner Hofe willkommenen Vorwand, für die Sicherung des eigenen Landes zu sorgen. Niemand sprach mehr von dem vielgerühmten usbergo di Savoia der alten Zeit, von den kleinen Festen, welche die Klausen der Alpenthäler gegen Frankreich deckten. Der neue Schild Piemonts ward gegen Osten gekehrt. Casale, dessen Verstärkung der Kriegsminister schon vor Jahren eigenmächtig begonnen hatte, sollte mit Alessandria und Valenza durch Eisenbahnen verbunden werden, und dergestalt zwischen Po und Tanaro ein Festungsdreieck entstehen, das dem kleinen heimischen Heere gestatte, die Ankunft fremder Hilfe abzuwarten. Mit unerhörter Offenheit bekannte Cavour diesen Zweck dem Parlamente; der Plan ward genehmigt, obgleich die Gesinnungshelden der Linken weihevoll klagten: „nicht feste Mauern vertheidigen das Vaterland, sondern die starken Herzen seiner Bürger." Im Jahre 1850, als Cavour den Vorschlag aussprach, die herrliche Bucht von La Spezzia zu einem Kriegshafen ersten Ranges zu erheben, hatte Gioberti höhnisch gefragt: „das kleine Piemont wird doch nicht einen grandiosen Gedanken des ersten Napoleon verwirklichen wollen?" Jetzt wurde ernstlich Hand an's Werk gelegt, und der Graf antwortete nur mit seinem ausgelassenen Gelächter, als man bedenklich meinte: wie können wir dicht an den Grenzen Modena's ein so kostbares Werk, den Oesterreichern eine leichte Beute, errichten?

Was gab dem Grafen den Muth, dies hohe Spiel zu spielen, das mit dem Bankrott oder dem Kriege endigen mußte und selbst manchem seiner Freunde eine Tollheit schien? Er hatte immer an die natürliche Gemeinschaft der romanischen Völker geglaubt und als ein echter Italiener die Bewunderung für seinen größten Landsmann, für den Schöpfer des Code Napoléon nie verleugnet. Seit dem Congresse wußte er, daß der Erbe dieses Mannes den Hoffnungen der Italiener ungleich näher stand als das französische Volk. Es fehlte zwar nicht an bedenklichen Anzeichen, die von dem zaudernden Schwanken des Kaisers

sucht hatte sich dem Grafen zu nähern? Ungestüm verlangte der Kunde gaben. Graf Walewski tadelte mit scharfen Worten den unnützen Lärm, den das kleine Piemont in der Welt errege. Bald nach dem Congresse begannen Oesterreich und Frankreich tiefgeheime Verhandlungen mit dem Papste wegen der Verwaltung des Kirchenstaats — Unterhandlungen, die der Wiener Hof selbst vor den preußischen Diplomaten in Abrede stellte. Das Ergebniß war — eine noch innigere Verbindung der Curie mit der Hofburg; Napoleon aber rief seinen ultramontanen Gesandten Rayneval aus Rom zurück, ersetzte ihn durch den Herzog von Grammont. Cavour empfing unterdessen von dem treuen Villamarina beruhigende Berichte über die Absichten des Kaisers und bald stand er selber im Briefwechsel mit den Tuilerien. Er hörte gelassen die Vorwürfe der französischen Diplomaten an; nur einmal, da der Gesandte Talleyrand in seinen friedfertigen Ermahnungen allzu eifrig ward, ging der Graf an seinen Schreibtisch und zeigte dem Erregten die Handschrift seines Kaisers. Der Herzog von Grammont klagte einst: „Cavour ist toll geworden; von England kann er doch unmöglich so feste Zusicherungen haben." Da erwiderte eine Freundin des Ministers: „ist es denn noch nie geschehen, daß ein Souverän hinter dem Rücken seiner Diplomaten seine Fäden spinnt?" Der Franzose aber fuhr erschreckt in die Höhe: „da können Sie ein wahres Wort gesprochen haben."

Seit dem letzten Kriege war die Gruppirung der Mächte gänzlich verschoben. Rußland und Frankreich standen in gutem Einvernehmen, die Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Stuttgart (Septbr. 1857) galt sicherlich auch der italienischen Frage. Von England hoffte Cavour nichts mehr seit jener Londoner Reise; auch die Patrioten Siciliens, die das englische Cabinet oftmals mit ihren Aufstandsplänen behelligt, gaben jetzt den Lord Feuerbrand auf, und nachdem gar die Torys an das Ruder gelangt, stand England entschieden auf Oesterreichs Seite. Daher mußte Cavour in allen Händeln, die dem orientalischen Kriege entsprangen, in den Streitigkeiten über Rumänien, Serbien, Montenegro, die Meinung Frankreichs und Rußlands unterstützen. Auch auf Oesterreichs innere Feinde mußte er zählen, wie Jeder, der einen Entscheidungskampf gegen das Völkergemisch des Donaureiches wagt. An den Nationalverein erging die Weisung, man solle beim Ausbruch des Krieges die ungarischen Regimenter zu gewinnen suchen. Die Diplomatie Piemonts, deren verschlagene Umsicht mit dem alten Ruhme

der Venetianer wetteiferte, stand längst in Verkehr mit der gemäßigten Partei des magyarischen Adels; dringend beschwor Cavour den getreuen La Farina, der alte Unheilstifter Kossuth, der plötzlich in Italien auftauchte, müsse fern bleiben, dürfe nimmermehr Garibaldi's leicht bestimmbares Gemüth bethören.

Die Furcht vor patriotischen Uebereilungen, welche den Verbündeten in den Tuilerien abschrecken könnten, blieb unter den Sorgen dieser drangvollen Jahre die schwerste. Fast in keinem der Briefe, die der Graf den Verschworenen sendet, fehlt die Mahnung: „jetzt ist nicht die Zeit für Straßenkämpfe, für provisorische Regierungen und ähnliche Thorheiten von 48". Cavour's Politik hätte in jedem anderen Lande als tollkühner Radicalismus gegolten; neben den Geheimbünden Italiens erschien sie hochconservativ. Der Beweis ihrer Größe liegt in der Fülle widersprechender Anklagen, welche aus Wien und Genua wider sie geschleudert wurden. Als Pallavicino einmal schwankte und im Parlamente den ohnmächtigen Künsten der Diplomatie den Frieden aufkündigte, da tröstete der Minister: „in Paris und in der Krim ist ein Same ausgestreut, den die Zeit und die Weisheit der Italiener zur Reife bringen werden;" dann verwies er auf „den großen Improvisator, die Geschichte". Doch die Ungeduld der Radikalen griff der Geschichte vor. Im Sommer 1857 brachen zu Genua und Livorno Unruhen aus, von Mazzini angezettelt; zu Parma herrschte, seit der geheimnißvollen Ermordung des Herzogs, harter Kriegszustand, unheimliche Gährung im Volke; bald folgten Aufstände in Neapel und Sicilien, wilde Bewegungen in den großen lombardischen Städten. Der Graf versuchte auch von der Thorheit der Gegner Gewinn zu ziehen: Europa, sagen seine Noten, hat den Hilferuf Italiens nicht hören wollen; jetzt bewährt sich, was ich in Paris weissagte!

Im Januar 1858 sollte das Seherwort abermals in Erfüllung gehen, schrecklicher als der Prophet geahnt. Felix Orsini unternahm den wahnsinnigen Mordanfall wider den Kaiser; Napoleon, gewaltsam aufgescheucht aus seiner phlegmatischen Ruhe, verhängte die Schrecken des Sicherheitsgesetzes über sein Land. Wer durfte noch hoffen, daß der Kaiser den Landsleuten Orsini's seine Hilfe leihen werde? Jetzt endlich, jubelte Graf Buol, müsse der revolutionäre Staat seine Lection empfangen. War denn nicht allbekannt, daß der Mörder keineswegs zu der wildesten Partei der Italiener gehörte und vor Kurzem noch ver-

Tuilerienhof von den gastfreien Staaten England, Belgien, Piemont und der Schweiz strenges Einschreiten wider die Flüchtlinge. Er forderte in Turin, daß Mazzini's Organ Italia e popolo verboten, eine Anzahl der gefährlichsten Flüchtlinge ausgewiesen, allen aber untersagt würde in piemontesische Zeitungen zu schreiben; gehorche man nicht, so werde der Kaiser verzichten auf seine italienischen Pläne. Abermals, wie nach dem Decemberstaatsstreich, empfand der kleine Staat schwer seine Abhängigkeit von dem anmaßenden Nachbar. Ein radikales Blatt, das die That Orsini's gepriesen, wurde von den Geschworenen freigesprochen; die Presse Mazzini's predigte wieder das Evangelium des Tyrannenmordes, sie hörte nicht, wie der Minister flehend schrieb: um Gottes willen, greifet mich an, aber schonet des Kaisers!

Es war, nach Cavour's Geständniß, die schwerste Gefahr, die jemals seiner Regierung gedroht. Doch das Ansinnen einer offenbaren Verfassungsverletzung empörte den Stolz des Piemontesen. „Karl Albert, schrieb er an Villamarina, starb in Oporto, um sein Haupt nicht vor Oesterreich zu beugen. Unser junger König wird in Amerika sterben oder nicht einmal, nein hundertmal am Fuße unserer Alpen kämpfend fallen, ehe er mit einem einzigen Flecken die alte makellose Ehre seines edlen Hauses besudelt." Indem er also die Verfassung wahrte, betheuerte er zugleich lebhaft seine Entrüstung über die Mordthat. Auf Napoleon's Wunsch erschien sodann im Turiner Staatsanzeiger der letzte, wahrscheinlich apokryphe Brief Orsini's, der die Reue des Fanatikers, sein Vertrauen auf den Kaiser aussprach. Cavour selber ermahnte in einigen einleitenden Worten die Jugend seines Landes, nach dem Vorbild jenes Verirrten feste Zuversicht zu hegen zu jenem erhabenen Willen, der Italien günstig sei. Wie die Dinge lagen, ward noch ein weiteres Zugeständniß an den erzürnten Freund in Paris unvermeidlich. Die Regierung schlug vor, daß Verschwörungen gegen fremde Souveräne in Zukunft als Verbrechen bestraft, die Geschworenen nicht mehr ausgeloost, sondern durch den Bürgermeister und zwei Richter ernannt werden sollten. Wohl klang es stattlich, wenn der Graf versicherte: „wir gehorchen allein dem Drange unseres eigenen Gewissens"; das ganze neugewonnene Ansehen des Staates beruhte ja auf seiner gesetzlichen Freiheit. Und gewiß sprach Cavour ein tiefsinniges und wahres Wort, da er erklärte: die Preßfreiheit, ein Segen für alle inneren Fragen, werde leicht verderblich für die auswärtige Politik. Dennoch fühlte Jedermann, daß der Minister nur

die halbe Wahrheit sagte, daß Napoleon jenes Gesetz gefordert hatte.

Die Stimmung im Hause stand ohnedies bedenklich. Die letzte Schilderhebung Mazzini's in Genua hatte die Besitzenden beunruhigt, auch manche Behörden in das Lager der Reaction geführt. Und da Rom, wie der Minister vergnügt erzählte, bei den Wahlen im Herbst 1857 seinen Priestern einen unbeschränkten Credit auf die bessere Welt eröffnete, so ging die clericale Partei beträchtlich verstärkt aus dem Wahlkampfe hervor. Cavour mit der unversieglichen Kraft seines Hoffens nahm die Schlappe leicht; er freute sich, daß der fromme Adel jetzt in das parlamentarische Leben hineingezogen werde: „die Meisten, die als Clericale eintreten, werden als Conservative hinausgehen." Der große Haufe dagegen ward — kraft einer Unart, die mit der Sicherheit eines Naturgesetzes in allen ähnlichen Krisen wiederkehrt — durch die halbe Niederlage weiter nach links gedrängt. Man ruhte nicht, bis Rattazzi zurücktrat; er hatte jene Künste der Wahlbeherrschung, welche in dem freien Piemont nach romanischer Weise sehr rücksichtslos angewendet wurden, allein gegen die Radikalen spielen lassen und also den Ultramontanen in die Hände gearbeitet. Nur nach schweren Kämpfen stimmte diese argwöhnisch-liberale Mehrheit der neuen Freiheitsbeschränkung zu. Eine verschrobene, aufgeregte Debatte hob an, wobei die gemäßigten Liberalen als die Vertheidiger des Preßzwanges erschienen. Erst Farini traf den Kern des Handels mit den Worten: Oesterreich ist der Schwerpunkt des alten Europas, Frankreich der Schwerpunkt des neuen. Noch aufrichtiger bekannte Graf Mamiani, ein alter liberaler Minister des Papstes, der jetzt dem Turiner Cabinet seinen treuen Beistand lieh: Ich habe einst den Prinzen Ludwig Bonaparte mit unserer Tricolore geschmückt gesehen; heute muß unsere Selbstverleugnung den Kaiser festhalten bei den Träumen seiner Jugend.

Trotz solcher ermuthigenden Zurufe blieb die Stimmung der Patrioten niedergeschlagen. Wie ein gebrochener Mann schrieb Azeglio im Juni aus seiner Villa Cannero am Langen See: „Der Zweck meines Lebens ist verfehlt. Ich werde dies feindliche Ufer mir gegenüber nie mehr italienisch sehen." Doch unerschütterlich, als sei nichts geschehen, verharrte der Turiner Hof bei seiner aufreizenden nationalen Politik; er überhäufte im Frühjahr den Papst mit Vorwürfen wegen der zahllosen Verbannungen und der Mißverwaltung im Innern, klagte bei

den großen Mächten über den unendlichen Belagerungszustand in Modena. Denn während die klugen Leute in Deutschland den Proceß Orsini's, die leidenschaftlichen Bitten, die der Verurtheilte in seinem ersten, echten Briefe an den Kaiser gerichtet, und die klug berechnete Vertheidigungsrede Jules Favre's vornehm als ein Gaukelspiel belächelten, wußte Cavour längst, wie tief die Worte des Verschwörers in der Seele Napoleon's hafteten. Die Blutthat wurde dem Napoleoniden eine Mahnung, durch entscheidende Thaten seinen Thron sicherzustellen vor den Angriffen italienischer Banditen.

Auch diesmal, wie einst da das Connubio gestiftet ward, entsprang aus einem um Frankreichs willen vollzogenen reactionären Gesetze eine neue schwungvolle Epoche der italienischen Politik. In demselben Augenblicke, da Azeglio jene verzweifelten Worte niederschrieb, erschien zu Turin Napoleon's Vertrauter, der Arzt Conneau, im tiefsten Geheimniß, also daß selbst der französische Gesandte nichts ahnte, und lud Cavour ein, in dem lothringischen Plumbersbade mit dem Kaiser zu verhandeln. Italien frei bis zur Adria, ganz Oberitalien zu einem Königreiche vereinigt, Frankreich vergrößert durch Savoyen — so lautete die mündliche Abrede am 20. Juli. Ueber die Zukunft von Nizza, Toscana, Neapel gingen die Meinungen noch aus einander. Doch das Wesentliche, der Bund mit Frankreich zur Befreiung Norditaliens, war beschlossene Sache; im November wurde das Bündniß förmlich abgeschlossen. Nur die beiden Souveräne, Cavour und Villamarina, aber — bezeichnend genug für den Napoleoniden — kein Franzose kannte das Geheimniß. Mit erstaunlicher Keckheit sprach der Graf, da er aus Plombieres durch die Schweiz heim reiste, von dem nahen Kriege.

Oesterreich schöpfte Verdacht, versuchte umsonst durch geheime Verhandlungen an den kleinen deutschen Höfen durchzusetzen, daß der deutsche Bund ihm die Herrschaft in Mailand und Venedig gewährleiste. Cavour hatte unterdessen erfahren, daß die Garantie, welche der preußische Hof während des Krimkrieges für Oesterreichs italienischen Besitz übernommen, nicht mehr zu Recht bestand. Er genehmigte im Oktober einen von La Farina entworfenen Operationsplan, wonach die Erhebung in Oberitalien durch regelmäßigen Krieg, in der Emilia durch revolutionäre Kräfte begonnen werden sollte. Im December traf er mit Garibaldi zusammen und gewann das Herz des treuen Patrioten. Er bedurfte der Freischaaren, um die besseren Elemente der Radikalen an sich zu ziehen; die drohende Uebermacht der Actionspartei blieb immer

ein wichtiger Factor in seiner Rechnung. Noch näher lag die Gefahr, daß Italien das Joch Oesterreichs nur abwerfe, um Frankreichs Ketten zu tragen. Darum wünschte der Graf einen langen schweren Krieg, der alle Glieder der Nation in seine Wirbel hineinreiße und die Franzosen verhindere sich als die Befreier Italiens zu gebärden. Darum wagte er noch in der elften Stunde wiederholte ehrlich gemeinte Versuche, die Kronen von Neapel und Toscana für die Sache Italiens anzuwerben. Schnöde zurückgewiesen rief er dem Hofe der Lothringer zu: „nicht aus der vernünftigen und bescheidenen Ausübung einer maßvollen Freiheit entspringen die Aufstände und Unruhen." Er durfte Rußland nicht beleidigen, das mit Neapel und Turin zugleich in Freundschaft lebte, und nahm daher keinen Theil an den diplomatischen Feindseligkeiten, wodurch die Cabinette von Paris und London nach dem Congresse den Bourbonenstaat belästigten. Auch der Hof von Florenz schien noch nicht ganz verloren, hatte er doch in den jüngsten Jahren oft die Hofburg durch schwache Regungen selbständigen Willens gekränkt. Cavour mußte um so mehr wünschen solche Gesinnung zu kräftigen, da ihm bekannt war, daß eine Partei in den Tuilerien eifrig an der Gründung eines napoleonischen Königreichs Etrurien arbeitete, und der Kaiser selbst diese Gedanken begünstigte. Darum wurde der gewandte liebenswürdige Bon-Compagni nach Florenz gesendet, um den Hof für die große Sache zu gewinnen. Darum sollte auch der Nationalverein in Toscana — so verfügte die Weisung des Ministers — sich auf ein gemäßigtes Programm beschränken, das selbst loyale Bürger, selbst Offiziere unterschreiben konnten; lediglich die militärisch-diplomatische Vereinigung mit Piemont, die Auflösung aller mit Oesterreich geschlossenen Verträge durfte man fordern. Nur in der Romagna, in Modena und Parma war alles Bestehende faul bis in's Mark; hier half allein die offene Empörung, und der Reformer in Turin säumte nicht sie vorzubereiten. Doch unterschied Cavour scharf zwischen der Romagna und dem Patrimonium Petri; die Unverletzbarkeit des eigentlichen Kirchenstaates blieb die unabwendbare Bedingung, davon Napoleon's Beistand abhing.

Ueberdenken wir diese diplomatische Verwicklung, die furchtbar bedrängte Lage eines Mittelstaates, der eine europäische Umwälzung zu beginnen wagte, so brechen die gellenden Anklagen der Actionspartei wider die Zahmheit der Pläne Cavour's alsbald zusammen. Italien frei von fremdem Einfluß, neu geordnet durch eine starke subalpinische

Macht — das blieb noch immer der einzige helle Punkt in den Nebeln der Zukunft. Und doch lebte in der Seele des verwegenen Mannes, der so vorsichtig mit dem Möglichen rechnete, das Vorgefühl ungeheurer Dinge. Cavour glaubte, so freudig wie nur ein Heißsporn unter den Jüngern Mazzini's, an die dämonischen Kräfte der Revolution, welche einmal aufwogend in unabsehbare Fernen sich ergießen mußten. Er ahnte, was nach dem Ausbruch der Bewegung selbst der ängstlichere Azeglio aussprach, daß in großen Tagen das Reich des Möglichen, gleich allen Reichen, seine Grenzen zu erweitern strebt. Ihm entging nicht, wie leicht der Starrsinn der Höfe die beiden einzigen treuen Freunde Italiens, Piemont und den Geist der Nation, in die Bahnen des Einheitsstaates treiben konnte. Darum kehrt in den Briefen seiner Genossen immer die Warnung wieder: Hütet Euch der Zukunft vorzugreifen (l'avvenire rimanga intatto)!

Am Neujahrstage 1859 verkündete die schroffe Anrede Napoleons III. an den österreichischen Gesandten — deutlicher als der Kaiser selber wünschte — das Nahen des Krieges. Augenblicklich warf die Hofburg frische Regimenter in die Lombardei. Der König von Sardinien, durch den Nationalverein über jede Truppenbewegung jenseits des Tessin genau unterrichtet, eröffnete am 10. Januar sein Parlament mit den unzweideutigen Worten: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht ganz heiter. Wir sind nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens uns entgegenschallt." Nochmals, wie vor vierzig Jahren, da die Creolen ihren Schmerzensschrei erhoben, übte der pathetische Ausdruck seinen Zauber auf die Herzen der Romanen. In Massen waren die Lombarden herbeigeeilt die Thronrede zu hören, der Palast erbebte von ihrem Jubel, trunken von Freude kehrten sie heim. Noch im selben Monat zahlte der König den ersten Preis, den der schlaue Rechner an der Seine für seine Hilfe sich ausbedungen, vermählte sein geliebtes Kind mit dem rothen Prinzen Napoleon. Cavour übergab inzwischen dem Parlamente einen Gesetzentwurf über die Nationalgarde, welcher die älteren, verheiratheten Mannschaften auf den Garnisonsdienst verwies, nur die wahrhaft kriegstüchtigen Truppen für die Feldschlacht bestimmte. Noch einmal, nun die große Entscheidung nahte, warnte der Graf,

nicht durch dilettantische Spielerei den schweren Ernst des kriegerischen Handwerks zu verderben: „die Vorsehung ist die Freundin der starken und noch mehr der guten Bataillone.“ Dann offenbarten die Verhandlungen über das vorgeschlagene Kriegsanlehen, wie schreckhaft gewaltig der eine Mann mit seiner breiten lustigen Behaglichkeit den Zeitgenossen erschien. Hatte ihn schon vor vier Jahren das Geschichtswerk Antonio Gallenga's ohne Widerspruch den ersten der lebenden Staatsmänner genannt, so erklang jetzt aus den Reden der Opposition oftmals jene Empfindung des Schauders, welche der Anblick echter Menschengröße erweckt: wohin treiben wir, rufen sie aus, wenn dieser Titane den Pelion auf den Ossa thürmen darf? Aber auch das häßliche Geheimniß, das Aller Herzen bang bedrückte, warf seinen Schatten in die Verhandlung. Die Abgeordneten Savoyens erklärten, ihre französische Heimath sage sich los von dem Kampfe für ein fremdes Volksthum. Wollt Ihr uns von Euch weisen, rief Costa di Beauregard, so wird die tapfere Brigade Savoia (die erprobte Lieblingstruppe des Königs) gleich uns zu stolz sein, Euch ein Wort des Bedauerns nachzurufen. „Mögen Sie nie bereuen, daß Sie die Bedeutung unserer Berge, den Werth unserer Herzen so niedrig schätzten!“ — „Savoyen ist zu hochherzig, um am Tage der Gefahr seinen Beistand zu verkaufen“, erwiderte der Minister, der weder leugnen noch bekennen durfte. Beide Gesetze wurden mit überwältigender Mehrheit genehmigt; dann verlautete im Parlamente zwei Monate lang, bis in den April hinein, kein Wort mehr über die nahende Erhebung.

Der Graf hatte nach Rattazzi's Rücktritt auch das Ministerium des Innern und damit die schwere Aufgabe übernommen, die unter Rattazzi's Leitung erschlaffte sittliche Haltung der Verwaltungsbehörden wiederherzustellen. „Nehmen Sie nur auch dies Portefeuille,“ lachte der König, „es wird nicht schlechter gehen.“ Jetzt gab der Minister dem Hause gelassen Auskunft über die Gefängnisse, erörterte geläufig den Begriff des **ademprivio**, der auf der Insel Sardinien hergebrachten Grundlasten. Derweil das Parlament also sein Alltagsgesicht zeigte, leitete Cavour aus der Stille seines Cabinets den verwegenen Federkrieg, welcher den Kampf der Waffen vorbereitete, und zugleich den unaufhaltsamen Gang der Rüstungen. In Schaaren strömten die Freiwilligen herbei. Vergeblich, daß Oesterreich die Grenzen Piemonts mit einer Postenkette umzog; die begeisterte Jugend von Venedig, Mailand, Toscana fand die Schlupfwinkel durch die Reihen der Feinde,

Hunderte vom Adel traten als Gemeine in die Regimenter. Auch die Linie — so war Cavour's Meinung — darf nicht mehr den Piemontesen allein angehören; von Freischaaren nur so viel als nöthig, um die Theilnahme der radikalen Partei zu erwecken, ihre meisterlosen Glieder zu bändigen; hebt der Krieg an, dann muß das Heer gleich der Lawine wachsend vorwärts treiben, in jeder eroberten Landschaft alle waffenfähigen Italiener an sich ziehen und dergestalt durch seine Masse dem übermächtigen Verbündeten verbieten, daß er ein Herr werde.

Welch' ein Gegensatz der Zeiten und des Volksthums, sobald wir diese **terza riscossa** der Wälschen mit unserem Jahre 1813 vergleichen! Hier eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzu lange mit ihren Träumen in den Wolken schweifte und nun, da sie den Muth findet, ihren Fuß fest auf die Erde zu stemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizustehen: die Tröstungen des Glaubens, den sittlichen Ernst einer weltverachtenden Philosophie, die Heldengestalten ihres neuentdeckten Alterthums, die glänzenden Bilder einer gottbegeisterten Kunst. Dort eine rein politische Bewegung; alle gesunden Kräfte des Volks so ganz versenkt in die Händel des Staats, daß noch auf Jahre hinaus allein Parteischriften die Geister zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochschule, welche, der Berliner gleich, den Muth des Wissens in der Jugend stählt, um ihr den Muth des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünstelt, wie arm erscheint das Lied vom rothen Hemde, das **va fuori d'Italia**, neben der brausenden Jünglingsdichtung der Deutschen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten weh'n und Fahnen! Hier ein Volk ohne Presse, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille schreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und die Paläste, grollend schaut der Bauer auf die ausgeplünderte Hofstatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des großen Königs; fest wie ein Mann erheben sich die Hunderttausende, treu und schlicht, als wüßten sie's nicht anders, opfern und wagen sie das Ungeheure. Jede That des wundervollen Kampfes erzählt von der bescheidenen Größe, die in alle Wege des deutschen Geistes köstliches Kleinod bleiben wird. Dort ein hoch entwickeltes parlamentarisches Leben, eine laute Presse, die mit überschwänglichen Reden die Wunder italienischer Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jugend, zuletzt auch die städtische Masse, nur

das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenschaft, der schönen Schwärmerei des deutschen Krieges sich nimmermehr messen kann, so ward sie doch geleitet von einer scharfen politischen Berechnung, die jenem Unschuldsalter unseres Volkes versagt blieb: sie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat.

Wunderbar schnell begriff der scharfe politische Verstand der Nation das Nothwendige. „Ich streite nicht mehr, ich gehorche,“ schrieb Azeglio dem Grafen; dann ging er nach Rom, die Patrioten vor unzeitigen Aufständen zu warnen, darauf nach Paris und London als Gesandter seines Nebenbuhlers. Die Denkenden aller Parteien, Niemand eifriger als Garibaldi, schworen auf die alte Lehre Manin's: der Krieg muß geführt werden unter der Dictatur des Königs. La Farina's Befehl an die Verschworenen lautete: jede Stadt, die sich gegen die Fremden erhebt, hat sich in schweigendem Gehorsam dem Vertrauensmanne zu unterwerfen, der im Namen des Königs die Verwaltung übernimmt; kein Club, keine Zeitung wird während des Krieges geduldet. Der Nationalverein löste sich auf, sobald der Kampf begann, auf daß die Einheit der Leitung nicht gestört werde. Der König selbst überwand die Eifersucht gegen seinen großen Minister, den geheimen Groll wider den freimüthigen Mahner. Dem derben Jäger, dem schon die Regierungssorgen des kleinen Piemont oft lästig fielen, lag nichts ferner als maßloser Ehrgeiz; doch den tapfern Degen, den treuen Italiener reizte der Krieg, und da der Kampf entbrannte, ward der König wirklich, wie er verheißen, „der erste Soldat der italienischen Freiheit“. Auch die Hingebung der Jugend Norditaliens war der Größe des Augenblicks gewachsen; sie bewährte in unvergeßlichen Thaten, daß dieses Volk nicht untergehen könne. Oft ward der Feuereifer der Freiwilligen dem Grafen bedenklich; denn nicht vor dem März durfte er wagen, sein Heer durch lombardische Kräfte zu verstärken. Für's Erste mußte er durch ein verschlagenes diplomatisches Spiel Oesterreich vor den großen Mächten in das Unrecht setzen.

Dem Urtheile der Wissenschaft, das die unveräußerlichen Rechte des Volksthums anerkennt und den großen Zusammenhang der historischen Dinge höher anschlägt als die Zufälle des Augenblicks, erscheint Oesterreich im Frühjahr 1859 ebenso gewiß als der Angreifer, wie Napoleon im Frühjahr 1813. Oesterreichs Herrschaft war der letzte Quell der Leiden Italiens. Seine Beamten regierten nicht in der Lom-

bardei, sie standen im Feldlager. Seine Truppen bedrückten die Romagna durch einen zehnjährigen Belagerungszustand, sein Gebot schaltete nach Willkür in Modena, Parma, Florenz. Mit erfinderischer Bosheit verhöhnten die k. k. Landsknechte jedes menschliche Gefühl der Italiener. Kein Romagnole verzieh, daß die Oesterreicher, als sie den Banditen il Passatore erlegt zu haben glaubten, die leibliche Mutter des Getödeten herbeiholten, damit sie die verstümmelte Leiche des Sohnes erkenne. Kein Mailänder durfte vergessen, daß einst Radetzky die Lombardenstadt gezwungen hatte, einer kaiserlich gesinnten öffentlichen Dirne ein Ehrengeschenk darzubringen. — Aber jeder Uebergriff der Hofburg berief sich auf rechtsgiltige Verträge, auf die Zustimmung der ergebenen kleinen Höfe; und das alte Völkerrecht wußte nur von den Cabinetten, kannte Italien lediglich als einen geographischen Begriff. Noch mehr, ward Oesterreich den Wünschen der Italiener gerecht, so erhoben augenblicklich auch die anderen geknechteten Völker des Reiches ihre Stimme; der centralisirende Despotismus, seit zehn Jahren der Stolz und Ruhm der Hofburg, brach zusammen. Denn unter mannichfach wechselnden Formen blieb die Regierung des Kaisers Franz Joseph von ihrer ersten bis zur heutigen Stunde immerdar dasselbe System des Schwindels, der ernten will, wo er nicht gesät, eines Schwindels, der so dreist und lügenhaft selbst an dem Hofe des dritten Napoleon nicht gedieh. Während Italiener, Magyaren, Czechen in die Zügel knirschten, sogar unter dem herrschenden deutschen Stamme jeder freie Mann sich angeekelt abwandte von dem entgeisterten Staate, eine scheußliche Fäulniß der Sitten die Grundlagen der Gesellschaft zerfraß, verkündeten die feilen Federn der k. k. Hofpresse in die Welt hinaus wunderbare Mären von dem verjüngten Oesterreich, von den unerschöpflichen Hilfsquellen des Reiches, welche der erbliche Unverstand des Hauses Habsburg doch nie zu benutzen vermochte. Wie sollte man jetzt den erschlichenen Ruhm des Fürsten Schwarzenberg und seiner Nachfolger dem Hohngelächter Europa's preisgeben, vor aller Welt gestehen, daß dies Oesterreich die sittlichen Mächte der Vaterlandsliebe, der Staatsgesinnung nicht kenne? Dasselbe politische Gesetz, das Philipp den Zweiten zwang, die niederländischen Rebellen zu bekämpfen, verbot dem neuen Habsburger, den Piemontesen zu weichen.

Nur die Gewandtheit der gallo-sardischen Diplomatie, die unsägliche Verblendung der Hofburg selber hat den Wiener Hof aus seiner rechtlich unangreifbaren Stellung hinausgeschleudert. Oesterreich rüstete

zuerst; mit gutem Scheine konnte Cavour versichern, die Kriegsbereitschaft, das Kriegsansehen Piemonts sei nur die Antwort auf die gleichen Maßregeln des Nachbarstaates. — Das Cabinet von St. James, das soeben die Macht Rußlands am Pontus durch Verträge beschränkt hatte, mußte darum auch die Verträge von 1815 vertheidigen. Seit Frankreich für die Italiener Partei nahm, erwachte selbst unter den Whigs der alte Argwohn wider den napoleonischen Ehrgeiz; alle Parteien des englischen Parlaments verlangten die Wahrung des Rechtsbodens. Grundes genug für den Grafen Buol, um blindlings auf Englands Hülfe zu bauen. Schon im Januar ließ er dem englischen Hofe ein gemeinsames Eintreten der großen Mächte vorschlagen, das den Störenfried in Turin bändige. Am 25. Februar gestand er gar mit staunenswürdiger Thorheit, in einer Depesche an den Grafen Apponyi, den geheimen Hintergedanken seines Hofes: Italiens Unglück ist bewirkt durch die Einführung von Verfassungen, „welche weder dem Geiste, noch der Geschichte, noch den socialen Verhältnissen des Landes entsprechen." So verließ er selber den Boden der Verträge, forderte Einmischung in die inneren Verhältnisse eines souveränen Staates, bekannte laut, daß ein Kreuzzug des Absolutismus wider das liberale Europa bevorstehe. Je schärfer fortan die Ansprüche Oesterreichs dem Völkerrechte widersprachen, um so lauter tobte die legitimistische Raserei in Wien. Die Flugschrift Laguerroniere's war erschienen, sie hatte der Welt verkündet, daß Europa dem italischen Lande als der Heimath der Cultur zu Dank verpflichtet sei. Sobald die Pläne des Napoleoniden sich entschleierten, träumte man an der Donau von der Wiedereinsetzung der Bourbonen. Hatte doch schon vor Jahren eine Denkschrift des allergetreuesten Herzogs von Modena den Siegeszug wider das revolutionäre Frankreich gepredigt und kurzab gefordert: wenn einst die Fahnen des austro-italischen Bundes auf dem Montmartre wehten, dann müsse die Hauptstadt Frankreichs aus dem radikalen Paris hinweg verlegt, die Bevölkerung der französischen Binnenprovinzen nach Amerika deportirt werden! — Wahnwitzige Verirrungen, unglaubhaft nur für jene frommen Seelen, welche sich noch immer nicht befreien können von dem alten Aberglauben, als ob die Vernunft, die Wohlfahrt des eigenen Staates bei den Berechnungen der österreichischen Staatskunst irgendwie in Betracht käme!

Meisterhaft wußte Cavour solche Hoffart der Gegner auszubeuten, er spielte mit ihr wie die Katze mit der Maus — wenn anders

dies triviale Bild auf den Schwachen paßt, der nur stark war durch die Macht der Ideen. In einer Denkschrift vom 1. März übergiebt er dem englischen Cabinet, auf dessen Wunsch, seine Vorschläge für die Rettung Italiens. Stolz und sicher verkündet er die Lehren eines neuen menschlicheren Völkerrechts: die Welt hat schon schlechtere Verwaltungen gesehen als gegenwärtig in der Lombardei, aber vor der modernen Gesittung gelten nur jene Regierungen als legitim, „welche von den Völkern mit Dankbarkeit oder doch mit Ergebung angenommen werden." Die Uebel der Fremdherrschaft heilt nur die Revolution oder die Neugestaltung der europäischen Verträge. Will der englische Hof durch sanftere Mittel helfen, so schaffe er den Lombarden die von Oesterreich vor fünfundvierzig Jahren verheißene nationale Verwaltung, den Völkern Mittelitaliens die Befreiung von den fremden Garnisonen, den Staaten Parma, Modena, Toscana eine Verfassung nach dem Vorbilde Piemonts, dem Kirchenstaate die schon auf dem Pariser Congresse geforderte gründliche Reform. „Dann wird Italien erleichtert und befriedet Englands Namen segnen." — Noch dreister packt Cavour den Stier bei den Hörnern in einer an Azeglio gerichteten Depesche vom 17. März. Gewiß, sagt er hier zur Antwort auf Buol's Anklagen, die Verfassung Piemonts ist eine Drohung gegen Oesterreich; dem Wiener Hofe bleibt nur die Wahl, auch diese Verfassung zu vernichten oder seine Herrschaft über das gesammte übrige Italien auszudehnen, damit die liberalen Ideen die Grenzen Piemonts nicht überschreiten. Will Oesterreich entwaffnen, schließt er höhnisch, so wird Piemont sich beschränken auf eine friedliche Propaganda, welche die Lösung der italienischen Frage vorbereiten soll. — Dem Grafen ward die Genugthuung, daß die Wiener Hofpresse die großartige Offenheit dieser Sprache brandmarkte als „ein Denkmal der Verächtlichkeit und Verworfenheit der Gesinnung, eine bübische Keckheit".

Endlich am 18. März schlug Rußland, unzweifelhaft im Einverständniß mit dem Kaiser der Franzosen, das alte Auskunftsmittel diplomatischer Verlegenheit, einen Congreß der großen Mächte, vor, und noch feindseliger denn vorher prallten jetzt die alte und die neue Zeit auf einander. Der Turiner Hof verlangte Zutritt zu dem Rathe der Pentarchie, wie einst nach dem orientalischen Kriege: wir vertreten Italien, auf uns ruht das Vertrauen des unglücklichen Volkes. In der Hofburg fand man kaum Worte scharf genug, diesen Einbruch in die alte aristokratische Verfassung des Staatensystems zurückzuweisen.

Welche offenbar abgeschmackte Anmaßung! — schrieb der toscanische Gesandte aus Wien — jeder andere Staat Italiens darf mit besserem Rechte an dem Congresse theilnehmen, denn Piemont allein ist nicht durch Specialverträge an Oesterreich gebunden. Gerade die Aufhebung dieser Verträge, welche den kaiserlichen Truppen den Einmarsch in die Nachbarlande gestatteten, sollte nach Cavour's Anschauung die Aufgabe des Congresses bilden. Graf Buol dagegen wollte die Spitze des Congresses gegen die Verfassung Piemonts kehren; er wiederholte den einst zu Aachen und Laybach von dem Fürsten Metternich aufgestellten Grundsatz der Interventionspolitik: der Congreß darf über die inneren Verhältnisse der Staaten Mittelitaliens nur dann berathen, wenn die betheiligten Souveräne ihn anrufen. Das will sagen: er darf gar nicht darüber berathen. — So trieb man im Kreise umher. Preußens wohlmeinender Vorschlag, in Mittelitalien einen Staatenbund, unabhängig von Oesterreich wie von Piemont, zu schaffen, erschien dem Herrscherstolze des Wiener, den Hoffnungen des Turiner Cabinets gleich unerträglich.

Während diese Händel schwebten und zugleich die Streitfrage, wer zuerst entwaffnen solle, die Höfe erregte, war auf den schweigsamen Verbündeten in Paris noch immer kein Verlaß. Der Kaiser sah mit Sorge den mangelhaften Zustand seiner Heeresrüstung. Prinz Napoleon, der Freund Italiens, wurde plötzlich von seinem Ministerposten entlassen, Baron Hübner und die spanische Damenpartei in den Tuilerien triumphirten. Da eilte Cavour am 25. März selber nach Paris, um den Kaiser zu sprechen. Beruhigt kehrte er nach einigen Tagen heim. Unterdessen arbeiteten die Getreuen in der Emilia: kam der Congreß zu Stande, so sollten bewegliche Adressen, von Hunderttausenden unterzeichnet, dem Rathe Europas betheuern, wie fest das Volk von Mittelitalien zu dem Hause Savoyen stehe. Noch einmal stellte Napoleon das Vertrauen des Piemontesen auf eine harte Probe. Nach dem Scheitern aller anderen Vermittelungspläne beantragte England schließlich: Zulassung sämmtlicher Staaten Italiens zu dem Congresse und gleichzeitige Entwaffnung aller streitenden Theile. Ein kurzes befehlendes Telegramm des Kaisers gab dem Turiner Hofe die Weisung, den englischen Vorschlag anzunehmen. Cavour schwankte von furchtbaren Zweifeln gequält; in fieberischer Erregung faßte er bereits den Gedanken, allein mit seinem kleinen Staate eine zweite Schlacht von Novara zu wagen. Da kam ihm von den Genossen aus Neapel die

sichere Nachricht, daß Oesterreich den Krieg wolle; auf die Verblendung des Feindes bauend, trat der Graf am 17. April dem englischen Vorschlage bei. Und wirklich, fast im selben Augenblicke fügte Oesterreich an die lange Kette seiner Thorheiten die letzte und schwerste. Die Hofburg stellte am 19. April ihr Ultimatum: Piemont soll entwaffnen, sofort und allein, widrigenfalls beginnt der Krieg. So war der Zwingherr Italiens aus der denkbar günstigsten Stellung in die allerbedenklichste hinübergetaumelt. Oesterreich griff an, die neutralen Mächte protestirten gegen die Gewaltthat, der Napoleonide aber rief: die Dinge gehen besser als ich zu hoffen wagte! . . . .

Cavour übernahm inzwischen zu dem Vorsitz im Ministerrathe und den drei Portefeuilles des Auswärtigen, des Inneren, der Marine auch noch die Leitung des Kriegsdepartements, ließ sein Bett in die Abeitszimmer des Kriegsministeriums tragen, ruhte dort während kurzer Nachtstunden von der erdrückenden Arbeit aus. Eine lakonische vom Blatte gelesene Ansprache genügte, als der Minister jetzt dem Parlamente vorschlug, die Dictatur, die pieni poteri, auf den König zu übertragen: die Nation war einig, sie wollte den Zweck und wollte die Mittel. Am 26. April ward das Ultimatum Oesterreichs verworfen, und wer noch zweifelte, ob wirklich ein großer Principienkampf der absoluten Fürstengewalt wider die Rechte der Völker beginne, ob wirklich die Zeiten Thugut's sich erneuerten — den mußte das Kriegsmanifest des Wiener Hofes belehren: „Wenn die Schatten einer die höchsten Güter der Menschen bedrohenden Umwälzung über den Welttheil sich auszubreiten suchten, hat sich die Vorsehung oft des Schwertes Oesterreichs bedient, um mit seinem Blitze die Schatten zu zerstreuen.“ Im selben Tone rief General Giulai, da er den Tessin überschritt, den Piemontesen zu: Ihr seid unterdrückt von einer Partei des Umsturzes, ich komme Euch zu befreien! . . . .

Wie jederzeit in Coalitionskämpfen die politische Natur des Krieges scharf hervortritt, so wurden auch in diesem Feldzuge die wichtigsten militärischen Entschlüsse durch politische Gründe bestimmt. Mochte immerhin ein Handstreich der Oesterreicher gegen Turin für den militärischen Erfolg des Krieges wenig bedeuten — der Staatsmann Italiens durfte nicht dulden, daß die Hauptstadt Piemonts durch die Franzosen befreit werde. Cavour befahl, daß die offene Stadt sich bis auf das Aeußerste halte. Auch das flache Land sollte sich selber des Feindes erwehren; willig ertrug der wackere Gau von Vercelli, daß der Graf

meilenweit die Felder unter Wasser setzen ließ. Derweil die Oesterreicher in diesen sumpfigen Reisfeldern der Lomellina umherirrten, sammelte sich das verbündete Heer unter dem Schutze des neuen Festungsdreiecks. Sobald der Aufmarsch begann, mußten die Alpenjäger, die Garibaldi mit dem unermüdlichen Medici ausgerüstet, als Sturmvögel dem Heere vorausziehen: die Lombardei sollte wissen, der Krieg der Italiener hebe an. Doch schickte Cavour bedächtsam seinen La Farina als Commissär den Rothhemden nach, um unbesonnene Streiche der Actionspartei zu verhindern. Nun endlich reifte die Aussaat. Wie hehr und herrlich strahlte der Todesmuth des erwachenden Volkes, als der siegreiche König über das Schlachtfeld von Palestro ritt und die lombardischen Freiwilligen, die mit zerschrotenen Gliedern am Boden lagen, ihm die Hände entgegenstreckten: Sire, fate questa povera Italia! Nur die verhärtete Parteiwuth im deutschen Süden hörte nichts von der erschütternden Klage des Völkerleides; sie küßte den Fuß, der auf unserem Nacken stand, und wünschte ihm Heil, daß er ein fremdes Volk zertrete. — Die Schlacht von Magenta öffnete den Verbündeten die Thore der lombardischen Hauptstadt, und als die Mädchen von Mailand sich mit stürmischen Küssen an den behäbigen Minister drängten, die jauchzende Masse mit ihrer ungestümen Zärtlichkeit den Befreier schier erdrückte, da stand Cavour auf der Höhe seines Ruhmes — nicht seines Schaffens.

Während im Norden die Heere sich schlugen, begann in Mittelitalien die Revolution ihr Werk. Der Großherzog von Toscana verwarf noch beim Beginne des Krieges ein letztes Anerbieten Frankreichs, das ihm seinen Besitz verbürgte, wenn er die Neutralität bewahre. Er blieb ein Fremder, ein Erzherzog; das lehrte der an seinem Hofe auftauchende frevelhafte Gedanke, die lieblichste Stadt der Erde zu bombardiren. Von Allen, auch von dem Heere verlassen, entfloh er endlich zu den Oesterreichern. Toscana, längst schon allen italischen Herzen theuer als die Heimath milder Sitten, edler Künste, gab jetzt auch dem politischen Leben der Nation ein Vorbild durch eine wunderbar ruhige, maßvolle Volksbewegung, die der stolze Baron Ricasoli mit fester Hand leitete. Auch in Parma, in Modena, in der Romagna wurde das alte Regiment hinweggefegt; alle befreiten Provinzen übertrugen dem König von Sardinien die Dictatur. Dem Kaiser der Franzosen ward das Herz von Sorgen schwer, da er die Pläne von Plombières also durch die unberechenbaren Mächte der nationalen Leidenschaft durchkreuzt sah.

Warum mußte auch Prinz Napoleon, der den Argwöhnischen als der künftige König von Etrurien galt, gerade in Toscana mit seinem Armeecorps erscheinen? — Wollte man den Kaiser festhalten bei dem großen Unternehmen und verhindern, daß die begehrlichen Träume der „Plonplonianer" zu einem bestimmten Plane sich verdichteten, so durfte Piemont nicht um eines Fingers Breite abweichen von der Abrede: wir führen Krieg gegen Oesterreich allein. Daher schlug der König die Dictatur in den Staaten Mittelitaliens aus, übernahm nur den Oberbefehl über ihre Truppen. Noch im Juni beschwor Azeglio in Cavour's Auftrag die Patrioten von Florenz, die Volksbewegung nicht zu beschleunigen. In Rom gelang den Besonnenen, jede Erhebung wider den Pathen des Kindes von Frankreich zurückzuhalten; „Rom kann warten", hieß das Stichwort des Tages. — Je düsterer die Verstimmung Napoleon's III. sich zeigte, um so dringender mußte Cavour wünschen, das italienische Heer zu verstärken durch die Hilfe Neapels. In den ersten Tagen des Krieges starb Ferdinand II. Aber auf den Bomba folgte der Bombetta, auf den Bombenkönig der König Bömbchen; Cavour's Unterhändler, der dem jungen Fürsten ein Bündniß antrug, brachte zur Antwort den Ausspruch heim: Was ist das für ein Ding, die Unabhängigkeit Italiens? Ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels. — Auch die gleichgiltig träge Haltung der Massen in Unteritalien bewährte, wie schwer die Spuren einer vielhundertjährigen Trennung sich verwischen lassen.

Unterdessen trugen die Verbündeten ihre Fahnen über den Oglio. Freudestrahlend, mit hundert schmückenden Märchen erzählte sich das Volk zu Turin und Florenz die große Kunde von der Schlacht von Solferino: wie der Himmel selber theilnahm an dem Kampfe, wie am Abend des blutigen Tages ein Gewitter dahinbrauste über das Schlachtfeld, mit ungeheuren Donnerschlägen das Krachen der Geschütze, das Toben der kleinen Menschen übertäubend. Und wie mannhaft hatte das italienische Heer auf den Höhen von San Martino die Ehre seiner Tricolore vertheidigt! Die Geringschätzung der Piemontesen, die man im österreichischen Lager zur Schau trug, war durch die That widerlegt. — Der frohesten Hoffnung voll kehrte Cavour nach Turin zurück. Noch zwei Tage nach der Schlacht hatte er den Kaiser in guter Stimmung, stolz auf sein Heer gefunden. Der Graf hielt das Festungsviereck nicht für unüberwindlich. In der That war ein Theil der Wälle von Verona und Mantua nur mit leichten Feldkanonen armirt; hunderte

schwerer Geschützrohre lagerten auf den Bahnhöfen von Nabresina und Casarsa, denn die wichtige Eisenbahn von Triest nach Venedig war, Dank der Trägheit der österreichischen Verwaltung, noch immer unvollendet. Soeben zog die Armee der Piemontesen gegen Peschiera, um nochmals, wie vor elf Jahren, den nördlichen Eckstein aus dem Bollwerk der Lombardei auszubrechen. Wenn jetzt die französische Flotte in der Adria den Kampf aufnahm, wenn man den Grafen Teleky und die zahlreichen in Piemont versammelten ungarischen Freiwilligen rücksichtslos verwendete, um das Donaureich mit dem Bürgerkriege zu bedrohen, so schien der Einzug in die Lagunenstadt unausbleiblich. Auch die Unthätigkeit des Heeres nach dem Tage von Solferino störte den Grafen nicht in seiner Zuversicht; so traf ihn am 10. Juli die Nachricht von dem Waffenstillstand von Villafranca.

Jene unsterbliche Unart der Menschen, welche die großen und nothwendigen Fügungen der Geschichte aus kleinen und zufälligen Gründen herzuleiten liebt, erschwert den Italienern noch heute ein ruhiges Urtheil über diesen Friedensschluß. Noch Luigi Zini, der kundige Fortsetzer von La Farina's Geschichtswerk, will die uns Deutschen nur allzu wohl bekannten Ursachen des Ereignisses durchaus nicht sehen. — Wohl haderten die Marschälle im Hauptquartiere, die Kaiserin und Graf Walewski mahnten zur Umkehr, der Rückblick auf den glücklich aber planlos und ungeschickt geführten Feldzug war ebenso wenig ermuthigend, wie die Aussicht auf einen langen Belagerungskrieg in der Fieberluft der mantuanischen Sümpfe; auch mögen den Kaiser nach den Strapazen der jüngsten Wochen unter den schrecklichen Eindrücken des Schlachtfeldes von Solferino häufiger als sonst Tage der Abspannung überwältigt haben. Doch mehr denn solche kleine Bedenken galt die Gefahr, die vom Norden her drohte. Während über Mittelitalien die Einheitsbewegung, dem Kaiser unheimlich, däherfluthete, schickte Preußen sich an, einem hochherzigen, doch von Grund aus impolitischen Impulse zu gehorchen; besorgt vor Frankreichs wachsendem Uebergewicht, voll brüderlichen Mitleids für den Bundesgenossen von 1813, war der Prinzregent bereit, für die Verträge von 1815 die Waffen zu ergreifen. Die italienischen Ueberlieferungen des Hauses Bonaparte, der Wunsch Napoleon's, als der Führer der romanischen Völker an der Spitze Europas zu stehen, das natürliche Bestreben des Emporkömmlings, seine Dynastie durch andere illegitime Herrscherhäuser zu decken — alle diese Beweggründe berechtigten den Kaiser doch nicht, einen Kampf um Frank-

reichs Dasein zu wagen. Bei dem verwahrlosten Zustande seiner Reserven war das französische Heer in jenem Augenblicke dem Angriff Deutschlands nicht gewachsen. Cavour selbst, den Preußens lange Unthätigkeit gewöhnt hatte, die Macht dieses Staates zu unterschätzen, vermochte den entscheidenden Grund des Vertrags von Villafranca niemals recht zu würdigen. Am wenigsten jetzt; denn furchtbar bäumte sich der empörte Stolz des Grafen auf. Die ungeheure Macht seiner Leidenschaft, in langen Jahren umsichtigen Spieles mühsam zurückgehalten, übermannte ihn ganz und gar. „Schaffet Geld und Waffen!“ schrieb er nach Modena an Farini; nimmermehr sollte ihm sein König einen solchen Frieden unterzeichnen. Der Staatshaushalt für immer verwüstet durch ungeheure Opfer, dreißigtausend tapfere Piemontesen dahingerafft, und nach alledem das Festungsviereck noch in Oesterreichs Händen; ja, zum Schaden noch der Hohn, die Lombardei an Frankreich abgetreten, nur durch Napoleon's Gnade den Italienern geschenkt!

Niemals war Cavour so ganz „der große Italiener“, wie in diesen bösen Tagen, da der Zorn des Patrioten die Besonnenheit des Staatsmannes gänzlich überwältigte. Er litt und irrte mit seinem Volke. Ein Aufschrei der Wuth ging durch Italien; in dem ruhigen Florenz riß die Masse die Nachrichten aus Villafranca von den Straßenecken herab, sie wollte, sie durfte das Entsetzliche nicht glauben. Der Graf eilte mit seinem treuen Nigra in das Hauptquartier, und als er zu Desenzano am Gardasee in einem ärmlichen Kaffeehause eine Stunde lang unerkannt auf den Wagen wartete, da vernahm er aus den Gesprächen der Gäste, wie die alte Krankheit seines Volkes, das finstere Mißtrauen, wieder erwachte: wär nicht der Verrath erwiesen? hatte nicht der große Mazzini längst vorausgesagt, der Krieg werde am Mincio stehen bleiben, das Versprechen des Decembermannes „Italien frei bis zur Adria“ sei eine Falle? — Ein Dunkel, das sich wohl niemals völlig lichten wird, ruht noch immer über der stürmischen Unterredung, welche der König und der Graf alsdann in der Casa Melchiorri selbander hielten. Möglich, daß der ungestüme Staatsmann von seinem ungnädigen Herrn den Abschied empfing, nicht ihn erbat; wahrscheinlich, daß er dem Könige rieth, den Krieg allein weiterzuführen; gewiß, daß der Entlassene in höchster Aufregung mit zornrothem Gesicht aus dem Hauptquartiere schied und daheim durch seine tiefe Traurigkeit das Mitleid der Freunde erregte. Nach einigen Tagen hatte seine Lebenskraft auch diesen Schlag verwunden.

Derweil in der Arena von Mailand und an den Gestaden des Comer Sees die Befreiung der Lombardei mit der zauberisch schönen Farbenpracht südländischer Feste gefeiert ward, reiste Cavour in der Schweiz umher, allen Staatsgeschäften entfremdet. Er fühlte, daß der Vertreter der Kriegspolitik jetzt bescheiden zurückstehen müsse, da Italiens Zukunft wieder in der Hand der Diplomaten zu liegen schien; übersatt der Politik verschmähte er selbst Zeitungen zu lesen. Rattazzi der Unaufhaltsame ließ sich indessen abermals von der verwaisten Staatsgewalt aufsuchen. Er lebte des bescheidenen Glaubens, sein Cabinet werde die Politik Cavour's mit größerer Feinheit fortführen, und allerdings zeigte er selber vorderhand ein wenig mehr italienischen Stolz als seine Amtsgenossen La Marmora und Dabormida, die jedem Winke des Franzosenkaisers folgten. Auch gelang ihm auf dem Züricher Friedenscongresse ein bescheidener Erfolg: der Turiner Hof unterschrieb allein die Verträge über die Abtretung der Lombardei und die Zahlung der Kriegskosten, er behielt freie Hand für die Zukunft, rettete stillschweigend den Grundsatz der Nichtintervention. Oesterreich und Frankreich durften nur unter sich die Rechte der Fürsten Mittelitaliens vorbehalten, nur sich selber gegenseitig verpflichten, die Bildung eines italienischen Bundes zu begünstigen, und selbst dieser Vorbehalt bedeutete wenig, da die Wiedereinsetzung der Entthronten ausdrücklich nicht durch die Waffen erfolgen sollte.

Aber die treibende Kraft der nationalen Politik lag nicht mehr in dem Turiner Cabinet, sie lag im Volke. Während die Feinde Italiens schon den Tag kommen sahen, da die Anarchie die enttäuschten Gemüther überwältigen und das Land um die Früchte des Krieges betrügen müsse, schritt die Nation in musterhafter Ordnung, entschlossen und sicher über den Vertrag von Villafranca hinweg. Nicht darum hatte sie den Schild erhoben, damit abermals an ihr Manzoni's alte Klage sich erfülle:

> il nuovo signore s'aggiunge a l'antico,
> un popolo e l'altro sul collo ci sta.

Ein italienischer Bund mit Oesterreich und mit dem Papste mußte den Turiner Hof zum Vasallen Frankreichs erniedrigen, und zudem bedrohte der Einfluß der beiden despotischen Nachbarmächte das constitutionelle System, das bereits unzertrennlich war von dem nationalen Gedanken. Einstimmig ward der Plan von den Patrioten verworfen; auch die Venetianer verzichteten großherzig auf die nationale Verwaltung,

welche der Bund ihnen bringen sollte. Und nochmals arbeitete die Thorheit der Gegner dem Volke in die Hände. Der Papst wies den letzten Ausweg, den Napoleon ihm eröffnete, den Vorschlag, die Verwaltung der Romagna in weltliche Hände zu legen, herrisch zurück. Der römische Stuhl und der Großherzog von Toscana verwarfen den Vertrag von Villafranca, sie zerstörten selber den Bund, den sie bald mit ohnmächtigen Klagen zurückwünschen, sie bauten die Pfeiler des Einheitsstaates, den sie bald mit ihren Flüchen verfolgen sollten.

„Mittelitalien zum mindesten müssen wir retten“ — so hieß die Losung, welche von Farini und La Farina schon in den ersten Tagen des Schreckens ersonnen und alsbald von der Nation mit dem unbeirrbaren Instincte der Selbsterhaltung aufgegriffen ward. Gegen den Feind, der von den Wällen Mantuas und Veronas herüberdrohte, schützte nur die festeste Staatsform, nur der Einheitsstaat. Wie oft hatten die Florentiner das Glück ihres begnadeten Ländchens gepriesen, selbstgefällig die Worte Alfieri's wiederholt: **deh che non è tutto Toscana il mondo!** Jetzt fühlten sie doch, die Tage des Sonderlebens seien vorüber, sie folgten ihren Führern Ricasoli und Bon Compagni mit einer Hingebung, die freilich nur möglich war in einem Volke, das noch wenig verstand für sich selber zu denken. Noch entschiedener bereitete Farini in der Emilia das Werk der Vereinigung vor; die fieberische Thätigkeit jener bangen Tage legte den Grund zu dem entsetzlichen Gehirnleiden, das bald nachher den reichen Geist des hochherzigen Mannes bewältigt und umnachtet hat. Die zweischneidige Waffe des allgemeinen Stimmrechts, die sich der Napoleonide einst zum Schutze seines Thrones geschmiedet, kehrte sich jetzt gegen seine eigenen Pläne. Eine überwältigende Kundgebung des Volkswillens verlangte die Vereinigung Mittelitaliens mit dem subalpinischen Königreiche; allen großen Mächten verkündeten die Dictatoren Ricasoli und Farini in fester Sprache den Entschluß der Lande, die Rückkehr des alten Regiments nimmermehr zu dulden. Unsicher, beherrscht von der Angst sich bloßzustellen, sah das Cabinet Rattazzi dem kühnen Treiben zu. Der König versprach den Abgeordneten Mittelitaliens, er werde ihre Wünsche vor Europa vertreten; er ließ geschehen, daß die Einverleibung der Emilia thatsächlich vorbereitet, das Statut Piemonts verkündigt, die Grenzzölle beseitigt, die Verwaltung der Posten und Telegraphen unter die Turiner Direction gestellt, das Heer nach piemontesischem Muster neu gebildet, eine Anleihe unter der Bürgschaft des subalpinischen Reiches abgeschlossen

wurde. Aber die vollständige Vereinigung lehnte er ab; auch der Prinz von Carignan durfte die ihm angetragene Dictatur nicht annehmen. Denn Napoleon III. legte jetzt seinen Grundsatz der Nichtintervention in einem unfreien, kleinlichen Sinne aus; noch galt ihm Italien nicht als ein Ganzes, nicht als das Land der Italiener, er untersagte dem Turiner Hofe jede Einmischung in die Händel Mittelitaliens. Sollte der Kaiser zu redlicher Auslegung seiner eigenen Lehre bewogen werden, so mußte Piemont den Preis zahlen, der in Plombières für die Befreiung der Adria bedungen war. Doch Rattazzi fand den Muth nicht, durch die Abtretung von Nizza sich die Gunst des Volkes zu verscherzen.

Zugleich wuchs in Norditalien die Verstimmung. Die Vollgewalt des König-Dictators ward von Rattazzi ausgebeutet mit jenem rücksichtslosen Beglückungseifer, der den trivialen Liberalismus auszeichnet. Eine neue Verwaltungsordnung, im Geiste straffer bureaukratischer Centralisation gehalten, eine Fluth unbedachter Gesetze überschwemmte das Königreich; und obwohl die Piemontesen unter den Neuerungen des Ministers ebenso schwer litten wie die Lombarden, so erhob sich doch in Mailand der Zornruf des berechtigten und des unberechtigten Particularismus wider das anmaßende Piemontesenthum. Dazu die Sünden der Stellenjägerei, welche, von jeder Eroberung unzertrennlich, unter diesem würdelosen Regimente auf das behaglichste sich einnisteten. Auch Mittelitalien begann zu klagen. Wohl war es ein Großes, daß die Romagna, das verrufene Land der Bettler, den Muth und Einmuth echter Vaterlandsliebe bewährte, daß die fette Bologna nach langer Erstarrung den alten stolzen Wahlspruch ihres Wappens „Libertas“ wieder zu Ehren brachte, und nur einmal in neun Monaten krampfhafter Erregung eine Bluthat diese herrliche Volkserhebung schändete. Doch die unvermeidlichen Gebrechen einer provisorischen Verwaltung, Schwäche, Nachsicht, Unklarheit wurden von Tag zu Tag schwerer empfunden.

Im September, sobald die tapfere Haltung der Toscaner und Romagnolen einen neuen Weg der Rettung wies, kehrte Cavour nach seinem Leri heim. In den Schaufenstern italienischer Städte begegnen uns noch zuweilen elegische Bilder, die den entlassenen Staatsmann darstellen, wie er, ein zürnender Achill, finster brütend durch die Baumgänge seines Gartens schreitet. Nur Schade, daß vor der rüstigen Thatkraft dieses hellen Geistes alles falsche Pathos zu Schanden wird. Frohen Muthes begann er „sich zu verschwören“, da die große Heerstraße versperrt war. „Kommen Sie zu mir, schrieb er an La Farina, um das

unterbrochene, nicht aufgegebene Werk wieder aufzunehmen. — Ich habe Vaterlandsliebe genug um weiter zu kämpfen, wo nicht als Feldherr, dann als gemeiner Soldat." Der Graf kam an mit dem Vorsatz das Cabinet Rattazzi zu unterstützen. Als er näher zuschaute, wie diese Regierung sein Werk fortsetzte, erkaltete seine Hochachtung für den Minister der pieni poteri, und ehe das Jahr zu Ende ging, hatte sich der Bruch zwischen den beiden Nebenbuhlern entschieden. War von der unschlüssigen Schwäche der Regierung wenig zu erwarten, um so feuriger wirkte der entlassene Staatsmann. Während die harmlose Welt wähnte, der Graf stelle sein in den letzten Jahren schwer geschädigtes Vermögen wieder her, gingen Nigra, La Farina, Sir James Hudson in Leri aus und ein. Mit Castelli und Farini, mit allen Leitern der mittelitalienischen Bewegung stand Cavour in Verbindung, immer anspornend, ermunternd, hoffnungsvoll: die Amerikaner führten einen Krieg von vierzehn Jahren, um ihre Unabhängigkeit zu erobern; dürfen wir nach einem Kampfe von zwei Monaten verzagen?

Seit von jener Unterredung in der Casa Melchiorri Einiges auf dem Markte verlautete, konnten die Verleumdungen der Mazzinisten dem Grafen nichts mehr anhaben; er stand noch fest in der Liebe seines Volkes und fühlte mit dem Volke, daß allein der Einheitsstaat noch retten könne. Zugleich erkannte Cavour, welch ein mächtiger Rückhalt der Sache Italiens erwachsen war in der öffentlichen Meinung Europas — eine Gunst des Glückes, welche dem gewaltigeren Einheitskampfe der Deutschen leider nie gelächelt hat, dem liberalen Grafen aber höher galt als eine gewonnene Schlacht. Die niederträchtigen Anschuldigungen, welche die Hofburg nach dem Tage von Villafranca gegen Preußen erhob, brachen den Deutschen die Bahn zur Selbsterkenntniß; der Stolz unseres Nordens empörte sich bei dem Gedanken, daß Oesterreich uns als die Häscher seiner Zwingherrschaft hatte mißbrauchen wollen. In Frankreich hielt eine leidliche günstige Stimmung an, da die gewandte Presse Italiens das Volk der Franzosen mit Schmeicheleien überhäufte, alle Schuld des halben Erfolges auf den Kaiser warf. Am stärksten wirkte der Umschwung der Meinungen in England. Dies Volk, immer bereit die Bedeutung vollendeter Thatsachen verständig anzuerkennen, begriff schnell, daß nur ein Bund zwischen England und Italien die Halbinsel vor der Uebermacht Frankreichs bewahren könne; von allen Seiten ward Lord Clarendon angegriffen, weil er sich unterstanden von dem platzenden bubble der Einheit Italiens zu reden.

Auf solche Gunst Europas gestützt durfte man hoffen die gereizte, wunde Stimmung der Lombarden zu heilen. Der Nationalverein, der piccolo corriere entstanden von Neuem, allerdings ohne ihre alte Macht wieder zu erlangen. Immerhin bewies der Ausfall der nächsten Parlamentswahlen, wie trefflich die 2000 Commissäre des Vereines das Werk der Versöhnung vollzogen. Pallavicino allerdings bethört durch die Actionspartei, übernahm den Vorsitz im Nationalvereine nicht wieder. Mit unbelehrbarem Ingrimm wirkte Mazzini den verhaßten Liberalen zuwider. Er stiftete abermals radikale Gegenbünde; endlich gelang ihm, den leicht bestimmbaren Enthusiasmus Garibaldi's zu verführen. In heftigem Kampfe stießen die Geister auf einander, als im Herbst die Freunde Cavour's einen Einfall in die Marken verhinderten, welchen der Freischaarenführer zur unglücklichsten Stunde beginnen wollte; Garibaldi schied in hellem Zorne von La Farina und mochte sich nie mehr mit dem Sicilianer versöhnen.

Der auf das Große gerichtete Sinn läßt durch dies Wirrsal kleinen Gezänkes sich die Freude nicht trüben an dem erhabenen Gange der Revolution. Wie viel Geduld, wie viel Hingebung forderte diese stille Arbeit von dem klugen Manne, der in seiner Verborgenheit alle Fäden der Einheitsbewegung in Handen hielt! „Wir haben für uns eine große Idee; wer sie verleugnet, verdirbt sich" — rief La Farina stolz, derweil er immer auf's Neue über den Unfug der Particularisten und der Rothen zu berichten hatte. Ging doch soeben eine Gesandtschaft der Sicilianer nach London, um den Beistand Englands für die weiland vergötterte Verfassung von 1812 zu erflehen. Auch unter den nächsten Freunden brachen Mißverständnisse aus in so verworrenen Tagen. Selbst der treue Ricasoli verfiel in den Ruf eines Particularisten, weil er, nachdem die Dictatur des Prinzen von Carignan gescheitert war, die Unabhängigkeit Toscanas neben der Emilia standhaft behauptete. Auch Cavour ward einmal irr an dem Baron und schrieb: „Ricasoli ist ein störrischer Maulesel. Aber da man, wenn er das Ruder des Staats verließe, Schöpse oder Eunuchen an den Karren spannen würde, so müssen wir ihn aufrechthalten mit allen seinen Fehlern. Amen." Das grobe Wort war ungerecht; denn Ricasoli rechnete staatsklug, jetzt sei Alles zu vermeiden, was einem selbständigen mittelitalienischen Staate auch nur ähnlich sehe. Auf einen solchen Staat, der dem Ehrgeiz Piemonts das Gleichgewicht halte, war seit dem Sommer die Absicht Napoleon's III. vornehmlich gerichtet; noch immer hoffte man in den Tuilerien, dem

kaiserlichen Vetter die Krone von Etrurien aufs Haupt zu setzen. Spät im Herbst, als Ricasoli und Farini die französischen Agenten Poniatowsky und Reiset mit scharfen Worten heimgeschickt hatten, gestand sich Napoleon endlich, daß seine kleinen Künste gegen den festen Willen eines edlen Volkes nichts verfingen. Aber nicht ohne Entgelt wollte er die Einverleibung Mittelitaliens dulden. Solche begehrliche Wünsche verwehrten dem Kaiser festzuhalten an dem Plane eines neuen Pariser Congresses — einem Gedanken, der seit Monaten die rathlose Diplomatie beschäftigte und von dem englischen Hofe geflissentlich unterstützt ward. Oeffentlich, im Angesichte des Rathes von Europa konnte der schmutzige Handel um Savoyen und Nizza nicht gewagt werden. Da auch Oesterreich sich scheute, die Wirren Italiens einem unparteiischen Gerichte zu unterwerfen, so wartete Cavour, den Rattazzi auf das stürmische Verlangen der Nation zum Bevollmächtigten für den Congreß ernannt hatte, drei Monate lang vergeblich auf seine Absendung.

Da erschien zur glücklichen Stunde Azeglio's geistvolle Schrift de la politique et du droit chrétien — eine beredte Vertheidigung des Sebstbestimmungsrechtes der Romagnolen, zugleich eine feine Schmeichelei für die persönlichen Neigungen Napoleon's. Nicht lange, so bewies der Kaiser, daß er die Mahnung seines Bewunderers verstanden habe. Am letzten Tage des Jahres ermahnte er den Papst, die Romagna aufzugeben; in seiner Schrift „der Papst und der Congreß" fanden die Ideen Azeglio's ein Echo; zur selben Zeit übernahm der wackere Thouvenel das auswärtige Amt. Dergestalt war der Congreß beseitigt. Schon am 1. Januar 1860 constituirten sich Modena, Parma und die Romagna als „die königlichen Provinzen der Emilia". Ein seltenes Glück hatte den Italienern im rechten Augenblicke ein unfähiges Cabinet geschenkt: die Unthätigkeit Rattazzi's gewährte dem Kaiser und der Nation selber die Frist, den Vertrag von Villafranca innerlich zu überwinden. Jetzt war die Zeit des Harrens dahin; die von Neuem entfesselte Bewegung bedurfte eines Helden, der sie leite. Umsonst suchte Rattazzi durch kleine Ränke, sogar durch eine Annäherung an die Actionspartei den gefürchteten Nebenbuhler fern zu halten. Die Natur der Dinge, der tausendstimmige Ruf der Nation führte den Grafen an das Ruder des Staates zurück. Die „liberale Union" der parlamentarischen Parteien war mit dem Grafen einig in der Forderung, daß die Dictatur beendigt, die Centralisation gemildert werde. Sie verschwor sich zugleich, keinen Candidaten in das Haus zu wählen, der nicht die unverzügliche Ein-

verleibung Mittelitaliens verlange, und stürzte endlich das Cabinet. Am 16. Jan. übernahm der Mann, dessen Name jetzt die Annexion bedeutete, wiederum die Leitung. Der Vertrag von Villafranca schuf den Segen des norditalienischen Einheitsstaates, doch er entzündete auch in der Nation einen fieberischen revolutionären Eifer, welcher alsbald halb-gereifte Früchte zu pflücken eilte.

Mit einem Schlage zerstob der bange Zweifel, der auf den Geistern lastete, da Cavour schon am 27. Januar den Gesandten seines Königs erklärte: die Wiederherstellung der kleinen Kronen ist undenkbar, die Einverleibung bleibt die einzig mögliche Lösung der mittelitalienischen Frage; die Italiener müssen sich selber helfen, nachdem sie vergeblich auf den Rath Europas gewartet. So kühn zu reden ward dem Grafen nur möglich durch den Beistand Englands. Die britischen Staatsmänner erschraken zuweilen über die verwegene revolutionäre Politik des Piemontesen, dem das geschäftige Gerücht ungeheuerliche Pläne, sogar Umtriebe in den Donauprovinzen, andichtete; doch zuletzt sprach sich das Cabinet von St. James rückhaltlos für den Grundsatz der Nichtintervention aus. Meisterhaft handhabte der Nachfolger Karl Emanuel's die altsavoyische Politik der zweifachen Bündnisse; zugleich ließ er die Künste des Demagogen spielen. Der Nationalverein erhielt Befehl, in drohendem Tone eine rasche Lösung zu fordern: „es wird mir nützlich sein, sagen zu können, ich sei gedrängt.“ Noch einen anderen mächtigen Bundesgenossen rief der Graf herbei: er beschleunigte die Wahlen für das Parlament. Napoleon III. hatte inzwischen von seinem mittelitalienischen Reiche sich noch nicht getrennt: noch am 24. Februar forderte Thouvenel die Herstellung von Toscana, drei Wochen später der Kaiser selber zum mindesten die Autonomie dieses Landes. Aber wer anders konnte diese kaiserlichen Gedanken verwirklichen als der Congreß? derselbe Congreß, der die Hoffnungen auf Savoyen unfehlbar vereiteln mußte! — So schwankte Napoleon und unterlag endlich der dämonischen Gewalt, welche Cavour's Ueberlegenheit immer auf seinen Geist ausübte.

Um Mitte März wurde die Vereinigung mit Piemont durch die Volksabstimmung der Mittelitaliener beschlossen. Ein Wald von Fahnen, prangend in den festlich heiteren Farben des freien Landes, rauschte

über den Kuppeln der Dome, die ruhevoll aufragen aus den alten Städten im Garten Italiens. Welch ein Wandel der Dinge seit jenen Zeiten des wüthenden Bruderkampfes, da Florenz die Abzugsgräben Pisas versumpfen ließ, damit die Pest die Nebenbuhlerin verschlinge! Ein halbes Jahrtausend hindurch hatten die Hafenketten von Pisa ein prahlerisches Siegeszeichen über dem Thore des Baptisteriums der Florentiner geprangt. Nun hingen sie wieder in der Vaterstadt, in ihrem Campo santo, zurückgegeben von der Siegerin, auf daß die letzte Spur des alten nachbarlichen Hasses verschwinde; und die Wände jener wunderbaren Halle, die sich das stolze Pisa zum Denkmal seines städtischen Ruhms erbaut, erzählten jetzt auch die frohe Botschaft, daß das hochherzige Toscanervolk ein Vaterland gefunden habe.

Aber dieser glänzende Erfolg ward erkauft durch ein Opfer, das Cavour selbst das schwerste, das grausamste seines Lebens nannte. Sobald die Tuilerien erfuhren, daß der Entschluß der Einverleibung in Turin gefaßt sei, erschien sofort Benedetti bei dem Könige, und am 24. März wurde der Vertrag geschlossen, der Savoyen und Nizza an Frankreich dahingab. Die Fluth des Spottes und der Flüche, welche damals auf das Haupt des Grafen herabströmte, ist bis zur Stunde noch nicht ganz verlaufen. Und doch wird jedes Wort des Tadels zu nichte vor der einen Frage: war Cavour berechtigt, das Nothwendige zu wollen, sein Vaterland mit fremder Hilfe zu befreien? War er hierzu berechtigt, so mußte er den Lohn, den der Verbündete heischte, ebenso gewiß zahlen, als Preußen verpflichtet war, im Frühjahr 1813 seine polnischen Ansprüche an Rußland abzutreten. „Der Vertrag," sprach er einfach, „ist die wesentliche Bedingung unserer vergangenen Politik, eine unausweichbare Nothwendigkeit für ihre Fortsetzung in der Zukunft." Sollte er jetzt heimkehren nach Leri, begnügt mit dem wohlfeilen Ruhme, Bologna und Florenz dem subalpinischen Reiche geschenkt zu haben, und dann mit verschränkten Armen zuschauen, wie Oesterreich, von Frankreich ungehindert, das Werk von Magenta und Solferino wieder in Trümmer warf? O über die catonischen Thoren, welche die Kleinheit solcher Größe nicht begreifen! Oder sollte er die Abtretung unterzeichnen und dann das Parlament aufreizen zu jener Politik des Undanks, die soeben den österreichischen Hof in das Verderben gestürzt? „Es kommt wenig darauf an," erwiderte er selbst, „ob die Minister Feinde haben; aber es wäre verhängnißvoll, ein unersetzlicher Schade, wenn der Haß sich wieder die Vertreter der Nation richtete."

Indem das Königshaus sein Stammland preisgab, gleichwie einst die Oranier auf Orange, die neuen Habsburger auf Lothringen verzichtet hatten, empfing das historische Gesetz, das die Herren von Savoyen seit drei Jahrhunderten südostwärts trieb, eine neue Bestätigung, das Nationalitätsprincip, in dessen Namen man bei Solferino schlug, eine neue Anerkennung. Mit vollem Rechte erklärten einige Abgeordnete Savoyens dem Parlamente: „Der Ruf **viva l'Italia** läßt sich für Savoyen nur übersetzen durch den Ruf **vive la France!**“ Seit der Vollendung der Victor-Emanuel-Bahn war Chambery von Paris in zwölf Stunden, von Turin erst nach einer Tagereise zu erreichen. Alle Interessen des Verkehres und des Volksthums wiesen dies „Irland Italiens“ an Frankreich; die letzten Wahlen für den Provinzialrath bekundeten abermals die Uebermacht der französischen Partei im Lande. Minder unzweifelhaft standen die Dinge in dem halbitalienischen Nizza. Vergeblich versuchte Cavour noch in elfter Stunde dies Land für Italien zu retten; er hatte sich schon in Plombieres zu dieser Abtretung nicht verstehen wollen, ließ bis zum letzten Augenblicke seine Genossen dawider schreiben und spähte angstvoll aus nach fremder Hilfe. Aber Preußen allein war bereit für das bedrohte Gleichgewicht Europas einzutreten; England versagte sich in unbelehrbarer Trägheit. Napoleon blieb unerbittlich, seit ihm sein Marschall Niel mit gelehrten strategischen Gründen das alberne Märchen bewiesen hatte, daß Nizza für Frankreichs Sicherheit unentbehrlich sei. Der Makel, der an diesen Händeln haftet, fällt ausschließlich auf die kleinsinnigen Befreier, mehr noch auf die französische Nation als auf ihren Kaiser. Denn schamlos trat die Ländergier der Franzosen wieder hervor. Um Gottes willen, schrieb Bixio aus Paris, unterzeichnet, wenn Ihr das französische Bündniß wollt; wo nicht, so wird Italien nie mehr Theilnahme in Frankreich finden!

Aber wenngleich alle einsichtigen Italiener im Stillen die Unvermeidlichkeit des Opfers erkannten und Cavour späterhin stolz aussprechen durfte: „wir rechnen uns diese nothwendige That zur Ehre an“ — es blieb doch ein politischer Unsinn, daß eine Grenzprovinz mit einer halben Million Bewohnern nach eigener Willkür sich ihren Staat wählen sollte: eine furchtbare Demüthigung für den stolzen Piemontesen, dies tapfere Land preiszugeben, das in hundert Kriegen für seine Krone geblutet: eine schwere Sorge für den Monarchisten, diesen dynastisch gesinnten Gau zu entlassen in einem Augenblicke, da neue Provinzen, die das Königshaus nicht kannten, hinzu-

traten: eine unsägliche Beschämung für den ehrlichen Liberalen, das frivole Possenspiel der Volksabstimmung anzuschauen, das die Mouchards des Napoleoniden in Nizza leiteten. Ein tiefer Seelenkummer klang aus den Reden des Ministers, als Garibaldi im April seine Anfrage wegen Nizzas stellte und im Mai nochmals der Vertrag zur Sprache kam. Derweil ihm das Herz blutete, durfte er doch das entscheidende Wort nicht aussprechen. Wie oft liebte er sonst zu sagen: „ich will dem Parlament ein Geheimniß anvertrauen;“ jetzt konnte er nichts erzählen von dem Gespräche zu Plombieres, das allein den Hergang erklärte. Sophistische Wendungen — wie die armselige Versicherung, **Nice en Provence** habe immer für eine französische Stadt gegolten — mußten ihm vorhalten für seine gute Sache. Indeß die klare Vernunft, welche durch alle diese Scheingründe hindurchleuchtete, triumphirte endlich über die dröhnenden Phrasen Guerrazzi's. Nur 33 Stimmen erklärten sich mit Rattazzi gegen den Vertrag. Und lag denn nicht am Tage, was der Minister nur in vertrauten Gesprächen andeuten durfte — daß Frankreich durch seine unedle Begehrlichkeit sich selber entwaffnete? Derselbe Vertrag, der dem Kaiser das Vertrauen der Italiener für immer raubte, ließ ihn vor den Augen der großen Mächte als den Mitschuldigen Cavour's erscheinen; wie durfte er jetzt dem Wagen der Revolution in die Speichen greifen?

Schon die Thronrede, die das Parlament eröffnete, wies deutlich auf eine bewegte Zukunft hin: „Unser Vaterland ist nicht mehr das Italien der Römer noch das des Mittelalters, es soll nicht mehr der freie Tummelplatz sein für fremde Ehrsucht, es sei fortan das Italien der Italiener!“ Noch war der neue Staat namenlos, auf den Parlamentsberichten stand zu lesen: **Atti del parlamento nazionale.** Wehmüthig klagte der Abgeordnete Farini zur Zeit der savoyischen Debatten: „Ich wünschte den Namen des Staates zu kennen, dem ich angehöre; wir haben weder den Muth noch die Kraft uns zu taufen“ — worauf der Minister mit seinem glückseligsten Lachen die Achseln zuckte. Sicherlich mußte der Graf wünschen, dies unleidliche Provisorium zu beenden. Man bedurfte einiger Friedensjahre, um das oberitalienische Königreich zu organisiren, die Abgeordneten der neuen Provinzen, die noch fremd im Hause standen, mit der Staatsgesinnung der Piemontesen zu erfüllen, die unfertigen Regimenter aus Mittelitalien durch erprobte Offiziere zu schulen. Dann erst konnte die Einheitsbewegung mit festem Tritte weiter schreiten. Aber der Augenschein lehrte, daß jeder Aufschub un-

möglich war. Die Leidenschaft der Nation, die Cavour selbst in stillen Tagen großgezogen, war eine Macht geworden, unbändig, meisterlos. Stolz auf die leichten Erfolge des vergangenen Jahres träumten die Patrioten bereits von dem Siegeszuge auf das Capitol, zu dem Mazzini durch tausend feurige Genossen auffordern ließ. Die Regierung selber erkannte die Macht des räthselhaften Demagogen an, indem sie ihn allein ausschloß von der Amnestie, die allen politischen Verbrechern zu Theil ward. Auf Gunst und Mißgunst der Massen blickte der Graf noch immer mit unwandelbarer Geringschätzung; er lächelte nur, als man ihm meldete, daß ein Mordanschlag wider ihn im Werke sei. Doch sein Staat, das Kind des nationalen Gedankens, durfte den Strom der popularen Begeisterung, der jetzt entfesselt daherbrauste, nicht zu hemmen wagen; nur ihn zu leiten, nur die Schwarmgeister der Revolution unter die Zucht der Monarchie zu beugen, blieb noch möglich.

Und noch einmal kam den Feuergeistern der Umsturzpartei der bewährte Freund, die Thorheit der Reaction, zu Hilfe. Das Schicksal suchte die uralte Blutschuld der Bourbonen grausam an dem Enkel heim, schlug ihn in der Stunde der Entscheidung mit unheilbarer Verblendung. In diesem Augenblicke, da nur eine ehrliche Reformpolitik, ein festes Bündniß mit den Siegern von Solferino den verfaulten Bourbonenstaat noch retten konnte, sagte König Franz verächtlich: „ich will nichts von dem Neffen des Menschen, den mein Großvater erschießen ließ.“ Der Gesandte Piemonts, Graf Villamarina, der im Januar nochmals, von Rußland unterstützt, ein Bündniß anbot, ward herrisch abgefertigt, dem neuen italienischen Staate die Anerkennung verweigert, obgleich selbst der Graf von Syrakus zum Nachgeben rieth. Entsetzt über den Starrsinn, über die greisenhafte Unthätigkeit dieses Hofes, rief Napoleon III. im April: „was kann man thun für eine Regierung, die keinen Rath hören will?“ Zur selben Zeit schrieb Victor Emanuel einen letzten warnenden Brief nach Neapel: „ich werde vielleicht bald vor dem schrecklichen Zwiefall stehen, entweder die heiligsten Interessen meiner Krone preisgeben zu müssen oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Unterganges zu werden.“

Unterdessen strickten geschäftige Hände an dem Netze einer großen reactionären Verschwörung: die Königin-Mutter in Neapel, die Kaiserin-Wittwe Karoline Auguste in Wien — die älteste der bairischen Unheilsschwestern, die treue Gönnerin der Jesuiten — dazu die unzufriedenen Bischöfe in Toscana und der Romagna, und vor Allen der rö-

mische Hof. Im Vatican galt seit dem Vertrage von Villafranca nur das Wort des heimathlosen Landsknechts Merode, des plumpen Eiferers Antonelli und der Ordensgenerale, die für die Zukunft ihrer Orden zitterten; ihr prahlerisches Poltern überdröhnte die Warnungen der wenigen besonnenen Cardinäle, die das italienische Blut nicht verleugnen mochten. Die plebejische Roheit ihres Auftretens bewies aufs Neue, daß in Italien wie überall sonst die höheren Stände sich längst fast gänzlich aus dem Priesterstande zurückgezogen hatten. Mit Flüchen und einer stolzen Verweisung auf seinen Eid beantwortete der Papst den Sylvesterbrief Napoleons. Nichts, gar nichts werden wir thun, sagte Antonelli im März zu dem Herzog von Grammont: von Reformen kann erst die Rede sein, wenn die aufständischen Provinzen unter den Hirtenstab des Papstes zurückgekehrt sind. Dann excommunicirte der heilige Vater die neuen Sanheribs, die Kinder der Finsterniß, die an der Beraubung des römischen Stuhles theilgenommen; aber am Po und Arno lächelte man über den armen alten Mann und seine Blitze, die nicht mehr zündeten. In der Jesuitenkirche zu Rom wurde gepredigt, bald werde die Fahne Muhammeds auf den Zinnen des Vaticans wehen, der Laienkelch den Ketzern in St. Peter gespendet werden. Solchen Greuel zu verhüten, eilten die Gläubigen aus Irland und Belgien, Frankreich und Baiern nach Triest, von da auf österreichischen Dampfern unter die Fahnen des Pastes. Am 1. April übernahm General La Moriciere den Oberbefehl des päpstlichen Heeres mit den Worten: „die Revolution bedroht heute Europa wie ehemals der Islam, und heute wie ehemals ist die Sache des Papstes die der Civilisation und der Freiheit der Welt.“ Noch kräftiger sagte später ein Armeebefehl: „wo die Revolution die Spitze des Ohres oder der Nase zeigt, da muß man losschlagen wie auf einen tollen Hund.“ Und wahrhaftig, nicht um einen armseligen Haufen von Schlüsselsoldaten zu führen, hatte der fromme Kriegsmann seinen berühmten Degen nach Rom getragen.

Der bourbonische Hof, der soeben in einem Anfall rathloser Schwäche seine treuen Schweizerregimenter aufgelöst hatte, wähnte sich noch stark genug zu einem großen legitimistischen Kreuzzuge. Seit dem Herbst standen die neapolitanischen Truppen in den Abruzzen, nur eines Winkes aus Rom gewärtig, um die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten und dann, mit den päpstlichen Schaaren verbündet, in die Romagna einzubrechen. Das Königreich Neapel ward einst gegründet,

um der Curie als Schild und Schwert zu dienen; jetzt ging es unter an dem Versuche, in einer neuen Zeit den alten Beruf zu behaupten. An Oesterreich erfüllte sich indessen eine Weissagung Cavour's: der Staat blieb, so lange er Venedig besaß, unfähig, das System des Despotismus abzuschütteln — trotz der tiefen Verstimmung im Volke, trotz der argen Mißbräuche, die während des Krieges enthüllt wurden — und ein System wie dieses konnte daheim nicht aufrecht bleiben, wenn es nicht die ganze Mitte Europas überherrschte. Der Belagerungszustand lag wieder über Verona, die Patrioten Venedigs verschwanden nach dem Gutdünken der Generale in den k. k. Strafcompagnien, das tapfere Heer verlangte Rache an dem besiegten Sieger. Die Legitimisten zu Wien und Neapel hofften auf eine Volkserhebung in Toscana und der Romagna. Die Revolution in Mittelitalien war ein Werk der Signoren; warum sollte nicht abermals, wie in dem blutigen Reactionsjahre 1799, das gläubige Landvolk um Arezzo unter dem Rufe viva **Maria, viva l'Austria** für Thron und Altar die Waffen ergreifen? Wer durfte Oesterreich schelten, wenn die Truppen des Papstes und des Bourbonen und das Corps des Herzogs von Modena, das auf österreichischem Boden zu solchem Zwecke zusammengehalten ward, im Vereine mit den frommen Bauern die Throne der Erzherzoge wiederherstellten? Von Warschau bis Madrid war die katholische Partei in Bewegung. Da und dort ward ein Faden aus dem feinen Gespinnste aufgegriffen; in Florenz entdeckte man einen reactionären Geheimbund, sodann ergab sich, daß Fürst Brignole, mit reichen Geldmitteln ausgerüstet, die italienischen Truppen zur Fahnenflucht zu bereden suchte. Wenn Azeglio die seltsamen Heiligen musterte, die im Vatican zusammenströmten, dann fragte er besorgt, ob denn alle Besiegten vom zweiten December sich an der Tiber ein Stelldichein geben wollten. In der That ging unter den Heißspornen der Legitimität wieder die Rede von der Herstellung Heinrich's des Fünften; rasende Träume waren im Schwange, faßbar allein für eine Partei, die seit zwei Menschenaltern mit dem Unmöglichen rechnete.

Derweil diese ausschweifenden Hoffnungen den Hof von Neapel bethörten, schnitt die Axt bereits in die Wurzeln seiner Macht. Schon im Januar ließ Mazzini den Turiner Hof wissen, eine Revolution in Unteritalien stehe unvermeidlich bevor, und in diesem einen Falle stimmte das Haupt der Actionspartei mit dem Leiter des Nationalvereins überein. La Farina vergaß als Mann des Wortes nicht, das

der Jüngling gesungen: **ma alla bella mia Messina consecrato è questo cor**; seine Heimath von dem Joche der Bourbonen zu befreien, blieb die theuerste Hoffnung des Sicilianers. Während Crispi im Auftrage der Actionspartei die Insel bereiste und mit der geriebenen Schlauheit eines südländischen Verschwörers den Aufstand vorbereitete, waren die gemäßigten Liberalen des Nationalvereins in gleichem Sinne thätig. Schon im März lagen die Manifeste des Vereins druckfertig, welche das bourbonische Heer aufforderten abzufallen „von diesem Geschlechte feiger Schurken". In den ersten Tagen des April, in demselben Augenblicke, da in Palermo ein Aufstand ausbrach, beschlossen die sicilianischen Flüchtlinge in Genua, ihrer Heimath zu Hilfe zu ziehen; erst als die Sicilianer einig waren, trat Garibaldi dem Unternehmen bei.

So drohten Schlag und Gegenschlag in Unteritalien. Cavour aber hielt 200,000 Mann unter den Waffen, er sah den Ausbruch eines Entscheidungskampfes nahen — minder harmlos als unsere preußischen Liberalen, welche soeben die Versicherung ihres Cabinets, eine schwere Kriegsgefahr schwebe über dem Welttheil, als ein Parteimärchen belächelten. Mochte der Graf den Unsegen einer übereilten Einheitsbewegung noch so klar erkennen — das Unternehmen gegen Sicilien jetzt verhindern hieß einen Selbstmord begehen, hieß die Diversion vereiteln, welche den Kreuzzug der Bourbonen zu nichte machen mußte. Durfte Cavour warten, bis die Pläne der Legitimisten zur Reife gediehen, bis Oesterreich mit der triumphirenden Reaction in Mittelitalien sich verband und vielleicht nochmals die Franzosen über die Alpen stiegen? Nicht zum zweiten Male wollte der Graf den gefährlichen Bundesgenossen rufen; nur um Frankreichs Einfluß zu beschränken, hatte er Savoyen geopfert. Nach alledem scheint mir wenig glaubhaft, daß Cavour lange und lebhaft dem sicilianischen Zuge widersprochen haben soll — wie Graf Haussonville ohne Beweise behauptet. So viel steht nach den Briefen La Farina's und nach Persano's Tagebüchern unzweifelhaft fest, daß der Minister spätestens in den ersten Apriltagen die Nothwendigkeit des Unternehmens erkannte und alsbald mit Eifer für die Ausrüstung der kühnen Abenteurer sorgte. Und wahrhaftig, wenn Piemont jetzt im Namen der mißhandelten Nation den Bourbonen den Krieg erklärte, so hätten Cavour's Freunde heute nicht nöthig, auf den alten Vattel sich zu berufen, auf das Beispiel Wilhelm's III. oder auf die Hilfe, die Elisabeth den Niederlän-

dern gewährte, zu verweisen. Denn eine Regierung wie diese bourbonische, die durch die Folter und die gräßliche „Haube des Schweigens“ ihr Volk in Zucht hielt, verfällt von Rechts wegen der Vernichtung, sobald die Macht sich findet sie zu stürzen. Aber die großen Mächte, allein England ausgenommen, beurtheilten die nationale Frage der Italiener noch immer nach dem Gesichtspunkte der internationalen Politik; eine ritterliche Kriegserklärung Piemonts gegen Neapel mußte sie alle, und Spanien dazu, auf die Seite der Bourbonen treiben. Zudem konnte Cavour nicht ahnen, wie rasch der in allen Fugen knarrende Bourbonenstaat vor den Schlägen einer Handvoll kühner Männer zusammenbrechen sollte. Er dachte also: **se saranno rose fioriranno**, wählte den Weg der Hinterlist und behielt freie Hand das Wagestück preiszugeben, wenn es mißlang. Wir müssen, schrieb er an Persano, „die Revolution unterstützen, doch so, daß sie vor den Augen Europas als eine freiwillige That erscheint. Dann sind England und Frankreich mit uns; anderenfalls weiß ich nicht, was sie thun werden.“

Sein Gesandter blieb in Neapel, er selbst verweigerte im April die Antwort, als Bertani im Parlamente eine Anfrage wegen Siciliens stellte, denn „das Ministerium kann nicht den Dienst eines Zeitungsschreibers versehen“. Unterdessen wurden in der Stille die Flinten aus dem Zeughause von Modena an die Freiwilligen vertheilt und bereits am 18. April zwei Kriegsschiffe mit geheimen Aufträgen nach Palermo gesendet. Der Gouverneur von Genua erhielt Befehl, die Ausrüstung der Schiffe Garibaldi's nicht zu bemerken. Der freigebige Pallavicino, La Farina's Verein und ein mazzinistischer Ausschuß unter Bertani sorgten vorderhand für die Geldmittel, bis späterhin Cavour selbst die Staatskassen zu öffnen und eine Dampferverbindung mit Palermo einzurichten wagte. Sobald am 5. Mai der Dampfer Piemonte die Rothhemden hinweggeführt hatte, sprach Cavour den großen Mächten sein tiefes Bedauern aus und ließ den Grafen Persano mit der Flotte im tyrrhenischen Meere kreuzen. Im selben Augenblicke empfing der Admiral zwei Zeilen von dem Minister: „Herr Graf, suchen Sie zwischen Garibaldi und die neapolitanischen Kreuzer zu gerathen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden“ — und antwortete kurzab: „Herr Graf, ich glaube Sie verstanden zu haben. Im Nothfall schicken Sie mich nach Fenestrelles auf die Festung.“ Auf die Kunde von der glücklichen Landung schrieb Cavour an die Höfe: wenn die Flotte der Bourbonen die Landung nicht verhindern konnte (und

allerdings waren ihre Offiziere gut italienisch), um wie viel weniger wir? wenn Oesterreich fremden Abenteurern in Triest gestattet sich nach Rom einzuschiffen, um wie viel weniger kann die italienische Regierung italienischen Freiwilligen den Abzug verwehren?

Wohl mögen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß Preußens Wehrkraft und des Schicksals Gnade uns erlaubten, ohne Winkelzüge durch rechtschaffenen Kampf das Joch der Habsburger zu zerbrechen. Wohl verstehen wir die Entrüstung des redlichen Azeglio, der im Zorn über dies durchtriebene Spiel den Staatsdienst verließ und ärgerlich schrieb: „kein Mensch glaubt dem Grafen mehr; es ist genau dasselbe, als wenn er die Wahrheit spräche!“ Wir verstehen diesen Zorn, doch wir vergessen nicht, wie leicht das Urtheil und wie schwer die That. Nicht mit moralischen Gemeinplätzen darf ein politischer Kopf hinweggleiten über den fürchterlichen Streit der Pflichten, der das Gewissen eines Staatengründers erschüttert. Dem Staatsmanne ist nicht gestattet wie dem schlichten Bürger, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten. Er lebt den Lebenszwecken seines Volks, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichen Gedanken herausfinden aus dem Gewirr der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies die politische Tugend, die den Frauen und Gemüthsmenschen allezeit unfaßbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der Einzelne für die endlichen Zwecke seines Thums nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes. Und so lange Männer leben, wird kein Makel haften an der Seelengröße des Staatsmannes, der Italien schuf, der das Sittlichste that, was dem Sterblichen zu thun vergönnt ist. Ihm war jetzt das Herz geschwellt von dem Bewußtsein eines welthistorischen Berufes. Ihm galt es als „das größte Unternehmen der neuen Geschichte, Italien zu befreien von den Fremden, von den schlechten Grundsätzen und den Tollköpfen.“ Bitter lachend rief er den Splitterrichtern zu: „ja ich, ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Biedermännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete!“ — Und wer trägt denn die Schuld an dem verlogenen Spiele, das zwischen Turin und Palermo hin- und herschlich?

Doch sicherlich die Engherzigkeit der großen Mächte, vornehmlich der Tuilerien, welche dem Führer Italiens nicht erlaubten mit offenem Visier einen gerechten Kampf zu beginnen.

So unter Cavour's Schutz begann der Zug der Tausend von Marsala. Ein märchenhafter Reiz liegt über diesem Kriege, und noch heute haftet an dem Namen uno dei mille ein Zauber, dem kein italienisches Herz widersteht. Nach den kurzen Kämpfen von Calatafimi und Palermo sah der Dictator die Insel zu seinen Füßen — ein Liebling des Glücks wie der verwunschene Prinz, der heimkehrt in sein Reich. Wer tiefer blickt, erkennt gerade in dem traumhaft raschen Erfolge die Gebrechen dieser Bewegung, die weder ein Krieg noch eine Volkserhebung war, weder die sittlichen Kräfte einer Revolution von unten, noch die Ordnung einer Revolution von oben offenbarte. Eine fremde Welt that sich hier auf vor den Augen der erschreckten Norditaliener, ein grundtiefer Gegensatz des Volksthums, des sittlichen und wirthschaftlichen Daseins, wie er so auf deutschem Boden nirgends besteht.

Wohl lebte in dem Volke von Sicilien und Neapel der Todhaß wider die Bourbonen, ganz so hitzig, blind und ungestüm, wie jene fieberische Leidenschaft, die einst den Demos von Tarent von Thorheit zu Thorheit trieb; der Clerus selber theilte den allgemeinen Abscheu, und die Bewegung verlief fast ohne außerordentliche Greuelthaten. Aber wie war doch dem reichbegabten Volke das Pflichtgefühl, die Opferfreudigkeit, Alles was der Staatsgesinnung gleicht so ganz abhanden gekommen! Jener heillose Byzantinerstaat, der überall wo er seine Banner entfaltete das sittliche Mark der Völker aufzusaugen verstand, hatte durch fünf Jahrhunderte die Halbgriechen Unteritaliens beherrscht; und über diese Trümmerstätte ging später der schläfrige Despotismus der Spanier und die bourbonische Tyrannei dahin, die selbst in Sicilien die Spuren einer glänzenderen Geschichte nahezu verwischte. Der Unsegen des Latifundienwesens hielt die Massen in einem Zustand halber Knechtschaft; heidnischer Bilderdienst, tiefe Unwissenheit lähmte die Geister. Dazu die epidemische Feigheit und — die Camorra, der organisirte Raub, schimpflicher für das Volk, das ihn ertrug, als für die Räuber selber. Sobald der Freudenrausch der Tage der Befreiung verflog, mischte sich in den Ruf „es lebe Italien" wieder das alte Wuthgeschrei: i Siciliani debbono si bere il sangue dei continentali — und dieser Haß gegen Neapel war tausendmal stärker

als die Liebe für Italien. Von Piemont und der strengen Ordnung seines Staates war kaum eine dürftige Kunde über die gesperrten Grenzen des Bourbonenreichs gedrungen; das Volk kannte nur die Namen Victor Emanuel, Garibaldi und Cavour. Vornehmlich in den beiden Hauptstädten drängte sich der Schmutz dieses verwahrlosten Volksthums zusammen. Von Palermo's unstätem Pöbel galt noch das Hohnwort des Mittelalters:

> Guelfo non son' nè Ghibellin m'appello,
> chi mi paga di più tengo di quello.

In Neapel vollends lungerte die wilde Meute der Lazzaroni, von den Bourbonen mit Brot und Spielen gesättigt und zur gelegenen Stunde wider die denkenden höheren Stände gehetzt. Mit gutem Grunde wahrlich pflegte der alte Ferdinand vergnüglich zu sagen: wer die Bourbonen vertreibt, wird ein Jahrhundert an Unteritalien zu arbeiten haben. Wie es in Wahrheit stand mit dieser jammervollen Erbschaft der Bourbonen, das lehrt am klarsten die fanatische Erbitterung der Flüchtlinge, welche, in Norditalien mit den Idealen einer reineren Bildung befreundet, jetzt heimkehrend Alles, Alles umstürzen wollten und hundertmal klagten: dies Volk war seiner Herrscher würdig! — Sicherlich, der Zug nach Sicilien war ein unabweisbares Gebot der Nothwendigkeit; alle die müßigen Klagen über die verfrühte Einheit müssen verstummen vor der einfachen Erwägung, daß keine Macht der Welt den Bourbonenstaat mehr aufrecht halten konnte. Aber ein Unglück blieb diese Eroberung trotz alledem; sie stellte dem Staate Norditaliens Aufgaben, denen der unfertige noch nicht gewachsen war, sie bildete fortan die schwerste Sorge des leitenden Staatsmannes. Bis auf sein Todtenbett verfolgte den Grafen das Bild des zerrütteten Südens. Diese unseligen Neapolitaner, rief er schmerzlich, die muß man waschen, si lavi, si lavi!

Und wer war der Held, der diese entfremdeten Stämme zu ihrem Vaterlande zurückführen sollte? — Nur der Stumpfsinn des Philisters, nur die Armseligkeit des Parteihasses versteht den Ueberschwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radicalismus widmen. Als ein Geschenk der himmlischen Barmherzigkeit, an dem Ihr nicht mäkeln noch deuteln sollt, erscheint Garibaldi in diesen nüchternen Tagen — ein Prophet seines Volkes, so von Gott begeistert, wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Gestalt der Geschichte, die sich dem dämonischen Manne vergleichen läßt. Sein

ganzes Leben ist nur ein feuriger Strom lauterer Vaterlandsliebe; sein Wirken unter uns wird späten Geschlechtern noch die tröstliche Wahrheit predigen, daß auch in hochgesitteten Zeiten die heilige Naturgewalt ursprünglicher Leidenschaft eine Macht bleibt unter den Menschen. Die zahllosen Thorheiten, die Garibaldi begangen hat und noch begehen wird, sind zum voraus ihm vergeben, der so viel, so unaussprechlich viel geliebt hat. Und wie groß ist dieses Herz! Wie richtig urtheilte Cavour, als er nach einem heftigen parlamentarischen Streite mit dem Manne von Caprera einem Freunde zuflüsterte: „Und dennoch! Wenn der Krieg beginnt, werde ich Garibaldi unter den Arm fassen und ihm sagen: was werden wir uns erzählen in Verona?" Die ganze Größe des Demagogen zu schauen war dem Grafen nicht mehr beschieden: sie offenbarte sich erst im Frühjahr 1866, da der Alte gehorsam wie ein treuer Hund zum Heere kam auf den Wink des Königs, dem er zwei Kronen geschenkt — und der Fuß lahmte noch, den ihm die Soldaten desselben Königs zerschossen hatten! Wie dieser Mann war — ein stürmischer Held und doch ein Kinderherz, das durch seine Milde die wüthenden Massen zur Großmuth zwang — so blieb er unersetzlich, der Einzige, der das sicilianische Abenteuer beginnen durfte.

Jedoch von dem Talente des Dictators gilt schlechterdings das grobe Wort, das Azeglio im Munde führte: ein Herz von Gold, aber der Kopf eines Büffels! Er hatte einst in kleiner Zeit, als der Ruf seiner Kriegsthaten aus Montevideo nach Italien hinüberdrang, seinen Landsleuten den Glauben an die alte Waffenkraft der Nation wieder erweckt; dann war der Name des tapferen Vertheidigers der ewigen Stadt, des kecken Führers der Alpenjäger in alle Lande hinaus geklungen; doch die Gabe des Feldherrn war ihm versagt. Der Reichthum des politischen Lebens blieb ihm ein unfaßbares Räthsel; er sah die weite Welt getheilt in die zwei Heerlager der republikanischen Freiheit und der monarchischen Knechtschaft. Die plumpste Schmeichelei nichtiger Demagogen vermochte sein Gefühl, die windigste radikale Phrase seinen Verstand zu bethören; und so konnte geschehen, daß der in Ehren ergraute Held am Abend des Lebens seinen tapferen Degen für den brutalen Pöbeltyrannen Gambetta zog. Dort in der Fremde, losgerissen von der heimathlichen Erde, der solche Sehernaturen ihre ganze Kraft verdanken, war der Verführte nichts als ein gewöhnlicher Mensch, ein rathloser Thor, wie ja auch die Jungfrau von Orleans außerhalb Frankreichs nur als eine alltägliche Bauerdirne erschienen wäre. Wir

Deutschen, befriedigt mit der Züchtigung, die unser gutes Schwert dem Bandenführer in den burgundischen Bergen ertheilte, sollen um jener letzten Sünde willen das goldene Herz des Büffelkopfes nicht geringer achten. — Auch in seinen Träumen ein Kind seines Volkes sah Garibaldi in Rom den Mittelpunkt der Welt. Er gedachte mit seinen unbesiegten Tausend Sicilien und Neapel zu erobern, dann die unzählbaren tapferen Arme des Vaterlandes aufzubieten zur Befreiung von Venedig und Nizza und zuletzt in der ewigen Stadt die Einheit und Freiheit Italiens auszurufen, ein neues Zeitalter des Völkerglückes einzuweihen. Der Plan verrieth genau so viel harmlose persönliche Eitelkeit, als zu einem rechten Demagogen gehört, und erschien dem ironischen Azeglio wie das Textbuch einer heroischen Oper. Eben hierin lag der bestrickende Zauber der tollen Träume; dies Künstlervolk wußte sich nichts Schöneres als einen anderen Rienzi, der im theatralischen Zuge das Capitol hinanstiege.

Der Nizzarde haßte den kalten Rechner in Turin, „der mich zum Fremdling gemacht in meinem Vaterlande“. Kaum auf Sicilien gelandet ließ er ein Manifest hinausgehen voll scharfer Anklagen wider die feigen Minister des tapferen Königs. Selbst über die Richtung des Zuges war man anfangs nicht einig. Garibaldi's Ziel blieb eine Landung im Kirchenstaate. Er hatte schon einmal auf dem Janiculus die Franzosen geschlagen, er fühlte sich Mannes genug, zum zweiten male dem blutigen Decembermann eine Niederlage zu bereiten und zugleich die Curie zu vernichten, die seinen apostolischen Träumen als der leibhaftige Antichrist galt. Daß ein Kampf mit den französischen Truppen den Untergang der Revolution herbeiführen mußte, war diesem Kopfe nicht beizubringen. Nur durch dringende Bitten, einmal auch durch Ueberlistung gelang es den Vertrauten Cavour's, den Dampfer Garibaldi's und die Nachzügler nach Sicilien zu führen. Dort aber stand der Dictator alsbald verzweifelnd vor der ungeheuren Aufgabe, die Keime des Edlen, die in diesem Volke lagen, aus hundertjährigen Trümmern herauszugraben. Unkundig der Menschen und der Dinge, ermüdet, angeekelt von den ungewohnten Regierungsgeschäften, sah er sich rings umfluthet von einer wilden Aemterjagd: ehrliche Enthusiasten und freche Demagogen, die geriebenen Spione der Bourbonen und der Auswurf der Galeeren bunt durch einander. Bald wurden Gesetze über Gesetze, die Keiner beachtete, dem mißbrauchten edlen Manne abgedrungen, die Nationalgarde, die allein auf den Straßen einige Ordnung halten

konnte, als eine Waffe der Bourgeoisie mit Verachtung behandelt, die öffentlichen Kassen im Nu geleert, die Gerichtshöfe geschlossen im Namen der Freiheit, überall jene vollendete Unfähigkeit zum Regieren bekundet, welche den modernen Radicalismus auszeichnet. Der Dictator redete — um den Feind zu schrecken, Ansehen und Selbstgefühl seiner Partei zu heben — mit großen Worten von den Heldenthaten seiner Tausend; doch wußte er sehr wohl, daß sein Heer zur einen Hälfte aus begeisterter Jugend, zur anderen aus Gesindel bestand, und befahl darum kurzab die Aushebung von 300,000 Mann — auf dieser Insel, die keine Wehrpflicht kannte. Niemand gehorchte dem unmöglichen Gebote. Die Anarchie triumphirte, die Besitzenden zitterten für Hab' und Leben.

Der hinterhaltigen Politik, welche dem Turiner Hofe aufgezwungen war, folgte die nothwendige Strafe. Eine Brigade piemontesischer Truppen, eine kräftige Ansprache des Königs hätten hingereicht, die besonnenen Elemente der Gesellschaft zu ermuthigen. Sich selber überlassen sah die Actionspartei nach ihren leichten Siegen ihre Macht unermeßlich wachsen, und mit der Macht stieg der Uebermuth. Schon schwärmte man in den Kreisen der Crispi und Mordini für die Tricolore ohne Flecken (ohne das Kreuz von Savoyen), und während vordem das Königreich Italien in Aller Munde war, sprach man jetzt von den Vereinigten Staaten Italiens, von einem Parlamente auf dem Capitol, das die Frage: Republik oder Monarchie? erst entscheiden solle. Darum mußte die Dictatur auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Mehr als dreihundert Gemeinden forderten das Einzige, was diesen verworrenen Zustand beenden konnte, die unverzügliche Vereinigung mit Piemont. Garibaldi wies sie ab: der edelste Vertreter des Radicalismus zeigte, daß diese Partei den Volkswillen nicht achtet, daß sie allein in dem unbedingten Triumph ihrer eigenen Meinung die Freiheit findet. La Farina, der auch heuer, von Cavour beauftragt, den Mentor der Rothhemden spielte, erhielt plötzlich von dem Dictator Befehl, binnen einer halben Stunde die Insel zu verlassen; so schied der treue Mann, den die Bourbonen dreimal verbannt, zum vierten Male aus der Heimath, vertrieben durch die Parteiwuth der Radikalen. Und solchen Schimpf mußte Cavour schweigend ertragen! Persano, der mit seinem Geschwader seit Anfang Juni vor Palermo lag, begnügte sich, dem Verbannten ein Schiff zur Rückfahrt nach Turin anzubieten. Der Minister sendete einen anderen Vertrauten, Depretis, hinüber,

mahnte dringend, den Dictator nicht zu reizen: nur die Kehlabschneider, die accoltellatori, sollten ihm nicht an das Ruder. Er hat auch späterhin um des Friedens willen hochherzig einen Schleier geworfen über diese Wirren und sein Schweigen selbst dann nicht gebrochen, als die Mazzinisten mit dreister Stirn ihm vorwarfen, er habe den Zug der Tausend verhindern wollen. Schon seit Mitte Juni ging all sein Hoffen dahin, daß Garibaldi schleunigst die Meerenge überschreite. Der Graf wollte die Insel von der Anarchie, die Regierung aus einer unwürdigen Lage befreien, und vor Allem, er kannte jetzt die grauenhafte Fäulniß des Bourbonenstaates und begriff, daß die Bewegung nicht auf halbem Wege einhalten dürfe.

Währenddem stürzte die Todesangst den Hof der Bourbonen in unsägliche Entwürdigung. Sobald Sicilien verloren schien, ließ König Franz in Turin dasselbe Bündniß anbieten, das er vor wenigen Wochen verächtlich zurückgewiesen. Er verlieh eine Amnestie, verhieß die Verfassung von 1848, berief ein liberales Cabinet; aber selbst der gute Name des Ministers Martino gab keine Bürgschaft mehr für das Wort des Fürsten, der sich im selben Augenblicke von dem Papste die Absolution erbat für die Todsünde des Verfassungsversprechens. Das letzte Ansehen des Regimentes war dahin. Am hellen Tage stürmten die begnadigten Camorristen das Polizeihaus in Neapel, und während der Belagerungszustand über der Hauptstadt lag, predigten mazzinistische Blätter ungestraft den Hochverrath. Wohl sprachen die großen Höfe, am lautesten Rußland, ihren Unwillen aus über die Revolution und ihre geheimen Gönner. Auch Napoleon sah mit Unmuth auf das Anwachsen einer Bewegung, die er nie gewollt; zudem bedrängte ihn das Murren seiner Ultramontanen und der unversöhnliche Groll, den seine Armee ihrem Besieger Garibaldi nachtrug. Aber wenn sogar die Hofburg nicht wagte für die unheilbare Altersschwäche des Bourbonenstaates die Waffen zu ergreifen, so blieb nun gar dem Napoleoniden nach wiederholten Vermittelungsvorschlägen nur übrig, den König Franz an den guten Willen des Turiner Hofes zu verweisen. Cavour indeß fühlte sich stark durch das Vertrauen seines Parlamentes, das ihm soeben, ohne daß er die Lippen öffnete, einen Credit von 150 Millionen bewilligte. Er wies den bourbonischen Unterhändler ab und erklärte den Mächten unverhohlen: wir wollen und können einen Hof nicht stützen, der sich selbst verdirbt, nicht die Bürgschaft übernehmen für die Verfassungstreue dieses Königs, nicht das Vertrauen der Patrioten uns

verscherzen. Und blieb nicht die Verbindung mit Neapel rein undenkbar, da König Franz auch jetzt noch die mittelitalienischen Dinge als eine offene Frage ansah, auch jetzt noch festhielt an der Hoffnung, dereinst auf einem italienischen Bundestage mit Hilfe der Erzherzoge den König von Sardinien zu überstimmen? — Die Maske gänzlich abzunehmen schien dem Grafen noch immer nicht rathsam. Während er selbst für den neapolitanischen Zug Staatsgelder an Garibaldi schickte, warnte sein König in einem offenen Briefe den Dictator vor dem Betreten des Festlandes. Gleichzeitig erging an Persano die Weisung, er solle nicht versuchen, auf Garibaldi's Entschließungen einzuwirken; kein Wunder, daß der König die Antwort erhielt: „Erlauben Sie mir diesmal nicht zu gehorchen." Cavour aber rief seinem Admiral frohlockend zu: go ahead!

Endlich am 9. August überschritt Garibaldi die Meerenge. Dann folgte jener vielgefeierte unblutige Siegeszug, erbaulich für die Freunde historischer Sensationsnovellen, empörend für den ernsten Denker. — Oftmals erklingt unter uns Kämpen der deutschen Einheit bittere Klage über den langsamen, verworrenen Gang unserer Revolution, die so viele unbrauchbare Trümmerstücke der Kleinstaaterei allzusorgsam geschont hat. Wer aber vergleichend nach Unteritalien hinüberschaut, kommt zu der Einsicht: die Halbheit der deutschen Einheitsbewegung ist nur die Kehrseite unserer Tugenden, deutscher Treue, deutschen Rechtssinnes, der leidlich geordneten Verhältnisse, die auch in dem schwächsten deutschen Staate bestehen. Der Einheitsstaat Italiens ward nur ermöglicht durch die grenzenlose Sittenfäulniß des Südens, und um solchen Preis wäre der deutsche Einheitsstaat zu theuer erkauft. Selbst das listige Verständniß, das die Italiener dem Ränkespiel ihres großen Staatsmanns zeigten, war doch nur die Frucht einer in uralter Knechtschaft gereiften politischen Verbildung. — Kein Nagel wollte mehr haften in dem morschen Holze des bourbonischen Staates; der Bau ward nicht zerschlagen, er brach von selbst zusammen. Schon am 3. August war Persano mit seiner Flotte auf der Rhede von Neapel angelangt, vorgeblich um die Gräfin von Syrakus, eine Muhme Victor Emanuel's, vor möglichen Gewaltthaten der Revolution zu schützen. Hier lag er wochenlang vor Anker, freundlich begrüßt von dem englischen, kalt aufgenommen von dem französischen Admiral. Am hellen Tage empfing er an Bord seines Schiffs die wiederholten Besuche des Grafen von Syrakus und des Ministers Liborio Romano, die dort mit beispielloser

Unbefangenheit schwarzen Verrath gegen ihren Fürsten anzettelten. Kaum minder öffentlich arbeiteten in der Stadt der Gesandte Villamarina, den Cavour abermals auf Vorposten gestellt, und General Ribotti, der aus Turin hinübergeschickt war, um die Volkserhebung zu leiten. Eines Tages ging das Gerücht, der Bourbone wolle fliehen und seine Kriegsflotte entweder an Oesterreich abtreten oder sie mit sich nach Gaeta nehmen — ein keineswegs unmöglicher Plan, da die Masse der Matrosen für die italienische Sache noch nicht gewonnen war. Da fuhr plötzlich ein piemontesisches Kriegsschiff quer vor den schmalen Eingang des Kriegshafens, wo die bourbonische Flotte weilte; zufällig stürzte ein schwerer Anker in die Tiefe; so blieb das Fahrzeug tagelang liegen die Ausfahrt versperrend. Um ganz sicher zu gehen, verdarben die neapolitanischen Flottenoffiziere, die allesammt mit Persano unter Einer Decke spielten, die Maschinen und Steuerruder ihrer Schiffe. Noch immer hoffte Cavour, die Stadt werde vor Garibaldi's Ankunft einen Aufstand wagen; doch das feige Volk blieb ruhig. Unterdessen rückten die Rothhemden der Hauptstadt näher. Da wagte Liborio Romano einen letzten Schurkenstreich: unter brünstigen Betheuerungen seiner Pflichttreue erklärte er dem Könige, die Flucht sei jetzt das einzige Mittel die Krone zu retten. Der König floh, die Ratten des Hofes hatten längst das sinkende Schiff verlassen.

Wenige Stunden darauf hielt der Befreier, von Liborio Romano empfangen, seinen Einzug, und der brüllende Pöbel grüßte ihn mit unendlichen Gallibardi-Garubalu-Rufen. Die elenden Truppen, verwirrt, zitternd vor dem schrecklichen Manne, der sie einst mit blutigen Köpfen aus dem Kirchenstaate heimgejagt, schauten thatlos zu; gemüthlich stieg eine Schaar Nationalgarden zum Castell St. Elmo empor, hißte dort die dreifarbige Flagge auf. Auch nach dem Siege blieb der Stumpfsinn dieser Menschen unverändert. Hatten die Sicilianer nur Geringes gethan für ihre Befreiung, so war vollends hier Thatkraft und Leidenschaft allein zu finden in dem mazzinistischen Ausschuß Bertani's. Ein liberaler „Ordnungsausschuß" unter Tomasi leistete gar nichts, da die Mittelclassen sich nicht heraus wagten wider die herrschende Actionspartei. Bald erschien Mazzini selber, um seine Ernte einzuheimsen; noch wüster als in Sicilien hauste die Anarchie. Der Staatshaushalt war bisher der Stolz der Bourbonen; wie oft hatten ihre Getreuen höhnisch daran erinnert, daß Piemonts Staatsschuld im jüngsten Jahrzehnt um eine elfmal größere Summe gewachsen war als die Schuld Neapels.

Der Dictatur gelang in wenigen Monaten die gefüllten Cassen auszuleeren, und da der gutherzige General einige lästige indirecte Steuern aufhob, die Zölle durch den schamlosen Schmuggel thatsächlich beseitigt, von allen Abgaben allein noch die Grundsteuern bezahlt wurden, so begann hier eine Zerrüttung der Finanzen, die bis zum heutigen Tage fortwährt. Wieder wie in Sicilien drängten sich tausend gierige Neulinge in die Aemter, wieder fürchteten die Reichen für ihr Eigenthum; auch der Clerus murrte, weil Garibaldi einen Theil der Klöster aufhob und mit herausfordernden Reden noch kräftigere Streiche in Aussicht stellte.

Nur Eines stand fest in der grenzenlosen Verwirrung: der Dictator wollte die Vereinigung mit Oberitalien auf unbestimmte Zeit vertagen. In der einen Provinz verkündete man die neapolitanische Charte von 1820, in der anderen das Statut von Piemont, in den Abruzzen rotteten sich Banden zusammen zum Schutze des legitimen Königs. Und bald ward den Siegern die lehrreiche Erfahrung, daß auch der elendeste Staat, weil er ein Staat ist, noch einige Kraft besitzt zum Widerstand gegen die Mächte der Revolution. Die Truppen der Bourbonen versammelten sich um Capua und Gaeta, ihre Haltung hob sich ein wenig unter dem Einfluß der tapferen deutschen Königin, des einzigen Mannes an diesem Hofe. Der poetische Krieg ist zu Ende, meinte Garibaldi traurig; die Lage ward hochbedenklich für sein schlecht gerüstetes Heer.

Zugleich drohte ein neuer Krieg mit Oesterreich. Cavour, der wie alle seine Landsleute die Wehrkraft der Nation überschätzte, hoffte den ganzen Sommer hindurch auf die „Auferstehung der nationalen Seemacht in der Adria,“ schrieb an Persano, er solle sich rüsten die Tricolore auf den Wällen von Malamocco und San Marco aufzupflanzen. Noch weit gefährlicher erschien im Augenblicke die Söldnerschaar des Papstes. Wie nun, wenn im Kirchenstaate der lange vorbereitete Aufstand ausbrach, wenn La Moriciere und Garibaldi, die Schwarzen und die Rothen, im wüthenden Kampfe auf einander stießen und der Dictator im Rausche des Uebermuths sich auf Rom stürzte? Der Führer der rothen Hemden sah sich jetzt von der Demokratie aller Länder als Haupt und Held gefeiert, er sah die radikale Partei überall, vornehmlich in Genua, trotzig auf den Markt schreiten, und er trat selber der Regierung so herausfordernd entgegen, daß Cavour im August dem Könige erklärte: er müsse wählen zwischen ihm und Garibaldi,

zwischen der Monarchie und der rothen Revolution. Der König aber, der eine verwegene Romfahrt nicht ungern gesehen hätte, fand bald sein ruhiges Urtheil wieder und befahl dem Minister zu bleiben. Bald darauf versicherte der Dictator öffentlich, er wolle keine Versöhnung mit dem Verschacherer von Nizza, und forderte von dem König die Entlassung Cavour's, für sich aber die Statthalterschaft in Unteritalien auf ein Jahr. Ja, in einem Schreiben an die Sicilianer sprach er kurzweg seine Absicht aus, gegen Rom vorzugehen. —

Wahrlich, es ward hohe Zeit das Warten aufzugeben. „Wir sind entschlossen, schrieb der Graf am 26. August, die Bewegung nicht blos zu unterstützen, sondern sie zu leiten. Sobald die Stunde des Handelns kommt, werden wir nicht minder entschlossen, nicht minder kühn sein als die Bertani, aber mit der Kühnheit werden wir die Umsicht und die Vorsicht verbinden." Er faßte den Plan, mit einem raschen Schlage die Restaurationsarmee La Moriciere's zu vernichten, dann die Einverleibung des Südens zu vollziehen und also mit der Einheit Italiens zugleich das Ansehen der Krone zu retten. Er selber nannte später diesen kühnen Gedanken den besten Rechtsgrund seines Ruhmes; die Monarchie war verloren, wenn wir nicht rasch am Volturno standen! Am 28. August erschienen Farini und Cialdini zu Chambery vor dem Kaiser; sie stellten ihm vor, daß die legitimistische Armee der Curie seinen eigenen Thron bedrohe, daß Garibaldi den alten Gegner Napoleon's Charras herbeirufen wolle, daß der Zug gegen Venedig zur Nothwendigkeit werde, sobald Garibaldi auf Rom ziehe — und was solle dann werden aus aller bürgerlichen Ordnung, wenn nicht die Monarchie der Actionspartei den Dolch aus der Hand reiße? So umgarnt, in die Enge getrieben wagte Napoleon nicht Nein zu sagen; das berufene faites, mais faites vite, das man ihm damals in den Mund legte, hat er freilich nicht gesprochen.

Ein Anlaß zum Einrücken in das päpstliche Gebiet ließ sich leicht schaffen bei der fieberischen Aufregung der Bevölkerung. Nach geheimer Abrede mit dem Turiner Cabinet *) erhoben sich am 6. Sept. die Patrioten in Umbrien und den Marken, ihre Abgesandten flehten den König um Hilfe. Fünf Tage darauf brachen die Piemontesen in den Kirchenstaat ein, durch die Kämpfe von Castelfidardo und Ancona wurden die Söldner des Papstes

*) Dies ergiebt sich aus Cavour's Briefe vom 31. August bei Persano, diario privato-politico-militare, Torino 1870. II. 89.

vernichtet, und die Gräuelthaten, welche dies Glaubensheer noch kurz vor seinem Untergange zu Fossombrone beging, verkündeten laut, von welcher Pest Italien befreit war. Mit Recht nannte der König diese Ansammlung heimathlosen Gesindels im Herzen Italiens „eine neue und seltsame Form fremder Einmischung und die schlimmste von allen." — In überschwänglichen Worten pries Cavour die junge Flotte, die sich durch die Beschießung von Ancona als die würdige Erbin der glorreichen Seemacht von Genua und Pisa bewährt habe. Die alte Waffenlust des Piemontesen war erwacht. Der große Staatsmann wußte, daß Italien des kriegerischen Ruhms bedurfte; nur glänzende Waffenthaten konnten dem werdenden Staate nachhaltigen Nationalstolz und eine geachtete Stellung unter den Völkern schaffen. Als Persano nach der Einnahme von Ancona Nachts in Turin ankam, wartete der Minister selber auf dem Bahnhof, umarmte freudestrahlend den zweifelhaften Helden, bestürmte ihn mit Fragen, konnte sich nicht satt hören an den Großthaten italienischer Tapferkeit. Am nächsten Morgen beim amtlichen Empfange war Cavour's erstes Wort: „Jetzt vor allem Anderen — die Belohnungen"; dann ließ er sich von dem Admiral die Namen der Offiziere, die sich hervorgethan, in die Feder diktiren.

Ein Rundschreiben des Grafen, das er selbst „mehr einen Zeitungsartikel als eine Note, mehr für das Publicum als für die Cabinette bestimmt" nannte, rechtfertigte das Wagniß des umbrischen Feldzugs. Der Kaiser, nur halb gewonnen, rief seinen Gesandten aus Turin ab. Die Piemontesen aber umgingen sorgsam das von den Franzosen besetzte patrimonium Petri, und der Graf griff wieder zu seiner nie versagenden Waffe. Er berief das Parlament und legte am 2. October einen Bericht vor, der kurz und schlagend die Frage des Augenblicks dahin zusammenfaßte: Garibaldi will die Revolution verewigen, wir wollen sie schließen. Die ungeheure Mehrheit der Norditaliener betrachtete längst besorgt das phantastische Treiben der Actionspartei; das Parlament billigte das Verhalten der Regierung und beschloß, daß die Südprovinzen über die Einverleibung abstimmen sollten. Inzwischen hatte die königliche Armee mit dem Südheer sich vereinigt und die bourbonischen Truppen am Volturno geschlagen. Darauf kam der König selbst in den Süden „nicht um meinen Willen Euch aufzudrängen, sondern um dem Eurigen Achtung zu verschaffen." Pallavicino und alle Gemäßigten in Garibaldi's Umgebung erkannten

jetzt, daß die Rolle des Dictators ausgespielt sei. Und der hochherzige Mann that, was Cavour vorausgesagt: nach einem Gespräche mit dem Könige zog er heim auf seine Ziegeninsel. Das Volk des Südens beschloß die Vereinigung mit dem Norden, und triumphirend schrieb der Graf am 9. November nach Berlin: „Wir haben nichts zu verbergen, nichts zu verleugnen; wir sind Italien, wir handeln in seinem Namen, aber zugleich sind wir die Ermäßiger der nationalen Bewegung, die Vertreter des monarchischen Princips."

Wie schwer die Höfe diese neue Sprache verstanden, das lehrten die Botendienste, die unser Dampfer Loreley den Bourbonen leistete, und das drohende Verweilen des Admirals Tinan mit der französischen Flotte vor Gaeta. Zuletzt ahnten die Mächte doch, daß der verwegene Revolutionär in Turin der conservativen Sache diente. Gaeta fiel, von den Franzosen preisgegeben; der Satz „Italien gehört den Italienern" ward stillschweigend anerkannt. An den tapferen Männern des Südheeres aber wurden die Sünden der Actionspartei allzu hart bestraft. Mit der Verachtung des Berufssoldaten sah der piemontesische Offizier auf diese Freischaaren herab; Cavour selbst war leidenschaftlich erbittert über die vielen unnützen Gesellen, die Garibaldi in sein Offiziercorps aufgenommen hatte. So wurden denn die Truppen aufgelöst, während man die unerprobten Regimenter Mittelitaliens geschont hatte — aufgelöst hier am Volturno, auf diesem Boden, den sie mit ihrem Blute genetzt. Ein unbegreiflicher Mißgriff inmitten eines schon leise murrenden Volkes. War es nicht schon bedenklich genug, daß bei der Abstimmung 10600 Neapolitaner Nein sagten? Nun kamen die Beamten aus Piemont, um den Schutt, den der Dictator aufgethürmt, hinwegzuräumen. Nun kam der König und mißfiel: an solche schlichte soldatische Derbheit wären die Gaffer von Neapel nicht gewöhnt. Und galt denn das Wort „Neapel sehen und sterben" gar nichts mehr? mußte die größte Stadt Italiens nicht die Hauptstadt des Reiches werden? — Die seligen Tage, da die helle Freude eines freien Volkes an den Gestaden des Arno jauchzte, wiederholten sich nicht in Großgriechenland. Die Schuld, welche auf jeder, auch auf der gerechtesten Revolution lastet, begann schon sich zu rächen.

Die letzte Feste der Bourbonen war soeben gefallen, als der König am 18. Februar 1861 das erste Parlament des Königreichs Italien eröffnete. Nicht blos die Gedankenlosen jubelten, auch ernste

Männer blickten mit Stolz zurück auf die durchmessene weite Strecke Weges; tausend Augen suchten die Stelle neben dem Throne, wo der Schöpfer des Staates stand. Die Thronrede sagte: „Unter anderen Umständen war mein Wort kühn. Aber die Weisheit besteht nicht minder im Wagen zur rechten Zeit als im Warten zur rechten Zeit. Ich habe nie gezögert, mein Leben und meine Krone für Italien zu wagen; doch Niemand hat das Recht, Dasein und Geschick einer Nation auf das Spiel zu setzen". Das goldene Zeitalter der Revolution war zu Ende, ein harter prosaischer Werkeltag brach an, der aus diesen Trümmerstücken verkommener Staaten eine Nation schaffen sollte. Italien ist auferstanden, klagte Azeglio, die Italiener sind es nicht.

Und hier erkennen wir die Grenzen von Cavour's Begabung; hier stehen wir vor der demüthigenden Einsicht, wie unermeßlich groß die Idee des Staates ist und wie klein selbst die gewaltigste Manneskraft neben der tiefsinnigen Vielseitigkeit des Gemeinwesens. Soweit die Erinnerung der Geschichte reicht, hat vielleicht nur der einzige Julius Cäsar alle Zweige des Staatslebens zugleich mit schöpferischer Kraft umfaßt*). Selbst Friedrich, der als Diplomat und Feldherr bis an die Grenzen des Menschlichen sich erhob, der Rechtspflege, der Bewegung des Gedankens neue Bahnen brach, hat in der Staatsverwaltung — obschon im Einzelnen mannichfach bessernd und mildernd — doch nur das System seines Vaters aufrecht erhalten, das auf vier Augen stand und dicht hinter den beiden Meistern zusammenbrach. Desgleichen Stein, ein unvergleichlich schöpferischer Kopf in der Verwaltung, wußte für die Verfassung Deutschlands nur in raschem Wechsel unmögliche Pläne zu entwerfen. So war auch Cavour genial nur als Diplomat, als parlamentarischer Führer und als Volkswirth; im Finanzwesen gedankenreich aber leichtsinnig; über die folgenschwere Frage der Verwaltungsorganisation sprang er mit einigen guten Einfällen hinweg, und an die Heilung der schweren sittlichen Leiden seines Volkes dachte er nicht mit dem heiligen Ernst, der dem Staatsmanne geziemt.

Das Zusammentreffen der deutschen und der italienischen Revo-

---

*) Ich lasse diese harmlosen Sätze, die lediglich eine unbestreitbare, hundertmal in der Geschichte wiederkehrende Thatsache constatiren, unverändert wieder abdrucken, obgleich Karl Lammers (Deutschland nach dem Kriege S. 8.) sie der politischen Mystik zeiht. Wer wie dieser treffliche Volkswirth „den Staat auf gleiche Linie mit anderen Versicherungsanstalten setzt," dem muß allerdings der geistige Gehalt des Gemeinwesens, der res publica der Alten, ein unfaßbares Geheimniß bleiben.

lution wird dereinst eine der fruchtbarsten Parallelen der Geschichtsphilosophie bilden, und vornehmlich dieser Gegensatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Massenbewegung, wie überlegen die Deutschen in der geordneten politischen Action. Dort eine Nation von Verschwörern, hier ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um seine schwere Kraft zu bewähren. Sehr klein erscheint die unthätige Haltung der Hannoveraner, der Sachsen, der Schleswigholsteiner während des deutschen Krieges gegenüber dem patriotischen Muthe, der nach dem Frieden von Villafranca die Toscaner beseelte. Aber wie schrumpfen die immerhin ehrenwerthen Thaten des italienischen Heeres zusammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Ueberlegenheit nordisch-protestantischer Bildung und Arbeitskraft hervor: so tief die Sachsen von 1866 unter den Toscanern von 1859 standen, so hoch stand der erste norddeutsche Reichstag über dem ersten italienischen Parlamente.

Und wahrlich die Aufgabe dieses Parlaments war fast unlösbar schwer. Hier galt es nicht, wie in Deutschland, kleine Nebenlande einem mächtigen, festgefügten Staate anzugliedern, sie zu erfüllen mit dem Geiste des Kernlandes; hier galt es aus losem Geröll einen neuen Staat zu schaffen. Wohl versuchte Cavour den Schein einer historischen Continuität, einer piemontesischen Staatsüberlieferung aufrechtzuhalten. Der König nannte sich, zum Aerger der Radikalen: Victor Emanuel der Zweite, und im Senate überwog der piemontesische Stamm. Aber in einem Abgeordnetenhause, das unter 443 Abgeordneten nur 83 Vertreter der alten Provinzen zählte, erfüllte sich ganz von selber das thörichte Verlangen der Actionspartei: Piemont muß verschwinden! Wie berauschend klang das Wort begeisterter Piemontesen: „wir wollen handeln gleich unserem Pietro Micca, der sich selber in die Luft sprengte um das Vaterland zu retten!“ — und wie schmerzlich sollte die Nation, da der Rausch verflog, erfahren, was es heißt, einen Staat auf das Nichts zu gründen. Der verwegene Minister hatte keck ein Anlehen von der Zukunft gefordert, aus sieben Mittelstaaten einen Einheitsstaat zusammengeschweißt, während dies Unternehmen doch die bereits entwickelte Macht eines Großstaates voraussetzte. Nun das Wagniß über Nacht gelungen war, fehlten überall die wirthschaftlichen und die geistigen Kräfte.

Das schwere Werk der Organisation erforderte die genaue Sach-

kunde von Fachmännern, von Specialitäten. Es liegt aber tief in den schönsten Charakterzügen dieses halbantiken Volkes begründet, daß Fachmänner dort seltener gedeihen als im Norden. Der Italiener ist nicht ein Schneider, ein Schuster; er macht, er spielt den Schneider, fà il sartore, wie seine Sprache bedeutsam sagt, er verkrüppelt fast nie unter dem Geschmäckchen seines Berufes, bleibt ein schöner, stattlicher Mensch, aber er giebt sich auch seinem Amte selten so mit ganzer Seele hin wie der Nordländer. Und wie sollten gar politische Fachmänner sich bilden unter dem Regiment der Erzherzoge? Wacker hatten die Signoren Norditaliens ihren Mann gestanden als Verschwörer und als Soldaten; in den nüchternen Geschäften des Parlamentes, sobald man statistische Tabellen lesen, über den Geschäftskreis der sindaci ein Urtheil fällen sollte, zeigten sich die Meisten als Dilettanten, der Arbeit ungewohnt, sehr geneigt, nach Franzosenart mit einem Witzwort, einem concettino, über ernste Dinge hinwegzuhüpfen. „Die auswärtige Politik ist der wahre Angelpunkt des Lebens der Völker" — so lautet ein in vielen italienischen Schriften wiederkehrender Gedanke, der die nationale Meinung ausspricht. Lediglich diese „große Politik", das zugleich schwierigste und der Phrase zugänglichste Gebiet der Staatskunst, schien vornehmer Männer würdig. Nur einzelne Staatsmänner saßen im Hause, diese Wenigen waren schier durchweg Piemontesen und darum schon den Vertretern des Südens verdächtig. Der Graf sah sich gezwungen, in das erste italienische Cabinet fast allein Nichtpiemontesen aufzunehmen, und seine Wahl fiel nicht durchgängig auf würdige Männer.

Zudem lag noch der Rausch des Sieges über den Köpfen. Wer fragte nach der Prosa der Verwaltung, so lange Venedig, Rom und Wälschtyrol noch den Fremden gehorchten? Warum sollte des Grafen glückhafte Hand die Tricolore nicht bis auf den Kamm des Brenners tragen? War doch in Trient und Roveredo die italienische Gesinnung unzweifelhaft; auch um Bolzano und Merano (wie die Italianissimi unsere ehrlichen deutschen Städte nennen) hatte die Faulheit der Deutschen und der Wälschen sparsamer Fleiß der Eroberung emsig vorgearbeitet. Cavour erlag schier der Sorge, wie er diese glühenden Begierden der Nation zügeln und dem kaum geborenen Staate die Anerkennung der großen Mächte erwerben sollte. „Die Zeit, schrieb er warnend, ist der mächtige Bundesgenosse der Vernunft und des Fortschritts. Laßt uns nicht die Zukunft gefährden, indem wir allzu eilfer-

tig das Ziel zu erreichen suchen, zu dem uns die eigene unwiderstehliche Kraft unserer Grundsätze unfehlbar führen muß!“ Von solchen Leidenschaften umringt wollte der Graf um Alles nicht die treue Mehrheit im Parlamente zerspalten. Auch die Wahlen bekundeten das Leiden des neuen Staates, die Krankheit der Illusionen. „Wir haben ja Cavour“, sagte man fröhlich, wählte unbedacht Jeden, der in den jüngsten Monaten patriotische Hingebung gezeigt: und aus den Urnen ging eine Schaar hervor, angethan mit der Livree Cavour's — wenn man den Bildern der radikalen Witzblätter glauben durfte. Nur Einzelne aus Piemont, Mehrere aus dem Süden hielten die rothe Farbe. Um diese ergebene und doch bunt gemischte, leicht zu mißleitende Mehrheit, die Stütze seiner auswärtigen Politik, nicht zu verlieren, beging Cavour in den inneren Fragen einen folgenschweren Fehler.

In keinem Staate schien das Problem der Selbstverwaltung so leicht wie hier zu lösen. Das Königreich zählte nur 7720 Gemeinden, jede im Durchschnitt von 2821 Köpfen bewohnt. Da Italien einen Gegensatz von Stadt und Land kaum kennt und noch von den Römerzeiten her gewohnt ist, kleine Ortschaften mit benachbarten Städten zu vereinigen, so konnte es nicht schwer fallen, die ganz unbedeutenden Gemeinden, welche zumeist in den geduldigen Provinzen des Nordens lagen, zusammenzuschlagen und dergestalt etwa 6000 lebenskräftige Communen zu schaffen — ein glänzendes Gegenbild zu den 40,000 ohnmächtigen Gemeinden der Franzosen. War doch der alte Municipalstolz nirgends ganz erstorben. Ebenso einfach schien der Gedanke, das Reich in etwa acht Regionen zu zerlegen. Mit vollem Rechte nannten die Mailänder die Hauptstadt der Lombardei ein subcentro; auch Toscana, Ligurien, die Emilia bildeten natürliche Einheiten, durch große Erinnerungen und bedeutende wirthschaftliche Interessen verbunden, von je einer mächtigen Stadt überherrscht; sie vermochten sehr wohl eine gesunde landschaftliche Eigenart zu behaupten. Von den Regierungsbezirken, den Provinzen, ließ sich eine selbständige Lebenskraft nicht erwarten. Wohl war die Provinz in dem größten Theile des Reiches ein althistorischer Körper, der erweiterte Stadtbezirk; aber offenbar bedeuteten die acht Provinzen Piemonts und der Insel in dem alten Königreich Sardinien etwas Anderes, als die 59 neuen Provinzen in dem Königreich Italien bedeuten konnten. Zu klein, um gegen die Bureaukratie der Reichshauptstadt einen Willen zu behaupten, zu groß, um den Einwohnern ein festes nachbarliches Zusammenhalten zu gestatten, blieb

die Provinz ein rein bureaukratischer Verwaltungsbezirk — gleich dem französischen Departement, dem ihr Umfang nahe kam — wie geschaffen für das Vaterauge eines Präfekten; und wirklich stand in Norditalien schon ein Präfekt an ihrer Spitze, darunter ein Geschwader von Unterpräfekten, zumeist träges, unbrauchbares Volk. Sollte der abschüssige Weg französischer Centralisation vermieden werden, so bedurfte man der Regionen, welche, gleich den preußischen Provinzen mehrere Regierungsbezirke umfassend, an Vermögen und geistigen Kräften genug besaßen, um dem Staatsbeamtenthum einen Theil der Verwaltungsgeschäfte abzunehmen.

Doch leider fehlte dem Volke noch gänzlich der geduldige politische Arbeitsmuth, welcher allein eine ernste Selbstverwaltung tragen kann. Die Nation war von Alters her gewohnt die Staatsgewalt als einen Feind zu betrachten; nicht mit einem Schlage konnte sie den Entschluß finden, selbstthätig bei den Geschäften des befreiten Staates Hand anzulegen. Die gesammte Gedankenarbeit des jüngsten Jahrzehnts war auf die Unabhängigkeit Italiens gerichtet; über Verwaltungsfragen hatte Niemand nachgedacht. Was jetzt darüber geschrieben ward, offenbarte nur klägliche Unkenntniß, sklavische Abhängigkeit von französischen Ideen. „Nehmen wir den Hut ab, rief La Farina begeistert, vor dem Präfektensysteme des ersten Consuls, das so vielen und furchtbaren Stürmen widerstanden hat.“ Ihm fiel nicht ein, den Spieß umzukehren und zu fragen, ob nicht gerade in dieser unwandelbaren despotischen Verwaltungsordnung der letzte Grund der Unfreiheit Frankreichs zu suchen sei.

Allerdings versteckten sich hinter dem Verlangen nach Decentralisation gefährliche particularistische Pläne. Der thörichte Wunsch, den alten Kleinstaaten ihre gewohnten Steuern zu erhalten, war weit verbreitet unter den Regionalisten. Toscana vornehmlich, das Hannover des Königreichs Italien, verwöhnt durch die Schonung, die der Staat seinem Liebling erwies, stolz auf eine nicht unbrauchbare Gesetzgebung, wollte von seiner Autonomie wenig aufgeben, wollte als die Lehrerin der Piemontesen in das Gemeinwesen eintreten. Auch bureaukratische Herrschsucht trieb ihr frivoles Spiel mit dem Plane der Regionen. Das despotisch geschulte sechsfache Beamtenheer, das zu den piemontesischen Beamten hinzutrat, verstand den Gedanken der Decentralisation nach der Weise des Bonapartismus dahin, daß die Bureaukratie, unbelästigt von dem Minister, in den Regionen nach Gutdünken ihr Wesen führen

sollte. Wie viel bequemer schien es doch, sechs oberste Verwaltungshöfe wie bisher beizubehalten, statt sich einem Staatsrathe, einem strengen gemeinen Verwaltungsrechte zu unterwerfen! — Trotz alledem, wenn ein Cavour seine ganze Kraft für das Regionalsystem Farini's einsetzte, so mußte der gesunde Kern des Gedankens durch alle Trübungen und Fälschungen hindurch gerettet werden. Im Sommer 1860, als Farini den Plan einer Commission unterbreitete, schien noch Jedermann einig. Aber bald rächte sich, daß Piemont im letzten Jahrzehnt für die Reform seiner eigenen Verwaltung nur wenig gethan hatte. Sobald man in die Einzelheiten einging, schien nichts mehr brauchbar von der alten Ordnung, man stand vor der Nothwendigkeit eines Neubaues. Hundert Pläne und Zweifel erwachten, auch subalterne Bedenken: waren nicht Umbrien und die Marken zu klein für eine Region?

Mitten hinein in diese schwankende Stimmung fiel nun die unheilvolle Eroberung des Südens. Noch war Gaeta nicht erobert, und die Neapolitaner murrten schon, weil sie arbeiten, Steuern zahlen, im Heere dienen sollten. Alles eiferte wider die piemontesischen Beamten, deren ernster Ordnungssinn doch ein Segen war für die Unzucht des Südens, und bald begannen die Briganten in den Abruzzen ihr Blutwerk im Namen des legitimen Königs. Ein Statthalter nach dem andern ging hinüber, das Chaos zu ordnen — noch bei Cavour's Lebzeiten drei: Farini, der Prinz von Carignan, Graf Ponza di San Martino — und alle kehrten heim, vernutzt, mit Schimpf beladen, weil sie die Meisterlosen nicht bemeistern konnten. War es rathsam, dies unbotmäßige Land unabhängig hinzustellen? die Insel Sicilien durch eine selbständige Verwaltung in ihrem Sonderleben noch zu bestärken? Nur eine durchgreifende Centralgewalt schien im Stande, solchen Mächten des Unfriedens die Stirn zu bieten. Niemand forderte lauter die stramme Centralisation als die tapferen Emigranten des Bourbonenstaates. Um Gottes willen, schließet diese Regierungskloaken von Neapel und Palermo, schrieb La Farina. Dem Wackeren graute vor dem Gedanken, daß das alte System zurückkehren könne; die blutigen Gespenster der Restauration von 1799 schritten durch seine Träume. Gleich ihm dachte Poerio, der Dulder aus Neapel, und auf die Stimmen dieser Eingeborenen legte die Regierung, befangen in einem fast unvermeidlichen Irrthum, allzu viel Gewicht. Hatte man bisher den centralisirenden Eifer der Piemontesen gefürchtet, so schlug man jetzt die Gefahr des Föderalismus, des Zerfalles höher an, zumal da auch in Norditalien der alte Stammeshaß

sich wieder häßlich regte. Selbst Ricasoli, der stolze Toscaner, begann irr zu werden an seinem Ideale. Der Gedanke der Regionalisten wurde allmählich ausgebeint; in den neuen Entwürfen, welche Minghetti dem Parlamente vorlegte, erschienen die Regionen schon nur als ein Uebergangszustand — und doch bedurfte Italien einer dauernden Ordnung.

Der Graf, vertieft in seine auswärtigen Pläne, erkannte nicht die ungeheure Bedeutung der Frage. Er wünschte die Regionen, mochte jedoch um ihretwillen nicht die Cabinetsfrage stellen, nicht die Centralisten der Mehrheit verletzen. Er ließ diese schweren Dinge gehen und — starb darüber. So geschah es, daß ein Parlament, welches die Selbstverwaltung ehrlich wollte, zuletzt das Gegentheil des Gewollten beschloß. In der Nation herrschte der französische Liberalismus vor, welcher die Freiheit allein in der Erweiterung des Stimmrechtes suchte. Die bureaukratische Trägheit gab endlich den Ausschlag: das Präfektensystem, das unter dem Ministerium Rattazzi in der Lombardei und in Piemont neu geordnet und seitdem von allen freien Köpfen verwünscht worden, erstreckte sich bald nach Cavour's Tode über das ganze Königreich. Also entstand eine Verwaltung, welche alle Mängel der französischen Bureaukratie in sich vereinigte — doch nicht ihre Vorzüge: Schlagkraft und Pünktlichkeit. Der Präfekt hatte nicht wie in Frankreich die gesammte Verwaltung unter sich, er war nur ein Organ des Ministeriums des Innern, stand in ewigem Kampfe mit den Mittelstellen der anderen Departements.

Wieder liefen die Stellenjäger Sturm auf die neuen Aemter; wohlbestallte Agenten vermittelten den Schacher. Ein Heer von Beamten mit unklarer Competenz regierte und regierte, gefährlicher durch Unfleiß und Unordnung, als durch den mehrfach hervortretenden Schmutz der Corruption. Alle Bürgermeister ernannte der König. Wollte die entlegenste Gemeinde auf Sicilien eine Verordnung über die Abfuhr des Straßenschmutzes erlassen, so mußte zuvor der Staatsrath ein Gutachten, der König seine Genehmigung ertheilen. Die Freiheit der Regierten, ihr Antheil an den Staatsgeschäften bestand in dem Rechte, von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wahlurne zu werfen. Bald murrte der kleine Mann in der Lombardei, gewöhnt an die despotische, doch geordnete Verwaltung der Oesterreicher: wenn morgen der Tedesco wieder käme, so würden wir ihm die Stiefeln küssen! — und nur sieben Jahre nach dem Falle des Regionalsystems mußte das Parlament abermals über die Reform der Verwaltung berathen. Uns Deutschen ist heilsam, aus diesen traurigen Wirren zu lernen, daß allein die Selb-

ständigkeit starker Provinzen den nationalen Einheitsstaat bei frischer Gesundheit zu erhalten vermag; desgleichen zu lernen, welcher thätigen Wachsamkeit ein Volk bedarf, um sich zu schützen vor der Alleinherrschaft der Bureaukratie, die in allen Lebensgewohnheiten der modernen Gesellschaft eine gewaltige Stütze findet. Gewiß sind die Gebrechen der preußischen Verwaltung mit den Sünden der italienischen nicht zu vergleichen; aber unser Volk stellt auch strengere Anforderungen an seine Beamten, und sollte die Amtsordnung einer überwundenen Epoche in dieser neuen Zeit starrsinnig aufrechtbleiben, so wird auch über den deutschen Staat eine schwere Krankheit hereinbrechen. —

Und so viele andere Wunden, die der Despotismus geschlagen, bedurften noch der Heilung! Man zählte 18 Universitäten und über 14 Millionen analfabetti (natürlich, daß die Sprache für diese gewaltige Masse von „Nicht-ABC-Schützen" auch einen geläufigen Namen besaß). Deutlicher läßt sich die einseitige, den technischen Berufen entfremdete Bildung der höheren, die Verwahrlosung der niederen Stände nicht schildern. Wohl war der analfabetto von der Wahlurne ausgeschlossen (denn in Sachen des Wahlrechts blieb Cavour ein fester Altliberaler, er ließ das allgemeine Stimmrecht nur für außerordentliche Fälle der Staatsumwälzung gelten); aber schon die Unterschrift des Namens galt als Beweis der Gelehrsamkeit. Immerhin blieb es ein Ehrenzeugniß für den gesunden natürlichen Verstand der Nation, daß eine so wenig gebildete Wählerschaft so viel Mäßigung gezeigt hatte. Wie herrlich war doch trotz aller Kümmernisse dies Erwachen eines großen Volkes! Wie viele längst verschüttete Quellen des Gemeinsinnes begannen zu springen, nun das Leben wieder einen Werth besaß! Wie eifrig sorgten die großen Communen, nach Mailands Vorgang, für ihre Schulen! Selbst die Hoffnung auf den Süden war nicht aufzugeben, gerade weil die unglücklichen Länder so verwüstet dalagen, so ganz unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen. Man hatte Aufstände zu befürchten und den grausamen Brigantenkrieg zu führen, doch wohl oder übel, der Süden mußte sich der überlegenen Gesittung fügen. Hier drohte nicht die düstere Gefahr, welche vier Jahre lang über dem Süden Deutschlands hing und schließlich nur durch den Segen eines heiligen Kriegs, einer lauteren Volkserhebung beseitigt wurde: die Gefahr, daß ein Theil der Nation, befriedigt in einem behaglichen, selbstgefälligen und doch tief unsittlichen Sonderleben, seine tausendjährige Verbindung mit dem großen Vaterlande allmählich aus baarer Faulheit auflöse. —

Doch der Weg zur Einheit führt überall nur durch herbe Enttäuschungen. Man kannte einander wenig, und als die Nation ein Bewußtsein ihrer Kräfte erhielt, da zeigten sich die socialen Verhältnisse nicht günstig. Es gab der Signoren, der großen Kaufherren und der kleinen Pächter viele, aber der eigentliche Mittelstand, die Grundlage des modernen Volkswohlstandes, war nicht zahlreich, und welche Hemmnisse stellte nicht schon das Klima Süditaliens der Industrie der Fabriken entgegen! Der plötzliche Uebergang aus dem Prohibitivsystem zu der Handelsfreiheit Piemonts erweckte laute Entrüstung unter den Schutzzöllnern von Neapel, verwirrte viele Vermögen. Die Vorarbeiten begannen für einen Lieblingsplan der Jugend Cavour's, für den Bau der Eisenbahnen bis an die Ferse des Stiefels, bis Brindisi. Man betrieb rasch das Werk der Einigung in allem Nöthigen — so im Münzwesen, in den Verkehrsanstalten — und wohl auch im Unnöthigen. Das ließ die schnellfertige Logik der Romanen sich nicht nehmen, daß fünf bürgerliche Gesetzbücher in Einem Staate ein Unding seien; sogleich trat eine Commission zusammen, über einen neuen Codex zu berathen.

Ein unschätzbares Band der Einheit blieb das Heer. Cavour fühlte dies lebhaft; er berief den fähigsten Soldaten Italiens, General Fanti, in das Kriegsministerium und stand seitdem mit dem alten Freunde La Marmora auf gespanntem Fuße. Wohl war die militärische Tüchtigkeit der Truppen arg gesunken, seit man, thöricht genug, auch die Regimenter der Bourbonen aufgelöst und überall neue Cadres zu bilden hatte. Kein Wunder, daß die tapferen Oesterreicher fünf Jahre darauf als Sieger den wälschen Boden verließen. Aber in dem Heere lernten die Barbaren aus den Abruzzen die Elemente menschlicher Gesittung, das verweichlichte Stadtvolk Zucht und Pünktlichkeit, der dumme Haß der Landschaften schliff sich ab, und vor Allem, das köstliche Gut einer gemeinsamen Umgangssprache ward auch dem gemeinen Soldaten zu Theil. Aus den Parlamentsberichten und Correspondenzen der Italiener mögen die bequemen Philister in Nassau und Frankfurt, die über das fremde preußische Wesen jammern, zu ihrer Tröstung lernen, wie leicht und behaglich sich bei uns der Uebergang in die neuen Zustände vollzieht. Welche Sorgen regten sich den Turiner Staatsmännern bei platt alltäglichen Dingen; welche Bedenken, wenn man Gensdarmen in eine verkommene Provinz senden mußte, und den heimischen war nicht zu trauen, die auswärtigen verstanden nicht den Dialekt des Landes.

Und wie verächtlich erscheint das Murren der reichen schleswig-holsteinischen Steuerzahler, wenn wir vergleichen, was den Italienern ihre Freiheit kostete! Auch der deutsche Krieg hat, wie jeder Krieg, massenhafte Capitalien zerstört, doch die vorübergehende Verlegenheit der norddeutschen Finanzen war ein Kinderspiel neben dem Jammer, der in Italien sich aufthat. Auf diesem Gebiete wurde der Mangel an Fachmännern am härtesten fühlbar. Jedermann hing noch an dem Wahne — dem auch wir Deutschen vor dem Kriege alle huldigten — daß die Kleinstaaterei kostspielig sei. 573 Millionen im Jahre verschlang der siebenfache Despotismus; mußte nicht die Nation jetzt große Summen ersparen, da vier Höfe hinwegfielen und der Vorschlag, die entthronten Fürsten zu entschädigen, in dem erbitterten Volke kaum geäußert werden durfte? Wunderbar günstig lauteten die Berichte der hohen Beamten aus Mittelitalien; der Abgeordnete Galeotti rief noch in der zweiten Auflage seines Buches über das erste italienische Parlament glückselig aus: „niemals hat eine Nation sich wohlfeiler constituirt.“ Auch der tüchtigste Volkswirth des Hauses, der Venetianer Pasini, ein alter tapferer Genosse Manin's, theilte den allgemeinen Irrthum.

Sobald man die sieben Budgets in eines verschmolz, ergab sich zuvörderst, daß kleine Staaten, weil sie nichts leisten, wohlfeil regieren; von den Forderungen, welche das unentbehrliche Militärbudget eines Großstaates stellte, ließ sich das Stillleben von Parma und Toscana nichts träumen. Und was hatte nicht die Schwäche der provisorischen Regierungen zusammengesündigt! Da waren verhaßte Steuern abgeschafft, kostspielige Eisenbahnen und Unterrichtsanstalten, auch viele Schulden der Provinzen dem Staate überwiesen, dagegen Domänen und Renten des Staates an die Gemeinden abgetreten, die Ausgaben ins Unendliche gesteigert, um jeden begehrlichen Wunsch der Gesellschaft zu befriedigen. Dazu diese Schaaren von Beamten; die höheren Stellen mäßig, die niederen hoch besoldet, da Italien eine abgesonderte Carriere der Subalternen nicht kannte. Hunderte glücklicher Stellenjäger mußten mit Ruhegehalt entlassen und leider sofort ersetzt werden, weil das siegreiche Beamtenthum in den provisorischen Regierungen dafür gesorgt hatte, daß man die neuen Amtsstellen nicht aufheben durfte. Der geheime Staatshaushalt des Despotismus ließ die Provinzen ohne Kenntniß von der Schwere ihrer eigenen Belastung; daher rief jetzt Alles nach Steuerausgleichung, jede Provinz hielt sich für überbürdet — bis sich zuletzt fand, daß nicht Piemont, wie man ge-

glaubt, sondern die Lombardei bisher die höchsten Steuern gezahlt hatte. Auch das Parlament zeigte geringe Neigung, die Budgets ernsthaft zu prüfen, noch geringere zur Steuerbewilligung. Cavour trat freilich solchen Thorheiten muthvoll entgegen: eine mathematisch genaue Ausgleichung der Steuerlast sei unmöglich, auch solle man als den obersten Grundsatz der neuen Finanzpolitik betrachten das Kernwort: „es ist nöthig zu zahlen und viel zu zahlen". Er warnte dringend vor leichtfertigem Schuldenwesen; doch bedrückt durch die Arbeitslast seiner diplomatischen Geschäfte, ahnte auch er nichts von der schrecklichen Zerrüttung des Haushalts. Im April mußte der Finanzminister bereits vorschlagen, in das neue Große Buch des Königreichs sogleich wieder eine Anleihe von 500 Millionen einzuschreiben, und Bastogi verlangte jetzt neue Steuern als ein Band der Staatseinheit. Doch erst nach Cavour's Tode kam die volle Wahrheit an den Tag: das Reich hatte 3 Milliarden Schulden und für das Jahr 1861 ein Deficit von 500 Millionen.

Unter solchen Sorgen verstummte bald das noch in dem glücklichen Parlamente von 1860 oft gehörte Pathos allgemeiner Beredsamkeit, wozu den Italiener die Melodie seiner Sprache so leicht verführt. — Cavour empfand schmerzlich, daß der Hof ihm keinen Rückhalt bot. In den Tagen des Friedens begannen die wüsten und rohen Neigungen, die in der Seele des Königs lagen, sich wieder behaglich auszurecken — ein böses Unglück für ein Herrscherhaus, das sich die Achtung seines Volkes erst erwerben sollte. Der Graf schonte behutsam die zweifelhaften Freunde, half dem behenden Rattazzi in den Präsidentenstuhl. Er bedurfte der Genossen, denn die Actionspartei verfolgte mit begreiflicher Wuth den Mann, der ihr das Messer aus der Hand gerungen. Schändliche Lügen traten mit höchster Sicherheit auf: bald sollte Sicilien, bald Sardinien und Ligurien an Frankreich verkauft sein. Schändliche Lügen, sage ich; denn hätte Garibaldi wirklich, wie seine Freunde behaupteten, die Beweise für diesen Handel in Händen gehabt, so wären sie sicher längst veröffentlicht. Wie? Diese Actionspartei, welche heute dem Herausgeber der Briefe La Farina's jede Mittheilung verweigert, damit die Welt nicht erinnert werde an den alten Bund der Radikalen und der Gemäßigten — sie sollte aus Zartgefühl Papiere zurückhalten, die dem Ansehen der Constitutionellen den Todesstoß geben könnten? Täglich schroffer schieden sich die Parteien: die Piemontesen und die in Turin geschulten Flüchtlinge auf der einen, die in der Fieberluft des Despotismus herangewachsene radikale Jugend

auf der anderen Seite. Schon wagte man im Parlamente den Antrag, den Hinterlassenen eines Meuchelmörders, der sich einst an dem Bourbonenkönig vergriffen hatte, solle eine Nationalbelohnung gewährt werden. Und diesen unheimlichen Leidenschaften stand doch eine wahrhaft conservative Partei nicht gegenüber, denn auch Cavour's Freunde fühlten, die Einheitsbewegung sei noch nicht am Ziele. — Die Radikalen verlangten „das Recht der Initiative" für die Revolution; traurige Gesellen, die vor drei Jahren noch die Einheit Italiens als einen Narrentraum verlacht, ziehen jetzt den Grafen der Feigheit, weil er einen Freischaarenzug gegen Venedig und Rom nicht dulden wollte. Er selber hatte noch vor neun Monaten auf einen venetianischen Feldzug für dieses Frühjahr gehofft; wie jetzt die Dinge standen, inmitten der Wirren der Organisation des neuen Staates, lag die Nothwendigkeit ruhiger Sammlung auf der Hand. Was der Graf im vergangenen Sommer dem König erklärt hatte, das wiederholte er nun im April vor dem Hause: man müsse wählen zwischen der Kriegslust der Actionspartei und seiner Politik, die nur im Einverständniß mit den großen Mächten in Venedig einziehen wolle.

Welch ein erschütternder Auftritt, als jetzt Garibaldi und Cavour noch einmal auf einander stießen — die beiden Männer, „die darum Feinde sind, weil die Natur nicht Einen Mann aus beiden bilden konnte." Wieder kam der Nizzarde auf sein altes Herzeleid, auf die preisgegebene Heimath zurück. Tief ergriffen erwiderte Cavour: „wenn es über die Kraft des Generals geht, mir zu verzeihen, so fühle ich, daß ich ihm keinen Vorwurf machen kann." Garibaldi wies die dargebotene Hand zurück, der Preis der Großmuth blieb diesmal dem Grafen; denn in verwickelten politischen Kämpfen ist der echte Edelsinn nur dem erreichbar, der die Größe des Kopfes mit der Größe des Herzens verbindet. Zwei Tage darauf, am 20. April, maßen sich die Parteien: 194 gegen 79 Stimmen genehmigten die Tagesordnung Ricasoli's, welche „der Regierung allein" das Recht vorbehielt, für die Vertheidigung des Vaterlandes zu sorgen.

Der Versuch, die Revolution in's Unendliche fortzusetzen, war abgeschlagen. Und doch lag dem Kriegsgeschrei der Actionspartei ein richtiges Gefühl zu Grunde: der junge Staat blieb mehr ein Anspruch, ein Wunsch, als eine lebendige Macht, so lange die Kanonen der Oesterreicher noch vom Mincio herüberdrohten und der Kirchenstaat in

einer unmöglichen Stellung verharrte. Das Verlangen nach Rom ging lärmend, bethörend, jeden anderen Gedanken erstickend durch die Nation. Wie sollte eine Regierung, die ihr Dasein selber der Revolution verdankte, die letzte und höchste Idee dieser Revolution bekämpfen? Der römischen Frage galt Cavour's letzte Arbeit, und gerade hier, wo er irrte, trat die Erhabenheit seines Geistes mächtiger denn je hervor.

Rom unsere Hauptstadt! — das war seit vierzig Jahren der Schlachtruf aller radikalen Sekten. Die centrale Lage, der welthistorische Name der Stadt verleitete selbst den ersten Napoleon zu der Meinung, hier sei Italiens natürliche Hauptstadt; um wie viel weniger konnte die urtheilslose Masse der Geschichte scharf in's Gesicht blicken und daraus ablesen, daß Rom seit Cäsar's Tagen nicht mehr die Hauptstadt eines Volkes, sondern eine Weltstadt, der Mittelpunkt einer Weltmacht war. Dem politischen Radicalismus gesellte sich der religiöse. An hundert Straßenecken prangte das VV i Franmasoni, von plumper Faust gemalt; die Freimaurer, die Schwärmer, die Atheisten triumphirten, die Uhr des europäischen Dalai-Lama sei endlich abgelaufen. Der Gedanke den Papst wieder zum Bischof von Rom zu machen — ein Einfall ebenso ausführbar und ebenso tiefsinnig wie die Hoffnung, den König von Preußen wieder in einen Grafen von Zollern zu verwandeln — erschien den Schwarmgeistern schon halb verwirklicht. Solches Geschrei erfüllte den Markt und fand doch in Wahrheit wenig Anklang in dem Herzen der Nation. Dies Volk, das noch nach der Weise des Boccaccio über die Klösterlinge spottete und zischelte, das seinen bösesten Räuber den Mönchteufel, Fra Diavolo, nannte und oft den alten Kehrreim wiederholte: „drei sind Italiens Unheilsmächte: die Pest, die Mönche und Habsburgs Knechte" — dies Volk blieb trotz alledem oder vielmehr ebendeshalb katholisch. Nicht Einen Priester hatten die aufgeregten Massen der Romagna während der letzten Wirren erschlagen. Wohl war die Weltmacht am Tiber mit seltenen Unterbrechungen der finstere Frohnvogt der Fremdherrschaft gewesen — seit jenem 6. Mai 1527, da die Söldner Karl's V. die ewige Stadt erstürmten; den sacco di Roma kannte Jedermann aus zahllosen volksthümlichen Darstellungen und beweinte ihn als den Todestag des italienischen Glücks. Aber alle politischen Sünden der Päpste hatten nicht vermocht, das religiöse Band zwischen der Curie und diesem Volke zu zerreißen: Italien und das Papstthum gehörten zuzusammen. Ein Problem, das also alle Höhen und Tiefen des nationalen Lebens berührte, verlangte langsam schonende Prüfung.

Ein Unglück, daß die fieberische Stimmung der Nation die Frist dazu nicht gewährte: der Süden weigerte sich, der Hauptstadt Turin zu gehorchen. Ohne Zweifel war Turin, zum mindesten für die ersten Erziehungsjahre des jungen Staates, die einzig brauchbare Hauptstadt, wenn man nicht tollkühn einen neuen Sprung in's Finstere wagen wollte. Hier stand der Thron inmitten eines tapferen, treuen Volkes, hier lagen alle politischen und militärischen Traditionen des Königshauses. Der guten Stadt kam auch kein ernster Zweifel an ihrer großen Zukunft: schwunghaft war die Baulust und die Einwanderung. Der König selbst, ein rechtes Turiner Kind, ließ sich in seinem Schlosse ein prachtvolles Treppenhaus errichten, „damit — wie die Inschrift sagt — der Zugang zu der Stelle, von wo Italiens Einheit auszog, heiterer werde." Aber nimmermehr wollte Neapel den gehaßten Piemontesen den Vorrang lassen; auch in Mailand regte sich die alte Eifersucht wie vor zwölf Jahren. Nur vor der ewigen Stadt trat jede andere bescheiden zurück. Ernste Gründe sprachen gegen Turin: vornehmlich die seit der Abtretung Savoyens schwer gefährdete Lage der Stadt und ihr prosaischer, nur halb italienischer Charakter. Darf die Makedonierhauptstadt Pella jemals die Hauptstadt der Hellenen werden? — so fragte schon vor Jahren Balbo, und Cavour meinte traurig: ach, wenn Italien zwei Hauptstädte haben könnte, eine für den Werkeltag, eine für die Feste! Währenddem saß König Franz unter dem Schutze der Franzosen in Rom, bezahlte den Brigantenkrieg und hoffte auf einen piemontesischen Liborio Romano, der ihm sein Reich durch einen zweiten Verrath zurückgäbe.

Diese Schmach der fremden Besatzung, dies Brutnest der Verschwörung länger zu dulden war dem Minister unmöglich, der seit dem savoyischen Handel die Gunst des Volkes verloren und nicht wiedergefunden hatte. Und wie er der Frage näher trat, erwachten ihm die schönsten und tiefsten Gedanken seiner Jugend; der alte Traum, Religion und Freiheit zu versöhnen, stand wieder glänzend vor seiner Seele. Er faßte den Plan, die Grenzen zwischen Staat und Kirche durch einen feierlichen Vertrag festzustellen: der Papst sollte verzichten auf seine weltliche Herrschaft und dafür die unbedingte Freiheit der Kirche, die freie Kirche im freien Staate, erhalten. Nach seiner großen Weise verschmähte Cavour auch hier jedes Flickwerk: er wollte die völlige Uebergabe der weltlichen Gewalt, dergestalt, daß der König von Italien als Vicar des Papstes das patrimonium Petri regiere — keineswegs den

Kirchenfürsten als einen Schein-Souverän einsperren in die „Schachtel" der leoninischen Stadt, wie nachher der Prinz Napoleon zur Erbauung des souveränen Unverstandes vorschlug. Nicht der eitle Wunsch, als Befreier auf das Capitol zu ziehen, — die Kernkraft seines sittlichen Seins vielmehr sprach aus diesen Plänen. Mit schier schwärmerischem Feuer pries er dies Geschlecht glücklich, dem beschieden sei, in einem Menschenalter ein Volk zum Dasein zu erwecken und den uralten Krieg des Staates mit der Kirche zu schließen; pries er die Größe dieser Frage, der gewaltigsten, die je ein Parlament beschäftigt — entscheidend für das Seelenheil von 200 Millionen katholischer Christen. Kein Einwand, aus der Vergangenheit entnommen, bestand vor ihm: wo sei denn jemals die volle Freiheit der Kirche in Kraft gewesen? „Gelingt uns dies, so ist mein Werk vollendet!"

In solchen Augenblicken erschien er den Zeitgenossen wie ein Prophet; wir Nachlebenden wissen, daß seine Weissagung nicht eintraf. Nicht als ob wir die grandiose Idee der absoluten Kirchenfreiheit mit feiger Klugheit belächelten. Sie kann niemals ganz verwirklicht werden, weil das Verhältniß zwischen Staat und Kirche seinem Wesen nach ein irrationelles ist und bleibt; doch jeder Fortschritt der Gesittung wird die Welt dem Ideale Cavour's näher führen. Wir bestreiten auch dem Katholiken nicht sein gutes Recht, daß er die Kirche als eine geschlossene Hierarchie auffasse und sich mit ihr als einem Ganzen abfinde, während wir Protestanten den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens in dem freien Gewissen jedes Gläubigen suchen. Doch offenbar fehlte dem Grafen, versenkt wie er war in die politische Arbeit seines Lebens, die in die Tiefe dringende Kenntniß kirchlicher Dinge. Er sah in der römischen Kirche die Kirche schlechtweg — gleich den meisten seiner Landsleute, die den Protestantismus so wenig verstehen, wie sie unsere Gothik verstanden haben*). Er hoffte auf dem Capitol einen Religionsfrieden zu schließen, welcher, dauerhafter als der westphälische, ein Zeitalter der Glaubensfreiheit über die Welt heraufführen werde. Ein goldener Traum, und doch ein Traum! Die römische Kirche ist eine streitbare Kirche unter vielen und nennt sich doch die katholische, und darf darum die Glaubensfreiheit niemals anerkennen; sie will selber ein Staat sein, nach den Worten ihres Bellarmin, so sichtbar wie der Staat von Venedig, und nöthigt darum den weltlichen Staat, ihrer Herrschsucht feste Rechts-

*) Daß diese Einseitigkeit Cavour's heute von einzelnen denkenden Italienern durchschaut wird, dafür zeugt u. A. die geistvolle, freilich an Paradoxen reiche Schrift von A. Vera, il Cavour e libera chiesa in libero stato. Napoli 1871.

schranken zu setzen. — Zu nüchtern, um mit Lacordaire zu wähnen, daß die Protestanten in den Schooß der freien römischen Kirche zurückkehren würden, trat Cavour jetzt doch seinem clericalen Bruder Gustav näher; und Graf Montalembert konnte auf dem belgischen Katholikencongreß aus Cavour's Rohr sich seine Pfeifen schneiden — sicherlich nicht um der wahren Glaubensfreiheit willen. Der Vertraute des Grafen in diesen kirchlichen Händeln war Pater Passaglia, der reine und gläubige Geistliche, der so muthvoll „pro causa italica" gestritten hat; doch schlägt ein Protestant dies wunderliche Buch auf, so weht ihn eine Luft an wie aus Gräbern: scholastisch der Ausdruck wie die Gedanken, und immer nur die una ecclesia! —

Solche Einseitigkeit scheint erklärlich bei einem italienischen Staatsmann, für dessen praktische Aufgaben der Protestantismus wenig bedeutete. Befremdlicher ist Cavour's Urtheil über die Verfassung der römischen Kirche; er hoffte einen freien Bund von Bisthümern unter einem erwählten Oberhaupte erstehen zu sehen. Und doch springt in die Augen, daß die Bischöfe niemals so unselbständig waren wie in unserem Jahrhundert, und die römische Kirche vielmehr einer immer strafferen Centralisation entgegengeht, wenn nicht vielleicht ein Schisma dereinst den künstlichen Bau zerschlagen sollte. Der Graf dachte groß von Pius dem Neunten — wenn nur dieser Unheilstifter Antonelli nicht wäre! Er versuchte durch die höchste Nachsicht gegen meuterische Bischöfe das Herz des Papstes zu gewinnen; sollte der Italiener auf dem heiligen Stuhle die fremde Garnison, die elende Lage des römischen Volkes nicht selber mit geheimem Kummer betrachten? In solcher hoffnungsvollen Stimmung hat Cavour sich nicht mehr so unbarmherzig wie in früheren Jahren die Wahrheit gestanden, daß ein Papst wohl auf Augenblicke als ein Italiener empfinden kann — wie Julius II., Clemens VII. — doch zuletzt das Dasein seiner Kirche immer höher stellen muß, als die Regungen seines vaterländischen Gefühls. Gelang Cavour's genialer Plan, so eröffnete sich freilich die für einen Katholiken erhebende Aussicht, daß seine Kirche in Wirklichkeit werde, was sie in der Idee ist: eine Weltkirche. Der Papst, der nicht mehr italienischer Landesherr war, konnte, mußte vielleicht Gläubige aller Zungen, nicht mehr fast ausschließlich Italiener, in den Rath der Cardinäle berufen. Aber alle diese hochfliegenden Gedanken fielen dahin, wenn Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien wurde.

Hier unzweifelhaft lag der große Fehler der Rechnung. Man

stelle sich die beiden Höfe, den geistlichen und den weltlichen, lebhaft vor Augen — wie sie in Einer Stadt hausen, wie das unvermeidliche Ränkespiel zwischen den beiden Palästen beginnt, wie die Weltkinder auf dem glatten Boden der Parkets neben den Roth- und Blaustrümpfen des Vaticans sich als Tölpel erweisen, wie zuerst die Frauen, dann die sinnlichen Männer des königlichen Hofes den feinen Künsten der Monsignoren erliegen. Wahrlich, aus solchem Zusammenleben konnte nur der Zustand hervorgehen, den Cavour als der Uebel größtes verabscheute: eine neue Form des Cäsaropapismus, die Unterwerfung des Staates unter den Einfluß der Kirche. Die Freiheit dieser Kirche, die das **sacrificio dell' intelletto** auf ihre Fahnen schreibt, wird da unfehlbar zur Lüge, wo die Gemüther nicht innerlich befreit sind vom Kirchenzwange. Und ist nicht die römische Luft der Nüchternheit des modernen Staates ebenso ungünstig als die Turiner günstig? Neben der Majestät der Katakomben und Amphitheater und Basiliken verschwindet schier der leichtlebige Mensch unserer Tage; durch prahlerische Kraftworte suchten sich der Prinz von Canino und die anderen Volkstribunen der neu-römischen Republik von 48 emporzuheben zu der Größe ihrer Umgebung. Die Gefahr lag nahe, daß auch das italienische Parlament in dieser Welt grandioser Erinnerungen sich an Phrasen berausche und über dem Traume des italienischen Primats die bescheidene Wirklichkeit vergesse. Und dieses Römervolk! Die Zeit war gewesen, da das altrömische Volk Italien schuf, indem es die Italiener bezwang. An der Freiheit der Communen, an allem Herrlichen der neuen italienischen Geschichte nahm die Stadt Rom fast keinen Antheil, für die Einheitsbewegung der jüngsten Zeit stellte sie keinen einzigen namhaften Mann ins Feld. Hier, in der gesunkenen Stadt, die unter 220,000 Einwohnern 60,000 eingeschriebene Almosenempfänger zählte, hier unter den lungernden Bettlern und den verweichlichten Nepotengeschlechtern der Päpste mochte der Künstler träumen, die derbe Prosa des constitutionellen Staates fand hier keine Heimath. Zwar wiesen die Patrioten aus der Geschichte nach, daß die Stadt hundertundeinundsiebzigmal binnen tausend Jahren sich wider die schlechteste der Regierungen empört hatte, und soeben noch bat eine Adresse, von 10,000 Römern unterschrieben, den Kaiser und den König um die Beseitigung der weltlichen Gewalt; doch seitdem haben wir erfahren, wie wenig nachhaltige Kraft hinter solchen Wünschen lag.

Ueber all' diese handgreiflichen Einwürfe sprang die Nation hinweg

mit dem Schlagwort: Italien läßt sich nur von Rom aus regieren; sie hörte nicht die unwiderlegliche Antwort: die römische Kirche läßt sich nur von Rom aus regieren. Cavour schwankte oft inmitten der ungeheuren Bedenken. Er sagte schon ein Jahr vor seinem Tode auf einem Hofball in vollem Ernst zu einer Fremdin: über's Jahr werden Sie im Quirinal tanzen! Er bekämpfte im Parlamente entschieden den Gedanken, die Verlegung der Hauptstadt zu verschieben, und gestand doch sogleich nach dieser Sitzung dem englischen Gesandten: wir wollen nach Rom, nicht um dort zu bleiben, sondern um über Rom zu triumphiren. Eines steht fest inmitten dieser Widersprüche: Cavour wollte in Rom einziehen und bald — damit die französische Garnison verschwinde und der Friede zwischen Staat und Kirche geschlossen werde. Ob er, in der ewigen Stadt eingetroffen, dort sogleich das Hoflager aufgeschlagen oder nicht vielmehr vorgezogen hätte, das Parlament noch durch einige Jahre in Turin zu lassen — darüber zu streiten ist müßig: der „Philosoph des Möglichen" pflegte seine Pläne für die Zukunft so unverrückbar nicht festzustellen.

Der Gedanke „die freie Kirche im freien Staate" war einer der leitenden Gedanken in Cavour's ganzem Leben. Daß er ihn jetzt gerade aussprach, ward allerdings verschuldet durch die Verlegenheiten des Parteikampfes. Er wollte dem Radicalismus die Fahne „Rom Hauptstadt" aus der Hand reißen, um sie selber aufzupflanzen, und zugleich die Eifersucht der großen Städte, den Groll der katholischen Partei beschwichtigen. Der Graf gestand, daß ihm die Gegenwart Italiens mehr Sorge errege als die Zukunft: sogleich, unverzüglich mußte der tolle Wirrwarr der Meinungen sich klären, wenn Italien sich constituiren sollte. Darum gab Cavour seit dem Herbst 1860 die Schweigsamkeit auf, die er in den letzten Monaten sich auferlegt; zur Verwunderung der Freunde suchte er jetzt die Gelegenheit, durch wohlausgearbeitete Reden die Leidenschaft der Nation zu belehren, zu ermäßigen. Im October erklärte er dem Parlamente: „Rom ist unser Polarstern. Die ewige Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jede Art des Ruhmes gehäuft haben, soll die glänzende Hauptstadt Italiens werden." Aber nicht die Revolution wird uns nach Rom führen, sondern „moralische Mittel". Wir müssen die Curie selbst gewinnen für die Ueberzeugung, daß der Papst nicht mehr ein König sein kann, den Clerus von Italien für die Einsicht, daß die Freiheit für die Entwicklung des religiösen Gefühles ein Segen ist. Wir haben die Meinung Europas für denselben Gedanken zu er-

wärmen; denn „in Zeiten wie diese verfügen die Diplomaten nicht mehr über die Völker, sondern die Völker legen ihnen die Werke auf, die zu vollenden sind.“ Wir haben endlich mit Frankreich uns zu verständigen.

Am Tage nach dieser Rede ließ Cavour die Verhandlungen mit dem Papste beginnen. Der Mißerfolg, den Napoleon I. bei demselben Versuche davongetragen, erschreckte den Mann keineswegs, den nicht napoleonische Frivolität, sondern ein heiliger Ernst beseelte. In der That verliefen die Unterhandlungen günstig, bis plötzlich im Januar das Ungeschick der Agenten zu einem schroffen Bruche führte. Aber wenngleich die Verständigung diesmal an einem Zufall scheiterte, das Scheitern selber war mit nichten ein Zufall. Die katholische Welt und die Stimmung der Curie selbst war, wie Napoleon III. dem Grafen längst vorausgesagt, noch bei weitem nicht genug darauf vorbereitet, das weltliche Papstthum preiszugeben. Sofort nach diesem Bruche ließ Rom dem alten Hasse wieder die Zügel schießen. Im März betheuerte der Papst in feierlicher Allocution, er könne niemals der modernen Civilisation die Hand reichen; und als darauf der König seinen neuen Titel annahm, schrieb die Curie den Höfen: „dieser katholische König hat jetzt das Siegel gedrückt unter die kirchenschänderischen Raubthaten, die er schon begangen.“ Nur um so fester hielt die Nation an ihrer Hoffnung; die warnenden Stimmen der Föderalisten, Cernuschi's und Anderer, verhallten spurlos. Da wagte im März Azeglio die kühnste und klügste That seines Lebens: er trotzte der öffentlichen Meinung in's Angesicht mit seiner Schrift le quistioni urgenti. Dieser durch und durch moderne Mensch, der kurzab versicherte, eine Locomotive sei ein ungleich stolzeres Denkmal menschlicher Größe als ein römisches Amphitheater, zitterte bei der Aussicht, daß der neue Staat von dem Meere antikisirender Phrasen verschlungen werde. Den treuen Piemontesen empörte der Undank, der an seiner tapferen Heimath sich versündigte; er kannte Rom gründlicher als Cavour, und sein minder erhabener Geist, den die hochfliegenden Gedanken des Grafen nicht beirrten, sah diesmal klarer die praktischen Hindernisse. Rom soll eine italienische Stadt werden — so lautete sein unverbesserlicher Schluß — doch nimmermehr unsere Hauptstadt; danken wir Gott, daß Italien viele Hauptstädte besitzt!

Auch diese Mahnung beirrte den Grafen nicht, denn „die Hauptstadt eines Volkes wird bestimmt durch sittliche Gründe, durch das nationale Gefühl.“ Cavour wagte im März, das Parlament für seine

römische Politik feierlich zu verpflichten. Sein getreuer Audinot stellte eine Anfrage wegen der Lage Roms, und das Haus beschloß am 27. März auf Bon-Compagni's Antrag, zur Tagesordnung überzugehen „in dem Vertrauen, daß die Würde, das Ansehen, die Unabhängigkeit des Papstes und die volle Freiheit der Kirche gewahrt, im Einverständniß mit Frankreich der Grundsatz der Nichtintervention angewendet, und Rom, von dem Willen der Nation als Hauptstadt ausgerufen, mit Italien vereinigt werden wird.“ Nur ein Ruf der Bewunderung ging durch den Saal, als der Graf am 25. die gewaltige Rede hielt, welche jenem Antrage zum Siege verhalf und in den Worten gipfelte: „Wir werden zu dem Papste sprechen: Heiliger Vater! Die zeitliche Gewalt ist für Dich nicht mehr eine Gewähr der Unabhängigkeit. Verzichte darauf, und wir wollen Dir jene Freiheit geben, die Du seit drei Jahrhunderten vergeblich von allen großen katholischen Mächten erbeten hast. Wir sind bereit, in Italien den großen Grundsatz zu verkünden: die freie Kirche im freien Staate.“ Und welch ein felsenfester Glaube an die Freiheit sprach aus den Worten, die Cavour bald darauf dem Senate zurief: er sei gefaßt darauf, daß nach der Verkündigung der Kirchenfreiheit die katholische Partei auf lange Zeit an's Ruder gelange, und gern bereit in der Opposition zu stehen. —

Ein glänzender Abschluß einer großen parlamentarischen Laufbahn — und doch ein sehr zweifelhafter Erfolg. Denn hinter jenem einstimmigen Parlamentsbeschlusse, der Bon-Compagni's Antrag annahm, verbargen sich mannichfache Hintergedanken. Die Turiner meinten vergnügt im Stillen: jetzt ist die Principienfrage durch eine dröhnende Erklärung abgethan, und die Hauptstadt wird noch lange bei uns bleiben. Die Radikalen aber hörten aus allen Vorbehalten Bon-Compagni's allein ihre eigene Losung: Rom oder den Tod! heraus. Auch die Besonnenen glaubten zumeist: wenn der Graf also redet, so wird der Zug nach Rom sofort beginnen. Cavour wollte der Actionspartei, die doch jederzeit einen neuen Lärmruf erfinden konnte, ein mächtiges Schlagwort entreißen. Und gewiß gelang ihm ein Erfolg für den Augenblick: die Stellung des Ministers wurde durch die Tagesordnung Bon-Compagni so sehr verstärkt, daß er bald nachher Garibaldi schlagen konnte durch die Tagesordnung Ricasoli, die wir kennen. Aber im selben Augenblicke band der Graf sich selber die Hände fest. Er griff der Zukunft vor, was er noch nie gethan, verpflichtete den Thron für eine Aufgabe, die sich noch nicht übersehen ließ. Er wollte

durch die feierliche Erklärung des Parlaments den Welttheil zwingen zu der Einsicht, daß Italien der Hauptstadt Rom bedürfe; und die steigende Erbitterung der Katholiken draußen lehrte, daß heilige Ueberzeugungen sich nicht im Fluge verwandeln.

Längst spähte der Graf, um dem französischen Vormund zu entschlüpfen, nach anderen Bundesgenossen aus. Seine Getreuen bereisten Deutschland, La Farina's Verein schrieb an den deutschen Nationalverein bewegliche Mahnungen. Cavour selbst sprach im Herbst bedeutungsvoll: „die Zeit ist nicht fern, wo der größte Theil des edlen Deutschlands zeigen wird, daß er nicht mehr mitschuldig sein will an den Leiden Venedigs." Laut pries er dies Preußen, das, national und liberal zugleich, sich an die Spitze der deutschen Bewegung stelle und dadurch sich als eine conservative Macht bewähre. Die letzte Thronrede begrüßte warm den neuen König von Preußen; General Bonin war während jener parlamentarischen Feier der Held des Tages. Der preußische Gesandte Graf Brassier de St. Simon hatte dessen kaum ein Hehl, daß er die Befreiung Venedigs von einem preußisch-italienischen Bündniß erwarte. Aber der Berliner Hof verharrte in seiner zuwartenden Haltung, die verschwommene Gefühlsseligkeit der deutschen Patrioten vermochte nicht den Wink des natürlichen Bundesgenossen zu verstehen. Ohne Freunde im Norden, von dem Papste zurückgestoßen, versuchte Cavour jetzt sein Glück in Paris: Italien und Rom sollten einander allein gegenüberstehen. Noch während jener Parlamentsverhandlungen ließ er in den Tuilerien einen Plan vorlegen, der nach Jahren, abgeschwächt, durch den Septembervertrag verwirklicht wurde: die Franzosen verlassen Rom sofort, Italien übernimmt die Bürgschaft, daß kein Einfall in den Kirchenstaat erfolge. Zu dem Versprechen, die Hauptstadt zu verlegen, ließ sich der stolze Italiener nicht herbei. Die Dinge waren in gutem Zuge. Am 5. Juni erklärte Frankreich an Spanien und Oesterreich: wir wollen keinen katholischen Bund, die Ordnung in Rom kann nicht hergestellt werden ohne die Zustimmung der Römer, nicht ohne die Mitwirkung Italiens.

Dem Staatsmanne war nicht beschieden, diesen letzten Erfolg seines Thuns zu schauen. Am 29. Mai begann sein Körper der ungeheuren Last seines Tagewerkes zu erliegen. In sein Krankenzimmer drang noch die Kunde, daß das einige Italien zum ersten male sein Nationalfest gefeiert und der König triumphirend an seines Vaters Wort erinnert habe: „es reifen die Geschicke Italiens." Weitum durch

die Welt flogen die Gedanken des Sterbenden, auch nach unserem Vaterlande: „Die deutsche Einheit wird gegründet werden, aber diese langsamen Preußen werden fünfzig Jahre brauchen, um uns nachzufolgen.“ Erhabene Bilder von einer Zeit des Lichtes und der Freiheit standen vor seiner Seele; selbst dem Gegner und Kampfgenossen Garibaldi spendete der Kranke ein Wort der Bewunderung. Oft klang die Klage: Italien braucht mich, ich darf nicht sterben; doch unwandelbar blieb ihm die Zuversicht auf die Dauer seines Werkes. Noch ein letzter erschütternder Abschied von dem Könige — und als endlich der Kranke erschöpft unter dem blauen Betthimmel lag, da trat sein Pater Jakob mit dem Allerheiligsten in das Gemach. Der treue Mann hatte dem Grafen vor Jahren, da der Kirchenstreit am wildesten tobte, in die Hand versprochen, er werde ihn nicht verlassen in seiner letzten Stunde. So starb der Ausgestoßene als ein katholischer Christ am 5. Juni. Sein letztes Wort hieß: **libera chiesa in libero stato!** — Alle hellen Köpfe der Welt empfanden den Schlag wie einen gemeinsamen Verlust der großen Gemeinde der Freiheit; die Puritaner in England klagten: **a prince has fallen in Israel.** Die Städte Turin und Florenz stritten mit dem königlichen Hause um die Ehre, dem Todten die Gruft zu bereiten; selbst die Blätter der Clericalen erzählten jetzt von der offenen Hand und dem milden Herzen des Grafen. Nur Mazzini's Gemeinheit versagte sich's nicht, auch diesen Sarg zu besudeln, und der unversöhnte Papst forderte den Pater Jakob vor seinen Richterstuhl.

Das Gesetz der Natur, das den Acker zwingt brach zu liegen, wenn er lange fünfzigfache Frucht getragen, gilt auch der schöpferischen Kraft der Völker. Es war der Lauf der Welt, daß Cavour einen Nachfolger nicht finden konnte. Aber so ungeheuer schien die Lücke, die sein Scheiden riß, so weit der Abstand von ihm bis zu den Besten seines Landes, daß seinem Tode nicht einmal jenes still erleichterte Aufathmen folgte, womit der kleine Mensch den Hingang einer gewaltig lastenden Herrscherkraft zu begrüßen pflegt. Seine Größe bändigte die mißtrauische Schmähsucht der Nation; mochten die Gegner über „die kalte und verderbliche Hand“ dieses Teufels klagen: daß er zu herrschen verstehe, durften sie nicht leugnen. Kaum war er geschieden, so brach die alte Sünde zuchtlos wieder aus; tausend geschäftige Zähne nagten und zerrten an jedem redlich verdienten Ruhme, Niemand konnte noch sagen: Italien achtet mich. Cavour hielt die Idee des Vaterlandes so stolz und siegesgewiß der Selbstsucht der Provinzen entgegen, daß die Feinde

nicht wagten das Geheimniß ihrer Herzen auszusprechen, und sich versteckten hinter der kläglichen Maske: wir wollen die Einheit, aber auch die Freiheit. Drei Wochen nach seinem Hingang, am 29. Juni, erklangen zum ersten male im Parlamente die schamlosen Stimmen particularistischer Frechheit — um seitdem nicht wieder zu verstummen. Er stieß das kleine Gezänk mit einem Fußtritt zur Seite und stellte groß und klar die eine Frage: Cavour oder Garibaldi, die monarchische Ordnung oder die verewigte Revolution? Mit jedem Tage, der seit seinem Tode verstrich, trat das Gezwerg der Factionen fröhlicher hervor. Unentwirrbar verflochten und verschoben sich die Parteien, bis endlich dem jungen Staate das schwerste Unheil kam, das kommen konnte: das alte Piemont, die Stütze des Thrones, zog in die Reihen der Opposition hinüber, um erst nach langen Jahren unfruchtbaren Haders zögernd den Weg zu dem Herrscherhause zurück zu finden. Cavour regierte; die ihm folgten, dienten — sie dienten einer schwankenden öffentlichen Meinung, welche die verbrauchten Werkzeuge bald hohnlachend fallen ließ. Cavour benutzte die Hülfe Frankreichs, mit Widerstreben, weil er mußte — ohne je den Stolz des Italieners zu verleugnen. Unter denen, die sich seine Schüler nannten, galt der Bund mit Frankreich als ein Glaubenssatz, auch das Unwürdige nahmen sie gelassen hin von der Hoffart des Nachbarn. Napoleon's Gesandter spielte den Vormund am italienischen Hofe; selbst das wunderbare Glück des Jahres 1866 wußte man nicht zu verwerthen, und noch als das Verhängniß über den Napoleoniden hereinbrach, schrieb der tüchtigste Publicist unter den entarteten Schülern des großen Grafen das schimpfliche Geständniß nieder: „Die Grundmauern des Königreichs Italien ruhen weit mehr als man weiß und wünscht, auf dem französischen Kaiserthum!“ — Was Wunder, daß die Nation vor dieser Welt des Unsegens, die nach Cavour's Tod hereinbrach, bitterlich klagte: es stünde anders, wenn der Graf noch lebte!

Wer tiefer blickt, gelangt zu dem Urtheil: Cavour starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm. Die Nöthe, welche noch derweil er lebte, von ihm nicht gehört, an die Thore klopften, die Leiden, welche dicht hinter seinem Sarge Italien heimsuchten, waren nicht zu heilen durch eines Mannes Kraft; sie heilte nur die Macht der Zeit. Auch Cavour konnte nicht das arbeitsame, geduldige Geschlecht, das der junge Staat verlangte, aus dem Boden stampfen; auch er konnte nicht in der katholischen Welt jene Umwandlung uralten Glaubens hervorzaubern, welche allein einen heilsamen Abschluß der römischen Frage gestattete. Und wohl ihm, daß ein gnädiges Geschick ihm ersparte, die grausamen

Enttäuschungen einer nahen Zukunft zu sehen und zu erleben, wie dies undankbare Zeitalter auch ihn zu dem alten Eisen, unter die Utopisten geworfen hätte! So wie es endete in seiner Thaten Fülle, erscheint sein Leben als ein Bild des höchsten Mannesglücks und jener Tugend, die hochgemuth mit dem homerischen Hektor spricht: Ein Wahrzeichen nur gilt — das Vaterland zu erretten. Und doch überkommt uns selbst vor diesem Leben erschütternd das Gefühl, wie groß ein Volk ist und wie klein ein Mann. Denn gewaltiger noch als das Bild des Mannes selber bleibt der majestätische Hintergrund, von dem die Erscheinung sich abhebt: diese Auferstehung einer großen Nation, die abermals der Welt verkündete, daß christliche Völker nicht sterben können.

Wir Deutschen aber blicken mit frohem Stolze auf dies Schauspiel zurück. Das schwere Unrecht, das auf wälschem Boden durch den Mißbrauch unseres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit die Adler Friedrich's des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten, seit die Sieger von Metz und Sedan den Italienern die Schlüssel der ewigen Stadt überreichten. Wir überlassen der Zukunft dereinst zu richten zwischen dem Gründer des italienischen und dem Gründer des deutschen Staates — eine Aufgabe, die heute nur den vorlauten Propheten oder die buhlerische Eitelkeit reizen kann. Wir freuen uns des jungen Lebens, das in dem Einheitsstaate Cavour's unter schweren Kümmernissen aufsprießt und das, so hoffen wir, selbst in Rom die Kräfte einer groß angelegten Volksnatur wieder erwecken wird, und kehren dann voll guter Zuversicht zurück zu der Arbeit unseres Staates — froh der Erinnerung, daß uns vergönnt war zweimal zur selben Zeit die Freiheit des neuen Deutschlands wider ausländischen Uebermuth zu behaupten und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünsche zu bringen. Das Truggebilde, das sich in Frankreich republikanische Freiheit nennt, zeigt längst sein wahres Angesicht. Frech und höhnisch klingt der Haß und Neid der romanischen Stammesvettern nach Italien hinüber. Mögen die Italiener diese neu gewonnene Einsicht beherzigen und den Adel ihres Volksthums befreien von der Herrschaft gallischer Sitten! Durch uralte Schicksalsgemeinschaft mit uns Deutschen, durch die Bande des Blutes mit den Franzosen verbunden, sind sie wie keine andere Nation befähigt, eine Macht der Versöhnung zu bilden zwischen den beiden verfeindeten Nachbarvölkern. Das ist die Staatskunst, die dem Volke Cavour's geziemt.

Die
Republik der vereinigten Niederlande.

(Heidelberg 1869.)

Als Leopold v. Ranke vor fünf und vierzig Jahren sein reiches Wirken begann, warf er den Ausspruch hin: „ich will blos sagen, wie es eigentlich gewesen ist.“ Dies bescheidene und tiefe Wort, das jenen Tagen des philosophischen Uebermuths trivial und nichtssagend erschien, zeichnete klar und sicher den Weg vor, welchen die Mehrzahl unserer namhaften Historiker seitdem verfolgt hat. Eine unübersehbare Schaar von gelehrten Untersuchungen fördert aus wohldurchforschten Quellen neuen historischen Stoff zu Tage, gewissenhafte Erzählungen ordnen und sichten ihn, stellen das Geschehene dar wie es geschah, und die Nation schaut mit berechtigter Freude diesem fruchtbaren Schaffen zu. Aber froh ihres reichen empirischen Wissens, argwöhnisch gegen Alles, was der Philosophie auch nur ähnlich sieht, vergißt die Gegenwart leicht, daß Untersuchung und Erzählung zwar die weitaus wichtigsten, doch nicht die einzigen Aufgaben des Historikers sind. Ein bescheidenes und doch ein gutes Recht bleibt auch jener Form der historischen Darstellung, welche — nenne man sie didaktisch oder discussiv oder wie sonst — dem erforschten Einzelnen seine Stelle in dem Zusammenhange der Geschichte anweist; sie schildert nicht den Fluß der Ereignisse, sondern betrachtet die Zustände, welche aus dem unendlichen Ringen der historischen Kräfte sich herausbildeten, sie versucht die Berechtigung dieser Lebensformen der Völker, die Nothwendigkeit ihres Gedeihens und ihres Verfalles zu ergründen. Eine solche Darstellung läuft Gefahr, von dem Einzelnen ein nur annähernd richtiges Bild zu entwerfen, weil sie lediglich den Durchschnitt des Geschehenen geben kann; dafür darf sie zuweilen jenen Vorhang lüften, welcher die unabänderlichen Naturgesetze des Völkerlebens dem Auge des Forschers verbirgt. Und wie fruchtbar sie sein kann, wenn sie bescheiden auf construirende Willkür verzichtet, das weiß

Jeder, der einst zu Dahlmann's Füßen gesessen hat. Der Alte pflegte in seine Vorlesungen über Politik eine meisterhafte Schilderung des Staates von Venedig und ähnliche Verfassungsbilder zu verweben und bot uns dergestalt eine reichere politische Belehrung, als der erzählende Geschichtschreiber bieten darf, eine weitaus lebendigere historische Anschauung, als der doctrinäre Staatsrechtslehrer gewähren kann, der einzelne Institutionen als disjecta membra an den verschiedenen Stellen seines Systemes beleuchtet.

Das Beispiel des Bonner Meisters hat wenig Nachahmung gefunden. Jahraus jahrein bringen uns die „Actenstücke zur Geschichte des großen Kurfürsten" und andere Werke deutschen Forscherfleißes reiche Belehrung über die Entwickelung der Republik der vereinigten Niederlande. Aber noch hat kein deutscher Historiker dies Wissen verwerthet für die politische Erkenntniß, keiner die einfache Frage aufgeworfen: wie war dieser seltsame Staatenbund? welchen Institutionen, welchen sittlichen und wirthschaftlichen Kräften dankte er seine Größe? Für uns besteht nicht mehr jener Reiz neidischer Bewunderung, der vor zweihundert Jahren einen William Temple antrieb, das Räthsel zu ergründen: warum im Schlamme des Rheines der reichste Staat der Erde entstehen konnte? Auch jede Anspielung, jedes Hinüberwinken nach der deutschen Gegenwart bleibe ausgeschlossen; das geistreiche Haschen nach Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten ist der Tod der ernsten Geschichtsbetrachtung. Das neue deutsche Reich, das noch unfertige doch nothwendige Ergebniß einer wirrenreichen, von jeder Regel nur allzu weit abweichenden Volksgeschichte, findet seines Gleichen nicht in der Vergangenheit. Die Republik der Niederlande steht ihm am nächsten unter allen Staaten der Geschichte; doch die beiden Gemeinwesen kurzweg zu vergleichen ist schon deshalb unstatthaft, weil die Kräfte der Einheit, welche am Niederrhein den Staatenbund in ein Königreich verwandelt haben, in unserem Vaterlande weit gewaltiger auftreten. Während die Niederlande zwei Jahrhunderte hindurch zwischen republikanischen und monarchischen Bestrebungen hin- und hergeschleudert wurden, und ihr mächtigster Einzelstaat mit dem Führer des Heeres unablässig haderte, steht bei uns der Gedanke der Monarchie unerschütterlich fest, der König von Preußen ist, Gott sei Dank, selber der Feldherr der Deutschen; darum wird, so steht zu hoffen, unser Staat sicherer, einfacher, minder krampfhaft sich fortbilden, als weiland der Staatsbau der Utrechter Union.

Bleibt es also thöricht, die Regeln für unser Heute und Morgen in der Vorzeit eines fremden Volkes zu suchen, so gewährt doch die Entwickelung des einzigen Staatenbundes der neuen Geschichte, der zum Einheitsstaate ward, manchen überraschenden Einblick in die Grundgesetze des bündischen Lebens. Und wie viele andere Probleme treten uns nicht entgegen in diesem Staate voller Widersprüche, der von jeher das Erstaunen der politischen Denker war! Wie verwickelt erscheint hier die Wechselwirkung der staatsbildenden und der volksbildenden Kräfte! Eine Handvoll selbständiger Stämme, Trümmerstücke des heiligen Reiches, werden zuerst durch den großen Völkerbildner, den Krieg, und durch gemeinsame politische Arbeit zusammengeschweißt zu einer neuen Nation; dann wirkt dies erstarkte Volksthum auf die Verfassung zurück, trachtet darnach den Bund in einen Staat zu verwandeln. Jede Doctrin, die in Verfassungsformen das Heil der Staaten sucht, geht in die Brüche vor diesem Gemeinwesen, dessen Schicksal unwiderleglich beweist, wie wenig die Staatsform bedeutet neben den sittlichen Mächten des Völkerlebens. Denn unter einer ungeheuerlichen Verfassung, — ja, was allen Theorien des Föderalismus in's Gesicht schlägt, als ein Staatenbund ohne einen wirklichen Bundesvertrag — stand die Republik dennoch glorreich aufrecht, der glücklichste, der sittlichste Staat der protestantischen Welt, so lange die Noth des Krieges jeden Muskel des Volkes gewaltsam spannte. Erst im Frieden werden die Gebrechen des Staatswesens fühlbar, und als endlich nach kläglicher Erschlaffung, nach langem bürgerlichen Hader, nach dem Jammer der Fremdherrschaft die nationale Monarchie gegründet wird, da vermag die Reinigung der Verfassungsorgane doch nicht, dem früh gealterten Volke eine neue Jugend zu bringen: das königliche Niederland erscheint trotz des Segens der Staatseinheit und wohlgeordneter Staatsformen klein und armselig neben dem Weltruhm, der einst den unförmlichen Staatsbau der Republik umstrahlte.

Nicht minder erstaunlich ist das Parteileben dieses Staates, ein rechtes Kreuz für die landläufigen Vorurtheile des modernen Radicalismus. Die Republikaner verfechten den Gedanken der Herrschaft, die Monarchisten die Freiheit; der Gegensatz der beiden Parteien liegt so nothwendig in dem Wesen des Staates begründet, Recht und Unrecht vertheilt sich so gleichmäßig zwischen den Kämpfenden, daß jeder Versuch einseitiger Beurtheilung sich auf handhafter That sofort bestraft. Ein streng aristokratischer Staat verbraucht seine Lebenskraft in drei

Menschenaltern wundervollen Glanzes, während allen anderen Aristokratien der Geschichte langlebige Zähigkeit nachgerühmt wird, und hinterläßt, da er untergeht, ein durch und durch demokratisches Volk. Der Zank und Stank lächerlicher Kirchthurmsinteressen begegnet uns im wimmelnden Durcheinander dicht neben dem großen freien Weltblick der Königin der Meere. Ein Staat des Handels, der erste, der in der modernen Welt die Bedeutung der materiellen Interessen mit klarem Bewußtsein gewürdigt hat, kämpft heldenhaft für die höchsten Güter des Lebens, rettet der Welt den evangelischen Glauben, und die Annalen der Krämerrepublik verherrlichen auf jedem Blatte den Krieg als eine Macht des Segens für die dumpfe Trägheit des Menschen. Sehen wir zu, ob sich in den leichten Umrissen eines Aufsatzes eine Antwort finden läßt für so viele Räthsel. —

Mit tiefem Schmerze tritt der Deutsche an die Geschichte dieser vormals deutschen Lande heran, deren glänzende Tage genau zusammenfallen mit den Zeiten unserer Ohnmacht und deren Ruhm erst sank, als das große Vaterland wieder eintrat in die Reihe der Mächte. Der Schmerz lastet um so schwerer, da redliches Urtheil bekennen muß, daß unsere landläufigen Klagen und Anklagen wider die von Holland an uns verübte Verrätherei jedes Grundes entbehren. Wer hat dies köstliche Tiefland des Rheines, die starken Arme, die unser Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unseres Reiches abgeschnitten? Wir selbst allein.

„Deutschlands trübste Zeit“ — so lautet der feststehende Name, den unsere Lehrbücher dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu ertheilen pflegen; und doch giebt uns gerade diese traurige Epoche das Recht, an die Ewigkeit unseres Volkes zu glauben. Händel und Pufendorf, die Pietisten von Halle und die Calixtiner — überall die Spuren einer unverwüstlichen Volkskraft, die aus namenlosem Elend zu frischem Leben sich emporringt. Und wer darf sich denn unterstehen kurzerhand den Stab zu brechen über eine Zeit, die uns den großen Kurfürsten geschenkt und zum zweiten male den Grund gelegt hat für den Staat der Deutschen — über jene Tage, da die Fanfaren der Trompeten von Fehrbellin der Welt verkündeten, dies waffengewaltige Deutschland erdreiste sich wieder der Herr zu sein im eigenen Hause? Nein, wollen wir wirklich die schimpflichste Epoche unserer Vergangenheit finden, die Zeit, da unser Volk durch eigene Schuld in Zwietracht und Feigheit verkam, so müssen wir um ein Jahrhundert weiter zurückschauen, auf die Tage des soge-

nannten Augsburger Religionsfriedens. Damals entstand jene deutsche Kleinfürstenpolitik des Wollens und Nichtwollens, die mit ihrer bedachtsamen Seelenangst ebenso einsam in der Geschichte steht wie die Mißbildung unserer Kleinstaaterei selber; damals ward jene politische Sündenschuld angesammelt, die wir späten Enkel noch nicht völlig abtragen konnten, damals zuerst lenkte der kriegerische Deutsche auf Bahnen ein, die ihn schließlich zum Philisterthum führen mußten.

Reiner, herrlicher hat nie eine Umwälzung begonnen als unsere Kirchenreformation begann. Alles Eigenste und Höchste unseres Wesens war im Aufruhr, der Ernst deutschen Forschermuthes und die Wahrhaftigkeit des deutschen Gewissens. Und wie Luther's Werk aus den Tiefen der deutschen Volksseele entsprang, so war es auch die letzte große That, welche die Söhne aller unserer Stämme zu gemeinsamem Schaffen vereinigte. Deutschland war protestantisch. Unter den deutschen Gauen, welche heute der katholischen Kirche gehören, sind nur sehr wenige nicht durch Blut und Gewaltthat dem alten Glauben zurückerobert worden; aber auch — kein deutsches Land ist heute evangelisch, das nicht schon um das Jahr 1570 zu dem neuen Glauben sich bekannte. So schnell begann die schöpferische Kraft des Lutherthums zu versiegen! Es scheint der menschlichen Gebrechlichkeit nicht gegeben, eine so ideale Anspannung, wie diese war, in die Länge zu ertragen; schon zu der Zeit, da der Reformator starb, erkennen wir das jugendfrische Volk der Hutten und der Dürer kaum mehr wieder. Die Nation erweist sich unfähig, in einem keineswegs ungleichen Kampfe die Selbständigkeit ihres Glaubens und ihres Staates zu behaupten; auf den ruhmlosen Feldzug der Schmalkaldener folgt der geharnischte Reichstag, die hispanische Herrschaft. Dann tritt ein Rückschlag ein: die Rebellion des sächsischen Moritz wirft des Reiches alte Ordnung über den Haufen, die Libertät der Landesherren triumphirt über die kaiserliche Monarchie.

Endlich geht aus der Ermüdung beider Theile der Religionsfriede hervor, das Werk der vereinten dynastischen Politik der Habsburger und der Albertiner, allzulange durch die Schönfärberei kursächsischer Hoftheologen und Hofjuristen als eine That des Segens gepriesen. Wie stattlich klingt den Gedankenlosen jene hergebrachte Vergleichung: Deutschland ruhte aus unter dem Schirm kirchlicher Duldung, derweil in England die blutige Maria die Scheiterhaufen flammen ließ! Als ob nicht die Idee der religiösen Duldung dem Jahre 1555 ebenso unbekannt gewesen wäre wie die Eisenbahnen und die Telegraphen! Nicht

die Nation erhielt die Freiheit, ihres Glaubens zu leben, nur den Landesherren ward das Recht, sich zu dem augsburgischen oder zu dem alten Bekenntniß zu halten, für ihre Unterthanen aber galt der Grundsatz: cuius regio, eius religio. Nicht ohne Grund pflegte Philipp II. sich auf das Beispiel Deutschlands zu berufen: was thue er denn anders in seinen burgundischen Landen, als daß er dieselbe Gewalt behaupte, die jeder kleine deutsche Fürst in seinem Territorium ausübe? Und selbst diese zweifelhafte Duldung von des Landesherrn Gnaden kam nur den Katholiken und den Lutheranern zu gute — nicht, oder doch nicht mit Sicherheit, den besten Protestanten, nicht dem Calvinismus, der soeben erst als eine selbständige Kirche sich gestaltete und für lange Zeit alles Heldenthum, alle streitbaren Kräfte des Protestantismus an sich zog.

Die große Mehrheit der weltlichen Fürsten stand längst zu dem augsburgischen Bekenntniß; ließ man der natürlichen Entwickelung freie Bahn, so fielen unfehlbar auch die noch übrigen geistlichen Fürsten dem Glauben unseres Volkes zu, und das amtliche Deutschland ward evangelisch. Solcher Gefahr schoben die Katholiken eigenmächtig einen Riegel vor: den geistlichen Vorbehalt, ein Verbot, das von den Protestanten nicht anerkannt ward. Welche schlechthin rechtlose, unhaltbare Zustände für nahezu ein Viertel von Deutschland hieraus entsprangen, das werden wir erst dann ganz verstehen, wenn uns einst ein tüchtiger Historiker die Schicksale eines großen protestantischen Stiftes in dieser Zeit, etwa des Magdeburger Landes, schildern wird. Kein menschlicher Scharfsinn vermag zu sagen, wer denn von Reichs wegen im Rechte war unter diesen brandenburgischen, sächsischen, österreichischen Prinzen, die sich um das mächtige norddeutsche Erzstift stritten. Die Frage, ob die Reformation sich fernerhin auf unserem Boden ausbreiten dürfe, die Frage der deutschen Zukunft, blieb in Augsburg ungelöst, und von dem Frieden, der also nichts entschied, schrieb ein wackerer protestantischer Theilnehmer verzweifelnd: „es geht Alles so kalt und schläfrig zu, daß es ein Erbarmen ist."

Und was bedeutete der faule Friede für die deutsche Politik? Der unheilvolle Gang, den die religiöse Bewegung schon seit dreißig Jahren eingeschlagen, war jetzt von Reichs wegen anerkannt; die Nation wurde mediatisirt, jeder Landesherr ein Souverän, ein unabhängiger Gebieter über die allerwichtigste politische Angelegenheit der Zeit, über die Kirchen-

sachen. Noch mehr, Deutschland verzichtete auf die auswärtige Politik, trat zurück aus der Reihe der großen Mächte. Denn da das Reich in Religionsfragen nicht mehr einen für beide Theile bindenden Mehrheitsbeschluß fassen konnte, und alle Kriege dieser Epoche, allein die Türkenkämpfe ausgenommen, Religionskriege waren, so blieb Deutschland grundsätzlich neutral in den europäischen Händeln; nur als Dienende, als Hilfsvölker durften die Deutschen fortan theilnehmen an den welthistorischen Kämpfen draußen. Nun frage ich: wann ist jemals wieder eine solche freiwillige Selbstverstümmelung einer großen, reichen, wehrhaften Nation erhört worden? Und war es nicht auch ein Zeichen unserer politischen Versunkenheit, daß die deutschen Historiker die unsägliche Schmach, die in diesem Hergang liegt, lange Zeit gar nicht bemerkten? Das sollen wir J. G. Droysen nicht vergessen, daß er zuerst unter unseren namhaften Geschichtschreibern den männlichen Ton des Zornes und der Verachtung angeschlagen hat, der jener trägen Epoche allein gebührt. Und je freudiger wir heute wieder an uns selber und an die Macht des deutschen Staates glauben, um so gewisser muß solche Strenge historischer Selbsterkenntniß in unserer öffentlichen Meinung sich durchsetzen; das zwanzigste Jahrhundert wird nicht wie das neunzehnte in gutmäthiger Selbsttäuschung den Jubeltag des Friedens feiern, der den dreißigjährigen Krieg in seinem Schooße trug.

Während also das heilige Reich sich's versagte, noch irgend einen Willen zu haben in den Händeln der Völker, stand rings umher die Welt in Flammen. In Frankreich, in England, in den Niederlanden ward gekämpft um Sein und Nichtsein des Protestantismus; die beiden Religionsparteien standen weithin durch das Abendland in zwei geschlossenen Feldlagern einander gegenüber, reichten unbedenklich dem fremden Glaubensgenossen die Hand gegen den andersgläubigen Landsmann. Der große Zersetzungsproceß der spanischen Weltmonarchie begann. Bleibt es ohnehin niederschlagend für den menschlichen Stolz, daß die Herrschgier eines Fürstenhauses, dessen Glieder zumeist mit beispielloser Unfähigkeit geschlagen waren, der Weltgeschichte für ein volles Jahrhundert den Weg vorschreiben konnte, so wächst die Beschämung noch, sobald wir erkennen, auf wie schwachen Füßen die Macht dieser Habsburger stand. Ein unnatürliches, unfestes Gemisch grundverschiedener Länder, und die Lebenskraft Spaniens selber längst schon im Sinken, seit jener Schlacht von Villalar, die das Mark des Landes, die Communen, zerstörte! Wahrlich, wenn in den Seelen

unseres hohen Adels nur ein Funke glühte von dem aufopfernden Muthe, den die Spanier der großen Idee des katholischen Weltreichs widmeten, so war die Herrschaft des Protestantismus in Mitteleuropa gegründet.

Aber in verhängnißvoller Zeit stand eine verkommene Generation deutscher Fürsten am Ruder — ein Geschlecht, das von den wackeren Vätern nur die centaurischen Sitten, die starken und begehrlichen Leiber, nicht den Schwung der Gedanken geerbt hatte. Das holde Stillleben der Kleinstaaterei hob an. Hausväterlich sorgte der Landesherr für die Wohlfahrt seines Ländchens; tüchtige Domänenwirthe, verständige Verwaltungsmänner, wie August von Sachsen, Christoph von Württemberg, erscheinen nicht selten. Zugleich behaupten an den Höfen Hosenteufel, Jagdteufel und Saufteufel, verflucht von den Predigern, ihr altes Regiment; die Sitten der Zeit zeigen in hochkomischen Zügen ein wunderliches Gemisch von sinnlicher Roheit und theologischer Salbung. „Gestern abermalen voll gewest, heute das Trinken auf ein Vierteljahr verredet“ — solche Geständnisse und Gelöbnisse begegnen uns selbst in den Tagebüchern des trefflichen Friedrich III. von der Pfalz. Ungeheure Zechgelage, Saujagden, prunkvolle Maskenzüge wechseln ab mit Truppenübungen, wobei weitgereiste Kriegsobersten eine schwerfällige militärische Gelehrsamkeit entfalten, auch wohl zum Schlusse ein Bild der großen Hure von Babylon, mit Pulver gefüllt, in die Luft gesprengt wird. Auch der Bürger steht noch seinen Mann mit Kraut und Loth auf den üppigen Schützenfesten; aber der männliche Ernst des Waffenhandwerks geht dem friedensfrohen Geschlechte langsam abhanden. Noch freilich war die Erinnerung an die alte deutsche Kriegerherrlichkeit nicht ganz erstorben, noch galt die Theilnahme an irgend einem Feldzuge für eine Standespflicht des fürstlichen Lebens, noch strömten alljährlich aus dem unerschöpflichen Schooße des weiten Reiches Tausende wehrhafter Männer hinaus, unwillig daheim den Kehricht zu hüten, und verspritzten ihr Blut in den Hugenottenkriegen, den niederländischen Kämpfen. Frankreich hieß der Kirchhof des deutschen Adels. Doch nur selten verräth sich in solcher Entladung der nationalen Schlaglust eine edle politische oder religiöse Leidenschaft: deutsche Lansquenets und Reitres kämpfen in beiden Lagern der Franzosen, der Landsmann wider den Landsmann, Katholiken und Protestanten gemeinhin bunt durch einander. Was kümmerte diese Kleinfürsten die Zukunft des Protestantismus? War doch das Kirchengut aufgetheilt zwischen ihnen und

dem lutherischen Adel. Ihr Phlegma schrickt zurück vor den „geschwinden Händeln“ der großen Politik, eine abergläubische Scheu vor dem Erzhause lähmt die Thatkraft. Sie betteln bei den Habsburgern um das goldene Vließ, bei den Valois um den St. Michael, und Junker Hans Breuning von Buchenbach unternimmt jene Gesandtschaftsreise über den Canal, die er uns mit so unnachahmlicher Dummheit geschildert hat, um vergeblich bei der jungfräulichen Königin das Hosenband für seinen schwäbischen Herzog zu erbitten.

Die Völker ertragen leichter das Unglück als das Glück; unsere Nation verdarb in der Ueppigkeit eines Friedens, der die Geister nicht versöhnte. Doch aller deutschen Leiden schwerstes war die theologische Verbildung. Es ist nicht anders, das Lutherthum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholicismus, der soeben alle seine Bekenner wie ein Heer des Glaubens in der festen Burg seiner alten jetzt neu geordneten Hierarchie versammelt hatte. Die Versenkung des gläubigen Gemüths in Gott und die göttlichen Dinge, worin von Anbeginn die Größe und die Schwäche des tiefsinnigen lutherischen Glaubens lag, führte zur Thatenscheu, zur Abkehr von den Kämpfen des Lebens; die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam sog dem Lutheraner das Mark des Willens aus den Knochen. Die Theologie blühte, die Religion verkam; fast allein die herzbewegenden Klänge des lutherischen Kirchenliedes bekundeten noch, daß der ursprüngliche Geist des Protestantismus nicht ganz erstorben sei. Wie sehnte sich der milde alte Melanchthon nach seinem letzten Stündlein, „auf daß ich erlöst werde von dem ungeheuren und unversöhnlichen Hasse der Theologen!“ Mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmuth hadern die Theologen über die wie zum Hohne so genannten Concordienformeln der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der ernestinischen „Betefürsten.“ Die Pfaffen der neuen Kirche fluchen einander hinab in die Tiefen der Hölle um der Frage willen, ob die Erbsünde auch in den Leibern der selig Verstorbenen fest hafte bis zum jüngsten Tage. Gewiß, das religiöse Gemüth verlangt nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Glaubenssätze, und wir Weltkinder einer neuen Zeit übersehen leicht, daß auch die Wildheit dieses dogmatischen Gezänks ein Zeugniß ablegt von dem heiligen Glaubensernst der Reformation. Doch wer darf darum den wahnsinnigen Haß entschuldigen, womit der bibelfeste Lutheraner die Schwesterkirchen der Reformirten verfolgte? „Der Streit der Feinde

ist unser Friede“ jubelten schadenfroh die Jesuiten, und die Calvinisten Hollands und der Schweiz, zu nüchtern um den blinden Haß zu erwidern, klagten verzweifelnd über „die mehr als viehische Dummheit der Deutschen,“ denen der Glaube der Sacramentirer „schlimmer als der türkische“ schien. Bald steht das Lutherthum der alten Kirche näher als den protestantischen Genossen. Erich von Braunschweig führt seine Reisigen zu Alba um die holländischen Sacramentsschänder zu züchtigen; die Badener, die Rheingrafen, viele andere lutherische Fürsten kämpfen im Heere der Ligue gegen die Hugenotten, und der größte lutherische Hof, der Dresdener, vermißt sich, in solcher Zeit Deutsch und Spanisch, das Evangelium und den Jesuitismus zu versöhnen. Nicht leicht wird ein Obersachse den Muth, noch schwerer ein anderer Deutscher die Lust finden, in einem schonungslos ehrlichen Geschichtswerke ausführlich die vollendete Nichtigkeit dieser albertinischen Politik zu schildern, welche schließlich sogar den geistlichen Vorbehalt anerkannte und also die Zukunft des deutschen Protestantismus preisgab. Als der große deutsche Krieg begann, die böhmischen Protestanten am weißen Berge erlagen, da frohlockten die kursächsischen Prediger: jetzt endlich sei dem gottverdammten Calvinismo das Haupt zertreten.

Nicht ganz so unwürdig erscheint die Haltung der westdeutschen Höfe, wo die prosaische, der Politik und der praktischen Moral zugewendete Lehre der Calvinisten die Herrschaft behauptete. Heidelberg bleibt für ein Jahrzwanzig die glückliche Heimath freier deutscher Geistesarbeit; hochfliegende europäische Pläne beschäftigen den Pfälzer Hof, er zieht den Hugenotten mannhaft zu Hilfe, er träumt sogar, das katholische Frankreich in einen evangelischen Bundesstaat umzuwandeln. Johann Casimir dichtet fromme Lieder zum Preise der Niederländer; Pfalzgraf Christoph, der Sohn Friedrich's III., fällt als ein Held des Glaubens auf der Mooker Heide. Doch ruhige Eintracht, große, zäh festgehaltene politische Gedanken, ausdauernde Thatkraft suchen wir auch hier vergeblich. Erschreckt durch das Fortschreiten der Gegenreformation raffen sich die besseren protestantischen Fürsten endlich auf zu jenen kläglichen Verhandlungen, denen die Todtgeburt der evangelischen „Union“ entspringt. Ziellos schleppt sich das massenhafte Schreibwerk der Bedenken und Gegenbedenken durch viele Jahre. Die Verhandelnden nennen sich selber mit glücklichem Humor die „correspondirenden Fürsten“, zuletzt läuft all' ihr Thun hinaus auf die Weisheit des wohl-

meinenden Joachim Friedrich von Brandenburg: „alle gütlichen Mittel versuchen und das Uebrige Gott befehlen!“

Nichts ungerechter als die wohlfeilen Anklagen, welche die protestantischen Historiker bei der Schilderung dieser Epoche wider die Gesellschaft Jesu zu richten pflegen. Die Jesuiten thaten was die Vorkämpfer der streitbaren Kirche nicht lassen durften, unsere Glaubensgenossen unterließen was dem Deutschen, dem Protestanten die heiligsten der Pflichten geboten. Entschlossen und sicher schreitet das Werk der Gegenreformation vorwärts durch die zerfahrene protestantische Welt; Fulda und das Eichsfeld, Würzburg und Bamberg, Trier und Salzburg, Köln und Paderborn verfallen mitten im Frieden der alten Kirche. Den Protestanten, der sich in diese Zeit versenkt, überkommt noch heute eine dumpf beklommene Empfindung; wir meinen mit Händen zu greifen, wie das Verderben des dreißigjährigen Krieges näher und näher rückt. Uns wird zu Muthe, wie wenn am schwülen Sommermittag die schwarze Wolkenwand am Himmel steht: schon zucken ferne Donnerschläge durch die stille Luft, der sorglose Bauer läßt die gemähten Halme auf dem Felde liegen, dann bricht das rasende Wetter herein und verschlingt den Segen der Ernte.

Nur auf einer Scholle des protestantischen Deutschlands stand den Mächten der Gegenreformation eine ebenbürtige Kraft des Gedankens und des Willens gegenüber. In dem stillen Winkel des Dillthals kreuzten sich, wenn der große Schweiger und Johann von Nassau daheim weilten, die Depeschen aus Venedig und Rom, Antwerpen und Paris. Und an den Rechnungen dieser ernsten Denker hing die Freiheit der Welt. Die nüchterne Realpolitik war hier wie immer die Schützerin der Ideen. Mit rührender Treue opferte das tapfere Völkchen des Westerwaldes Hab' und Leben für die niederländische Politik seiner Fürsten, und noch in unseren Tagen lebt auf den öden Bergen die Erinnerung an die Hollandsfahrten der Väter. Doch die Mehrzahl der protestantischen Fürsten blieb taub bei der beweglichen Klage des Oraniers: „wenn wir kleinen Leute verdorben sind, dann kommen die deutschen Fürsten an die Reihe.“

Es galt, dem katholischen Weltreiche sein herrlichstes Besitzthum zu entreißen — denn hier ist das Indien, hier die Goldquelle des spanischen Königs, sagte ein scharfblickender Italiener. Es galt, der deutschen Nation den Zugang zum Welthandel zu eröffnen, den burgundischen Kreis, der nur dem Namen nach zu uns gehörte, in Wahrheit dem

deutschen Reiche zurückzugewinnen. Längst war dies niederländische Sonderleben dem großen Vaterlande entfremdet, seine Erhebung darf mit einigem Rechte als der höchste Triumph des deutschen Particularismus bezeichnet werden. Bereits im zwölften Jahrhundert war hier ein Aufsteigen der nichtritterlichen Klassen erfolgt, das diesen Landen für alle Zukunft ihren bürgerlichen Charakter aufprägte. Während die Ritter im Reich ihre höfischen mittelhochdeutschen Lieder sangen, entstand am Niederrhein eine hausbackene Literatur, die nach Bürgerart nur belehren oder unterhalten wollte. Der karolingische Sagenkreis der Franzosen, nachher die lateinischen Schriften des Mittelalters wirkten kräftig auf dies Grenzland ein. Seitdem mit dem Sinken der Reichsgewalt überall in Deutschland die Mundarten wieder emporkamen, hatte sich auch Sprache und Schriftthum der niederländischen Bürger immer selbständiger gestaltet. Der Reichsadler im Wappenschild der großen burgundischen Städte bedeutete wenig; schon im funfzehnten Jahrhundert hatten sie gekämpft gegen unsere Osterlinge, triumphirend, mit dem Besen hoch am Mastbaum, die deutschen Meere durchsegelt und sich losgesagt von der Hansa. Doch jetzt, in der Todesnoth des spanischen Krieges, spähten sie angstvoll umher nach fremder Hilfe; sie waren bereit, der Königin von England, sogar dem katholischen letzten Valois sich zu unterwerfen; um wie viel sicherer mußten sie sich dem deutschen Reiche wieder einfügen, wenn bei uns eine Macht erstand ihnen zu helfen! Die Binnenlandspolitik des deutschen Kleinfürstenthums bemerkte nicht, welche Lebensfragen hier auf dem Spiele standen; der lutherischen Ruheseligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier, die so gar nicht hören mochte auf den geistlichen Trost August's von Sachsen: „gegen Gewalt sollt Ihr den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen." Einzelnen kommt wohl eine Ahnung von dem großen Sinn des Kampfes. „Ihr habt uns erhalten, Ihr allein nächst Gott," schrieb Wilhelm von Hessen dem Schweiger, und Christian von Anhalt verlangte, daß die sieben Provinzen förmlich in des Reiches Schutz aufgenommen würden. Doch die erkauften deutschen Söldner, welche zumeist das Heer der Niederländer bildeten, konnten, selber jedes politischen Gedankens baar, auch die Politik der Niederlande nicht bestimmen. Zu thatkräftiger Hilfe um des Glaubens willen ermannen sich nur wenige deutsche Herren, wie die tapferen Wittgensteiner. Die meisten schauen zu mit unwandelbarer Gemüthsruhe, grübelnd über den theologisch-astrologischen Gründen des wunder-

baren Kampfes, wie jener selbe Landgraf von Hessen, der im Jahre 1577 den um Hilfe rufenden Oraniern bedachtsam schreibt: „sintemal der itzo stehende Comet nicht geringe Dinge und straff Gottes, unsers Besorgens, portendirt und androhet.“

Es war die Zeit, da die Monarchie überall zu stolzem Selbstgefühl heranwuchs; hoffärtige Gedanken, dem modernen Legitimismus verwandt, erfüllten die Höfe. Als das weiland stolze Lübeck dem Schwedenkönig Erich den Frieden aufkündigte, empfing es die Antwort: „Bürger und Bauern sollen Ihresgleichen absagen, nicht einem Könige.“ Wallenstein haßte die holländischen Rebellen als die destructores omnium principum et regum. Aber auch der deutsche Kleinfürst schaute mißtrauisch auf „das wüste Gesindlein“ in den Niederlanden, auf diese Bürgermeister und Stadträthe, die ihrer angestammten Krone widerstanden, er fürchtete die Auflösung aller staatlichen Zucht weithin durch die Welt. Vergeblich klagte Johann von Nassau: „Ihr stellt die Tyrannei auf Eine Linie mit einer christlichen Obrigkeit.“

Unsere Protestanten gaben die Rheinmündungen preis und erkauften sich doch nicht den Frieden mit ihrer Friedensseligkeit. Denn zerstörend schlugen die Flammen des ungeheuren Brandes weit in Deutschland hinein. Niederländische Protestanten, flüchtig vor den spanischen Henkern, zogen tief in's Reich, bis nach Hanau. Sie bildeten in manchen Reichsstädten, wie in Aachen, eine Geusenpartei, sie gründeten in Wesel jene glorreiche Gemeinde, welche die Mutter des freien niederrheinischen Kirchenlebens werden sollte und der tapferen Stadt das ehrenvolle Lob der Jesuiten erwarb: „Genf, Wesel und Rochelle seindt des Teufels andre Höll'.“ Holländer und Spanier sperren wetteifernd den Rheinstrom für die deutsche Schiffahrt; jahrelang nehmen die spanischen Regimenter auf dem Marsche von Belgien nach Groningen regelmäßig den Weg durch das Jülicher Land. Als Gebieter zieht Mendoza mit spanischem Kriegsvolk heerend und bekehrend mitten im Frieden bis nach Paderborn und Münster, und der westphälische Kreis erwehrt sich der fremden Gewaltthat durch winselnde Klagen über „diese hispanischen Ueberteufel.“ Ein verheißender Augenblick erscheint, als Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln zum evangelischen Glauben übertritt und also den Protestanten die Aussicht eröffnet auf die Mehrheit im Kurfürstenrathe, auf die Erhebung eines Protestanten zur Kaiserwürde. Der Papst setzt den deutschen Fürsten ab, des Reiches ungefragt; von

spanischen und bairischen Söldnern vertrieben flieht der Unglückliche nach Holland, niederländisches Kriegsvolk vertheidigt ihm seinen Godesberg — und der Schwachsinn der deutschen Lutheraner nimmt solche Verhöhnung des Reichsrechts thatlos hin, denn Kurfürst Gebhard war Calvinist! Als darauf der jülich-clevische Erbfolgekrieg ausbricht, werfen Holland und Spanien sofort Garnisonen in die Festen der streitigen Lande, hausen und herrschen dort durch Jahrzehnte.

Was Wunder, daß die Kämpfer beider Parteien, die mit eingriffen in den Weltkrieg, mit grenzenloser Verachtung sprachen von einer Nation, die Solches ertrug. Die deutschen Fürsten, spottet Alba, führen Adler, Löwen und Greife in ihren Wappen, aber den grimmen Thieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit den Fliegen, die sich geduldig auf dem Tische todtschlagen lassen, und der tapfere Publicist der Hugenotten Hubert Languet meint achselzuckend: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unserer Trauerspiele. Eine Scham wie um selbsterlebte Schmach bringt uns noch heute zum Herzen, wenn wir die mächtige Rede lesen, die Marnix von St. Aldegonde, der Freund des Schweigers, im Mai 1578 vor dem Wormser Reichstag hielt. Tua, tua res agitur, ruft der feurige Wallone dem zaudernden Deutschland zu; er fragt, ob wir denn schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß der Hispanier uns verachtet wie die Hunde, wie der Türke den Giaur — und daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere! — Wahrlich, nicht uns steht es an den großen Oranier zu verklagen. Er kämpfte für uns, indem er vom Reiche sich löste, er rettete eine herrliche Welt germanischen Lebens vor jenem bleiernen Schlummer, der auf dem hispanischen Italien lastete, er schwächte die Macht der Habsburger also, daß sie nicht mehr siegen konnte, als auch über unser Vaterland allzu spät der Entscheidungskampf hereinbrach.

Nur dieser Niedergang der deutschen Reformation erklärt den Aufgang der niederländischen Republik. Beidlebig nennen sich die Niederländer bei Goethe, und der Ausdruck trifft zu in zweifachem Sinne. Denn zwischen Land und Wasser lebt das Volk in dieser wunderlichen

Welt, wo man die Aale mit dem Pfluge aus dem schlammigen Acker gräbt, wo die Städter, nach dem alten Witzwort des Erasmus, gleich den Krähen auf den Bäumen nisten: auf dem Rost der Mastbäume, die als Fußgestell der Häuser in den bebenden Boden eingerammt werden. Auch die Gesittung und der Staat dieser Trümmerstücke des altlotharingischen Reiches schwankt die Jahrhunderte hindurch zwischen der germanischen und der romanischen Welt. Frankreich behauptet die Lehnshoheit über Artois und Flandern, Deutschland das Herrscherrecht in den nördlichen Niederlanden. An Frankreichs empfindlichster Grenze, auf einem strategisch hochwichtigen Gebiete, das keiner der Nachbarstaaten dem andern gönnt, erhält sich das Sonderleben vielsprachiger Kleinstaaten, ein Verbindungsglied zwischen deutschem und wälschem Wesen. Farbenreich und vielgestaltig gedeiht das Bürgerthum auf dieser classischen Stelle mittelalterlicher Städtefreiheit. Schon im dreizehnten Jahrhundert ertrotzten sich die Bürger der Hafenstädte, die Poorters, von ihren Grafen und Herzögen Freibriefe, Keuren. Ein himmelhoher Thurm, der Belfried, prangt als das Wahrzeichen der städtischen Freiheit, seine Glocken rufen die Genossenschaften der angesehensten Bürger, die Vroedschappen, zum Bürgertage; ein Schulze, Schout, wahrt selbständig mit seinen Schöffen den Frieden der Stadt. Die Weltmärkte von Gent und Brügge gründen im Verein mit den kleineren Communen die vlämische Hansa. Wie oft sind die trotzigen Genter und Brüggelinge zusammengeströmt auf ihren Freitagsmärkten, um hinauszuziehen — wohl 30,000 reisige Bürger aus einer Stadt — mit der dullen Griete und anderem riesigen Feldgeschütz gegen den Edelmann oder den Landesherrn; dann verkündete das Läuten der Rolandsglocke „Victorie in Vlaanderland." Seit dem vierzehnten Jahrhundert berufen die Grafen und Herzöge die kleinen Herren ihres Landes — Prälaten, Ritterschaften, Städte — zu Landtagen, Staatenversammlungen. Die Staaten bewilligen Beden, rathen und thaten in allen Landesnöthen, nehmen oft für den abwesenden oder minderjährigen Grafen selber das Regiment in die Hand, wahren und mehren ihre Privilegien bei der blyde Inkomste (joyeuse entrée) jedes neu einziehenden Fürsten. Dem Landesherrn bleibt in dieser Epoche der bescheidenen Staatsthätigkeit im Wesentlichen nur die Heerführung, eine vorsichtige Oberaufsicht und das Recht, die städtischen Beamten aus den von den Stadträthen vorgelegten Listen zu ernennen.

Ein unübersehbares Gewirr von Kräften und Gegenkräften

wuchert auf unter dieser handfesten Selbstverwaltung. Lange Zeit stehen die den festländischen Händeln zugewandten Ostprovinzen fremd, fast feindselig neben dem seefahrenden Westen, der durch regen Handelsverkehr — in der Zeit der Weberkönige, der beiden Artevelde, auch durch gemeinsame Politik — mit dem nahen England verbunden ist. Noch greller tritt der Gegensatz des wälschen und des deutschen Wesens, der Flandre gallicante und der Flandre flamingante hervor. Damals wie heute geht die Völkerscheide mitten durch den Mauerring der Hauptstadt von Brabant: in der Bergstadt Brüssel die gesuchte Zierlichkeit des französischen Hofes, drunten im Thale der Senne die stolzen Gildenhäuser des deutschen Bürgers. Damals wie heute spendet Frankreich den stammverwandten Wallonen süße Schmeichelworte. Das germanische Volksthum aber entwickelt hier auf dem Außenposten des Reiches die Eigenart des niederdeutschen Wesens mit einseitiger Schroffheit, gleichwie in Portugal unter verwandten Verhältnissen der iberische Volkscharakter seine ganze Härte entfaltete. Schwer und bedachtsam, mit gesammelter Willenskraft geht der Friese und Holländer seines Weges; unauslöschlich gräbt sich der Haß gegen den alten Stammesfeind in diese festen langrächen Seelen ein: wat walsch is valsch is, sla dood! Dabei steckt eine unverwüstliche Lust an gespaßiger Schelmerei hinter der wortkargen Derbheit: Reineke Vos, das Lieblingskind niederdeutschen Bürgerwitzes, kam in den Niederlanden zur Welt. Auch ein socialer Gegensatz ist früh erkennbar: in dem rohen, armen Norden gilt der Adel wenig, im Süden hauſt ein reicher, übermüthiger Herrenstand.

Die Ueberkraft der kleinen Gemeinwesen tobt sich aus in zahllosen örtlichen Fehden. Die Holländer kämpfen wider die Friesen, die Genter wider die Brüggelinge, die Rheinstädte wider den monopolsüchtigen Stapelplatz Dordrecht; jahrzehntelang raufen sich in Holland zwei große Parteien, die Hoecks und die Kabeljauws, in Friesland Schieringer und Vetkooper. Inmitten solcher wogenden Unruhe gedeiht ein kernhaftes Volk, gestählt im Kampfe mit den Elementen. Ungeheure Deiche schirmen die Städte vor dem alten Feinde, dem Nordwestwind, der „die großen Mannestränken“, die Sturmfluthen landeinwärts treibt. Schon im zwölften Jahrhundert wagen die Flanderer kühne Canalbauten, schon Dante's Hölle verherrlicht die mächtigen Dämme, die der Brüggeling weit in die See hinausführt. Die Lage des Landes an der Grenze zweier Meere zwingt den Seemann, erst durch die seichte

Wattensee der Küste sich den Weg zu bahnen, dann am Cap der grauen Nase vorbei, die Felsenküsten des Canals entlang zu segeln; so wird er wetterfest, in jeder Art der Schiffahrt erprobt. Was er aus dem Westen heimbringt, wandert auf einem uralten Handelswege nach dem Stapelplatze des deutschen Niederrheins; das ist so alt wie der Weg nach Köln, sagt das Sprichwort. Der Gewerbfleiß, schon seit vorrömischer Zeit, seit den Tagen der wollwebenden Atrebaten und Moriner auf diesem Boden heimisch, erreicht in den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters eine glänzende Blüthe, flandrisches Tuch geht durch alle Lande, und die Coutumes der großen niederländischen Plätze, noch heute eine wichtige Quelle für das Handelsrecht, erzählen, wie gewandt der niederrheinische Kaufherr alle Formen der Inhaberpapiere zu gebrauchen und zu mißbrauchen wußte. —

In dies Gewirr selbständiger Gemeinwesen schlägt endlich die Politik der Centralisation herein, seit die burgundischen Valois die Mehrzahl der niederländischen Herrschaften unter ihrem Scepter vereinigen. Die „chevalereuse Monarchie" der Burgunder steuert gradeswegs dem Einheitsstaate zu. Der Orden vom goldenen Vließ bindet den Adel fester an den Thron — denn wer wollte nicht als chevalier de l'ordre sein Wappenschild in den Kirchen von Brüssel und Brügge aufhängen? — und verleiht dem Herzogshute den reichen Glanz einer königlichen Krone. Um 1437 beruft der Herzog die Staaten seiner Lande zu einem Vereinigten Landtag; diese Generalstaaten bewilligen die Beden für das gesammte Gebiet, vertheilen den Betrag auf die einzelnen Provinzen; sie werden häufiger, zuletzt fast alljährlich versammelt, da die Noth der Kriege zu wiederholten Steuerforderungen zwingt. Sehr langsam jedoch wachsen die kleinen Fürstenthümer zu einem Staate zusammen. Der Landesherr ist kraft besonderer Rechtstitel Herzog von Brabant, Markgraf von Antwerpen, Graf von Holland und Zeeland; er darf keine Ausländer als Beamte anstellen, d. h. keinen Holländer in Brabant, keinen Wallonen in Zeeland. Für das Gesammtgebiet kennt das Staatsrecht nicht einmal einen Namen, die Plakate reden unbestimmt von den Landen van herwaerts over, den pays de par-deçà. Auch die Generalstaaten gleichen mehr einem Congreß von Gesandten selbständiger Mächte als dem Reichstag einer Monarchie. Einzelne Provinzen bleiben nach Belieben daheim, jede Provinz stimmt als ein Ganzes mit Einer Stimme, die Minderheit der Landschaften pflegt nach langen Verhandlungen freiwillig der Meinung (het gevoelen)

der Mehrheit sich anzuschließen, auf daß der Friede nicht gestört, die Souveränität der Provinzen nicht geschmälert werde.

Der Schwerpunkt der burgundischen Macht ruhte durchaus in den Südprovinzen. Hier lag Löwen, die ruhmreiche Hochschule; hier malten die Gebrüder van Eyck die Anbetung des Lammes; hier erstanden, reicher als die Kirchen, die prächtigen Stadthäuser, um deren Fenster der üppige Flamboyantstyl seine phantastischen Ranken schlingt. Von dem prahlerischen Glanze des Brüsseler Hofes erzählen noch unseren Tagen die Grabmäler Karl's des Kühnen und seiner schönen Tochter; unter den leichtfertigen Weltkindern des burgundischen Hofadels entstand der Decamerone der Franzosen, die geistreich frivole Sammlung der cent nouvelles. Die Generalstaaten tagten zumeist in Mecheln oder Brüssel, Brabant führte den Vorsitz und zahlte ein Viertel der Gesammtsteuern, während Holland nur $^1/_{12}$, Zeeland $^1/_{48}$ beitrug. Das Brabanter Land regierte der Landesherr unmittelbar; an der Spitze der anderen Provinzen standen Statthalter, einflußreiche Große, welche das Heer der Provinz führten, das Ansehen des Landesherrn wahrten und zugleich die Anliegen der Provinz bei ihm vertheidigten, den kleinen Mann in den Städten nach monarchischer Pflicht gegen die Willkür der Patricier, die in den Provinzialstaaten nicht vertretenen kleinen Städte gegen die herrischen großen Communen beschützten.

Die Habsburger erbten die Macht und die Einheitspolitik der Valois. Keizer Karel de Vyfde ist noch heute der Abgott jedes rechten Brüsselers; denn trefflich wußte der große Staatsmann „diese harten flandrischen Köpfe“ zu leiten. Er brachte Geldern, Friesland, Groningen, Overyssel zu den burgundischen Landen hinzu und vollendete also das Reich „der siebenzehn Provinzen.“ Ein Genter Kind, französisch erzogen, ward er in den Tagen seiner Größe durchaus zum Castilianer und verstand dennoch die räthselhafte Kunst, in unnahbarer Höhe wie ein Halbgott über seinem Weltreiche zu stehen, keinem der Völker, die er beherrschte, kurzweg als ein Fremder zu erscheinen. Den Flanderern war und blieb er der Landsmann, sie sonnten sich an dem Glanze seiner Macht; ihre Schiffe segelten frei in die hundert Häfen des Kaisers. Antwerpen wurde rasch der erste Handelsplatz von Nordeuropa, holte aus Lissabon und Sevilla die köstlichen Waaren beider Indien, raubte den Venetianern die Vorhand für den orientalischen Handel. Die großen Geldmächte der Epoche, die Fugger und die Welser, schlugen ihre Contore an der Schelde auf, und wie herrlich in

dieser Welt des Reichthums die neue Kunst der Italiener gedieh, das bezeugt uns noch jener edle Renaissancebau, das Rathhaus von Antwerpen, oder da und dort in entlegener Gasse ein alter Kaufherrnpalast, der die Schrecken der spanischen Furie überdauert hat. Eine schöpferische Verwaltungspolitik darf Niemand erwarten von diesem Kaiser, der über die halbe Erde gebot und dennoch in ungezähmter Herrschergier das **plus ultra!** auf sein Banner schrieb. Er lebte in den weltumfassenden Plänen seiner auswärtigen Politik; die Frage, was er zu thun habe für die Wohlfahrt seiner Völker, ist niemals vor seinem Geiste aufgetaucht. Immerhin hat er in seinem Geburtslande mit berechnender Klugheit geschaltet. Er demüthigte das unruhige Gent, erbaute dort und in Utrecht eine Citadelle, um die trotzigen Bürger zu bändigen; er bestimmte, daß fortan keine Stadt ihren Bürgern eine Accise auflegen dürfe ohne die Genehmigung des Kaisers. Jenes anspruchsvolle „große Privilegium“, das sich die Staaten von Holland einst von der burgundischen Maria ertrotzt, ward nicht erneuert. Dennoch verfiel der Kaiser keineswegs einem nivellirenden Despotismus, er suchte die Staatseinheit der siebzehn Provinzen zu erreichen auf dem sichersten Wege: durch die Verstärkung der Macht der Generalstaaten. Karl berief die Generalstaaten häufig, um die hohen Steuern durchzusetzen, und legte ihnen sogar seine Friedensschlüsse vor, desgleichen zahlreiche allgemeine Gesetze, die der erweiterte Kreis der modernen Staatswirksamkeit verlangte — so das treffliche Plakat über das Bettlerwesen.

Ein Landvogt, den Statthaltern der einzelnen Provinzen vorgesetzt, vertrat den Kaiser, und Karl ehrte seine Heimath, indem er zwei bedeutende Frauen aus königlichem Blute nach einander mit der Oberstatthalterwürde betraute. Neben dem Landvogt stand ein berathender Staatsrath, gebildet aus den Großen des Landes, die nebenbei durch Gesandtschaften und andere kostspielige Staatswürden beschäftigt und in Schulden gestürzt wurden. Die Kraft der Centralgewalt lag in zwei mit abhängigen Beamten besetzten Verwaltungscollegien, dem Finanzrath und dem Geheimen Rath. Der Hof von Mecheln bildete die höchste Instanz für die Gerichte der Lande; in derselben Stadt saß die Rechenkammer für die Niederlande. Ein Feldherr, bekleidet mit dem spanischen Titel Generalcapitain, befehligte die Heere der Provinzen, ein Admiral die Flotte; da Holland sich weigerte seinem Statthalter die Führung der holländischen Flotte zu entziehen, so befahl Karl ein-

lenkend, der Statthalter von Holland solle stets der Admiral der Niederlande sein. Der Kaiser befreite Flandern und Artois von der Lehenshoheit der französischen Krone, er riß die Provinzen des Nordostens aus dem Verbande des westphälischen Kreises und erhob durch den Augsburger Vertrag (1548) die siebzehn Provinzen zu einer staatsrechtlichen Einheit: sie bildeten fortan den burgundischen Kreis, genossen den Schutz des Reiches; aber nahmen nur durch die Zahlung von Reichskriegssteuern an dem deutschen Staatsleben Antheil. Ein Jahr darauf bestimmte die pragmatische Sanction, daß diese Länder immer von Einem Fürsten besessen und in Einer Masse gehalten werden sollten. Da der unfruchtbaren Staatskunst der Habsburger in zwei Jahrhunderten nicht gelang, Catalanen und Castilianer zu einer Nation zu verschmelzen, so durfte vollends hier in dem Lande der nationalen Gegensätze die Einheitspolitik des Kaisers nicht auf augenblickliche Erfolge zählen: zweimal schlug Karl den Provinzen vor, eine Union unter sich zu bilden, und zweimal widersprachen die niederdeutschen Landschaften, die dem wälschen Hofe nicht trauten. Doch verfolgte man die karolinische Politik der Umsicht und der Schonung weiter, so blieb wohl möglich, daß auf diesem Boden ein starkes Mittelreich entstand, das den Franzosen die altburgundischen Provinzen, den Deutschen die jülich-clevischen Landschaften — zwei alte Ziele der spanischen Ländergier — entreißen konnte: ein Staat, der freilich dem habsburgischen Weltreiche zuletzt selber gefährlich werden mußte.

Nur Ein ernstes Leiden bedrückte die glücklichen Lande: die Religionsverfolgung. Schon an der Gedankenarbeit der Vorreformation hatten die Schule von Deventer und die ernsten niederdeutschen Denker Wessel, Agricola, Groote rührig Antheil genommen; dann trugen der Handelsverkehr und die deutschen Feldprediger der kaiserlichen Regimenter früh die neue Lehre in das Rheindelta. Der Kaiser aber führte das Wormser Edict, das in Deutschland unmöglich blieb, in seinen Erblanden mit erbarmungsloser Strenge aus. In Belgien fielen die ersten Blutzeugen des evangelischen Glaubens (1523), und wie in genialer Ahnung der großen Zukunft der Niederlande sang Luther auf die Kunde von dem Flammentode der tapferen Antwerpener Augustinermönche das herrliche siegesfrohe Lied: „Der sommer ist hart für der tür, der winter ist vergangen, die zarten blümlin gen herfür; der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden.“ Ein grausames

Ketzerplakat folgte dem anderen. Tausende von Protestanten ließ der Kaiser hinrichten, sein Regiment ebnete hier wie in Spanien den Weg für Philipp II. Doch von Gewissensfreiheit stand nichts in den Freiheitsbriefen der Provinzen; noch war die Theilnahme, welche die neue Lehre im Lande fand, weder tief noch allgemein. Die Verfolgten zählten zumeist zu den leidsamen Lutheranern oder zu jenen wiedertäuferischen Schwarmgeistern, welche den besitzenden Klassen unheimlich blieben; die Masse des Volkes, versenkt in Arbeit und Genuß, ertrug den kirchlichen Druck ohne nachhaltigen Widerstand. Und zeigte sich ja in einigen Provinzen, wie in Holland und Zeeland, eine drohende religiöse Erregung, so wich der Kaiser staatsklug einen Schritt zurück, befahl seinen Inquisitoren dem heißen Boden fern zu bleiben.

Man verkennt den Charakter Philipp's II., wenn man ihm zutraut, er sei in vermessener Willkür darauf ausgegangen, das öffentliche Recht der Niederlande umzustoßen; er wollte — was selbst die berühmte Beschwerdeschrift des unzufriedenen Adels zugesteht — lediglich das Werk des Vaters, die Politik der Staats- und Glaubenseinheit, weiterführen. Woher aber die furchtbare Erregung, die sich rasch des Landes bemächtigte? Den wichtigsten Grund nennen die Edelleute selber in jenem Request: **la différence de l'un temps à l'autre.** Die alte Politik war unmöglich in einer neuen Zeit. Der Protestantismus fand jetzt erst den rechten Weg zu den Herzen des niederländischen Volkes, seit hugenottische Prediger die strenge Lehre Calvin's verkündigten. Nun klangen Marot's Lieder, nun hieß es hart und unerbittlich: **tailler ne te feras image de quelque chose que ce soit!** Schauet sie an, die Bilder der Helden des Calvinismus in der Genfer Bibliothek, der Ruhmeshalle der reformirten Kirche. Männer aus allerlei Volk und doch den Söhnen Eines Stammes gleichend: ein fürchterlicher Ernst spricht aus den markigen Zügen, alle Kräfte der Seele erscheinen beherrscht, aufgezehrt von der einen köstlichsten, dem Willen. Solche Menschen erzog die finstere Lehre von der Gnadenwahl und der Unfreiheit des Willens. Während also die streitbarste Secte der Protestanten am Niederrhein sich verbreitete, bestand in Deutschland bereits die bedingte Glaubensfreiheit des Religionsfriedens; die Frage ward laut, warum nicht auch den Staaten der siebzehn Provinzen wie den Fürsten des Reichs die Autonomie in Kirchensachen zustehen solle? Der König aber war Castilianer; sein Spanien galt ihm als „die heilige Monarchie", berufen das Schifflein Petri durch die Sturmfluth der Ketzerei hindurch-

zusteuern. Für andere politische Gedanken war kein Raum in dem engen Kopfe des düsteren Mönches. Abweisend, mit dem steifen Dünkel seiner Nation stand er jedem fremden Volksthum gegenüber. Er ahnte nichts, gar nichts von den großen Dingen, die in den Niederlanden sich vorbereiteten, er verließ die Provinzen in dem Augenblicke, da die Stimmung dort bedrohlich ward, und beleidigte noch zum Abschied den Gefährlichsten vom Adel, den Oranier.

In der Hand dieses Königs erschien die burgundische Einheitspolitik, die selbst unter Kaiser Karl den Sondergeist der Provinzen noch nicht gebändigt hatte, schlechthin als Despotismus, als Fremdherrschaft. Auch wohlthätige Werke der monarchischen Centralisation erregten Verdacht und Unwillen. Alba's Criminalordnung, heute von den Kennern als ein Meisterwerk gepriesen, galt als ein Eingriff in die Rechte der Provinzen; und als der Hof von Mecheln die Keuren der Communen einforderte, um das Gemeinderecht des Landes zu codificiren — wer mochte da trauen? wer fürchtete nicht, daß beim Einschreiben die Kernsätze der Freiheitsbriefe verloren gehen würden? Durch die Errichtung von 14 neuen Bisthümern dachte die Krone zugleich, getreu dem Geiste der burgundischen Fürsten, die Provinzen zu befreien von auswärtigen Gewalten, von dem Einfluß der Erzbischöfe von Köln und Rheims; doch das aufgescheuchte Mißtrauen des Landes bemerkte nur den Versuch die Geister zu knechten. Der König wollte weder, wie sein kluger Vater gethan, auf die Generalstaaten sich stützen, noch, wie der Oranier anfangs vorschlug, den Staatsrath zur leitenden Behörde erheben und also den hohen Adel für die Monarchie gewinnen: — das hieße die Krone in ein Dogenamt verwandeln! Er stieß die popularen wie die aristokratischen Kräfte zur Seite und herrschte durch persönliche Vertraute, zuerst durch den übermüthigen Granvella und dessen Creaturen, dann durch den blutigen Landvogt Alba. Den Privilegien zuwider lag fremdes Kriegsvolk im Lande — Spaniarden, Saracenen und andere Heiden, wie man in Holland klagte — Ausländer traten in hohe Aemter. Die Masse murrte und darbte; schwere Hungerjahre, die Sturmvögel aller Revolutionen, stellten auch hier sich ein. Während der Kaiser in bedenklichen Tagen den Eifer seiner Glaubensrichter vorsichtig gezügelt hatte, wurden jetzt in einer neuen Zeit die grausamen Ketzerplakate mit unbeugsamer Härte vollstreckt, die Beschlüsse des Tridentiner Concils, die selbst das katholische Frankreich nicht anerkennen wollte, als Staatsgesetze verkündigt. Die Inquisition, die schon

unter dem Kaiser in einzelnen Provinzen bestanden, errichtete jetzt ihre Tribunale in jeder Bischofsstadt — und was mußte sie unter diesem Spanier bedeuten? War denn nicht weltbekannt, daß sie in Madrid weit mehr der Krone als der Kirche diente, daß sie der Vollgewalt des absoluten Königthums die wirksamste Waffe war?

So ward das Thor geöffnet für die wirrenreichste der Revolutionen, die mit einer Verschwörung des wälschen katholischen Adels begann und mit dem Triumphe des deutschen protestantischen Bürgerthums endigte. Die Erhebung trug von Haus aus einen conservativen, nationalen Charakter. Man vertheidigte das heimische Recht gegen unheimische Gewalt, das historische Sonderleben der Provinzen gegen die monarchische Centralisation; und wenn man mit großen Worten von Freiheit sprach, so dachte man dabei vorerst nichts Anderes als was der deutsche Buchhändler meinte, wenn er auf seine privilegirten Druckwerke schrieb: „mit kaiserlicher Majestät allergnädigster Freiheit". Aber mit diesen conservativen Gedanken verband sich das revolutionäre Verlangen: Schutz für den Calvinismus! Und in dem gereinigten Glauben lag schon der Keim einer neuen menschlicheren Staatslehre. Gott hat einen Bund geschlossen mit seinem gläubigen Volke; das Volk unterwirft sich dem Fürsten, solange er selber diesem Bunde, dem Gesetze, treu bleibt: — mit solchen Sätzen begründeten die politischen Denker der Hugenotten das Recht des Widerstandes, unter allen am kühnsten der Freund des Oraniers, Hubert Languet. Widerstrebend griffen auch die Niederländer endlich zu diesem natürlichen Rechte, dieser wet der naturen, als zu einem Nothbehelf empor — doch ohne die letzten Folgerungen zu ziehen. Für den Gedanken der Volkssouveränität war kein Raum in dem streng aristokratischen Staatsbau, und die ganz praktische, ganz auf das Nächste gerichtete Bewegung vermied vorsichtig ein gleiches Recht für alle Völker zu verkünden. So steht die Erhebung der Niederlande, das Kind einer Uebergangsepoche, mitteninne zwischen den ständischen Kämpfen des Mittelalters, die eine Frage des positiven Rechts durch einen bewaffneten Civilproceß entscheiden, und den modernen Revolutionen, die ein angeborenes Recht der Völker behaupten und durch eine weltbürgerliche Propaganda zu verbreiten suchen.

Gräßliches war schon geschehen, als der Adel seine Beschwerdeschrift an die Krone richtete. Die Glaubensrichter verzweifelten schier an dem verstockten Volke, man warf die Ketzer geknebelt auf den Scheiter-

haufen, damit sie nicht durch Psalmensang und gläubige Predigt die Gaffer aufregten; selbst Kinder sprangen gottbegeistert in die Flammen: „wollt ihr mit in das neue Jerusalem?“ Trotzdem blieb noch im Frühjahr 1566 die Versöhnung möglich. Es war der Fanatismus der Protestanten selber, der den Streit zum Aeußersten trieb. Erst als die Tausende auf freiem Felde den glühenden Worten der Reiseprediger horchten und dann in jenen sechs schrecklichen Sommertagen der Wahnsinn des Bildersturmes durch die Städte raste — da erst ward der Friede undenkbar. Dem Protestanten ziemt nicht diese Thatsache zu bemänteln, noch zu leugnen, daß auch später noch unwürdige Demagogen, die Imbize und Ryhove, ihr Wesen trieben unter den Evangelischen. Der Denker erkennt gerade in solchen Gräueln das Walten der historischen Nothwendigkeit. Eine große Idee setzt sich nicht durch im Völkerleben, wenn sie nicht auch die Mächte der Sünde, der rohen Leidenschaft für sich aufzubieten vermag. Ohne jene wüthenden Rotten, die in Antwerpen und Gent ihre Stiefeln schmierten mit dem geweihten Oele und den Leichnam des Herrn mit Füßen traten, wäre der Protestantismus am Niederrhein doch nicht gerettet worden, obschon dies Toben alle edlen Calvinisten empörte und für den Augenblick der protestantischen Sache unzweifelhaft schadete. Nur ein Glaubenseifer, der in unreinen Seelen zur Wuth entartete, war stark genug der Inquisition zu widerstehen.

Nun erst kam Alba als der Rächer; sein sinn- und zweckloses Wüthen zertrat die Blüthe des Landes. In Schaaren strömten die Auswanderer, an die hunderttausend, aus dem gastfreundlichen Handelsstaate, der von Alters her gewohnt war die Arbeitskräfte aller Länder bei sich aufzunehmen. Unvergeßlich bleibt das Bild des blutigen Duc dem Volke von Holland; wilde Volkslieder schwören ihm Rache: „De uns dit hefft gesungen, Duc's galgen is entsprungen!“ Zugleich treten die letzten Forderungen des centralisirenden Absolutismus klar hervor. Der Rath der Unruhen, nach dem Muster der englischen Sternkammer gebildet, entzieht die Niederländer ihren gesetzlichen Richtern; und der Landvogt behält sich selber die Entscheidung vor über solche Verbrechen, die nicht bewiesen werden können. Im Jahre 1569 stellt Alba den Staaten das Ansinnen, daß sie drei permanente Steuern von unberechenbarem Ertrage bewilligen — das will sagen: auf ihr Steuerbewilligungsrecht verzichten sollen. Und welche Steuern! Den zehnten Pfennig von jedem Waarenverkaufe, jene selbe Alcavala, die in Spanien

den Handel vernichten half und der frühreifen praktischen volkswirthschaftlichen Bildung der Niederländer augenblicklich als eine Ungeheuerlichkeit erschien.

Es war ein europäischer Krieg; im festen Bunde standen die Protestanten Frankreichs und der Niederlande zusammen — denn wir sind allzumal, so ruft ein Hugenott, die Proscribirten des römischen Stuhls. Der Schlag der Bartholomäusnacht ward am Niederrhein so schmerzlich empfunden wie an der Seine. Schauen wir schärfer in dies Gewirr, so erkennen wir leicht, daß von vorn herein das überwiegend katholische, von dem Clerus und dem Adel beherrschte Wallonenland andere Wege ging als der protestantische, bürgerliche, germanische Norden. Den beiden Stämmen war im Grunde nichts gemein als der Haß gegen die Spanier, so gestand später Grotius, und ohne die Blutthaten Alba's, die abermals den gemeinsamen Haß erweckten, wäre die Trennung vermuthlich noch früher erfolgt. Wieder einmal trat jener räthselhafte Gegensatz von Süd und Nord hervor, der unter den mannichfachsten Formen überall gilt, in Nordamerika wie in Deutschland und Italien, und in den Niederlanden schon zur Römerzeit bei dem Aufstande des Claudius Civilis sich offenbart hatte. Der Süden leicht entflammt, rasch auf dem Platze und rasch entmuthigt, der Norden langsam erwachend, doch ausharrend bis zum Ende. Im Süden Egmont, der glänzende, liebenswürdige und doch leere Mensch, im Norden der Oranier, saevis tranquillus in undis.

Ernst, Nachdruck, Ordnung kam dem haltlosen Aufstande erst mit dem Jahre 1572, seit die streng protestantischen Provinzen Holland und Zeeland mit gesammelter Kraft in die Reihen der Rebellen traten. Zu derselben Zeit, da die Edelleute in Brüssel den phantastischen Geusenbund stifteten, hatte in Antwerpen eine andere Versammlung, der „Verbond der Consistorien" getagt — minder glänzend, minder beachtet von der Nachwelt, doch weit folgenreicher als jene Adelsverschwörung. Hier zuerst versuchte man eine protestantische Landeskirche zu gründen; seitdem drängten sich in rascher Folge die Kirchentage der Calvinisten, bald in holländischen Communen, bald in befreundeten deutschen Städten, in Emden oder Wesel. Durch die rührige Arbeit der Theologen wurde die ungeheure Mehrheit des Volkes von Holland und Zeeland gänzlich dem Protestantismus gewonnen. Die beiden Provinzen stifteten einen engeren Bund; die „nadere Unie" verbot jeden katholischen Gottesdienst in ihrem Gebiete, und — diese partikula-

ristische Unduldsamkeit von Holland und Zeeland sollte den tolerantesten Staat der Welt gründen! Hier stand die Wiege der niederländischen Freiheit. Hier allein trat dem unbeugsamen Willen des Königs eine gleich unerbittliche Kraft gegenüber, hier allein erklang auf das Wort des Despoten: „lieber keine Unterthanen als ketzerische" die rechte Antwort: „lieber verdorbenes als verlorenes Land". Und mit dem sicheren Instinkt der Verzweiflung findet man hier auch sogleich die rechte Waffe für den ungleichen Kampf: das seekundige Nordniederland spielt, auf Coligny's Rath, den Krieg auf das Meer hinüber. Die Wassergeusen — zumeist Seeleute aus Holland und Zeeland — lauern hinter den Inseln der Rheinmündungen den spanischen Orlogsschiffen auf, die Flotte erringt den ersten großen Erfolg des Krieges durch die Eroberung von Briel. Seit diese calvinischen Lande so bedeutsam hervortraten, verschob sich gänzlich der Schwerpunkt des Streites: die Religionsfrage, bisher eine unter vielen, ward zur entscheidenden Frage. In allem Anderen konnte König Philipp nachgeben, wie er denn wirklich später den zurückgewonnenen Provinzen größere Rechte gewährt hat, als sie je vorher besessen; nur von dem Grundsatz, der die weite Welt beherrschte: une foi, une loi, un roi — konnte der katholische König nicht weichen. Es ist der Ruhm des Oraniers, daß er diesen entscheidenden Punkt erkannt und darum jeden noch so lockenden Friedensversuch der Spanier durchkreuzt hat.

Fünf Jahre hindurch, bis 1576, trugen Holland und Zeeland die Last des Widerstandes fast allein. Welch ein Auftritt in der Kirche von Leyden, als die „schwarze Hungersnoth" vier Monate lang in der Dulderstadt des Calvinismus, der Magdeburg der Niederlande, gewüthet hatte, und nun endlich die Fluth, einbrechend durch die zerstochenen Deiche, die Schiffe der Wassergeusen herbeiführte: da strömten in den Dom die hohlwangigen Gestalten der Belagerten und die verwegenen Gesellen von der Flotte — „lieber türkisch als päpstlich" stand auf ihren Hüten geschrieben — und das Siegeslied der Protestanten brauste durch die Hallen, bis plötzlich der Gesang verstummte und die harten Menschen, überwältigt von der Gnade Gottes, in lautes Weinen ausbrachen. Derselbe Todesmuth lebte in den tapferen Bürgern von Naarden und den handfesten Weibern von Haarlem. Die kühnsten Protestanten aus dem Süden eilten hinüber in das Heer des Nordens: Treslong und La Mark und der Beste der Wallonen, Marnix von St. Aldegonde, der Dichter des Liedes Wilhelmus von Nassauwen.

Unmenschliche Wuth entflammt beide Parteien: noch heute verehrt der belgische Katholik seine Märtyrer von Gorkum, die der holländische Ketzer unter Qualen mordete. Wie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter klingen die Geusenlieder:

> Slaet op den tromele van dirre dom does,
> vive le geus! is nu de loes.

Selbst auf den Schaubühnen der Meistersänger der Rederykerkammern poltert der kampflustige Glaubenseifer. Der Handwerker spielt jetzt neben der alten moralischen Allegorie und dem amoureus liedje auch politische Tendenzstücke: Katharina von Medici tritt auf, eine Schlange in der Hand, „der blutgierige Rath“ Kardinal Guise schürt das Feuer mit einem mächtigen Blasebalg, zuletzt erscheint die „Strafe Gottes“ und fegt mit Ruthenstreichen die Frevler aus einander. — So ward durch namenlose Leiden und wunderbare Siege der Grund gelegt für ein neues Volksthum. Das stolze Selbstgefühl einer jungen Nation redet schon aus dem Vertrage von 1576, wodurch die Union zwischen Holland und Zeeland abermals befestigt wurde: die Staaten rühmen sich, daß sie den Krieg geführt „ohne einige Hilfe von fremden Herren oder Potentaten, zur großen Verwunderung und zum ewigen Lob und Ruhm vor aller Welt.“

Dem rasch erstarkenden nordniederländischen Volksthum stand eine unschätzbare politische Macht zur Seite: das Haus Oranien — dies Maccabäergeschlecht des Calvinismus, das in vier Generationen bis zum Aussterben des Hauptstammes keinen Sohn erzeugt hat, der nicht ein Held war und ein Protestant. Nur ein einziger ging ruhmlos zu Grabe: jener unglückliche älteste Sohn Wilhelm's des Schweigsamen, den König Philipp nach Spanien entführen und dort sittlich morden ließ. Selbst in den Bastarden der Oranier, den Nassau-Ouwekerk, lebt das Talent, die Heldenkraft des großen Geschlechtes. Wer kann ohne Rührung in Amsterdam das alte Bild betrachten, das die vier Brüder Wilhelm's „des Alten“ darstellt? Breit und behäbig erscheint Johann, der bedachtsame Diplomat der werdenden Republik, der kernhafte Mann, der mit seinem gesunden Verstande alsbald das Wesen protestantischer Freiheit durchschaute, Bücher und Volksschulen als die wirksamste Waffe wider das Papstthum empfahl; daneben die drei jüngsten, waidliche Helden, die aus braunen Augen freudig in die Welt schauen. Schon im Anfange des Krieges fiel Graf Adolf bei Heiligerlee, und seine Grabschrift beklagt nur das Eine, daß er dahinging von einem

unbekannten Krieger erschlagen, und kein herrlicher Feind unsterblichen Ruhm davonträgt von seinem Tode. Dann fanden Ludwig und Heinrich auf der Mookerheide den Heldentod; trauernd saß die alte Mutter Juliane Stolberg daheim auf der Dillenburg und betete für ihren ältesten und größten Sohn, den dereinst auch die Kugel des jesuitischen Mörders treffen sollte.

Nach den Irrgängen einer keineswegs fleckenlosen Jugend war Wilhelm jetzt zum Manne gereift, seit 1573 zum Calvinismus übergetreten, der geborene Herrscher, der Einzige, der obenauf blieb in dieser brandenden Bewegung, während alle anderen Kämpfer, die Alba, Anjou, Matthias von Oesterreich, nur wie Schattengestalten auftauchten und wieder versanken. Er war Statthalter von Holland kraft königlicher Ernennung; dann übertrugen ihm die beiden vereinigten Provinzen den Oberbefehl und die Ausübung der Grafenrechte für die Zeit des Krieges — eine militärische Dictatur, deren bescheidene Befugnisse mehrmals geändert und beschränkt wurden und nur in der Hand eines großen Mannes etwas bedeuteten. Sogleich ward der feste Bund zwischen der Demokratie und der oranischen Tyrannis geschlossen, der die Geschichte der Niederlande bestimmen sollte. Was Wilhelm in seiner Apologie versprach: je serai toute ma vie populaire — das hat er gehalten in zwiefachem Sinne: er vertheidigte die Landesfreiheit gegen die Spanier und er beschützte, nach der alten Ueberlieferung des Statthalteramtes, die niederen Klassen gegen die Herrschsucht der Stadträthe. Er setzte durch, daß auch die kleinen Städte in der Staatenversammlung vertreten wurden; er wollte jeden neuen Bundesvertrag den Handwerksgilden und den Schuttereyen, den tapferen Schützenbünden der Bürger, zur Genehmigung vorlegen; er forderte kräftiges Einschreiten der Staaten gegen jede Stadt, welche der Union Geld oder Truppen weigerte. Die Masse, immerdar empfänglich für den Anblick echter Heldengröße, hing mit unwandelbarer Treue an dem oranischen Hause. Aber schon jetzt ließ sich erkennen, daß der Kampf zwischen der demokratischen Tyrannis und dem aristokratischen Particularismus immerdar ein unentschiedenes Ringen bleiben werde. Der Oranier vermochte nicht zu hindern, daß die städtischen Patricier, die Unruhe der Zeit benutzend, den Einfluß der Bürgerschaften und des flachen Landes zurückdrängten, und niemals gelang ihm, alle diese selbstherrlichen Stadträthe unter einen Hut zu bringen. Amsterdam vornehmlich blieb durch lange Jahre auf spanischer Seite.

Noch immer kämpften Holland und Zeeland „im wahren Dienste Sr. Majestät als Grafen von Holland", der Wahlspruch des Oraniers hieß noch: pro lege, rege, grege. Als die Staaten die Hochschule in Leyden gründeten zur Belohnung für den Heldenmuth der Bürger, da wurde die Stiftungsurkunde ausgefertigt — im Namen des katholischen Königs. Von solchen wunderlichen juristischen Fictionen abzugehen war vorderhand unmöglich, weil die Zukunft der Lande noch in tiefem Dunkel lag. Unzweifelhaft hielt sich der Oranier zwei Wege offen. Er übersah die religiösen Händel mit dem Blicke des Staatsmannes, er hoffte auf eine Zeit wahrhafter Duldung, auf das Nebeneinanderleben zweier Bekenntnisse in einem Staate: — erhabene Gedanken, die einen Marnix, einen Beza begeistern mochten, doch der Masse der Zeitgenossen unverständlich blieben. Darum gab Wilhelm den Plan nicht auf, allen siebzehn Provinzen die Unabhängigkeit zu erobern. Doch zugleich wollte er die engere Union der beiden streng protestantischen Provinzen bewahren als ein letztes Bollwerk gegen die Spanier. Wider Erwarten brachte das Jahr 1576 noch einmal eine Erhebung des gesammten Gebietes; die Söldlinge des Königs meuterten, die spanische Furie brauste über das Land, alle Provinzen griffen zu den Waffen, um sich der Wüthenden zu erwehren. Meisterhaft verstand der Oranier die neu aufflackernde Erregung zu benutzen. Die Generalstaaten traten zusammen unter seiner Leitung, sie bildeten ein Heer und eine Kasse; der Genter Friede und zwei zu Brüssel abgeschlossene Unionsverträge vereinigten für einen Augenblick den Süden und den Norden, versprachen Schutz und Duldung für beide Bekenntnisse. Aber Holland und Zeeland hielten ihren Bund im Bunde aufrecht, weigerten sich einen anderen Glauben neben ihrer calvinischen Landeskirche zu dulden. Und sofort ward offenbar, daß auf die katholischen Wallonen kein Verlaß sei; der Clerus und der Adel des Südens, von je her dem Oranier verfeindet, drängten zum Abfall. Am 6. Januar 1579 schlossen die wallonischen Provinzen den Sonderbund von Artrecht, bald darauf unterwarfen sie sich wieder gänzlich der spanischen Krone.

Während dieser Abfall der Wallonen sich vorbereitete, mußten Holland und Zeeland auf ihre Sicherheit bedacht sein. Elisabeth von England hatte längst ihren Glaubensgenossen gerathen, nur ein Bund des gesammten Nordniederlands könne sie schützen. Gelderland beherrschte die Vormauer des Nordens, die vier großen Ströme. Auch die anderen Provinzen nördlich des Rheins, erst durch Karl V. erwor-

den und der habsburgischen Herrschaft noch nicht gewohnt, ließen sich leicht für einen durchgreifenden Entschluß gewinnen. Der alte Haß des Nordens gegen das wälsche Wesen trat wieder drohend hervor; in den Staaten von Utrecht und Geldern forderte man laut, daß die Generalstaaten nur in niederdeutscher Sprache verhandeln sollten. — Wilhelm überließ diese Unterhandlungen seinem Bruder Johann, dem Statthalter von Gelderland; er selbst mußte um Alles den Schein vermeiden, als ob er den für alle 17 Provinzen geltenden Genter Frieden, sein eigenes Werk, untergraben wolle. Insgeheim von dem Bruder unterstützt, brachte Graf Johann am 29. Januar 1579 ein Vertheidigungsbündniß der nordniederländischen Staaten, die Utrechter Union, zu Stande. Seitdem beginnt die unerhört verworrene Lage sich zu klären; der Krieg wird zum bellum sociale, wie Grotius ihn nennt. Die tapferen katholischen Wallonen bilden fortan den Kern der spanischen Heere, sie ringen mit dem Norden um den Besitz der flandrisch-brabantischen Mittelprovinzen. In den vereinigten Nordniederlanden dagegen erkennen wir bereits die Umrisse eines neuen Staates.

Aber auch nur die Umrisse. Denn daß die Utrechter Union selber dereinst für eine Staatsverfassung gelten würde, hat keiner ihrer Stifter geahnt. Sie war ein Kriegsbündniß, geschlossen zwischen souveränen Staaten, um die Spanier zu vertreiben und die Freiheiten der Staaten zu vertheidigen; der völkerrechtliche Charakter des Vertrags tritt besonders im Art. 11 hervor, wo sogar auswärtigen Mächten der Eintritt in die Union offen gehalten wird. Allerdings verpflichten sich die Lande, zu ewigen Tagen bei einander zu bleiben, als ob sie Eine Provinz wären. Sie versprechen mit holländischer Gründlichkeit, den Vertrag zu halten „sonder dar jegens te doen, doen doen, noch gedogen gedaen te worden", sie lassen alle Stadthalter, Beamten und städtischen Genossenschaften die Union beschwören. Aber ob die heiligen Gelöbnisse gehalten würden, das lag am letzten Ende in dem Belieben der Provinzen. Die Monarchie war das unentbehrliche und, bevor Philipp zu wüthen begann, auch heilsame Band der Einheit gewesen zwischen den Landschaften. Jetzt da man den Landesherrn bekämpfte, fiel das wichtigste Glied der alten Gemeinschaft hinweg, und mit Sorge bemerkten die demokratischen Bürger die weite Lücke, die also gerissen ward. Eine Denkschrift von

unbekanntem Verfasser, die in den Archives de la maison d'Orange uns erhalten ist, schlug den zu Utrecht Tagenden vor, ein Staatsrath müsse erwählt werden durch die Stadträthe und andere, von den Gemeinden bevollmächtigte Beamte — also mittelbar durch das souveräne Volk — und sodann die höchste Gewalt für die Dauer des Krieges an einen Fürsten übertragen. Aber wie mochten diese Ideen der demokratischen Tyrannis Anklang finden bei dem selbstherrlichen Dünkel des Patriciats? Man einigte sich über einen naheliegenden Nothbehelf: die Generalstaatenversammlung der Provinzen sollte die Generalität, die oberste Bundesgewalt der Union bilden und in denselben Formen verhandeln, wie bisher die Generalstaaten der siebzehn Provinzen — doch mit dem ungeheuren Unterschiede, daß die monarchische Gewalt ausfiel, die bisher über den Generalstaaten gestanden.

So verwandelte sich der Landtag einer wenn auch losen Monarchie plötzlich — in den Bundestag einer Föderation. Einstimmigkeit aller Provinzen ward, wie bisher, verlangt für alle wichtigen Beschlüsse über Krieg und Frieden und vornehmlich über Geldforderungen; nur daß jetzt der Landesherr fehlte, der früherhin die widersprechende Minderheit zur Beistimmung bewogen hatte. Daher blieben auch einige Bestimmungen des Bundesvertrags unausgeführt, welche, hinausgehend über die Befugnisse eines völkerrechtlichen Bundes, der Generalität die Selbständigkeit einer Staatsgewalt gewähren wollten. Die königlichen Domänen der Union zuzuweisen, indirecte Steuern „gleichmäßig und auf einen Fuß“ im gesammten Unionsgebiete zu erheben, wie Art. 5 vorschrieb, war unmöglich, da der Sondergeist der Landschaften widerstrebte, die weit abweichenden volkswirthschaftlichen Zustände in den Binnenprovinzen und den Küstenlanden verschiedene Formen der Besteuerung empfahlen. Man verharrte bei dem alten Herkommen: die Generalität vertheilte die Gesammtausgaben nach einer vereinbarten Matrikel auf die Provinzen und überließ diesen geduldig, ob und wie sie das Geforderte aufbrächten. Auch die von dem Bundesvertrag angeordnete Zählung aller streitbaren Männer kam nicht zu Stande. Das innere Staatsleben der Provinzen bleibt der Generalität fremd. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel werden zumeist durch Rücksichten der auswärtigen Politik begründet: so verpflichtet Artikel 17 die Provinzen, auf gute Rechtspflege zu halten, damit fremden Mächten kein Vorwand zum Kriege gegeben werde. Alle alten Privilegien der Städte und Genossenschaften bleiben aufrecht; bricht um

ihretwillen ein Streit aus, so darf keine dritte Provinz sich einmischen, außer um nach Schweizer Art durch eidgenössischen Zuspruch zum Frieden zu rathen (Art. 1). Streitigkeiten, die alle Provinzen angehen, sowie Zweifel über den Sinn des Bundesvertrages entscheidet im Nothfall der Schiedsspruch der derzeitigen Statthalter (Art. 16. 21) — wenn anders die souveränen Provinzen sich ihm fügen.

Der praktische Werth des musterhaft lockeren und unsystematischen Vertrages liegt wesentlich im Art. 10, der den Provinzen verbietet, einseitig ein Bündniß mit dem Auslande zu schließen, und in den Vorschriften über das Kriegswesen: die Generalität leitet die Vertheidigung des Landes und bestimmt die Garnisonen der Truppen (Art. 4. 7). Kein Wort von republikanischen Gedanken in dem ganzen Vertrage: noch erkannte man die Hoheit des Königs an, ein Staat ohne Landesherrn galt den Niederländern noch als die Auflösung aller Ordnung, die Schweizer Eidgenossenschaft als eine unerhörte Ausnahme, die kein Vorbild werden dürfe. Ein Ausschuß der Generalstaaten sollte vorderhand die laufenden Geschäfte der Union führen und nach den Umständen die Staatenversammlung selbst einberufen. Festere Formen ließen sich vorerst nicht finden, man schwankte aus einem Provisorium in das andere. Die Union ward angenommen von allen Provinzen des Nordens, nach und nach traten auch Flandern, Brabant und einige andere Mittelprovinzen bei. Sie begnügte sich den einzelnen Bürgern die persönliche Gewissensfreiheit zu versichern, und war darum bereit auch rein katholische Provinzen aufzunehmen, gleichwie sie den Holländern und Zeeländern erlaubte, den öffentlichen Gottesdienst der alten Kirche zu verbieten. Sie erkannte noch den weiteren Bund an, dessen Generalstaaten in Brüssel tagten, und huldigte, dem Namen nach zum mindesten, den provisorischen Landvögten, die in Brüssel eingesetzt wurden. Die Münzen der Generalstaaten aus diesen drangvollen Jahren zeigen bedeutsam ein Schiff, das auf hoher See ohne Ruder und Segel daher treibt, darunter die Inschrift: incertum quo fata ferant. Noch blickte aus den Nebeln der Zukunft nur Eines hervor — der unendliche Krieg gegen Spanien.

Das alte Sprichwort, das die Noth die Mutter der Tugend nennt, ist grausam und Gott Lob nur halbwahr, wenn es dem einzelnen Manne gelten soll, doch es trifft in vollem Maße zu auf das Schicksal ganzer Völker. Die Noth, die unerbittliche Consequenz des glorreich begonnenen Krieges, zwang die Verbündeten, unter unklaren Staatsformen

klare Politik zu treiben. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich; der König ächtete den Oranier, Wilhelm antwortete durch seine kühne Apologie, und die Staaten der Utrechter Union faßten sich endlich das Herz, durch das Manifest vom Haag (26. Juni 1581) der spanischen Krone „nach dem Rechte der Natur" den Gehorsam aufzusagen. Auch in dieser Urkunde ist die monarchische Gesinnung noch unverkennbar. Auf den kühnen Vordersatz: „Da Jedermann kund ist, daß die Unterthanen nicht von Gott geschaffen sind wegen der Fürsten, sondern die Fürsten um der Unterthanen willen" folgt der bescheidene Schluß: „wenn ein Fürst seinen Unterthanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, so muß er gehalten werden nicht als ein Fürst, sondern als ein Tyrann, und es mag von Rechts wegen ein Anderer an seine Stelle als Oberhaupt gewählt werden." Immerhin war jetzt durch das Preisgeben einer unhaltbaren juristischen Fiction die Trennung des Nordens von dem wälschen Süden endgiltig entschieden. Die von den Brüsseler Generalstaaten berufenen provisorischen Landvögte gaben einer nach dem andern das undankbare Werk der Einigung aller siebzehn Provinzen auf. Sodann wurden allmählich die flandrisch-brabantischen Lande durch Alexander Farnese's glückliches Schwert für Spanien zurückerobert; das Gebiet der Union erhielt endlich feste Grenzen, umfaßte thatsächlich nur den Norden, die Lande „östlich der Maas." Ein „Landrath" führte hier jetzt die laufende Verwaltung im Namen der Generalstaaten — ein überaus unförmliches Collegium, dessen Wohnsitz, Personal, Amtsbefugniß mehrfach wechselten; und doch genügte dies unfertige Organ für die Noth des Kampfes ebenso leidlich, wie späterhin der ebenso formlose Congreß der Nordamerikaner für die Sorgen des Unabhängigkeitskrieges ausreichte.*) Die Thatkraft des Oraniers verstand, glücklicher noch als dereinst Washington, selbst mit so mangelhaften Werkzeugen die Union zu leiten, und unter dem unheimlichen Eindruck der Siege Farnese's reifte endlich der rettende Gedanke — der Plan, dem Hause Oranien die monarchische Gewalt zu über-

*) Die Verfassungsgeschichte der Utrechter Union während dieser Uebergangsjahre ist für den ernsten Politiker weit lehrreicher als der dramatische Reiz der Anfänge der Revolution. Doch der trockene Stoff blieb lange vernachlässigt; erst vor Kurzem hat P. L. Muller eine auf genauen Quellenstudien ruhende Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse gegeben (Geschiedenis der regeering in de nader geunieerde provincien tot aan de komst van Leicester. Leyden 1867).

tragen, die althistorische Staatsform unter einem volksthümlichen Fürstenhause herzustellen. Bereits war die Urkunde ausgefertigt, welche die erbliche Grafenwürde von Holland, Zeeland und Utrecht auf Wilhelm übertrug — unter harten Beschränkungen freilich, die der Trotz der großen Communen durchsetzte.

Da starb Wilhelm durch Mörderhand, kurz vor dem Tage der Huldigung (1584) — und mit ihm die nationale Monarchie. Augenblicklich erwachten alle die zuchtlosen staatsfeindlichen Mächte, die sein Ansehen mühsam gebändigt hatte; schon bei seinem Begräbniß weigerten die Staaten von Holland den Generalstaaten den Vortritt. Die Provinzen zogen sofort die Souveränität wieder an sich; denn wie sollte der selbstherrliche Dünkel von Amsterdam, der schon die Erhebung des großen Schweigers jahrelang durch allerlei Ränke hinausgezögert hatte, sich jetzt dem unmündigen Sohne des Ermordeten beugen? Ohne die Herrscherkraft Wilhelm's, ohne ein eminent Haupt schien die Union dem sicheren Untergang entgegen zu wanken, sie bot verzweifelnd Heinrich dem Dritten von Frankreich die Krone von Nordniederland an. Abgewiesen von dem katholischen Valois wandten sich die Generalstaaten an Elisabeth von England. Die Königin aber, zu vorsichtig und zu sparsam, um sich in einen Weltkrieg zu stürzen, und doch zu staatsklug, um dies wichtige Nachbarland fremden Händen zu überlassen, verfiel auf einen jener Mittelwege, welche die räthselhafte Halbheit der Weiber liebt. Sie schlug die Krone aus und sendete dennoch ihren Günstling Leicester als obersten Landvogt mit einem englischen Heere hinüber. Während einiger Jahre erscheint nunmehr das Schicksal der Niederlande ebenso fest an England gebunden wie vordem an die Geschicke der Hugenotten. Dies kurze Regiment Leicester's (1585—87) hat den republikanischen Charakter der Union entschieden. Der neue Landvogt sollte regieren mit Hilfe eines von den Generalstaaten ernannten Staatsraths, und so fest erhielt sich der monarchische Instinkt in den Massen, daß das streng calvinische Volk selbst diesem Fremden zujubelte. Der flache englische Weltmann ward von begeisterten Predigern und von den gottseligen Eiferern, die aus Flandern geflüchtet waren, als ein Streiter Gottes, ein anderer Gideon gepriesen. Einer seiner Räthe, Wilkes, entwickelte in einer merkwürdigen Denkschrift die Lehre der demokratischen Tyrannis: die Souveränität liegt allein und untheilbar bei dem Volke, wird von diesem auf die Generalstaaten und den Landvogt übertragen. Dawider die Generalstaaten: „unser Auftrag kommt nicht von

dem Volke und den Gemeinden, sondern von dem Adel und den Magistraten, welche durch die Vornehmsten in den Städten (die Vroedschappen) bevollmächtigt sind." Und nicht blos der Hochmuth des Patriciats, auch das berechtigte Mißtrauen der Niederländer gegen den fremden Gewalthaber war aufgeregt. Die Provinzen bleiben dabei, daß sie ihre Souveränität nicht an den Landvogt abgetreten haben, sie schwächen die Macht des Staatsrathes, sie wollen auch in die Beschlüsse der Generalstaaten unmittelbar eingreifen. Es wird fortan zur Regel, daß die Mitglieder der Generalstaaten für jeden wichtigen Fall eine Vollmacht von den heimischen Provinzen einholen müssen. So ging die höchste Gewalt thatsächlich von dem Ganzen auf die Theile über; Leicester unterlag im Kampfe mit dem städtischen Patriciat.

Als er unter Verwünschungen nach England heimkehrte, da stand den Generalstaaten sofort der Entschluß fest, die Lücke in der Verfassung unausgefüllt zu lassen und fürderhin ohne einen Landvogt zu regieren. Der Staatsrath sollte und mußte eine Ohnmacht bleiben, da noch einige englische Räthe Leicester's darin saßen. Die Generalstaaten, seit 1593 permanent im Haag versammelt, galten wieder als die oberste Bundesbehörde, aber die entscheidende Macht lag bei den Provinzen — oder vielmehr bei den Adelscorporationen und Stadtmagistraten, welche den Willen der Provinzen bestimmten. So war, wie die Zeitgenossen spotteten, die Republik der Batavер durch einen Zufall gegründet — eine constituirte Anarchie, in der jedes öffentliche Recht controvers sein und bleiben mußte. Die Utrechter Union galt fortan als die Verfassung der Republik; denn wo war in diesem Gewirr von Kräften und Gegenkräften eine Gewalt übermächtig genug, um ein neues Staatsgrundgesetz zu schaffen? Und hatte nicht der Staat unter den losen Formen der Union wunderbare Erfolge errungen? Seit dem Untergange der Armada — diesem gemeinsamen Triumphe Englands und Niederlands — war Spaniens Macht in's Herz getroffen. Bald darauf begann Moritz von Oranien die Fülle seiner Heldenkraft und seines mathematischen Genius zu entfalten; nach der Eroberung von Groningen (1594) hatte die Republik wenig mehr für die Sicherheit ihres Gebietes zu fürchten. Die Begeisterung des kleinen Mannes flog dem tapferen Sohne des Schweigers entgegen, doch die Patricier waren entschlossen „eine neue Knechtschaft" nicht zu ertragen.

Das unmittelbare Eingreifen der Theorie in das Staatsleben ist

ein unterscheidender Charakterzug der neuen Geschichte, und die niederländische Republik erscheint auch darum als der erste moderne Staat, weil wir in ihr den praktischen Einfluß der Schulbegriffe zuerst handgreiflich verfolgen. Der Tyrannenhaß des Alterthums, die republikanischen Ideen des Livius und Cicero beherrschen den gelehrten Patricierstand von Amsterdam und Leyden; der Hut auf der Stange prangt in unzähligen Wappenbildern, der Löwe von Leyden steigt triumphirend aus seinem Schanzkorb empor: haec libertatis ergo! Die alte Scheu vor den Wirren des republikanischen Lebens ist in der neuen Generation gänzlich verflogen, die Monarchie erscheint als eine Zwingherrschaft für Moskowiter und andere Barbaren. Solche Theorien, dem alten Testament und den Römern entlehnt, durch die Gewaltthaten der spanischen Krone scheinbar bewiesen, standen nachweislich in Wechselwirkung mit dem unbändigen Selbstgefühl der großen Communen. Schon um 1590 sah ein feiner Beobachter, Buzanval, der Gesandte Heinrich's IV., die Herrschaft der republikanischen Ideen als eine vollendete Thatsache an und schrieb: la forme qui se donnerait à cette province se moulant sur le moule de la liberté.

Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnten die Landschaften, welche sich des Segens dieser Libertät erfreuten, als ein abgeschlossenes Staatsgebiet gelten. Moritz von Oranien hatte einst voll kecker Siegeszuversicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufsprießt, in sein Wappen aufgenommen und darunter geschrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menschenalter voll wunderbarer Kämpfe der stolze Sinnspruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhme aufgestiegen, der Schößling, der aus dem Stamme des burgundischen Staates entsprang, selber zum Baum geworden, mächtiger als weiland die siebzehn Provinzen. Die Staaten der Union verzichteten auf neue Eroberungen, weil sie die zersetzende Wirkung feindseliger Elemente in dem Bunde fürchteten, und mehr noch, weil der Handelsneid von Amsterdam und Haarlem die flandrischen Häfen nicht in die Union aufnehmen wollte. Als Mitglied des Bundes mußte Antwerpen rasch die jungen nordischen Nebenbuhler wieder überflügeln; so lange die Spanier dort herrschten, konnten ihm Hollands Flotten die Schelde sperren, die Lebensadern unterbinden. Sieben Provinzen bildeten die Union: Geldern zuerst — denn das alte Herzogthum ließ sich den Vortritt vor den Grafschaften und Herrschaften nicht nehmen, — dann Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland — wenn anders

diese beiden sich nicht nach ihrer alten Gewohnheit um den Vorrang stritten — endlich Overyssel und Groningen.

Herrisch, nach aristokratischer Weise, nach dem Vorbild der Schweizer Eidgenossenschaft, schlossen sich die sieben Bundesstaaten gegen jeden Ungenossen ab. Das arme Land Drenthe, das einst selber die Utrechter Union mit unterzeichnet hatte und nur in den Wechselfällen des Krieges für kurze Zeit an Spanien zurückgefallen war, konnte nach seiner Wiederbefreiung, trotz wiederholter Bitten und unzweifelhafter Rechtstitel, den Wiedereintritt in die „Unie“ nicht erlangen. Das Land blieb ein zugewandter Ort, nur durch Pflichten mit der Union verbunden, unvertreten in den Generalstaaten. Als darauf die Siege Moritz's und Friedrich Heinrich's von Oranien gegen den Wunsch der Amsterdamer Rathsherren einige Landschaften westlich der Maas, Staatsflandern und Staatsbrabant, für die Republik erobert hatten, da wurden diese „Generalitätslande“ gleich den gemeinen Vogteien der alten Schweiz, als ein Domanium, ein nutzbares Landgut der Union behandelt. Hugo Grotius freilich, erfüllt von dem prahlerischen Freiheitsdünkel des holländischen Patriciats, rief dem Volke der Bataver preisend zu:

> gensne ulla reperta est,
> quae victos servire vetet? Tu legibus aequas,
> quos superas bello, regnataque pectora donas
> iure sui!

Und allerdings, jene blutige Willkür, welche die habgierigen Eidgenossen in ihren ennetbirgischen Vogteien zu üben pflegten, fand in dem feiner gesitteten niederländischen Staatsleben keine Stätte; die Generalitätslande erfreuten sich eines ungestörten Communallebens. Doch die gerühmte Gleichheit, das Recht sich selber anzugehören blieb ihnen versagt; sie waren unterthänige Lande der Union, den Generalstaaten willenlos unterworfen, und sie empfanden ihre rechtlose Stellung um so schwerer, da mindestens ein Theil von Staatsbrabant, Breda, an der Utrechter Union mit theilgenommen hatte und mit demselben Rechte wie Drenthe seine Wiederaufnahme fordern konnte. Der Stolz der holländischen Patricier und jene ungeheure Kraft der Trägheit, welche in jedem losen Staatenbunde die leitende politische Macht zu sein pflegt, beriefen sich auf das Kriegsrecht und unvordenkliches Herkommen. Auch schien es gefährlich, diesen überwiegend katholischen Landen ein Stimmrecht einzuräumen. Als später das Oberquartier Geldern erworben ward, dachte Niemand an den naheliegenden Vorschlag, diese Landschaft

als ein gleichberechtigtes Viertel mit den drei Quartieren der Provinz Gelderland zu vereinigen. Was das Schwert und die diplomatische Kunst der Republik erwarb, ward den sieben Provinzen unterthänig.

Neben dieser dreifachen Abstufung von Bundesgenossen, Schutzverwandten und gemeinen Vogteien ist noch ein vierter Bestandtheil des wunderlichen Staatsbaues erkennbar. Einige kleine Herrschaften, zumeist dem Hause Oranien angehörig, die weder zu den Provinzen noch zu den Generalitätslanden gezählt wurden, lagen da und dort eingesprengt in dem Unionsgebiete — so Ysselstein bei Utrecht, Zevenberg in Holland, die Insel Ameland an der friesischen Küste. Der Drang nach gleichmäßiger Gliederung des Staatsgebiets, der in unseren Tagen fast übermächtig waltet, war jener Epoche fremd; eine schöpferische, durchgreifende Verwaltung fehlte dem losen Bunde. Also blieben diese Trümmer liegen, gleich so vielen anderen politischen Zwitterbildungen, die in der belobten organischen Entwickelung des germanischen Staatslebens gediehen — unschätzbare Prachtstücke für die staatsrechtlichen Nußknackerarbeiten der Leydener und Utrechter Professoren. — Zu alledem endlich noch die ausländischen Festungen, welche die Union durch ihre Garnisonen beherrschte, — und das unermeßliche Gebiet der Kolonien, das die glückhaften Flotten der großen Handelsgesellschaften für die Republik erwarben.

Und welche grundtiefe Gegensätze zeigten sich nicht schon innerhalb der sieben Provinzen, die dies fünf- oder sechsfach abgestufte Gemeinwesen beherrschten! In Gelderland überwog noch deutscher Brauch. Ein zahlreicher, armer, kriegslustiger Landadel, der streng auf seine Ahnenproben hielt, war durch alte Waffengemeinschaft dem Feldherrengeschlechte der Oranier treu verbunden: „Hoch von Muth, klein von Gut, ein Schwert in der Hand, das ist das Wappen von Gelderland.“ Je drei Edelleute und drei Vertreter der Städte wurden auf den Quartiertagen der drei Quartiere erwählt, um selbachtzehn als gedeputeerde Staaten die Geschäfte der Provinz zu führen. Jedes Quartier hatte eine Stimme; für wichtige Fragen, vor Allem für Geldbewilligungen (Belasting) ward Einstimmigkeit verlangt. Das liberum veto in Geldsachen galt als der heiligste Grundsatz der niederländischen Freiheit. — Auch in Overyssel hauste eine mächtige Ritterschaft, mit dem westphälischen Adel verbunden und verschwägert, über einem zum Theil noch hörigen Bauernvolke. Die 70 Edlen erschienen allesammt in den Provinzialstaaten und verhandelten, Macht gegen Macht, mit den drei

Hauptstädten des Landes. Spalteten sich die Stimmen, so ergab sich die Mehrheit nach einer wunderbar verzwickten Berechnung, welche ausdrücklich dazu erfunden schien, die Herren Staaten in der Regel de tri zu unterrichten: 47 Edle und eine Stadt bildeten die Mehrheit u. s. w. — In Utrecht stand der ahnenstolze Landadel gleichberechtigt neben der Hauptstadt und den ihr gehorsam folgenden vier kleinen Städten. Doch trat hier noch ein dritter Stand hinzu: die fünf Kapitel des Hochstiftes Utrecht, in spanischer Zeit die Beherrscher des Landes; jetzt mußten die katholischen, hispanisch gesinnten Domherren dulden, daß ihre Vertreter durch die beiden anderen Stände gewählt wurden. Diese drei Stände, jeder mit einer Stimme, wurden von den gedeputeerden Staaten — einem permanenten Ausschusse, der hier wie in den meisten anderen Provinzen die laufenden Geschäfte führte — von Zeit zu Zeit zur Provinzialstaatenversammlung zusammenberufen. — Konnten schon in diesen Provinzen häufige Reibungen zwischen den Ständen nicht ausbleiben, so ward vollends Groningen fast ununterbrochen durch bürgerlichen Zwist heimgesucht. Der mächtigen Hauptstadt, die lange Jahre hindurch die feste Burg der spanischen Partei im Norden gewesen, stand das allezeit eifrig protestantische flache Land, „die Häuptlinge und Edlen“ der drei Quartiere der Ommelande, gegenüber. „Stad en Lande,“ eine Stimme gegen eine, blieben in Wahrheit zwei nur äußerlich verbundene Staaten, getrennt durch uralten Haß und durch die Verschiedenheit der materiellen Interessen, unablässig hadernd und kämpfend, das würdige Gegenstück von Baselstadt und Baselland.

Diesen vier armen, blos durch einen schmalen Küstensaum mit der See verbundenen Provinzen brachte die Republik vorerst nur schwerere Lasten. Von dem Reichthum der Kolonien kam dem Binnenlande wenig zu gute; die auf den Landkrieg gerichtete Politik der Oranier fand hier ihre natürlichen Bundesgenossen. Mitten inne zwischen den maritimen und den binnenländischen Interessen stand Friesland, eine Welt für sich selber, eine kerngesunde Demokratie neben den aristokratischen Gemeinwesen der anderen Bundesgenossen. Der Friese, so sagt sein altes Landrecht, soll frei sein, so lange der Wind aus den Wolken weht. Nicht eine ständische Versammlung von bevorrechteten Grundherren und Stadtmagistraten, nein, ein Landtag, eine Vertretung des souveränen Volkes tagte zu Leeuwarden — nur daß auch hier, wie überall in jenen Tagen, die politischen Rechte auf dem flachen Lande allein den Grundbesitzern zustanden. Die Edelleute und die bäuerlichen

Eigenerfden der 30 Grietenien des flachen Landes wählten zusammen die Abgeordneten für die Provinzialstaaten. Auch in den 11 Städten waltete ein frisches demokratisches Leben; die Bürgerschaft nahm selber Theil am Regimente durch gewählte Rathsherren, sie ließ sich nicht, wie überall sonst in den Niederlanden, durch die Vroedschappen der vornehmen Bürgergeschlechter leiten. Darum zeigte auch der Volksglaube der Niederlande, der strenge Calvinismus, in Friesland seine ganze Härte: die zahlreichen Mennoniten litten schwer unter der Unduldsamkeit dieser Bürger und Bauern. Die Elf von den Städten und die Dreißig vom Lande sprechen in der Staatenversammlung durch einfachen Mehrheitsbeschluß den Willen des friesischen Volkes aus; nur in Sachen der Belasting wird auch hier die unvermeidliche Einstimmigkeit verlangt. Martin Schoock, so recht ein Vertreter des holländischen Bildungshochmuths, weiß gar nichts anzufangen mit diesem derben Bauernstaate; sein gelehrtes Buch über die Verfassung der Republik sagt herablassend: das werde Manchem „schier wunderbar" erscheinen, daß bei den Friesen auch der rohe Bauer, der agricola, die Comitien besuche. Der Friese aber, seines Staates froh, pries alles Vortreffliche mit den Worten: „das ist wie Elf und Dreißig." Und unserem Niebuhr regte sich stolz das Ditmarscher Blut, so oft er dies Kleinod deutscher Bauernfreiheit betrachtete; er meinte, es sei ein Sacrilegium zu rühren an eine solche Verfassung, die durch anderthalb Jahrtausende als ein Muster der Vollkommenheit bestanden.

Wieder eine andere Welt thut sich uns auf in den beiden „Mutterprovinzen der Republik." Während in den übrigen Landschaften die alte Verfassung sich wenig veränderte, nur da und dort ein Prälat oder einige spanisch gesinnte Edelleute — wie die geldrischen Bannerherren — aus der Staatenversammlung ausscheiden mußten, ward in Holland und Zeeland das gesammte Leben des Staates und der Gesellschaft durch den Befreiungskrieg von Grund aus umgestaltet. Der Landadel verschwand fast gänzlich, in den jählings aufgeblühten Städten entfaltete der Welthandel all seine Größe und all seine Niedertracht. Uns, die wir die Naturgesetze des kolonialen Lebens kennen, ist dies den Zeitgenossen unbegreifliche Emporsteigen der holländischen Seeplätze längst kein Räthsel mehr. Die Provinz ward eine Kolonie des altniederländischen Gesammtstaates; die Capitalien, die wohlgeschulten Arbeitskräfte der flandrischen Städte flüchteten nach Amsterdam und wirkten hier vereinigt mit der kecken Wagelust eines noch jugendlichen Volkes.

Zu der Zeit von Leicester's Herrschaft stieg die Volkszahl der Stadt am Y binnen fünf Jahren auf das Doppelte, nach wenigen Jahrzehnten zählte Holland zwei Millionen Einwohner, fast zwei Drittel der Gesammtbevölkerung der Republik, und von dem Nationalvermögen traf sicherlich ein noch größerer Bruchtheil auf diese Provinz. Hier drängten sich die reichen Städte auf engem Raume so dicht zusammen, daß erst auf zwei Bürgersleute ein Landbewohner kam. Wer einige Knoten in das Y hinaussegelte, der übersah vom Bord das weite Halbrund des „weltgleichen Amsterdam", gegenüber die lange Reihe der Kunstmühlen des gewerbfleißigen Zaandam, und nahe im Westen stieg die große Kirche von Haarlem über dem Wasser empor. Hier schallt der Wogenschlag der See fast in jedes Haus hinein. Das Wappen von Zeeland zeigt einen Löwen, der aus den Fluthen aufsteigend ausruft: luctor et emergo; bei Alkmaar ist „Alles Meer", bei Wyk aan Zee ist Holland op zyn smalst, nur ein mächtiger Dünenwall trennt da die Wogen der Südersee und der Nordsee. Bilder vom Seeleben, derber Matrosenwitz klingen uns entgegen aus jedem Alltagssprichwort. Wenn dem Amsterdamer Rheder eine zweifelhafte Firma, ein verdächtiger Mäkler in den Wurf kommt, dann fragt de ronde Hollander onbewimpeld: wat voert hy in zyn vlag? — und von einem überreifen Mädchen sagt Mynheer lachend: zy is de linie voorby. Auf diesem Küstenstriche lagen fast alle die Kräfte versammelt, welche dem werdenden nordniederländischen Volksthum seinen Charakter aufprägten: die großen Erinnerungen des Befreiungskrieges, die See und der Handel, die classische Gelehrsamkeit der Leydener Hochschule und der strenge Calvinismus, jener Dialekt, der zur herrschenden Sprache ward, endlich und vor Allem die bürgerliche Aristokratie. Mit Recht sprach der Volksmund bald von der holländischen Nation.

Von der Ritterschaft Hollands hatten während der Kriegsjahre Viele zu Spanien gehalten, Andere ihren Besitz verkauft, zuletzt blieben nur sieben stimmberechtigte Edle übrig, die zusammen eine Stimme führten. Das flache Land war politisch rechtlos; Drosten, von der Provinz oder auch von einzelnen Städten ernannt, führten die Verwaltung in den Landämtern. Die eine Stimme der Ritterschaft bedeutete nichts neben den 18 Stimmen des Collegiums der Städte. Unvermeidlich mußten in der am reichsten entwickelten Provinz auch die stärksten örtlichen und socialen Gegensätze hervortreten. Das eigentliche Holland haderte beständig mit der Halbinsel Westfriesland, die

wiederholt versuchte eine eigene Provinz zu bilden. Der rührige Demos in dem westfriesischen Hafen Hoorn war nicht gänzlich vom Stadtregiment auszuschließen, während fast überall sonst, am allerhärtesten in dem alten Dordrecht, die Vroedschappen der Patricier die Bürgerschaft beherrschten. Jede Stadt sah scheel zu der Handelsblüthe der Nachbarin; die Vroedschap von Leyden ließ ihre neuen Mitglieder schwören, daß sie die Austrocknung des Haarlemer Meeres niemals dulden würden. Unerbittlich schlossen die stimmberechtigten Städte sich ab, als die Herren der Provinz; die kleinen Orte, welche der Oranier in die Staatenversammlung eingeführt, wurden bald nach Wilhelm's Tode größtentheils wieder hinausgeworfen. Der Haag blieb „das schönste Dorf Europa's," nachdem er längst eine blühende Residenz geworden, und erlangte Stadtrecht erst durch König Ludwig Napoleon.

Aber war nicht auch das gleiche Stimmrecht der 18 Städte bei so ungleicher Macht ein Widersinn, ein Unrecht? Sollte Amsterdam von dem kleinen Käsemarkte Purmerent sich überstimmen lassen — die herrische Stadt, die, wie Newyork heutzutage, weder Bundessitz noch Provinzialhauptstadt und dennoch die Metropole der Union war? Eine Kaiserkrone prangte über ihrem Wappen; sie allein zahlte für die ostindische Compagnie, die Beherrscherin der reichsten Länder der Welt, die volle Hälfte des Anlagecapitals; ihr Bürgermeister hütete die Schlüssel zu jenen Kellern, wo die erste Geldmacht der Zeit, die Bank von Amsterdam, ihre Schätze barg. Das für Macht und Ohnmacht gleiche Stimmrecht zwang die großen Städte zum Particularismus; sie setzten durch, daß das liberum veto in den Staaten von Holland noch rücksichtsloser geübt ward als in den übrigen Provinzen. Ueber alle wichtigen, „den stat ende den lande" betreffenden Sachen entschied nur der einstimmige Beschluß der Staaten; ihre Mitglieder waren gebunden an die Instructionen, Lastbrieven, der Auftraggeber und verpflichtet, in jedem zweifelhaften Falle die Weisung des heimischen Staatsraths einzuholen. — In Zeeland hatten die Stürme der Reformation und des Krieges den Prälaten von Middelburg und den gesammten Adel der Provinz hinweg gefegt. Nur der „erste Edle" blieb übrig, der Prinz von Oranien, mit einer Stimme gegen sechs Städte; doch da drei der berechtigten Städte dem Einfluß des oranischen Hauses unterlagen, so stand hier die bürgerliche Aristokratie nicht ganz so mächtig da wie in Holland.

Noch in Leicester's Tagen spottete man oft über den Hans Brouwer

und Hans Laaskooper, die sich unterstünden einen Staat zu leiten. Aber rasch, wie die Handelsgröße der Städte selbst sich hob, erwuchs aus jenen schlichten Bürgern, die um Gottes willen in der Noth des Krieges die Staatsgeschäfte als munera necessaria auf sich nahmen, ein reicher übermüthiger Patricierstand. Schrankenlos in Wahrheit ward die Macht dieser „Regentenfamilien." Sie gaben Gesetze durch die Staaten von Holland; sie regierten durch die aus ihren Vroedschappen hervorgehenden Bürgermeister; sie richteten durch ihre Schöffen nach Strafgesetzen, deren Härte zeigt, daß das Recht hier durch und für die besitzenden Klassen bestand; sie konnten durch ihre Stadträthe „aus Gründen", om redenen, einem Jeden befehlen, daß er binnen 24 Stunden die Stadt, binnen fünf Tagen das Gebiet der Union verlasse, bei Strafe der Vermögenseinziehung. Die Bauern waren frei, „wohlgeborene Mannen" auf freier Hofstatt, der kleine Bürger durfte ungestört, wie nirgends in der Welt, dem Erwerbe nachgehen und seinen Feierabend in den rauschenden Festen der Schützengesellschaften verbringen. Doch jedes politische Recht blieb dem „Jan Hagel" versagt; unwandelbar festzuhalten an den bestehenden rechtlichen Schranken war die Weisheit dieser, wie fast jeder anderen Aristokratie.

Aus den Büchern von Grotius und den anderen Schriftstellern der Regentenfamilien redet ein empörender Standesdünkel, minder ungebildet als der Ahnenstolz des deutschen Edelmanns und eben darum häßlicher: eine absprechende Menschenverachtung, woran Geldstolz, Gelehrtenhochmuth und das Selbstgefühl des Eingeweihten, des Staatsmanns, etwa gleichen Antheil haben. Die Herrschaft Eines Mannes taugt für Sklavenseelen, die Herrschaft der Vielen zerrüttet Zucht und Scham, nur die Herrschaft der proceres ist freier Männer würdig — so lautet das politische Glaubensbekenntniß der Regenten. Wer denkt bei solchen Worten nicht an jene naiven Tendenzbilder der drei Staatsformen, welche die gleichgesinnten Patricier von Augsburg sich für ihr Rathhaus malen ließen? Die Aristokratie — ein würdiger Senat, ehrenfeste Räthe in stattlicher Haltung; die Monarchie — ein finsterblickender Despot auf dem Throne, vor ihm sich tief verneigend ein reichgeschmücktes Gefolge, nicht ohne Anstand und feierliche Pracht; die Demokratie endlich — ein trunkener Kleon, der von einem Fasse herab wilde Reden schreit, umringt von heulenden, tobenden Pöbelhaufen. Die Regenten von Holland, wie unsere deutschen Patricier, priesen ihre republikanische Freiheit mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar

nicht möglich sei; sie fertigten jeden Gegner kurzweg als einen Tyrannenknecht ab und standen trotzdem dem Absolutismus weit näher als den Ideen der Demokratie.

Doch sie waren in Wahrheit eine regierende Klasse, durch und durch politisch gebildet. Sorgfältig erzogen, durch die Familientradition, oft auch durch einige Lehrjahre in den Contoren vertraut mit den großen Interessen des Handelsstaates, trat der Patricier früh in die Aemter seiner Vaterstadt; bedeutende Talente, ein van Aerssen, ein Johann de Wit, wurden durch den Einfluß der Regentenfamilien schon in jugendlichem Alter unter die Staaten von Holland und von da zu den höchsten Würden der Republik emporgehoben. Also vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigend, gewürfelt und erprobt in dem unablässigen Kampfe eigensinniger örtlicher Interessen, bildeten sich harte Staatsmänner, sachkundig, bedachtsam, geübt den Stüber zu sparen um den Gulden zu gewinnen, bereit Ehren zu fordern und Ehren zu erweisen — ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden — kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichwort bekannten: es ist besser beneidet als beklagt.

Auf die Körperschaft der Herren Staaten fiel jedes Lob und jeder Tadel; die Eitelkeit des Einzelnen verschwand in dem Ruhme des Ganzen, selten erfuhr die Welt, welchem Manne ein wichtiger Beschluß der Staaten zu danken sei. Ein karger Belohner der Lebenden ehrte die Republik verschwenderisch das Andenken ihrer großen Todten. Glänzend wie die Dogengräber in San Giovanni e Paolo, wie die Reiterstandbilder, die Venedig seinen Condottieren errichtete, prangen die Grabmäler der Seehelden von Holland in Delft und Amsterdam; sie erzählen in elegantem Latein: hier ruht Ruyter, der Schrecken des Oceans, hier Piet Hein, der neue Argonaute, der aus der neuen Kolchis der neuen Welt das goldene Vließ des Königs von Spanien — die Silberflotte — herüberholte. Der häusliche Brauch der Regenten blieb lange schlicht bürgerlich; noch tief im siebzehnten Jahrhundert sah man die edelmögenden Herren zu Fuß über Land nach dem Haag in die Staatensitzung wandern und auf der Rast in's Gras gelagert ihr Brot mit Käse essen. Mit dem wachsenden Reichthum begann auch aristokratischer Prunk nach und nach in die Häuser der Regenten einzu-

ziehen; es geschah häufig, daß ein Kaufherrengeschlecht eine altadliche Herrschaft kaufte und sich danach nannte. Die hohen Ehrenämter der Republik warfen keinen oder geringen Sold ab; dafür wurde der weitverzweigte sociale Einfluß, der jeder regierenden Klasse zukommt, hier mit der plumpen Dreistigkeit des Kaufmanns ausgebeutet und ein Nepotismus gepflegt, der freilich damals überall in Europa blühte, unter den Herren Ständen Deutschlands so gut wie in der käuflichen Magistratur der Franzosen und bei dem parlamentarischen Adel von England. So bestand in den beiden Hauptprovinzen der Union eine geschlossene bürgerliche Aristokratie: die Familien der Pauw, Hooft, Fagel, die durch viele Geschlechter obenauf blieben unter den Regenten, die Rhederfirma der Lampsins, auf deren Schiffen Ruyter seine große Laufbahn begann, das Heldengeschlecht der Evertsen, das einen Vater, zwei Söhne und einen Enkel für den Ruhm der dreifarbigen Flagge fallen sah — und hundert andere große Häuser, allesammt fest verwachsen mit ihrem Staate.

Alle Städte der protestantischen Welt schauten bewundernd auf dies Land der Bürgerherrlichkeit. Wie die Bauern Oberdeutschlands in der Eidgenossenschaft der Schweizer den Musterstaat sahen und ihren Herren drohten, sie wollten Schweizer werden, so tauchte in den Communen der Hugenotten mehrmals der Gedanke auf, einen Städtebund nach dem Vorbilde der Niederländer, verbrüdert mit ihnen, zu gründen. La Rochelle, die weiße Stadt am Ocean, das letzte Bollwerk der Protestanten Frankreichs, nannte sich gern das kleine Amsterdam zwischen den beiden Sevre-Flüssen. Auch die Hansa verhandelte oft über den Plan, ihre alternde Gemeinschaft durch einen Bund mit den Niederländern, durch die Schirmherrschaft des Hauses Oranien zu verjüngen. Solchem Weltruhm entsprach, wie billig, das Selbstgefühl der Gemeinwesen des Niederrheins. Mit schier abgöttischer Verehrung hegte jede Provinz, jede Stadt ihr Wappenschild. Noch heute sind einige Wirthshäuser „zum Wappen von Holland, von Friesland“ in jeder holländischen Stadt ebenso unvermeidlich, wie die alten Schützenhöfe, die Doelen. Ein stolzes senatus populusque steht auf unzähligen Stadthäusern und Denkmälern geschrieben. Das Wappen der Stadt, der Landschaft prangt über jeder geringfügigen Verordnung — heute, wie einst, da die Tuchmacherzunft und die Spinnhausvorsteher von Amsterdam durch den Pinsel Rembrandt's und du Jardin's verherrlicht wurden. Die Bürger vom Haag füttern auf ihrem Fischmarkt ehrfurchtsvoll ihr

Wappenthier, den Storch. Nur der Milde christlicher Sitte, der Bedachtsamkeit des Volkscharakters ist es zu danken, daß in dieser Welt von kleinen Welten der Nachbarhaß nicht so grimmig ausbrach wie in Hellas und Italien. Nehmen wir zu dem Gewirr von trotzigen Communen noch hinzu eine Fülle von örtlichen Verbänden, welche, wie die Deichgrafen und Hochgeheimerathschaften von Rheinland, Delfland, Schieland, das Deichwesen, den hochwichtigen Waterstat der Landschaften verwalteten, desgleichen die Handelsgesellschaften und Erwerbsgenossenschaften jeder Art, die in dem Mittelpunkt des Welthandels gediehen — so leuchtet ein: nur eine nationale Monarchie vermochte dies Durcheinander centrifugaler Gewalten in stätiger Ordnung zusammenzuhalten. Nur im Einheitsstaate konnte jede Provinz den gesetzlichen Einfluß erlangen, der ihr nach dem Maße ihrer Kraft gebührte. Doch da eine über den socialen und örtlichen Gegensätzen stehende legitime Gewalt fehlte, so mußte die Union ein Spielball dieser streitenden Kräfte und ihre mächtigste Provinz die Heimath des Particularismus werden.

Holland stand zu der Union wie Amsterdam zu Holland: viel zu mächtig, um sich auf eine Linie zu stellen mit den armen Moorlanden der Provinz über der Yssel, und doch nicht stark genug, um die Hegemonie des Bundes an sich zu reißen. Daher schob der Einfluß Hollands zunächst die einzige Unionsbehörde zur Seite, welche befähigt war eine selbständige Bundesgewalt zu bilden — jenen Staatsrath, der, einst zur Berathung Leicester's errichtet, noch immer fortdauerte. Dies Collegium, bestehend aus zwölf Vertretern der Provinzen, wovon Holland drei ernannte, sollte ursprünglich die laufenden auswärtigen Geschäfte besorgen, über das Kriegs- und Finanzwesen der Union entscheiden. Da jedoch seine Mitglieder allein der Union beeidigt waren und Mehrheitsbeschlüsse nach der Kopfzahl faßten, so standen ihm alle Interessen des Particularismus feindlich gegenüber, und es gelang, die Macht der Behörde dergestalt zu beschränken, daß in auswärtigen Angelegenheiten nur noch gelegentlich ihr unmaßgebliches Gutachten eingeholt ward. Im Kriegswesen blieb ihr nicht viel mehr als die Befugniß, die Stabsoffiziere der Union zu ernennen. Der Staatsrath entwarf alljährlich den Voranschlag für das Unionsbudget, die generaale Petitie, welche sodann durch die Generalstaaten an die Provinzen geschickt wurde; doch selbst dies wichtigste Recht des Staatsraths blieb zweifelhaft, da die Frage, ob die Generalstaaten

etwas an der Petitie ändern dürften, oft aufgeworfen und nie entschieden wurde.

Die gesammte Geschäftsleitung der Union ging auf den permanenten Bundestag, auf die hochmögenden Herren Generalstaaten über — doch keineswegs die Souveränität, die höchste Bundesgewalt. Denn die Regel der Einstimmigkeit, das liberum veto, ward in den Generalstaaten wie in den Provinzialstaaten hartnäckig festgehalten, weiter und weiter ausgebildet. Der Widerspruch einer einzigen holländischen Stadt konnte jeden Beschluß der Union verhindern; im 18. Jahrhundert ward einmal ein Vertrag der Union mit Oesterreich so lange vereitelt, bis endlich die hochmögenden Herren einen aus der guten Stadt Briel gebürtigen Major zum Oberstleutnant ernannten und also den kleinen zeeländischen Hafenplatz beschwichtigten. Die Souveränität stand weder den Generalstaaten noch den Provinzen zu, sondern den 56 Städten sowie den Corporationen des Landadels und der friesischen Bauern, welche den Willen der Provinzen bestimmten; eine Oligarchie von 2000 kleinen Souveränen beherrschte thatsächlich die Union so unumschränkt, wie die Tausende des polnischen Adels in ihrer Republik schalteten. Ich sage thatsächlich — denn über die Rechtsfrage sind nur Vermuthungen möglich, da der particularistische Trotz eine neue Bundesverfassung nicht zu Stande kommen ließ, die Utrechter Union für ein friedliches Staatsleben in keiner Weise ausreichte und auch aus dem Staatsrechte des alten burgundischen Gesammtstaates unzweifelhafte Rechtsregeln für die neue Republik nicht abgeleitet werden konnten. Solche Unsicherheit des Rechts kam den Wünschen Hollands entgegen, da sie dem Mächtigen jede willkürliche Interpretation gestattete.

Unleugbar sprach die rechtliche Vermuthung, hier wie späterhin im deutschen Bunde, zu Gunsten der politischen Unvernunft, des schamlosen Particularismus. Daß die Souveränität stillschweigend auf die Generalstaaten übergegangen sei, war mit nichten erweisbar; denn als die Utrechter Union geschlossen ward, bestand noch die Landesherrlichkeit des Königs. Mit ungleich besseren Gründen bewies Grotius seinen Satz: summum imperium penes cuiusque nationis primores; ein vollkommener Einheitsstaat hat hier zu Lande nie bestanden, daher ist nach der Abschwörung von Spanien die Souveränität an das Herzogthum Geldern, die Grafschaft Holland zurückgefallen. Die Provinzen,

die sieben Nationen der Unie, behalten jedes Hoheitsrecht, worauf sie nicht ausdrücklich verzichtet haben. Der Gesandtencongreß der Generalstaaten, sagt Wicquefort, ist so wenig souverän wie die Gesandten des Königs von England, von Frankreich. Die Herren Staaten der Provinzen dagegen dürfen mit besserem Rechte als irgend ein Fürst sich souverän nennen; denn selbst der allerchristlichste König wird auf die Grundgesetze der Krone Frankreich vereidigt, während die Staaten keine Regel bindet, denn allein ihr eigener Wille. Aus solcher Gesinnung der Herren Staaten ergab sich nothwendig die Antwort, welche auf jede Geldforderung der Union erklang: Niemand hinket von eines andern Mannes Schaden. Klopt den Friesen op de Tasch! erwiderte Holland, als Moritz von Oranien die Mittel verlangte für den Befreiungskrieg, den er in Friesland führte. Die Mitglieder der Generalstaaten pflegten, wie schon Wilhelm von Oranien klagte, „mehr als Advocaten ihre Provinz zu entschuldigen denn das allgemeine Wohl zu fördern." Der Union fehlte, was für jeden kräftigen Staatenbund der Schlußstein ist — ein oberstes Bundesgericht. Jede Provinz errichtete für sich, oder auch im Verein mit der Nachbarlandschaft, einen Gerichtshof, der in letzter Instanz über dem Gewirr der Patrimonial- und Stadtgerichte stand. Doch ein höchstes Unionstribunal, das an die Stelle des hohen Hofes von Mecheln getreten wäre, kam nicht zu Stande; die Keime der Staatseinheit, welche die Monarchie gepflanzt, gingen auch auf diesem Gebiete verloren. Man versuchte sich zu behelfen, indem man Streitigkeiten, verschil, zwischen den Provinzen zuweilen dem Staatsrath vorlegte; indeß die Competenz dieser Behörde blieb bestritten.

Auch das Völkerrecht gestand den sieben Provinzen die Souveränität zu, nachdem der katholische König im Frieden von Münster die Herren Generalstaaten et les provinces d'iceux respectivement als freie und souveräne Staaten anerkannt, und gleichzeitig das heilige Reich auf seine Hoheitsrechte verzichtet hatte. Da die Utrechter Union blos das einseitige Abschließen von Bündnissen mit dem Ausland untersagte, so behaupteten die Provinzen und die Städte, Amsterdam vornehmlich, das Recht selbständiger diplomatischer Vertretung, wenn sie auch als sparsame Niederländer nur ausnahmsweise von dieser immerdar zweifelhaften Befugniß Gebrauch machten. Das Ausland natürlich ließ sich den Vortheil unmittelbaren Verkehres mit den einzelnen Provinzen nicht entgehen; der große Kurfürst pflegte seine Wünsche bei

der Union stets durch die befreundete Provinz Gelderland vorzubringen, und der Bürgermeister von Amsterdam ward viel umworben von den fremden Gesandten. Die Centralgewalt stand in Wahrheit unter den souveränen Provinzen. Um jeden selbständigen Willen in den Generalstaaten zu ersticken, bestimmte Holland (1643), daß seine Vertreter unter den Hochmögenden sich genau an die Instructionen der Provinz binden und in jedem wichtigen Falle eine besondere Last einholen sollten. Selbst der bescheidene Wunsch, es möchten alle Provinzen ihren Vertretern für die laufenden Geschäfte eine gleichlautende Last ertheilen, fand keine Gnade vor dem Eigensinn der Herren Staaten. Also ward hier der Gedanke der ständischen Delegation, der Vertretung selbstherrlicher juristischer Personen durch abhängige Beauftragte, bis zu den äußersten, staatsfeindlichen Folgerungen durchgeführt — ein unreifes staatsrechtliches System, das freilich in jenen Tagen noch die weite Welt beherrschte und allein in England schon durch die moderne Idee der Repräsentation verdrängt war.

Aus diesem musterhaft schwerfälligen Unionskörper einen einträchtigen Entschluß hervorzulocken war nur auf Umwegen möglich, durch wunderliche, ja spaßhafte Mittel. Wie oft sind die Statthalter und die einflußreichen Mitglieder der Generalstaaten über Land gezogen um die widerstrebenden Stadträthe zu überreden; nicht selten schlossen sich auch fremde Gesandte, ein d'Estrades oder Jeannin, solcher „notablen Bezending“ an, mit wohlgefüllter Börse die Mahner unterstützend. In schwierigen Fällen trat man kurzweg das unausführbare Bundesrecht mit Füßen. So ward der Friede von Münster abgeschlossen gegen den Widerspruch von Utrecht und Zeeland. So ward im Jahre 1657 der Krieg an Portugal erklärt, obgleich Friesland Nein sagte; nach dem Beginn der Feindseligkeiten berief sich sodann die Mehrheit scheinheilig auf die Utrechter Union, welche den Bundesgenossen auferlegte einander zu helfen gegen auswärtige Feinde, und nach vier Jahren schloß man Frieden gegen den Willen von Zeeland und Geldern. Ja, wenn unternehmende Männer in der Generalität saßen, dann ward zuweilen eine entscheidende That der auswärtigen Politik gewagt, ohne die Provinzen zu fragen. Ganz auf eigene Faust schloß Johann de Wit im Namen der Union die Tripelallianz von 1668, und die Flotte, welche Wilhelm den Dritten nach England führte, ward von den Generalstaaten ausgerüstet, ohne daß die edelmögenden Herren der Provinzen eine Nachricht empfingen. Eigenmächtige Schritte, die der Erfolg rechtfertigte,

während ein Mißlingen die kühnen Thäter vermuthlich auf das Schaffot geführt hätte.

So verzweifelte Mittel konnten nur in außerordentlichen Fällen wirken. Auf die Dauer wäre die Union eine willenlose Masse geblieben, wenn nicht das mächtige Holland im ruhigen Laufe der Dinge ihr seinen eignen Willen auferlegt hätte. Viermal im Jahre versammelten sich die Staaten von Holland im Haag und beriethen sorgfältig über ihre eigenen wie über alle Unionsangelegenheiten. Traten dann die Generalstaaten nebenan im Binnenhofe zu einem Beschlusse zusammen, so fanden sie bereits die Meinung Hollands fertig, wohl durchgearbeitet vor; auch pflegten die permanenten Ausschüsse, die gecommitteerden Raden, von Holland und Zeeland den Sitzungen der Generalstaaten beizuwohnen, auf daß nichts zum Nachtheil ihrer Provinzen beschlossen werde. Daher entstand unter den kleinen Provinzen sehr bald der Brauch, zunächst die Meinungsäußerung der Holländer abzuwarten, und in unbedenklichen Fällen wurden die Beschlüsse der Staaten von Holland meist wörtlich in das Protokoll der Generalstaaten aufgenommen, overgenomen, obgleich man in den Formen die Gleichheit der Provinzen ängstlich wahrte und allwöchentlich reihenm eine andere Provinz den Vorsitz führte. So wußten die holländischen Patricier den Vortheil, daß ihre Staaten mit den Generalstaaten an Einem Orte tagten, gewandt zu benutzen, und noch nützlicher ward ihnen der Einfluß des mächtigsten Würdenträgers der Union, der zugleich ihr eigener Beamter war.

Wie unsere Reichsstädte sich einen Syndicus, die holländischen Communen einen Rathspensionär hielten, so ernannte auch die Provinz Holland alle fünf Jahre einen Rechtsgelehrten — Landesadvocat, später Rathspensionär von Holland genannt — der das Recht der Provinz vertreten, in ihrem Namen das Wort führen sollte. Bescheiden, unbedeckten Hauptes saß er unten am Tische der Edelmögenden wie der Hochmögenden Herren, ohne Stimmrecht, und schrieb die Verhandlungen nieder. Doch er war ständiges Mitglied aller Ausschüsse der Staaten von Holland und der Generalstaaten, daher der kundigste Geschäftsmann, der natürliche Vermittler zwischen der Union und der mächtigsten Provinz. Er führte den diplomatischen Briefwechsel der Union und galt darum den Mächten als der Minister des Auswärtigen der Generalität. Er entwarf die Beschlüsse der Edelmögenden wie der

Hochmögenden und war der Ueberlegenheit sicher, welche der politischen Sachkenntniß immerdar zukommt. Der Einfluß seiner Provinz hob die Würde seines Amtes, wie wiederum sein Ansehen die Macht Hollands förderte; deshalb haben die Patricier von Holland zweihundert Jahre hindurch, von Oldenbarneveldt bis auf van de Spiegel, fast durchweg bedeutende Talente zu Rathspensionären ernannt. Also bestand unter den wunderlichsten Formen eine Bundeskanzlerwürde — denn hier allerdings läßt sich die Vergleichung mit dem norddeutschen Bunde und dem deutschen Reiche nicht abweisen — ein Amt, das in kräftigen Händen einer Dictatur nahe kam und gemeinhin ausreichte der führenden Provinz das Uebergewicht zu sichern.

Ein großer Mann war es, der durch die Macht seines Talents diesem Amte und damit dem holländischen Patriciate eine so überragende Bedeutung schuf: Johann van Oldenbarneveldt, in Wahrheit der Stifter der Republik der Niederlande, wie Wilhelm der Schweigsame der Gründer ihrer Freiheit ist. Aus vornehmem Geschlechte, Aristokrat von Haus aus, hatte er in Leyden, Bourges, Heidelberg alle Richtungen der calvinischen Theologie kennen gelernt und überschaute sie mit staatsmännischer Kälte. Er hatte an der Seite des großen Schweigers bei dem Entsatz von Leyden gekämpft und, kaum zweiunddreißigjährig, schon bei jenen Verhandlungen, die zur Utrechter Union führten, entscheidend mit eingegriffen. Zäh und fest, klar und sicher, von unsträflicher Redlichkeit, stieg er dann rasch zu den höchsten Würden der Provinz Holland empor, nahm die gesammte Leitung der auswärtigen Politik auf seine Schultern, ward der lebendige Mittelpunkt des Friedensstaates der Union, reiste unermüdlich sechsunddreißigmal hinüber in das Feldlager der Oranier, um den Gang des Krieges zu bestimmen. Jedermann kannte die hohe stattliche Gestalt mit dem gefürchteten Stöckchen in der Hand, die starken von dichtem Haar umschatteten Züge, das strenge strafende Auge des stolzen Republikaners, das mit jedem Blicke sagte: „liever verheert dan verknecht, denn die Herren zeigen immer einige Schonung, die Knechte keine.“ Er hoffte auf die Vereinigung aller Protestanten in einer reformirten Kirche, die von der Staatsgewalt ihre Regel empfangen sollte. Er wollte der streitbaren Republik der Protestanten ein weites Seereich gründen, das mit seinen Castellen und Contoren alle gesegneten Küsten der Erde beherrschen sollte. An den politischen, den religiösen, den wirthschaftlichen Gedanken und mehr noch an dem ehrenfesten Charakter dieses ersten und größten der Raths-

pensionäre haben zwei Generationen der holländischen Regenten sich erbaut und gebildet.

Trotz dieses mächtigen Amtes blieb die Generalität ein gebrechliches Wesen, selbst mit ihrer täglichen Nothdurft auf den guten Willen der Provinzen angewiesen. Die Union besaß nur zwei selbständige Einnahmequellen: die Steuern der Generalitätslande und die Schiffsgelder. Den eroberten Provinzen jenseits der Maas wurde, obgleich die holländische Freiheitsheuchelei nur von den geassocieerden Landen sprach, die Steuerlast ganz nach Willkür der Hochmögenden auferlegt; und Holland bestand darauf, daß sie ebenso hoch — also in Wahrheit höher — sein müsse als in dem reichen Holland, damit nicht die Unterthanen der Magistrate von Amsterdam und Haarlem nach dem Süden auswanderten. — Während des spanischen Krieges zahlte jeder Kauffahrer, der sich auf hoher See durch Orlogsschiffe begleiten ließ, eine Convoigebühr, jedes Schiff, das mit dem Feinde Handel treiben wollte, ein Licentgeld. Die Convoi- und Licentgelder bestanden fort, auch nachdem ihr ursprünglicher Grund verschwunden war, als ein mäßiger Finanzzoll für alle seewärts aus- und eingeführten Waaren — erhoben im Namen der Generalität und verwendet zum Unterhalt der Bundesmarine; daher begünstigten die Stadträthe der Hafenplätze wetteifernd den Schmuggel, um den Handel nach ihrer Stadt zu locken. — Im Uebrigen blieb die Union angewiesen auf Matricularbeiträge, wovon Holland gemeinhin 57,1, Overyssel 3,7 % zahlte. Die Landprovinzen murrten, nicht ohne Grund, das reiche Holland sei zu leicht belastet; zahlten sie nicht, so trug die Union den Schaden. Solche Anarchie ward nur dadurch erträglich, daß man ziemlich streng festhielt an der Regel: eine einmal für einen bestimmten Zweck bewilligte Leistung darf nicht einseitig zurückgenommen werden. — Auch in anderen Lebensfragen der Staatswirthschaft behielt der Particularismus das letzte Wort. Die Provinzen verboten sich gegenseitig ihre Münzen, obgleich eine Münzkammer der Generalität die Oberaufsicht führte und die Münzeinheit, unentbehrlich für den Handelsstaat, durch die Utrechter Union vorgeschrieben war; und die gelehrten Holländer führten doch so gern das Beispiel der hellenischen Staatenbünde im Munde, sie wußten sehr wohl, daß schon bei den Achäern der Zeus Homarios, der Gott des gleichen Geldes, gewaltet hatte.

Feierlich, wie einer Aristokratie in dem formenseligen siebzehnten

Jahrhundert geziemte, spielten die Verhandlungen der Generalstaaten sich ab; in der Regel erschienen vierzig bis fünfzig Hochmögende, da jeder Provinz nur eine Stimme zukam, mithin die Zahl der Gesandten freigestellt blieb. Andächtiglich erzählen uns die Protokolle, wie einmal der Prinz von Wales bei den Generalstaaten eintrat, um zu klagen über das meisterlose Parlament, das seinen Vater Karl I. mißhandle; daneben stand unbedeckt Mr. Boswell, zur linken Hand des Prinzen, doch een weynigh achterwarts gereculeert. Kam ein fremder Gesandter, so ward er in Rotterdam von einem maître d'hôtel der Generalstaaten aufgenommen und abgespeist; andern Tags empfingen ihn an der Brücke vor dem Stadtthore vom Haag zwei Mitglieder der Hochmögenden mit dreißig Staatswagen, dann hielt er seinen Einzug in der zweiten Kutsche. In der ersten natürlich saßen die beiden Hochmögenden; trug doch der niederländische Löwe seit dem Frieden von Münster eine Königskrone, dicht hinter den Königreichen und der Republik Venedig — der Königin von Cypern — war sein Platz in der Staatengesellschaft.

Von solchen anspruchsvollen Formen stach der dürftige Inhalt der Generalstaaten-Verhandlungen seltsam ab; denn da es in der Hand der Provinzen lag, jedes Geschäft hinauszuschieben — vornehmlich durch die beliebte Erklärung: wir stimmen nicht, bevor Holland, Friesland, Overyssel sich geäußert haben — so begann die Berathung der Hochmögenden gemeinhin erst, wenn die wirkliche Verhandlung schon beendet war. Nun gar zu wachsen, sich weiter zu entwickeln fiel diesem Körper ebenso schwer, wie späterhin dem deutschen Bundestage. War doch jede Provinz befugt, sogar die Besprechung eines nicht in der Utrechter Union begründeten Vorschlags von der Hand zu weisen; blieb doch selbst das natürlichste Recht der Generalität, das Recht über die Verbrechen ihrer eigenen Beamten zu urtheilen, nicht unbestritten. Wenn dennoch die Macht der Geschichte dem Bunde eine neue Aufgabe stellte, dann setzte die Union einen provisorischen Ausschuß der Generalstaaten ein, der provisorisch bis an das Ende aller Dinge fortlebte. Den Ausschüssen der Generalstaaten fiel unausbleiblich die wirkliche Arbeitslast der Union zu, da die Gesammtheit der Hochmögenden zu schwerfällig war, auch das Amtsgeheimniß nicht bewahren konnte. Hier wurden die Finanzfragen, die Marinesachen und vornehmlich (in dem Ausschuß der secretes besoignes) die auswärtigen Angelegenheiten beschlußreif. Hier zeigte der Rathspensionär seine Sachkunde, desgleichen die beiden anderen Großbeamten der Union: der Thesaurier und der

Griffier — der vielerfahrene, auf Lebenszeit angestellte Archivar, das wandelnde Geschichtscompendium der Hochmögenden.

Wer durfte Angesichts dieser chaotischen Zustände sich beruhigen bei dem Trostspruch der Regenten von Holland: ein reicher Haushalt kann Unordnungen ertragen, die einen armen zu Grunde richten? Jede Bundesverfassung trägt einen defensiven Charakter; hier aber bestand eine Union, die, durch unerhörte Triumphe in den Mittelpunkt der europäischen Händel hineingeschoben, einer rasch zugreifenden auswärtigen Politik bedurfte. Die tumultuarische Verwaltung durch Ausschüsse und Commissäre, althergebracht und erträglich in manchen der unreifen Staaten jener Epoche, reichte nimmermehr aus für dies hochgesittete Gemeinwesen, wo eine zahlreiche Beamtenschaar das verwickelte sociale Leben großer Welthandelsplätze beaufsichtigen, die höchsten Steuerlasten Europas verwenden mußte. Darum wurde die Union „der veruneinigten Provinzen" — wie Temple sie spottend nannte — von der Wiege bis zum Grabe von den Unheilsweissagungen der fremden Staatsmänner begleitet: auch ihr eigener Staatsrath klagte, es scheine ein Wunderwerk der göttlichen Vorsehung, daß dieser Staat ohne Fundamente nicht längst geborsten sei. Elisabeth und Heinrich IV., alle befreundeten Höfe bestürmten die Republik mit Ermahnungen, daß sie einen Neubau wage; Jeannin, der Gesandte des Bearners, entwarf den Plan, den Staatsrath zur leitenden Behörde, zum unabhängigen Träger der executiven Gewalt zu erheben. Lebhaft regten sich die Reformgedanken, als der zwölfjährige Waffenstillstand den spanischen Krieg unterbrach, noch lauter, als der Friede von Münster den achtzigjährigen Kampf abschloß und also in Wahrheit das Utrechter Kriegsbündniß zu Ende ging. Aber jeder Besserungsversuch scheiterte, und die Union blieb nur darum aufrecht, weil eine unfertige monarchische Gewalt einigend und schützend in den endlosen Interessenkampf der Republik eingriff — die oranische Tyrannis.

Das Uebergewicht Hollands konnte nicht zur vollständigen Hegemonie werden, denn die überragende Provinz gebot nicht über die Wehrkraft der Union — ein unerhörter Fall in der Geschichte der Staatenbünde. Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaate der Edelmögenden und Hochmögenden Herren. Und seltsam, die beiden feindlichen Mächte — die Oranier und die Regenten von Holland — wirkten wetteifernd zusammen, die Union dem Einheitsstaate entgegen zu treiben: die Hol-

länder, indem sie die Gleichheit der Bundesgenossen, die Grundlage alles bündischen Lebens, untergruben und durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung, ihrer Wirthschaft ein einiges Volksthum erzogen — die Oranier, indem sie die Souveränität der Provinzen zu zerstören trachteten.

Moritz von Oranien bewahrte noch die fast vollständig vollzogenen Urkunden, welche seinem Vater die erbliche Grafenwürde von Holland und Zeeland übertrugen. Doch nach Wilhelm's Ermordung hatten die beiden Provinzen, wie gesagt, die Souveränität wieder an sich genommen und dem jungen Prinzen nur die Statthalterschaft übertragen — unter dem Oberbefehl des Landvogts Leicester. Auch als Leicester von dannen zog, erlangte der Statthalter die Gewalt nicht wieder, die ihm in der königlichen Zeit zugestanden: er war nicht mehr Vertreter des Landesherrn, sondern Beamter seiner Provinz, vereidigt den Provinzialstaaten, die jetzt selber die Landeshoheit in Handen hielten — darum auch nicht im Stande das Schiedsrichteramt zwischen den Provinzen auszuüben, das die Utrechter Union den Statthaltern als den Stellvertretern des Königs übertragen hatte. Ueberdies wählte sich Friesland, und zumeist auch Groningen, seinen Statthalter regelmäßig aus den Nachkommen Johann's von Nassau; die Hauptlinie der Oranier konnte nur in fünf oder sechs Provinzen, doch niemals während des siebzehnten Jahrhunderts in der gesammten Union das Statthalteramt erlangen. Trotzdem blieb das verstümmelte Amt eine unentbehrliche Klammer des Gemeinwesens, zugleich ein Ueberrest der alten und der Keim einer neuen Monarchie. Die sieben Pfeile, die der Löwe der Union in seiner Pranke schwang, gehörten nicht nothwendiger zu ihm als das Orangeband, das die Pfeile zum Bündel vereinigte.

Der Statthalter war Generalcapitän seiner Provinz, er übte die Oberaufsicht über den gesammten Gang des Staatslebens, vornehmlich der Rechtspflege. Er ernannte in vielen Städten, wo nicht die Regenten dies alte Grafenrecht usurpirt hatten, die städtischen Behörden, entweder kurzweg aus der Gesammtheit der Vroedschappen oder aus Candidatenlisten, die ihm die Stadt vorlegte; da und dort schlug er auch selber dem Stadtrath einige Namen vor. Wer irgend zu leiden hatte unter dem herrischen Krämerstolze der Regenten, fand bei den Oraniern Schutz und Schirm: der kriegerische Landadel und das Heer, die Bauern und die kleinen Handwerker — der gesammte Demos der Union. Jedes Kind im Lande wußte von den jungen Helden, die bei Mook und Heiligerlee gefallen, jeder Handwerksbursch beschaute im Prinzenhofe

zu Delft das Loch in der Mauer, wo die Kugel einschlug, die Wilhelm den Alten erlegte; und jetzt kam Jahr für Jahr die Kunde, daß aber- und abermals ein Prinz mit wehendem Orangehelmbusch als Sieger, in zegepraal, in eine Feste der Spanier eingezogen sei. Dann flaggten die Orangebanner, die Schützengilden hielten ihren Rundmarsch, auf der Brust ein geöffnetes Herz mit einer Orange darin; der kleine Mann schmückte seinen Hut mit der geliebten Farbe und rief das alte Oranie boven! In den Landprovinzen, wo die demokratischen und militärischen Kräfte noch etwas galten, fanden die Oranier eine Stütze ihrer Macht und ein Gebiet segensreichen Wirkens. Während in Holland jeder Fortschritt der Volkswirthschaft die Herrschaft der Regenten befestigte, die altväterischen Handwerksgilden verfielen, Stadt und Land dem Klasseninteresse des Großhandels und des Großgewerbes gehorchten, blieb in dem schwerfälligeren Leben der Landprovinzen noch lange das Zunftwesen nach deutscher Weise aufrecht. Dorf und Stadt, Kleinbürger und Kaufherr hielten hier einander noch die Wage, hier war noch Raum für die gleichaustheilende Gerechtigkeit der Monarchie, und wirklich gelang den Statthaltern, in der Rechtspflege und Verwaltung der Landprovinzen heilsame Milderungen durchzusetzen, welche der holländische Regent dem Jan Hagel kalt versagte.

So entstand den Oraniern eine Macht, die durch neue Arbeit täglich neu erobert werden wußte. Es war ein Verhältniß höchstpersönlicher Art, zu anspruchsvoll für die Beamten einer Republik, zu unsicher für ein Fürstengeschlecht — vergleichbar allein mit der Stellung, die einst das Strategenhaus der Barkiden neben dem Rathe von Karthago behauptete. Und stätig wie in dem Geschlechte der Hamilkar und Hannibal vererbte sich die Herrscherkraft und die Familienpolitik des oranischen Ahnherrn auf die Söhne und die Enkel; sie lebten alle, wie der Wahlspruch Friedrich Heinrich's sagt, patriaeque patrique. Wie staunten die Regenten von Holland, als der mißachtete kleine Prinz Moritz einem Spinola und den ersten Feldhauptleuten des Jahrhunderts die Spitze bot, und nun Schlag auf Schlag die großen strategischen Pläne sich enthüllten, die unter seiner hohen Denkerstirn langsam gereift waren! Dann wuchs Friedrich Heinrich heran, des Schweigers jüngstes Kind, der Enkel Coligny's, dem die leichte gallische Lebenslust aus den Augen lachte, und auch er ward ein Staatsmann und ein Schlachtendenker und saß des Abends in seinem Zelte über Cäsar's Commentarien.

Daneben der Friese Wilhelm Ludwig, der gelehrte Gründer der Hochschulen von Franeker und Groningen, der dem jungen Moritz die schwere Weisheit der Mathematiker des Alterthums erklärte, und jener Johann Moritz von Nassau, der für die westindische Compagnie das weite Brasilien eroberte, bis die Krämer von Amsterdam entdeckten, daß sein hoher Gehalt die Actien drücke. Die Oranier gaben einer Welt, die nur Rechte der Fürsten kannte, das glorreiche Beispiel fürstlicher Pflichterfüllung, und gleichwie vormals Emanuel Philibert von Savoyen und andere Große des Auslands in dem Staate der siebzehn Provinzen die Grundsätze verständiger Wirthschaftspolitik kennen gelernt hatten, so ward jetzt der oranische Hof eine Fürstenschule für protestantische Prinzen. In dem Feldlager Friedrich Heinrich's lernte unser großer Kurfürst, was es heiße zu regieren „für Gott und das Volk". Wie alle großen Feldherren jenes Jahrhunderts, denen oblag ein Söldnerheer zu organisiren, eine kostspielige verwickelte Heeresverwaltung zu leiten, so verstanden auch die Oranier von Grund aus die Kunst der Wirthschaft, sie erwarben ein königliches Vermögen. Auf dem Friedenscongresse von Münster verhandelte Friedrich Heinrich für sich und sein Haus, Macht gegen Macht, mit der Krone Spanien. Sein Sohn freite die Königstochter von England, ein fürstlicher Hofstaat prunkte um Seine Hoheit im Haag; nach seinem Tode wurden die Kriegsthaten des Eroberers von Herzogenbusch in dem Oraniesaale des „Hauses im Busch" durch pomphafte Wandgemälde verherrlicht. Kein Wunder wahrhaftig, daß die Edelmögenden die Köpfe schüttelten: die große Begabung der Oranier bedrohe den Frieden der Republik. In dem Glanz und Ruhm dieses Hauses, in seinen alten unvergessenen Erbansprüchen lag eine übermächtige Versuchung auch für den lautersten Ehrgeiz.

Die Familienpolitik der Oranier ergab sich von selbst aus ihrer Feldherrnstellung. Jene wunderliche Halbheit, welche die gesammte Verfassung der Union beherrschte, waltete auch in ihrem Heerwesen. Obwohl die Generalstaaten zuweilen ein Schweizerregiment oder eine andere fremde Söldnerschaar von Bundes wegen in Eid und Dienst nahmen, die Provinzen andererseits niemals förmlich verzichteten auf ihr angebliches Recht eine selbständige Truppenmacht zu halten, so blieb doch Regel, daß das Bundesheer zugleich den Generalstaaten und den einzelnen Provinzen diente. Jede Provinz übernahm den Unterhalt eines bestimmten Corps, jedes Regiment leistete einen zweifachen

Fahneneid, an seine „Betaalsheeren“ und an die Hochmögenden; nahm die Truppe Garnison in einer anderen Provinz, so schwor sie dort zum dritten male den Regenten des Staates und der Stadt. Ein Glück, daß wenigstens das wichtige Recht der Patente — das Recht die Garnisonen des Heeres zu bestimmen — der Generalität allein vorbehalten blieb. Aus allen Militärgesetzen der Union spricht der hoffärtig-feige Haß des Krämers gegen die armen Teufel, die nichts zu Markte bringen als ihr Herzblut. Kein Offizier durfte in den Generalstaaten erscheinen; in den Festungen war der Bürgermeister Gouverneur, dem militärischen Commandanten vorgesetzt. Zog eine neue Kriegsgefahr herauf, so hieß es trocken an der Börse zu Amsterdam: dann kaufen wir uns einige deutsche Fürsten. Jeder Statthalter führte als Generalcapitän die Truppen, die seine Provinz bezahlte; ward einmal, was selten gelang, ein Oranier zum Oberbefehlshaber des gesammten Unionsheeres ernannt, so blieb sein Verhältniß zu dem Generalcapitän der Friesen und Groninger rechtlich zweifelhaft. Die Feldherren standen, gleich den Condottieren der Venetianer, unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaufmannsadels; Mitglieder der Generalstaaten verweilten als Felddeputirte im Hauptquartier, berechtigt, je nach dem Wortlaut ihrer Instructionen, den Gang des Feldzugs im Großen zu überwachen oder auch zu jedem einzelnen Unternehmen ihr Nein zu sprechen. Unaufhörlich zogen die Ordonnanzen mit Anfragen nach dem Haag, zuweilen kamen auch die Generalstaaten allesammt in das Lager hinüber; Deputirte der Provinz, die zum Kriegsschauplatz diente, verstärkten den bürgerlichen Kriegsrath. Ein tollkühner Eifer überkam dann und wann die militärischen Pfuscher: jener verwegene Einfall in Flandern, der zu dem unfruchtbaren Siege von Nieuport und schließlich zum Rückzug führte, ward unternommen auf Befehl der Hochmögenden, gegen den Willen der Oranier. Oefter noch warfen die Ritter von der Feder dem General ihre Krämerbedenken in den Weg.

Nur ein Heer, das sechzig Jahre lang, eine Welt für sich, im Lager stand, vermochte ohne arge Zerrüttung der Mannszucht solchen Uebermuth des Bürgerthums zu ertragen; nur diese gelassenen oranischen Seelen, so glücklich gemischt aus rechnender Kälte und feuriger Thatkraft, fanden den Weg zum Siege durch so viel Streit und Afterweisheit hindurch. Als Friedrich Heinrich sich einmal mit einem verwegenen Plane trug, da bat er nach langem vergeblichen Gezänk bescheiden seine Felddeputirten, sie sollten noch einmal in Haag persönlich Rath

einholen; sobald die Hochmögenden davonfuhren, blies man Alarm im Lager, und der kühne Zug begann.

Das Feldherrngeschlecht lebte und webte in den Ideen einer großen Kriegspolitik; sein Lebelang hoffte Moritz auf eine gemeinsame Erhebung der protestantischen Welt gegen die spanische Monarchie. Alltäglich geärgert und gehemmt durch den Eigensinn der souveränen Betaalsheeren wurden die Oranier unvermeidlich die Vorkämpfer der Staatseinheit. Sie wollten die Generalstaaten zur souveränen Centralgewalt erheben, durch die Stimmenmehrheit der Landprovinzen den Widerstand des friedensseligen holländischen Patriciats brechen. Durften sie doch, da die Ernennung vieler Stadtmagistrate in ihrer Hand lag, immer auf einen starken Anhang unter den Hochmögenden rechnen. Auch in dieser Union, wie in allen Staatenbünden, begegnet uns jene widersinnige und so leicht erklärliche Erscheinung: die Centralgewalt, die ja nur das dienende Organ der Provinzen sein sollte, zeigte zuweilen einen selbständigen Willen. Wie in dem deutschen Bundestage, dem Geiste der Bundesgesetze zuwider, mehrmals Parteien entstanden, welche allein aus der persönlichen Gesinnung einzelner Bundesgesandten entsprangen, so bildete sich auch in den Generalstaaten eine starke unitarische Richtung. Auf lange Jahre oder auf Lebenszeit angestellt, im täglichen Verkehr mit dem oranischen Hofe, gewohnt für wichtige Fragen „das hochweise Advies“ Seiner Hoheit einzuholen, wurden viele der Hochmögenden durch ihre Berufsarbeit selber gezwungen, das Ganze höher zu stellen als den Theil, das Ansehen der Union gegenüber ihren eigenen Auftraggebern zu vertheidigen.

Dergestalt erwuchs aus den mannichfachsten Gegensätzen der große Streit der Staatenpartei und der Statthalterpartei. Vielherrschaft und Staatseinheit, Regentenallmacht und Demokratie, Welthandel und europäische Politik, Wissenschaft und Heldenthum, See und Land, großes und kleines Capital rangen mit einander in einem hochtragischen Kampfe, der das Leben dieses Staates war, der die Republik erschütterte, aber auch sie nährte — ein Quell des Hasses und doch der Einheit. Nicht der Canton stritt hier festgeschlossen gegen den Canton, wie in der Schweiz, der Riß der Parteiung ging durch alle Provinzen. Wie der holländische Demos zu den Oraniern stand, so hielt auch in den Landprovinzen eine Staatenpartei zu den Regenten von Holland; der bürgerliche Kampf selber befreundete den Holländer mit dem Geldersmann, den Friesen mit dem Zeeländer. Die Frage

hieß nie: Union oder Zerfall? — sie lautete nur: feste oder losere Einigung?

Der religiöse Kampf, die Verschiedenheit des Glaubens und der Kirchenpolitik, griff auch in diese, wie in alle Parteibildungen des siebzehnten Jahrhunderts bestimmend ein. Die Masse des Volks hing treu an dem strengen calvinischen Dogma; hier war ein Glaube, zweifellos, rund und fertig, ein demokratisches Bekenntniß, das auch in Schottland und Amerika für den mühseligen und beladenen kleinen Mann allezeit ein Stecken und ein Stab geblieben ist. Die furchtbare Lehre von der Vorherbestimmung unterscheidet nicht Hoch und Niedrig, nicht die Starken und die Schwachen im Geist. Wer auserwählt ist durch Gottes Gnade, schreitet sicher durch das Leben, wie ein Gaul, dem die Augen geblendet sind, denn „welche der Herr berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht." Dieses Glaubens voll hatten die Bürger von Haarlem und von Leyden auf ihren Wällen gefochten. Er empfing auf niederländischem Boden durch die Dordrechter Synode seine feste dogmatische Gestaltung, er bewahrte unleugbar am treuesten die ursprünglichen Gedanken der Reformation — jene erhabenen Lehren des Augustin, von denen einst Luther ausging — und durchdrang hier das gesammte Volksleben so übermächtig, daß auch die Katholiken sich ihm nicht entziehen konnten, auch Jansenius und die Utrechter „altrömische" Gemeinde an augustinischen Ideen sich begeisterten. Jener alttestamentarische Zug, der überall den strengen Calvinismus bezeichnet, war den gottseligen Domine's der niederländischen Gomaristen so scharf aufgeprägt, daß sie oft von der Kanzel herab die Holländer als den neuen Stamm Juda, die Kinder Abraham's als die nächsten Glaubensverwandten der rechtgläubigen Protestanten priesen. Solche Gefühle erwiedernd hielt die Judenschaft Mann für Mann zu der oranischen Partei. Die Oranier selber wurden allesammt durch ihre demokratische Politik an den Glauben des Volks gefesselt, einige auch durch ihren Charakter. Mit welcher dämonischen Macht mußte nicht die Prädestinationslehre auf mathematische Köpfe wirken, auf Männer, die in starker Seele den fatalistischen Glauben des Helden trugen!

Unter den Gelehrten der Staatenpartei dagegen herrschte die eklektische Lehre der Arminianer. Duldsam zugleich und aristokratisch ließ Arminius dem Denker noch einen Weg offen, durch eigene Kraft den Himmel zu erobern. Ueber einzelnen lichten Häuptern dieses

Kreises strahlt schon der helle Tag moderner Humanität. Ich bekenne mich zu keiner Confession, schrieb Coornhert, weil ich in keiner die Liebe finde. Eine Welt von kühnen Ideen, Milton's Lehre von der kirchlichen Freiheit und die Anfänge der evangelischen Union sollten dereinst an die Gedanken der Arminianer sich anschließen. Doch nur einzelne unter den Söhnen des Jahrhunderts der Religionskriege vermochten die Idee der Duldung in so vornehmem Sinne zu fassen. In der Mehrzahl der holländischen Regenten ist ein skeptischer Zug unverkennbar, jene hoffärtige Herzenskälte, die aus den Worten Oldenbarneveldt's spricht: „Nichts wissen ist der sicherste Glaube.“ Kein Zufall wahrlich, daß der Dichter Vondel durch seinen arminianischen Haß gegen den Glaubensernst der Calvinisten schließlich zur römischen Kirche hinübergetrieben wurde. Ungleich wichtiger als der dogmatische Streit war den Regenten die Kirchenhoheit, das Recht der hohen Obrigkeit in Kirchensachen, das der Arminianer Uytenbogaert in einem gelehrten Tractate erwies. Die Edelmögenden wollten auch in Glaubenssachen ihre Staatskirche beherrschen, sie verboten den Predigern wider die Arminianer zu eifern, weil die Streitfrage „unbedeutend“ sei — während das gläubige Volk in den Niederlanden, in Frankreich und am Rhein die Berufung einer allgemeinen Synode verlangte, die kraft kirchlicher Autorität den Glaubensstreit beendige. Am letzten Ende läuft die Duldsamkeit der Patricier hinaus auf die Bequemlichkeit des Krämers, der Frieden haben will in seinem Geschäft.

Und krämerhaft wie ihr Glaube war auch die Staatsgesinnung der Regenten. Mit seltenem Talent und seltenem Cynismus hat dies Manchesterthum des siebzehnten Jahrhunderts sein eigenes Bild gezeichnet in der Schrift „Hollands Interest“, die Peter de la Cour unter den Augen seines Freundes Johann de Wit um 1662 schrieb.*) Ein volkswirthschaftliches Genie, geschult in den grandiosen Verhältnissen des Welthandels, verkündet hier, hundert Jahre vor Adam Smith, die Lehre der freien Concurrenz. Unbedingte Handelsfreiheit, Aufhebung aller Monopole, aller Zunft- und Bannrechte wird gefordert, der Haß der Zeitgenossen wider die Wucherer als ein Pöbelwahn verspottet. Auch die schrankenlose Freiheit des Glaubens und der Presse vertheidigt der Holländer mit einer Kühnheit, die diesen bürgerlichen Herrenstand

---

*) Bekannter ist eine stark umgestaltete französische Bearbeitung unter dem Titel Mémoires de Jean de Wit. Regensburg 1709.

neben dem monarchischen Adel anderer Länder fast wie eine Demokratie erscheinen läßt und schon manchen oberflächlichen Leser an miltonische Gedanken erinnert hat. Wenn nur nicht die materialistische Weltanschauung de la Cour's durch eines ganzen Himmels Weite getrennt wäre von dem Idealismus Milton's! Gerade diesen Geist hat der Dichter des Verlorenen Paradieses mit grimmigem Hasse geschildert in dem gemeinsten aller Teufel, dem Mammon. Die Staatslehre des Grotius, welche — ein rechtmäßiges Kind dieses Bodens — den Staat entstehen läßt aus dem freien Vertrage, aus der Willkür der Einzelnen, wird von de la Cour nach den Gesichtspunkten des Kaufmanns weitergebildet; unversehens rücken unter den Händen des Patriciers die moralischen Personen der städtischen Regentschaften an die Stelle der natürlichen Personen. Einstimmigkeit der Herren Staaten in Kriegssachen ist natürlichen Rechtes, denn kein Dritter darf ohne meine Zustimmung über mein Leben verfügen. Daß der Jan Hagel so zu sagen auch zu den Menschen gehörte und doch bei den Kriegsbeschlüssen der Edelmögenden nicht gefragt ward, kommt dem freiheitseifrigen Regenten gar nicht in den Sinn. Eine gute Regierung besteht, wo der Vortheil der Regenten mit dem Vortheil ihrer Städte zusammenfällt, die beste also in städtischen Freistaaten, wie Tyrus, Karthago, die Hansa, bevor sie dem Joche der Monarchen sich beugte, und jene blühenden Handelsrepubliken, die unser Seemann in den Meeren des Ostens auf Banda und Amboina entdeckt hat. Nur kaufmännische Regenten verstehen den Nerv des Gemeinwesens, den Handel, zu pflegen und den Bankrottirer, wie ihm gebührt, als den gefährlichsten der Frevler, als einen Majestätsverbrecher zu bestrafen. Der Monarch lebt dahin in Saus und Braus, in den eitlen Freuden des Kriegsruhms, Offiziere und Müßiggänger umlagern sein Ohr, er fürchtet und hemmt den Reichthum fleißiger Communen; und nun wird die lange Tyrannenreihe des Alterthums, Tarquinius und Phalaris, in's Feld geführt. Das alles mit jener schonungslosen Heftigkeit der Sprache, welche der freien Presse Hollands immer eigen blieb; wir meinen Johann de Wit zu schauen, wie er dem schreibenden Freunde über die Schultern blickt und sein alltägliches Abendgebet murmelt: de furore monarcharum libera nos domine!

Doch sobald dieser stolze Republikaner das Gebiet der auswärtigen Politik betritt, dann fällt er aus allen Himmeln seiner Ideale hernieder in die platt armseligen Empfindungen einer dütendrehenden Härings-

seele. Klagen, nichts als Klagen über das viele, viele Geld, das der Krieg verschlingt: „Besser ein Friede mit Beschwerlichkeit als ein Krieg mit eitel Gerechtigkeit.“ Was soll, ruft er endlich, der grimme Leu auf unserem Wappen? Eine Katze wahrhaftig ziemte besser dem friedfertigen Staate des Handels. Mit gleicher Naivität sind die Herzensgeheimnisse des stillvergnügten Krämerthums wohl nur noch einmal ausgeplaudert worden: in jenem Briefe Benjamin Franklin's, der — in derselben witzelnden Weise wie de la Cour — seinen Yankees empfiehlt, den unnützen, räuberischen, weltbürgerlichen Adler aus ihrem Wappen zu verdrängen und den nützlichen, friedfertigen, amerikanischen Truthahn an die Stelle zu setzen. Und ist unser Liberalismus etwa berechtigt zu spotten über jenen bedeutenden Kopf, in dem Geist und Thorheit so dicht bei einander lagen? Geht nicht dieselbe seltsame Verbindung von wirthschaftlicher Einsicht und politischer Feigheit wie eine erbliche Krankheit durch alle Parteibildungen des modernen Bürgerthums hindurch? Haben wir schon vergessen, daß beim Anbruch des deutschen Krieges sehr moralische, sehr gebildete, sehr patriotische deutsche Zeitungen unserem Staate alles Ernstes riethen, Oberschlesien und Hohenzollern an Oesterreich preiszugeben, weil der Krieg mehr Menschen verschlingen werde, als in den beiden Landschaften wohnen?

Einem so gehaltreichen und so verwickelten Parteikampfe gegenüber mußte das Urtheil von Mit- und Nachwelt oftmals unstät schwanken. Lange Zeit beherrschten die Staaten als die literarisch mächtige Partei das Urtheil des Auslands. Die Schriften des Grotius, die Tendenzdramen Vondel's verherrlichten den Bürgermuth der Republikaner; das Lob, das Spinoza den weisen Regenten von Holland spendete, bestach die Gelehrten. Noch bedeutsamer wurde für die öffentliche Meinung des achtzehnten Jahrhunderts Wagenaar's gelehrtes Geschichtswerk — eine rechte Augenweide für den abstracten Tyrannenhaß der neuen Aufklärung. Oranische Publicisten, ein Luzac oder Pestel, kamen kaum daneben auf. Erst in unseren Tagen, nachdem der Erfolg für die Statthalter-Partei entschieden hat, herrscht unter den Holländern die oranische Geschichtsauffassung vor, von Koenen und vielen Anderen mit Mäßigung, von dem hochverdienten alten Groen van Prinsterer mit calvinischem Glaubenseifer vertreten. Der deutsche Historiker vollends nimmt unwillkürlich Partei für die Oranier. Denn wie soll ein Preuße kalt bleiben bei dem Kriegsruhm, der die Helden

von hundert Schlachten ziert? wie darf er hart reden von diesem Hause, das allein in den Niederlanden für Macht und Freiheit unseres Vaterlandes noch ein Verständniß hegte? In der That, wer sich nicht durch den großen Namen „Republik" in den Rausch einer unbestimmten Begeisterung hineintreiben läßt, der muß bekennen, daß das höhere Recht, der moderne Staatsgedanke auf Seiten der Oranier stand. Die Regenten behaupteten den Generalstaaten gegenüber die Libertät der mittelalterlichen Stände, die Freiheit vom Staate, ihren Unterthanen gegenüber die unbedingte Herrschaft, während die Oranier in der Union wie in den Provinzen die moderne Idee der Freiheit im Staate verfochten. Wunderlicher hat nie ein großer politischer Kopf geirrt als Mirabeau, da er in seinem flammenden Pamphlete sur le stadhouderat, aus dem Wagenaar schöpfend, den harten Aristokraten Johann de Wit verherrlichte und die Oranier verdammte, welche doch wie Mirabeau selber für das Ideal der demokratischen Monarchie kämpften.

Schauen wir vergleichend hinüber nach den verwandten Kämpfen Englands, so müssen wir unzweifelhaft die Stuarts und die holländischen Republikaner auf die eine, die Oranier und das Parlament auf die andere Seite stellen. Der Glaube an die Unantastbarkeit der Obrigkeit von Gottes Gnaden wurzelte nicht fester in den Herzen der Stuarts als in der Seele jenes Johann de Wit, der schroff den Königsmord der Briten verdammte und offen gestand, er würde die Empörung gegen Philipp von Spanien nie begonnen haben. Wie der oranische und der puritanische Demos beide glaubenseifrig zu dem strengen Calvinismus standen, so entsprach auch die Staatskirchentheorie der Edelmögenden durchaus dem Wahlspruch der Stuarts: no bishop, no king. Ein gleicher Anlaß bewirkt in beiden Ländern den ersten gewaltsamen Zusammenstoß der Parteien: die Souveräne erdreiften sich, gegen den Willen der Nation ein stehendes Heer zu halten — nur daß solche Willkür in England als Despotismus, in der Union als Particularismus erscheint. In beiden Staaten führt der erste Kampf zu dem gleichen Ende — zu der Hinrichtung Oldenbarneveldt's durch Moritz von Oranien, der Verurtheilung Karl's I. durch sein Parlament — und beide Blutthaten erwecken in der unterwürfigen europäischen Welt dieselbe Empfindung des Abscheus. Dies Jahrhundert, das für den Gedanken der Herrschaft schwärmte wie die Gegenwart für das Ideal der Freiheit, sah mit frommem Schauder, wie Obrigkeiten durch

Unterthanenhand gerichtet wurden. Nur ein zufälliger Umstand, die Familienverbindung der Stuarts und der Oranier, verschob dann für kurze Zeit die natürliche Stellung der Parteien. Hingerissen von dem Hasse gegen die jetzt verschwägerten Fürstengeschlechter, erscheinen die Regenten von Holland eine Weile als Bundesgenossen der englischen Republik, als „Libertins“, bis endlich durch Wilhelm III. das gesunde Verhältniß sich wiederherstellt, die Oranier abermals für die Rechte des englischen Parlaments eintreten.

Doch mit alledem ist ein abschließendes Urtheil über dies Parteileben noch nicht gefunden. Innerhalb des hocharistokratischen Staates konnte der Gegensatz von Aristokratie und Demokratie sich nicht rein ausbilden; beide Parteien erscheinen wie Schattirungen derselben Grundfarbe, auch auf oranischer Seite stehen Regenten, die in oligarchischem Dünkel mit ihren Gegnern wetteifern. Und weiter, worin liegt denn der Weltruhm dieser Republik begründet? Doch sicherlich in ihrem fessellosen Handel, in ihrer freien Wissenschaft — und eben diese modernen Mächte vertrat dieselbe Staatenpartei, die für die ständische Libertät kämpfte. Nur die Schwäche der Centralgewalt, die anarchische Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen vergönnte den socialen Kräften diese freie Bewegung, die eine Monarchie im siebzehnten Jahrhundert nimmermehr gewähren konnte. Die durch Hollands Beispiel erhärtete und von allen Nationalökonomen der Epoche, auch von dem Deutschen Becher festgehaltene Behauptung, daß nur in Stadtstaaten der Handel seine höchste Blüthe erreiche, war für jene Zeit keineswegs unrichtig. Und sind nicht die Oranier erst durch ihre rechtlich unklare Stellung gezwungen worden zu einer Anspannung der Thatkraft, die ein Monarch, im gesicherten Besitze der Macht, sich gern erspart? Wie wir auf beiden Seiten tapfere, tief überzeugte Männer, die Besten der Nation, finden, bei den Oranischen den Seehelden Tromp, bei den Staatischen den großen Ruyter, so darf auch das historische Urtheil nur sagen: der Kampf der beiden Parteien entsprang nothwendig aus dem Wesen dieses Staates, die eine wie die andere konnte nicht vollständig und auf die Dauer siegen, ohne durch ihren Triumph die Lebensinteressen der Republik zu schädigen.

In der That ward, so lange die Union blühte, ein dauernder Parteisieg niemals errungen. Die Freundschaft, welche lange den Prinzen Moritz mit dem Führer der Staaten von Holland, dem ehrenfesten Oldenbarneveldt, verbunden hatte, begann sich zu lockern, sobald in

Amsterdam das Verlangen nach einem Waffenstillstand laut wurde. Die Oranier widersprachen mit vollem Rechte: der Kampf war noch nicht ausgefochten, selbst der Handel von Holland verdankte sein Aufblühen den Siegen der Kriegsflotte. Nach einem mit höchster Leidenschaft geführten Federkriege, der das ganze Jahr 1608 erfüllt, dringt die Meinung der Holländer durch, der zwölfjährige Stillstand wird abgeschlossen. In den Tagen der Waffenruhe bricht dann der kirchlich-politische Hader aus. Die Staaten von Holland weigern sich die große Synode der allgemeinen reformirten Kirche anzuerkennen, sie begünstigen kraft ihrer Kirchenhoheit die arminianische Richtung und beschließen endlich, da die Union ihnen entgegentritt, daß ihre Truppen allein den Betaalsheeren gehorchen, ihre Communen durch städtisches Kriegsvolk, Waardgelders, sich schützen sollen. Beide Theile beschuldigen einander der Neuerung, beide mit guten Gründen, da der traurige Unionsvertrag keine klare Entscheidung giebt. Da schreitet Moritz ein, begrüßt von dem Jubel des rechtgläubigen Volks, er entwaffnet die Stadtsoldaten, verändert die Magistrate der widersetzlichen Städte. Ein Gerichtshof, von den Generalstaaten berufen, verurtheilt den greisen Oldenbarneveldt als einen Rebellen gegen die Union zum Tode — kraft sehr zweifelhafter Rechtstitel, doch ebenso fest von seinem Rechte überzeugt, wie jenes Tribunal, das dem meineidigen Stuart den Kopf vor die Füße legte. Nicht minder fest als der Gerichtshof glaubte der Verurtheilte an sein Recht. Ihr Männer, rief er vom Schaffot herunter, wähnet nicht, daß ich ein Landesverräther sei; ich habe aufrecht und redlich gehandelt als ein guter Patriot! — Die arminianischen Gelehrten irrten, wenn sie voraussagten, der Oranier werde wie einst Pipin der Kirche dienen, damit die Kirche ihn zum Könige erhebe. Selbst nach dem blutigen Trauerspiele von 1618 blieb die fürstliche Vollgewalt den Oraniern unerreichbar, und der leere Name der Monarchie reizte den nüchternen Sinn des Siegers nicht. Die Arminianer behaupten sich in der Kirche von Holland, die alte Unionsverfassung wird nicht verbessert, Moritz begnügt sich mit einem gesteigerten persönlichen Einfluß und muß noch am Abend seines Lebens oft schmerzlich erfahren, daß Einfluß nicht Regierung ist.

Unter der Statthalterschaft des milden Friedrich Heinrich sodann erlebt die Republik die goldenen Tage der Macht, des Reichthums, des literarischen Ruhmes — in derselben Zeit, da die Strafe über die Trägheit der deutschen Protestanten hereinbricht. Während das alte

Deutschland sich verblutet in einem verspäteten Kriege, der wohl den grimmigen Glaubenshaß, doch nicht die idealen Gefühle der Reformationszeit wieder heraufbeschwört, steht die junge Union, durch langen Kampf gestählt, in stolzer Sicherheit aufrecht. In allen Schenken klingt das Jubellied: „Piet Hein, zyn nam is klein, zyn dad is groot, hy hefft gewonnen de zylverne vloot." Dann folgt das glückliche Jahr 1629, das Jahr der glänzenden Landsiege des Statthalters. Ein Jahrzehnt darauf versetzt Tromp durch die große Seeschlacht im Canal der spanischen Flotte den letzten, tödlichen Stoß. In der frohen, versöhnlichen Stimmung dieser großen Zeit wird ein erster, bescheidener Schritt zur Monarchie hinüber gewagt: fünf Provinzen übertragen durch die Acte van Survivance dem Sohne Friedrich Heinrich's die Anwartschaft auf die Statthalterwürde des Vaters.

Doch bald bricht der alte Zwist wieder aus; der Ruf nach Frieden erklingt abermals an der Börse von Amsterdam. Vergeblich warnt Friedrich Heinrich die Union, nicht durch einen treulosen einseitigen Friedensschluß den mächtigen Verbündeten, Frankreich, zu beleidigen. Die Staatischen triumphiren, der Friede von Münster wird abgeschlossen (1648), und sofort beginnt Holland eigenmächtig seine Truppen zu entwaffnen. Da schaaren sich die übrigen sechs Provinzen, auch einige Städte von Holland selbst, um die diesmal unzweifelhaft verletzte Bundesverfassung und um den neuen Statthalter Wilhelm II., den feurigsten, stolzesten Sohn des erlauchten Geschlechts. Wilhelm's Truppen ziehen gen Amsterdam, die Metropole demüthigt sich, der Prinz erklärt seinen „bysonderen goeden Grunden", den Herren von Amsterdam, daß er ihnen einen neuen Magistrat einsetzen müsse. Doch auch diesmal, wie 32 Jahre zuvor, ward der Sieg der Oranier nicht ernstlich ausgebeutet, die Bundesverfassung nicht verändert, und welche hochfliegenden Pläne immer der junge Fürst in seinem ehrgeizigen Haupte hegen mochte — er starb plötzlich dahin im Augenblicke des Triumphes (1650). „Da liegt der Ochse im Salze," rief der Dichter Vondel; die Staaten von Holland jubelten, denn ihr Tag brach an. Doch das Gestirn der Republik neigte sich zum Niedergange.

Wie war es möglich, daß unter einer solchen Verfassung, in diesem ewigen Ebben und Fluthen der Parteiung, ein glorreiches Gemeinwesen blühte? Die unseligste Folge der Kleinstaaterei, die Verkümmerung der Volksseele in engen Verhältnissen, konnte hier nicht aufkommen, weil und so lange die Union die erste der protestantischen Mächte war. Während der Holländer in der Schule seines Communallebens eine praktische Staatsbildung empfing, welche so nur noch in England erworben werden konnte, erschloß sich ihm zugleich der weite Gesichtskreis der Weltpolitik. Hier politisirte Jedermann, in keiner Sprache der Erde ward der Name „Staat“ so häufig und in so mannichfacher Bedeutung gebraucht. Derweil das lutherische Deutschland schlummerte, England nur ab und zu aus seiner Zurückhaltung sich herauswagte, Frankreich aber, antispanisch in der Politik, katholisch im Glauben, aus einer falschen Stellung in die andere schwankte, behauptete die Union unwandelbar ihren Platz auf der äußersten Linken gleichsam der Staatengesellschaft und verdiente sich also das Lob Paolo Sarpi's: die Staaten allein sind ein wirklicher Fürst, entschlossen, kühn, königlich. Mag die Republik den Hugenotten helfen oder von ihnen Beistand empfangen, mag sie selber auf deutschem Reichsboden die Spanier aufsuchen oder den Pfälzer Friedrich ermuthigen, daß er nach der böhmischen Krone greife — immer, mit sehr seltenen Ausnahmen, hält sich die Vorkämpferin des Protestantismus getreulich auf dem Wege, der steil, doch klar erkennbar vor ihr liegt. Noch lange nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen, pflegt sie die alte Freundschaft mit Genf, der Mutterstadt ihrer Kirche; sie läßt dort Bibeln drucken, um unter den griechischen Christen das Evangelium zu verbreiten, sie unterstützt die leidenden Glaubensgenossen in Irland, ermuntert die Waldenser auszuhalten bei ihrer uralten ehrwürdigen Ketzerei. Jener vielbesprochene „große Plan“ Heinrich's IV., der der Republik einen so glänzenden Platz auf der umgestalteten Karte Europas verhieß, muß freilich heute zu den Fabeln geworfen werden; doch auch die wohlbeglaubigten Actenstücke der Epoche bezeugen, daß jede europäische Macht gezwungen war mit der Union zu rechnen.

Was dieser kleine Staat in der Welt bedeutete, erhellt schon aus seiner geographischen Stellung. Er trat für einige Jahrzehnte in die Lücke ein, welche, Dank der Trägheit der deutschen Protestanten, in der Mitte des Welttheils klaffte; er ward, was Deutschland sein sollte, das Bindeglied zwischen den beiden Staatensystemen des Südwestens und

des Nordostens, die noch unverbunden, selten sich verschlingend, neben einander standen. Seine Gedanken umspannten die Welt. Nur im Haag und in Madrid verstand man die Politik im großen Stile, überall wo Menschen wohnten, maßen sich die beiden Feinde. Bald schlugen sie in den indischen Meeren, bald an der belgischen Grenze. Jetzt trachtete Spanien das lutherische Schweden dem Polenkönige zu unterwerfen und also die Ostsee den Schiffen der Ketzer zu sperren; dann, nach den Triumphen Tilly's und Wallenstein's, erwachte der Plan, dicht vor den Thoren der Republik, im Jahdebusen, einen Kriegshafen der Habsburger zu gründen.

Also von den Händeln aller Welt berührt, spann der Rathspensionär von Holland die Fäden weitverzweigter internationaler Verbindungen; dicht gedrängt lagen in der Griffie die goldenen und silbernen Büchsen, welche die Staatsverträge der Union bargen. Die diplomatische Kunst, von je her die Stärke aristokratischer Staaten, wurde hier zur Virtuosität, da das innere Leben der Union selber nur durch diplomatische Verhandlungen in Fluß gehalten ward. Der staatische Gesandte galt in der Welt, wie der von Venedig, als das Ideal des Diplomaten. In der That fand die Politik des siebzehnten Jahrhunderts, die unter pedantischen Formen die wildesten Leidenschaften des Hasses und der Herrschsucht verbarg, sehr getreue Vertreter in diesen feierlichen, zugeknöpften, unablässig wühlenden und heischenden Mynheers, für deren Briefe Oldenbarneveldt's Vorschrift galt: Ein genauer Bericht soll Euch statt guten Stiles angerechnet werden. Trocken, unschön, ganz entblößt von jenem Zauber plastischer Kunst, der die Berichte der Venetianer schmückt, bleiben die Actenstücke der staatischen Gesandtschaften durch Sachkunde und scharfe Beobachtung dem Historiker unschätzbar; und erst wenn einst die Familienarchive der holländischen Regentengeschlechter sich alle geöffnet haben, werden wir die erstaunliche Menge diplomatischer Talente, welche der Republik dienten, ganz übersehen. Der Haag wurde die große Sternwarte für den politischen Himmel des Welttheils; selbst die beiden Linien des Hauses Habsburg traten, als die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannt war, bald in diplomatischen Verkehr mit der Union. Um den Gesandtencongreß der Hochmögenden lagerten sich die Gesandten aller fremden Länder, um diese wieder eine Wolke von Abenteurern und Gelegenheitsmachern.

Und da nun Papst und Kaiser, die Standessitten der lateinischen Ritterschaft, kurz Alles, was sonst der Roheit kämpfender Völker Maß und Schranken setzte, jetzt vor dem himmelstürmenden Trotz einer

neuen Zeit sein Ansehen verloren hatte, so mußte sich hier, im Mittelpunkte der modernen Staatengesellschaft, auch zuerst das Bedürfniß regen nach neuen Regeln für den Verkehr der Völker. In Holland ward die Wissenschaft des Völkerrechts geboren; voll Bewunderung grüßten die Edelsten der Zeitgenossen, ein Gustav Adolf, ein Milton, ihren Grotius als den ersten Pfadfinder der Idee in einer Welt der Gewaltthat und der Lüge. Und wie einst die Juristen Roms von dem vagen Begriffe ihres **jus gentium** zu dem noch unbestimmteren des **jus naturale** gelangten, so ward auch der Holländer durch die Consequenz des Gedankens weiter getrieben. Zugleich mit der Völkerrechtslehre entstand das Naturrecht. Alte Ideen, die seit Luther's Tagen in der protestantischen Welt gährten, zu einem Systeme zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten. Auch in unseren, dem Joche dieser Doctrinen längst entwachsenen Tagen soll dem Naturrecht der Ruhm unverkümmert bleiben, daß sich auf seinem Boden die gesammte politische Gedankenarbeit zweier reicher Jahrhunderte auferbaut hat. Die Wiege des Völkerrechts aber blieb durch lange Jahre seine Heimath. Von Grotius bis herab auf Wicquefort, den geriebenen Kenner des Gesandtenbrauchs, führten die Holländer das große Wort in der internationalen Publicistik; selbst als die Macht der Republik zu sinken begann, ward das Urtheil des Seerechtslehrers Bynkershoek und der fleißigen Leydener Juristen noch mit Achtung gehört.

Die praktische Politik jedoch, welcher die tugendhaften Schriften der holländischen Gelehrten dienten, war in Wahrheit die verkörperte Selbstsucht. Die **ratio status**, die kalt und unbedenklich nach dem Vortheil greifende Staatsraison des siebzehnten Jahrhunderts, ward hier mit höchster Unbefangenheit, mit der Gewissensruhe des Krämers ausgeübt. Preisgegeben von den natürlichen Bundesgenossen, hatte die Union in den Tagen der Noth allein durch eigene Kraft sich behauptet; jetzt zu der Stellung einer Großmacht aufgestiegen, vergalt sie der Welt Gleiches mit Gleichem. Den Verbündeten treulos zu verlassen ward fast zur Regel unter den Edelmögenden von Holland; auf den Frieden von Münster folgten die noch weit schmachvolleren Separatfrieden von Nymwegen und Ryswick. Die deutschen Diplomaten des siebzehnten Jahrhunderts sprechen von der gewerbmäßigen Untreue der Generalstaaten wie von einem unwandelbaren Naturgesetze. Unter den Ein-

drücken dieser staatischen Politik erdachte Spinoza jene furchtbare Lehre: „Ein Vertrag zwischen Völkern besteht, so lange seine Ursache besteht: die Furcht vor Schaden oder die Hoffnung auf Gewinn.“ Mochte der Oranier Moritz von der Befreiung der Welt träumen und Friedrich Heinrich hoffen, die spanische Macht gänzlich hinauszuschleudern aus allen Gebieten diesseits der Alpen und Pyrenäen — der kühle politische Verstand der Regenten von Amsterdam hatte längst erkannt, daß die Größe der Republik am letzten Ende auf der Schwäche ihrer Nachbarn ruhte, auf den bürgerlichen Wirren, den unfreien Gesetzen, welche die Entfaltung der überlegenen Kräfte Deutschlands, Englands, Frankreichs darniederhielten. Solche Unmündigkeit der Nachbarvölker zu verewigen ward jetzt die Aufgabe.

Für uns die Freiheit, gegen Andere das Monopol, — das ist der wahre Sinn jener mit Freiheitsphrasen prunkenden Politik, deren Gleißnerei uns noch mehr empören würde, wenn nicht, wie die Welt lag, das Monopol der Holländer unleugbar der gesammten europäischen Gesittung Gewinn gebracht hätte. Die Schrift des Grotius über das mare liberum führt den vielsagenden Nebentitel: de jure quod **Batavis** competit ad Indiana commercia. Ihr Kernsatz: „Nach Völkerrecht haben alle Menschen die Freiheit mit einander Handel zu treiben“ wird praktisch dahin ausgelegt: die Holländer segeln frei in alle Welt, selbst in die Häfen der Feinde, sie nehmen auch bei sich daheim die Kauffahrer aller Länder gastlich auf, weil sie Repressalien fürchten und den Nutzen der Handelsfreiheit für ihr eigenes Land unbefangen würdigen; dafür suchen sie im Auslande durch jedes Mittel die fremden Concurrenten zu verdrängen.

Die Holländer hatten einst die Freiheit des Sundes im Kampfe mit den Osterlingen durchgesetzt; jetzt bestürmen sie unablässig die dänische Krone, daß sie den Sund der englischen Flagge verschließe, den Schwedenkönig, daß er die Kupferausfuhr nach Spanien verbiete. Wo irgend an dem weiten atlantischen Küstensaume eine neue Ansiedelung sich erhebt, sei es auch nur eine Feste der Brandenburger in Guinea, da jammert Mynheer überlaut ob der unerhörten Verletzung holländischer Freiheit und ruht nicht, bis er den Nebenbuhler vertrieben hat. Mit heiliger Entrüstung empfing man im Haag die Schrift Selden's mare clausum, welche der englischen Krone das Recht der Herrschaft über die narrow seas zusprach, und zur selben Zeit blokirten die Staaten ein Menschenalter hindurch die flandrische Küste, erklärten für gute Prise jedes neu-

trale Schiff, das auch nur von ferne an das feindliche Land herankam. Im Kriege mit England untersagen die Generalstaaten den Briten sofort jeden Handelsbetrieb; sie vertheidigen auf allen Staatencongressen den Grundsatz „die Flagge deckt die Waare", und sobald die beiden jetzt verbündeten Seemächte an Frankreich den Krieg erklären (1689), wird den Neutralen der Verkehr mit Frankreich gänzlich verboten. Voll frommen Eifers verlangt die Republik, daß in dem baltischen Meere, wo Holland viele kleine Barken fahren läßt, die Seeräuberei durch die vereinte Kraft der Ostseemächte vernichtet werde. Doch die Befriedung des Mittelmeeres wünscht Holland nicht, da sie nur fremden Nationen zu gute kommen würde: die wenigen großen schwer gerüsteten Straetvarders, die wir durch die Straße von Gibraltar schicken — so gesteht de la Cour unbefangen — sind stark genug sich selber zu beschützen. Als die Hochmögenden dennoch endlich durch einen Vertrag mit Algier sich der Barbareskennoth entledigten und Hamburg wünschte in den Vertrag mit aufgenommen zu werden, da hieß es kurzab: der Abgang des Geschäfts in Hamburg gereicht uns zum Vortheil. Ja, der tief eingeweihte Martin Schoock faßt trocken die Aufgabe staatischer Politik dahin zusammen: wir müssen unsere Lage in der Mitte des Welttheils ausbeuten, um den gesammten europäischen Handel an uns zu reißen, deshalb vor Allem verhindern, daß der Osten und der Westen sich vereinige, daß Skandinavien und Hamburg jemals über die Nordsee hinaus Handel treiben. Nicht blos den freien Handel, auch das freie geistige Leben des Welttheils wollte der Kaufmannsstaat allein auf die Mündungen des Rheines beschränken. Amsterdam zitterte bei dem Gedanken, daß in Antwerpen und Gent die kirchliche Duldung aufkommen könne; und schwer besorgt schrieb Peter de Groot, Hugo's Sohn, seinen calvinischen Gebietern aus Stockholm, das lutherische Schweden stehe im Begriff den Calvinisten Duldung zu gewähren: wie unerträglich, wenn alsdann die Arbeitskräfte aus Holland nach Schweden auswandern!

Schwerlich wäre diese Politik der nackten Selbstsucht mit so naiver Plumpheit hervorgetreten, wenn sie nicht gleichsam ein Uebungsfeld für straflose Gewaltthaten gefunden hätte in den nächsten Nachbarlanden der Union: dem feindlichen Belgien, dem herrenlosen Deutschland. Das unglückliche Flandern, das nur durch Waffengewalt zu Spanien zurückgeführt worden, mußte büßen für die Verrätherei der Wallonen. Längst verödet durch die vieljährige Blokade ward der herrliche Hafen von Ant-

werpen seit dem Münsterschen Frieden von Rechts wegen ein Binnengewässer; die Staaten sperrten die Schelde sowie alle ihre seewärts führenden Nebencanäle und übten diese beispiellose Bedrückung mit der Unerbittlichkeit des Kaufmanns, also daß sich in Belgien allmählich ein ungeheures Capital des Hasses aufsammelte, das im neunzehnten Jahrhundert seine Zinsen trug.

Auch den Deutschen ward jetzt zehnfach, hundertfach vergolten, was sie einst an den Niederlanden gesündigt. Mit höhnischer Verachtung sah der Holländer auf das große Mutterland hernieder; nichts schien ihm lächerlicher als die Zumuthung, daß er zurückkehren solle zu dem heiligen Reiche — diesem Skelett, dieser Chimäre, wie Johann de Wit zu sagen pflegte. Und leider ist gerade dieser Kaltsinn gegen das Vaterland ein echt deutscher Zug, der auch in der Schweiz und im Elsaß uns begegnet, ein Beweis mehr für das deutsche Blut der Holländer. Doch aus den vormals deutschen Stämmen war wirklich eine neue Nation geworden, wohl berechtigt, ihre schwer erkaufte Unabhängigkeit zu behaupten. Was konnten der zerfahrene deutsche Staat, die von französischen Pensionen prassenden rheinischen Fürsten diesem seegewaltigen Volke bieten? Nicht blos unserem Reiche, auch dem einzelnen Deutschen galt die Geringschätzung des Holländers. Wie die englische Sprache den Namen Dutch allein auf die Niederländer beschränkte, so prahlte man wohl in Utrecht und Leyden, der Holländer allein stamme in gerader Linie von Hermann und den Helden der germanischen Wälder, der Oberdeutsche sei nur ein verkommener Bankert. Und freilich, in sehr bescheidener Gestalt betrat unser Landsmann gemeinhin den Boden der Union. Allsommerlich zogen die Schaaren der Hollandsgänger aus Westphalen herbei, um für die reichen Nachbarn das Gras zu mähen, und in Amsterdam sammelten sich die Abenteurer aus allen deutschen Gauen, um in den hochgehenden Wogen dieses großen Handelslebens ihr Glück zu suchen. Dem holländischen Geldprotzen schien der deutsche „Muff“ gerade gut genug zum Söldnerdienst in den Fiebergarnisonen Ostindiens, unser Land aber sollte dem Handel der Union als Absatzgebiet, ihrer Vertheidigung als Barriere dienen.

Obwohl der Name Barriere erst im spanischen Erbfolgekriege auftauchte und die Diplomaten jener Zeit sich abmühten diesen neuen Begriff, dies obex et repagulum, in schulgerechtem Latein wiederzugeben, so reicht doch der Gedanke der Barrierenpolitik bis in die Anfänge der Union hinauf. Kaum hatte sie ihr eigenes Gebiet den Spaniern ab-

genommen, so trachtete sie darnach, ihre Grenzen zu decken durch eine Kette vorgeschobener Posten, durch staatische Garnisonen in deutschen und belgischen Festungen. Und wie viele Handhaben bot nicht die Armuth, der ewige Unfriede des deutschen Lebens den Uebergriffen geschäftiger Kaufleute! Bald erbat sich ein deutscher Fürst Vorschüsse von den Herren Staaten; dann wartete Mynheer geduldig, berechnete bedachtsam Zins und Zinseszins, um endlich das verfünffachte Capital mit gerechter Entrüstung zurückzufordern und staatische Truppen zur Sicherstellung in das Land des Schuldners zu legen. Auf solche Weise ward Kurbrandenburg während eines halben Jahrhunderts wegen der Hoefyserschen Schuld von den Staaten mißhandelt. Bald haderte ein Nachbarfürst mit seinen Ständen, und die Union sendete Truppen in's Land, in der Regel zum Schutze der ständischen Libertät, doch je nach Umständen — wie in Ostfriesland — auch zum Besten des Landesherrn. Dazu gewährte der unendliche Streit um Jülich-Cleve mannichfachen Anlaß zur Einmischung, schlimmstenfalls blieben die Holländer auch ohne jeden Rechtsvorwand in ihren Barriereplätzen. Also unterlag der gesammte Nordwesten des Reichs der Willkür der Krämerrepublik. In dem kurkölnischen Rheinberg, dem wichtigen „Paß am Rhein", erhoben Zollwächter der Union, unter dem Schutze staatischer Kanonen, den unleidlichen Flußzoll. Durch dasselbe Mittel ward in Mastricht, der Feste des Lütticher Bischofs, der Maashandel beherrscht; auch auf der Ems sperrte den Verkehr eine staatische Zollstelle, gedeckt durch die Moorfestungen im Bourtanger Lande. —

Die Barrierenpolitik entsprang nothwendig aus der Kampfweise, welche auf dem Kriegstheater der Niederlande sich ausgebildet hatte. Sobald man nicht mehr um die eigene Stadt, um Hof und Heerd kämpfte, genügten auch die Schützengilden der Bürger nicht mehr. Das staatische Kriegsvolk bestand fortan lediglich aus Söldnern. Nicht aus der Welt, die ihn umgab, aus der Geschichte des Alterthums vielmehr schöpfte Spinoza den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den er zuerst der modernen Welt verkündigte. Deutsche Protestanten aus Nord und Süd, Schotten und Engländer, Hugenotten und polnische Dissidenten drängten sich in den Stab der Oranier. Das Heer bewahrte trotzdem in den großen Tagen der Republik einen nationalen Charakter, da das Feldherrenhaus, von einem Stamme niederländischer Offiziere umgeben, die Truppen mit seinem eigenen Geiste zu erfüllen wußte und die zahlreichen deutschen Söldner, nach unserer alten Unart,

sich willig dem selbstbewußten fremden Volksthum unterordneten. Harte Kriegsartikel und mannichfache Maßregeln der Vorsicht sicherten den Staat vor dem Uebermuthe seiner Söldner: man zahlte pünktlich reiche Löhnung und ließ beim Garnisonwechsel die Truppen meist wohlverwahrt zu Schiff auf den Canälen reisen. Auch im Kriegswesen erscheint die Union als ein Bahnbrecher neuer Zeiten. Ihre Armee wurde das erste großartig ausgebildete stehende Heer des Welttheils, ein Vorbild für alle anderen, vornehmlich für das brandenburgisch-preußische Heer. Das oranische Lager blieb durch ein halbes Jahrhundert die hohe Schule für die Feldherren Europas; der Festungskrieg, der wichtigste Theil der Kriegskunst jener Tage, erhielt durch Moritz und Friedrich Heinrich feste Gesetze.

Der Charakter eines Staates spiegelt sich stets getreulich wieder in den Formen seines Heerwesens. Artillerie und Genie, die beiden großer Capitalkräfte bedürftigen technischen Waffen, haben ihre Verwandtschaft mit dem bürgerlichen Gewerbfleiß nie verleugnet, sie blieben seit den Tagen Karthagos immer der Liebling der Handelsstaaten. Bei der Belagerung von Steenwyk (1592) begrüßten sich noch einmal die alte und die neue Zeit, phantastische Rittere hre und rechnende Kriegswissenschaft: laut spotteten die Spanier von den Wällen herab über den feigen Feind und seine bäurischen Waffen, als Moritz seine Truppen, für zehn Stüver den Tag, mit dem Spaten in den Laufgräben arbeiten ließ. Doch der modernen Waffe blieb der Sieg, und kaum ein Jahrzehnt später, bei der vielbewunderten Belagerung von Ostende, wetteiferten beide Theile in den Künsten des Minenkriegs. Streng methodisch ging Moritz zu Werke, nach den Grundsätzen, die der gelehrte Simon Stevinus in dem „Eigentlichen und vollkommenen Bericht vom Wasserbau" aufgestellt hatte; ein mathematischer Lehrcursus, an der Leydener Hochschule für das Heer eingerichtet, bildete ihm seine Ingenieure. Und die neue Kunst blieb heimisch in den Niederlanden, von Moritz und Wilhelm Ludwig bis herab auf Coehorn, von jenen Erstlingsversuchen vor Steenwyk bis zu dem fürchterlichen Bombenkriege, der auf diesem Boden zuerst die Städte heimsuchte. Jahraus jahrein tobte der Kampf vor den Wällen kleiner Plätze, deren Namen heute längst verschollen sind; die Reiterei bedeutete wenig, sie bildete nur ein Achtel, höchstens ein Fünftel des Heeres. Das ganze Gebiet der Republik glich einer weiten Festung, im Innern gedeckt durch wohlgesicherte Wasserlinien, an den Grenzen durch die großen Außenwerke

Sluys, Herzogenbusch, Nymwegen; die Barriereplätze endlich vervollständigten das Defensivsystem. —

Wenn die Barrierenpolitik der Union bei den Nachbarvölkern viele gehässige Erinnerungen wachrufen muß, so bezeichnet dagegen die maritime Entwickelung der Republik einen großen, preiswürdigen Fortschritt des Menschengeschlechtes. Freilich, was der Staat selber für diese glänzendste Seite des niederländischen Lebens that, blieb immer mangelhaft. Die Kriegsmarine auf den Ertrag der Schiffsgelder anzuweisen, war allerdings ein gesunder Gedanke; so erhielt die Kriegsflotte selbständige Einnahmen, sie ruhte unmittelbar auf ihrem natürlichen Boden, auf dem Gedeihen der Handelsflotte. Trotzdem brach auch hier die Erbsünde dieses Staates, die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes, durch. Fünf Admiralitätscollegien — drei holländische in Amsterdam, Rotterdam und im Norderquartier, dazu die beiden von Middelburg und Harlingen — sollten das Marinewesen leiten: schwerfällige Körper von gegen 60 Räthen, so verbissen in ewigem Hader, daß die vorgeschriebenen jährlichen Versammlungen der gesammten Admiralität lange unterbleiben mußten. Die Admirale und Schouts by Nacht galten zwar als Offiziere der Generalität, doch sie leisteten allein ihrer Provinz den Eid, und auch sie litten, wie die Feldherren, unter dem Mißtrauen der Regenten, wurden oft gezwungen, Deputirte der Hochmögenden mit an Bord zu nehmen. Doch über alle diese lächerlichen Institutionen stürmte das seemännische Genie, die kecke Wagelust des Volkes hinweg, so oft es galt die Ehre der vergötterten Flagge zu vertheidigen. Dann ward ganz Holland ein ungeheures Schiffswerft, dann strömten die Matrosen zu den Werbecapitänen, und wie schnell ließen sich nicht die zahllosen kleinen Kauffahrer in behende Kaper, die großen Mittelmeerfahrer mit ihren im Barbareskenkampfe gestählten Schiffsvolk in Orlogsschiffe umwandeln! Die also rasch und planlos gebildeten Flotten, die selten mit der Zahl, fast niemals mit der Größe der feindlichen Schiffe wetteifern konnten, begannen tollkühn sogleich das Entergefecht, den Geschützkampf aus nächster Nähe: keine Marine der Welt hat so viele Flaggenoffiziere im Nahgefecht verloren wie die staatische.

Und mußte nicht die Lust am Seekriege zur nationalen Leidenschaft werden in einem Volke, das seinen Reichthum, seine ganze Weltstellung wesentlich den Großthaten der Flotte verdankte? Der Kaperkrieg, den die Wassergeusen begonnen, ward, so lange der Kampf mit

Spanien währte, rührig weitergeführt; zuweilen warf der Seeraub in einem Jahre der Union drei Millionen Ducaten ab. Zugleich fuhr der holländische Kauffahrer mitten im Kriege ungestört in die spanischen Häfen, und die Union gewährte ihm gern Licente: sie begriff, daß dieser unerhörte Handel die wirksamste Waffe gegen Spanien bot. In der That erklärt allein die wirthschaftliche Ohnmacht des Weltreichs den glücklichen Ausgang des Kampfes; denn jedes Tau und jeder Anker, dessen der katholische König für seine Flotte bedurfte, ward ihm von den Holländern verkauft, und daß die Rechnungen der Ketzer nicht an übertriebener Bescheidenheit krankten, war in der Ordnung. So lernte Holland, wie der Krieg den Krieg ernährt; Spanien allein bezahlte die Kosten des ungeheuren Ringens. 1800 Millionen Livres hat die Krone an die Bändigung der sieben Provinzen gewendet, die ungeheuren Opfer vollends, die Spaniens Volk gebracht, entziehen sich jeder Berechnung. Wohl empfand der Hof des Escorial bitter diese schimpfliche Abhängigkeit von dem Handel der Rebellen, doch erst nach Jahren (1584) wagte Philipp II., die Häfen seines Stiefkindes Portugal der ketzerischen Flagge zu verschließen, und erst sein Nachfolger dehnte das Verbot (1599) auch auf Spanien selbst aus.

Der Schlag fiel zu spät. Die Holländer, erprobt in den kecken Fahrten des langen Piratenkrieges, warfen sich alsbald gradeswegs auf die Kolonien der Spanier und Portugiesen, um im indischen Archipel mit dem Säbel in der Faust die köstlichen Waaren des Ostens zu holen, die ihr Kaufmann bisher in dem Stapelplatze Lissabon friedlich erhandelt hatte. Es war, als ob auf ein Signal des katholischen Königs der Damm zerstochen sei, der die aufgesammelte Thatkraft des kleinen Volkes bisher noch in Schranken hielt. Alle die verwogenen Gesellen, denen der wilde Kampf am Lande allzu gemächlich ging, stürzten sich in die wilderen Abenteuer des Seekrieges. Seit hundert Jahren erst kannte unser Geschlecht die Majestät des Oceans, da wagte Houtmann eine Seefahrt, wie die Welt noch keine sah. Kraft jener alten vom Papste beschlossenen Theilung der Meere gehorchten jetzt, da Portugal und Spanien unter Einem Herrn vereinigt waren, alle Küsten Afrika's und Asiens dem König von Spanien, und wo die Flagge der Portugiesen nicht aufgehißt war auf einer Festung am Strande, da hausten ungastliche Barbaren oder glaubenseifrige Muhamedaner. Nirgends eine Stelle für den ketzerischen Fremdling, wo er landen, in Frieden rasten konnte. So segelten diese Holländer durch viele Tausende von

Seemeilen, fünfzehn Monate lang, immer auf hoher See, bis endlich die Küste von Java in Sicht kam (1596); dann führten Niederländer und Portugiesen, wie kurz vorher Portugiesen und Araber, auf den Meeren des Ostens den unversöhnlichen Nationalkrieg weiter, der im fernen Abendlande begonnen hatte. Die kleine Nation verstand den Vortheil zu benutzen, der dem Emporkömmling im Kampfe mit dem Reichen zusteht: sie durfte Alles wagen, da nur der Gegner etwas zu verlieren hatte. Den Eingeborenen die Küsten Asiens zu entreißen hätte sie schwerlich vermocht, doch sie erntete jetzt, wo der Feind gesäet: sie fand die Kraft der Orientalen bereits durch die portugiesischen Eroberer halb gebrochen vor, und wußte schlau den grimmigen Haß der Unterworfenen gegen die Zwingherren auszubeuten.

Währenddem zogen Jahr für Jahr waghalsige Entdecker aus den Häfen Hollands aus, um einen sicheren, vom Feinde nicht beherrschten Weg nach der Heimath der Gewürze zu suchen: die Einen südwestwärts, die Küsten Amerikas entlang und dann durch die Inselwolken der Südsee; die Muthigeren gen Norden, in dem festen Glauben, daß sich bei den Polarlanden Europas und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müsse. Kühner hat nie der Mensch mit den Mächten der unwirthlichen Natur gerungen, als in jenen Tagen, da die Heemskerk, Linschoten, Barendsz bei Spitzbergen und Nowa Zembla dweers door't ys zu steuern versuchten. Staunenswerthe Leistungen für diese Tage der unentwickelten Seefahrt: galt es doch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für wohlfeiler und sicherer, von Marseille nach Rouen auf den Flüssen und den weiten Umwegen des unvollständigen französischen Canalsystems zu fahren statt auf hoher See.

Auf die Conquista der iberischen Völker folgte jetzt der zweite glänzende Abschnitt des Zeitalters der Entdeckungen: die Staaten- und die Prinzenflagge machten die Runde um den Erdkreis. Fern von der Heimath, inmitten des gewaltigen Wettkampfes, den die Völker der weißen Rasse jenseits des Oceans um die Herrschaft der Erde kämpfen, flammte der Nationalstolz der Europäer stets in höchster Leidenschaft auf. Wer sich erinnert, mit welchem Entzücken unsere Landsleute in Neuyork, in Singapore, in Buenos-Ayres, freudiger als die kaltsinnigen Volksgenossen daheim, das erste deutsche Orlogsschiff auf der Rhede begrüßten, der mag ermessen, wie stolz dem Holländer damals

die Seele schwoll, da der fünfte Welttheil den Namen einer niederländischen Provinz empfing, da die Südspitze Südamerika's getauft ward nach der Vaterstadt ihres holländischen Entdeckers, und droben am Nordpol ein Staateneiland, nahe dem Südpol ein zweites lag. Minder phantastisch, doch nicht minder selbstbewußt als weiland die Weltmeerritterschaft der Conquistadoren zogen die neuen Seebeherrscher daher. Auf der unheimlichen Fahrt zwischen den finsteren Felsenmassen der Magalhaens-Straße, die einst dem ersten Entdecker erschienen war wie der Eingang zur Hölle, stifteten die verwogenen holländischen Schiffer den Orden vom ungebändigten Löwen und verschworen sich, die Waffen Niederlands dahin zu tragen, wo der Hispanierkönig seine Schätze sammelt. Zur selben Zeit errang sich ihr Landsmann Huygen den ersten Platz unter den nautischen Schriftstellern: die Seekarten der Holländer und das Seemannshandbuch Wagenaar's blieben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert die Lehrmeister für die Schiffahrt aller Völker.

Die Ueberlegenheit, welche die niederländische Gesittung gegenüber der deutschen damals unzweifelhaft behauptete, wird am sichersten veranschaulicht durch das eine Wort: die Entdeckung des indischen Seewegs und der neuen Welt ward für Holland schon im siebzehnten, für uns erst im neunzehnten Jahrhundert zur Wahrheit. Wie die Fremden von den Kaufherren Amsterdams erzählten: sie sind Fürsten und spotten der Könige — so wuchs auch auf der staatischen Flotte ein unzähmbares Geschlecht heran, sicher des Sieges gegen eine Welt von Feinden, Mann für Mann würdig der Grabschrift, die in der Alten Kirche zu Amsterdam dem Seehelden van der Hulst gesetzt ward:

> hier rust hy, die niet rusten kon,
> eer hy zyn vyant overwon.

Den Deutschen, der jener Zeiten denkt, übermannt oft die beschämende Erinnerung, wie kläglich das Volk der Hansa dem Meere sich entfremdet hatte, wie ganz verhockt wir saßen in der Enge des binnenländischen Lebens: nur Wallenstein träumte noch den unmöglichen Traum einer mitteleuropäischen Seemacht, die niemals deutsch sein konnte. Darum sollen wir doch des Dankes nicht vergessen, den die Gesittung der Menschheit jenen Seelöwen vom Niederrhein schuldet. Die Entdeckung Amerikas war der letzte große Triumph der alten Kirche; die ersten Conquistadoren durchglühte noch jene Kreuzfahrerbegeisterung, die

in dem Lande der Maurenkriege niemals ganz erloschen war. Daß dies romanisch katholische Wesen nicht für immer die Herrschaft behauptete in den Pflanzungstaaten der weißen Rasse, daß das Weltmeer heute den Germanen gehört, den Protestanten — dies ganz unsagbare Glück danken wir der glorreichen Flagge der Ketzer von Holland. —

Von allen den Gebieten, die dies Banner überschattete, war keines köstlicher als „unser Oost.“ Da lag sie strahlend zwischen den fünf Meeren des Ostens, die traumhaft schöne Welt der Sunda-Inseln, der reichste Strich der Erde, den alle Reiche der Natur mit ihren prächtigsten Wunderbildungen schmücken. Hier allein, in feucht-heißer Luft, reifen die herrlichsten der Gewürze, Muskatnüsse und Gewürznelken; der König der Bäume, der Waringin, spannt sein ungeheures Laubgewölbe zu weiten Bogengängen aus; ohne Stengel und Wurzeln sprießt die bunte Wunderblume aus der Erde; ein Geschlecht goldglänzender Vögel nistet in den Zweigen der Akazienwälder, das Einhorn und der schwarze Tiger birgt sich in undurchdringlichem Röhricht; in majestätischen Vulkankegeln arbeitet noch das unterirdische Feuer — und über all dieser Pracht funkeln Nachts die schönsten der Sterne, Kreuz und Skorpion. Das Durcheinanderwogen von Völkertrümmern, das überall den Orient von den geschlossenen nationalen Staatskörpern des Abendlandes unterscheidet, erscheint hier in den ostindischen Meeren gesteigert bis zur höchsten Zerrissenheit des Völkerlebens. Ein vielsprachiges Gewimmel, bunter noch als das Völkergemisch in Stambul, treibt sich handelnd und raubend durch die Häfen der Inselwelt, nothdürftig zusammengehalten durch die lingua franca des Archipels, die malaiische Sprache: Malaien und Javanen, Bengalesen und Araber, dazwischen, sie alle überlistend, die Juden des Ostens, die Chinesen. In diese zerspaltene Welt trat der Holländer hinein, gefürchtet als der Ueberwinder des unüberwindlichen Portugiesen, und gründete ein Kolonialreich, das mit seinen Inseln und Meerengen einen größeren Flächenraum bedeckte als das Festland Europas und in Wahrheit einen sechsten Welttheil umfaßte, der unabhängig neben Asien stand.

Kecke Freibeuter, zumeist im Dienste der Handelsgesellschaft van Verre, einige auch Kaper auf eigene Faust, hatten zuerst den Kampf um Java, „den Garten des Archipels“, aufgenommen. Nun benutzte der geriebene malaiische Handelsmann die vielseitige Nachfrage, um den

Preis seiner Gewürze in die Höhe zu treiben, während in Amsterdam durch das gesteigerte Angebot der Markt beengt ward. Doch bald begriff der kaufmännische Scharfsinn der Holländer, daß so gewagte Unternehmungen einer großen Geldmacht bedurften, welche die langsame, erst nach zwei Jahren erfolgende Erneuerung des Capitals ertragen konnte und, indem sie zahlreiche Speculationen zugleich begann, die eine durch die andere versicherte. So entstand die für jene Zeit wohlbegründete Meinung, nur eine große alleinberechtigte Handelsgesellschaft könne die Seekarawanen, welche die gefahrvolle Fahrt gen Indien wagten, beschützen, die Züge der kaufmännischen Eroberer nach festem Plane leiten. Im Jahre 1601 genehmigten die Hochmögenden die Stiftung der ostindischen Compagnie; und die neue Handelsmacht wurde nächst ihrer westindischen Schwester der furchtbarste Feind des spanischen Reiches, für die Handelsgesellschaften aller Völker das vielbeneidete Vorbild. Wie eine Gotteslästerung erschien es der katholischen Welt, daß der kleine Ketzerstaat, nur zwanzig Jahre nachdem er seinem König abgeschworen, auch nach den höchsten Rechten des Papstes griff und ganze Hemisphären zu verschenken wagte: alle die unermeßlichen Gebiete zwischen den Südspitzen Afrikas und Amerikas sollten der Compagnie gehören, so weit ihr gutes Schwert sie unterwarf, und nach dem Erlöschen des Freibriefes an die Union heimfallen. Die Gesellschaft war souverän in den Reichen des Ostens, warb Heere und Flotten, entschied über Krieg und Frieden, sie schlug sich jahrelang mit Portugiesen und Briten herum, während die Staaten daheim in Frieden lebten. Der particularistische Geist der Republik drang freilich störend auch in diese Handelsmacht: die sechs Kammern der Gesellschaft, deren mächtigste zu Amsterdam tagte, feilschten oft mit einander um den beherrschenden Einfluß. Doch da der Generalität das Recht der Oberaufsicht zustand, so nahmen beide Parteien des Mutterlandes regen Antheil an dem Gedeihen der Compagnie. Das Waffenglück, der ungeheure Aufschwung des Handels trieb den schwerfälligen Körper vorwärts. Die Gesellschaft, die mit dem ärmlichen Capitale von 6 Millionen Gulden begann, sah bald ihre Actien auf den sechsfachen Werth steigen, die 17 Directoren verfügten allein in den Niederlanden über ein Beamtenheer von 6000 Köpfen.

Wie jederzeit in den Kolonien der Geist des Mutterlandes sich zur Einseitigkeit, zum Zerrbilde zu steigern pflegt, so trat auch in der ostindischen Compagnie der Krämersinn der Holländer mit erstaunlicher Un-

befangenheit hervor. Während der freie Handel seinen bescheidenen Gewinn durch Vermehrung des Umsatzes zu steigern sucht, galt in der Compagnie der monopolistische Grundsatz, durch Verringerung des Angebots hohe Procente zu verdienen. Nur 40, anfangs gar nur 14 Ostindienfahrer segelten jährlich nach dem Osten. Große Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken wurden verbrannt und mehrmals ganze Schiffsladungen von Muskatnüssen in die Südersee geworfen; der Anbau der Gewürznelken blieb auf Amboina, der der Muskatnüsse auf Banda beschränkt. Durch solche Mittel gelang es, bei den zwei großen Versteigerungen, welche die Compagnie alljährlich veranstaltete, ungeheure Preise zu erzielen: für Pfeffer oft das Achtfache, für Arac das Zwanzigfache des Einkaufspreises.

Der Staat von Indien empfing seine Einrichtung durch den tapferen Jan Koen. Ein Generalgouverneur und der große Rath von Indien führten die Regierung, wenig belästigt von den Directoren im Mutterlande, wohl ausgestattet mit jener feierlichen Pracht, die der Orientale von seinem Herrscher verlangt. Selten zeigte der Gouverneur sein Angesicht den Eingeborenen; bei den Paraden erschien nur sein Reitpferd, königlich geschirrt, und ward von der Garnison mit präsentirtem Gewehr begrüßt. Trat der Gewaltige selber hinaus, um sich auf silbernem Teller eine Botschaft der Directoren aus Europa überreichen zu lassen, dann umgab ihn ein glänzendes Gefolge von Trompetern, Pagen und Hellebardieren. Höchste Aufgabe der Kaufmannsregierung blieb die Ausbreitung und Sicherung des Handels. Es galt zunächst alle fremden Mächte aus den Meeren des Ostens hinauszuschlagen. „Alle andere natien zult gy aantasten“ hieß es kurzweg in den Instructionen an die Capitäne, und lange bevor der Kampf gegen die romantische Welt zu Ende ging, ward Holland hier schon handgemein mit dem großen germanischen Nebenbuhler, mit England. Die Kreuzer der Compagnie säuberten die See von den verwegenen malaiischen Piraten, die in den engen Meeresgassen des Archipels, hinter den zahllosen Inseln und Felsenbuchten versteckt, den Kauffahrern auflauerten. Mit der Inselrepublik Banda und anderen unabhängigen Staaten schloß man Verträge, die den Agenten der Gesellschaft den Alleinhandel verbürgten; den geordneten Verkehr in den unterworfenen Gebieten sicherten die Garnisonen der Küstenfestungen.

Minder hoffärtig als der Portugiese verstand der Holländer doch

meisterhaft, die Orientalen in ehrfurchtsvolle Entfernung zurückzuweisen. Er erschien zuerst als wohlwollender Beschützer, er gewann das Vertrauen der kleinen Höfe, da der erfahrene Kaufmann die Grundlage des Credits zu würdigen wußte und seine Verträge ein wenig gewissenhafter hielt als andere Europäer. Er zeigte eine zärtliche Vorliebe für schlechte Fürsten, die sich leichter durch weiße „Lieblinge“ beherrschen ließen — wie der euphemistische Ausdruck der holländischen Geschichtschreiber lautet. Er benutzte gewandt die Geldverlegenheiten und Familienzerwürfnisse in den Dynastengeschlechtern, hetzte unbedenklich den Sohn gegen den Vater, und kam es trotz solcher kleinen Künste zum offenen Kampfe, dann war der Sieg im freien Felde den holländischen Waffen sicher. So ward durch List und Gewalt ein Fürst nach dem andern bewogen, sich als „Regent“ dem Rathe von Indien unterzuordnen, und der Gouverneur gestattete den Regenten gern einige Willkür gegen ihre Unterthanen. Nur wenn die Eingeborenen, erbittert über die lächerlichen Preise, welche der weiße Herr für die Gewürze zahlte, gegen die Holländer selber sich empörten, dann griff der Rath von Indien durch mit blutiger Strenge. In Civilstreitigkeiten war erlaubt an das oberste Gericht zu appelliren, doch niemals in Criminalfällen. Der Schrecken seines Namens ging vor dem Holländer her, jeder Eingeborene grüßte ihn aus der Ferne und fiel demüthig in den Staub, wenn nur der leere Wagen des Gouverneurs sich zeigte. „Heel Oost en Asien is slaaf te zyn gewoon“ sagt ein Lieblingsvers der Holländer. Aber auch der Weiße stand fast rechtlos der Compagnie gegenüber, die in tiefem Geheimniß ihre Geschäfte trieb und bald nach Krämerart einem schamlosen Nepotismus sich hingab. Die freie Presse des Mutterlandes fand in Indien keine Stätte; wer sich bedrückt fühlte, mochte klagen, so lange er noch auf dem Gebiete der Compagnie verweilte, daheim in Holland ward keine Beschwerde mehr angenommen. Die mächtige Gesellschaft hat manchen tapferen Seemann, Tausende gewandter Kaufleute gebildet, doch weit weniger politische Talente erzogen als späterhin die ostindische Compagnie der Engländer: hier war nicht wie im britischen Indien ein großes Reich durch eine schöpferische Politik zu organisiren, man begnügte sich eine zerbröckelte Welt von ohnmächtigen Staaten dem Handel des Herrenvolkes zu unterwerfen.

Mag immerhin der Handelsneid englischer und französischer Historiker die Kolonialpolitik der Holländer allzu schwarz geschildert haben — die rohe Habgier, die tiefe Unsittlichkeit, welche jedem Kaufherren-

regiment anhaftet, hat sich im indischen Archipel mit nichten verleugnet. Im Uebrigen wird die Frage immer unlösbar bleiben, welchem der europäischen Völker, die das Morgenland besiedelten, der Preis der Ruchlosigkeit gebühre. In dieser Welt der Selbstsucht galt von jeher das Recht des Starken, die Kraft rang mit der Kraft. Von allen den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war hier keine wirksam; die Stimme des öffentlichen Gewissens drang nicht in diese Fernen. Die weiße Rasse dankt ihre Herrschaft im Osten nicht blos der Thatkraft und der Ueberlegenheit des Geistes, sondern auch jener Gemüthsfreiheit, welche uns dem gebundenen Sinne des Orientalen so furchtbar erscheinen läßt: der Europäer erschlägt unbedenklich den Gastfreund, der mit ihm an einem Tische zecht, keine durch den Glauben geheiligte Sitte bändigt seine Herrschgier. In dieser wilden Jagd nach Reichthum und Herrschaft entfesseln sich alle männischen Kräfte der Seele, edler Heldenstolz und teuflische Grausamkeit. Wer kennt nicht aus den Kupfern der Kinder-Heldenbücher den holländischen Regulus, Peter van den Broek? Gefangen von den Engländern, von ihren gezückten Schwertern bedroht, steht er ruhig unter den Wällen von Jacatra und ermahnt die Landsleute droben, auszuharren in der Festung bis zum letzten Mann. Und das Volk, das solche Männer gebar, entledigt sich zur selben Zeit seiner unbequemen Nebenbuhler durch einen schändlichen Justizmord: die englischen Kaufleute auf Amboina werden, auf die Aussage eines Gefolterten, als Verschwörer hingerichtet. Aehnlich furchtbare Contraste begegnen uns in der Geschichte aller anderen Europäer, die in Indien hausten; den Holländern eigenthümlich ist nur die Gleichgiltigkeit — oder, wie man in den Niederlanden sagt, die Duldsamkeit in Glaubenssachen.

Der Romane trug den Segen und den Schrecken seiner Kirche mit sich über das Weltmeer. Sein Franz Xaver, der Apostel Indiens, predigte mit staunenswerther Kühnheit das Christenthum bis nach China hinein und rief noch an den Grenzen Asiens glaubensfreudig: amplius! In Goa, wo die Vicekönige der Portugiesen ihren Herrschersitz errichteten, gründete auch die heilige Inquisition ihren Glaubensgerichtshof. Anders der Holländer. Unbefangen gleich dem kaltherzigen Chinesen ließ er die Gläubigen des Brahma und des Buddha ihre Tempel bauen dicht neben den Moscheen des herrischen Islam; freier Gottesdienst für jeden ehrlichen Kaufmann, der mit der Compagnie Geschäfte treibt, ward in dem Handelsvertrage mit der Republik Banda aus-

bedungen, denn „Gott sei Richter zwischen Euch und uns.“ Der Kaufherr errieth schnell, daß diese alten hochausgebildeten Religionen des Morgenlandes, die ihren Bekennern Recht, Sitte, Sittlichkeit, Alles in Allem sind, dem Bekehrungseifer christlicher Prediger ein undankbares Feld bieten. Der Rath von Indien wollte den Glauben der Javanen und Malaien nicht stören, auf daß sie nicht durch die evangelische Kirche verführt würden, sich als Brüder ihrer weißen Herren zu fühlen — gleichwie die westindische Compagnie auf Curaçao die Kinder der katholischen Negersklaven in der Religion der Väter erziehen ließ, damit der sinnliche Cultus, wie der Stolz der Calvinisten sich ausdrückte, die Geister danieder hielte. Noch mehr, dies Heldenvolk des Calvinismus ward in Indien durch die rasende Goldgier zu einer schimpflichen Verleugnung des Glaubens verleitet, die in der Geschichte christlicher Völker einzig dasteht. Eben die Bekehrungsversuche der Jesuiten bildeten für die Holländer den Hebel, um die Eingeborenen gegen die Portugiesen aufzuregen; gelassen sah Mynheer zu, wie seine japanischen Diener feierlich das Kreuz mit Füßen treten mußten. Holländische Schiffe unterstützten den Mikado von Japan, als er den großen Christenaufstand niederwarf, und diese Menschen, die daheim den katholischen Ketzerrichtern getrotzt, spielten hier die Büttel einer scheußlichen heidnischen Inquisition, lieferten die gefangenen Christen auf die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes der Japanesen. Freilich trieb das erregte kirchliche Leben des Mutterlandes zuweilen seine Wellen bis nach Indien hinüber. Einzelne evangelische Prediger begannen das Werk der Heidenbekehrung, mit großem Erfolg auf Formosa; der Katechismus und die Bibel wurden endlich in die Sprachen der Orientalen übersetzt. Doch der Rath von Indien war sehr geneigt, jeden Missionar als einen Ruhestörer zu behandeln; er rührte sich nicht, als Tausende christlicher Eingeborener wieder zum Islam übertraten. Die Wissenschaft fand selten Gunst bei dem banausischen Regimente: für die Erforschung der prächtigen alten Tempel im Innern Java's geschah gar nichts, für Sprachkunde und Naturforschung ungleich weniger, als die Engländer in ihrem Indien geleistet haben; die trefflichen Karten des Archipels blieben bis zur französischen Revolution ein Geheimgut der Compagnie.

Auch dem Staate der Niederlande wuchs in dem Materialismus dieser Kaufmannschaft ein unheimlicher Feind heran. Die Gewohnheit mit dem Feinde Handel zu treiben mußte einen vaterlandslosen Krämer-

sinn erzeugen, sobald die Leidenschaft des großen Krieges verrauchte. Schon in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts behauptete der Amsterdamer Kaufherr das natürliche Recht, Pulver und Kanonen geradeswegs in die belagerten Städte des Feindes zu führen. Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle — so lautet ein oft wiederholter kaufmännischer Kernspruch jener Tage —, wenn Mynheer Satan gute Rimessen giebt, so soll er pünktlich bedient werden. Als späterhin die Hochmögenden den Plan faßten, die beiden Compagnien für Ost- und Westindien zu verschmelzen, da empfingen sie die Antwort, lieber wolle die Gesellschaft ihre Besitzungen im Archipel an den König von Spanien verkaufen!

Auf Java erhob sich (seit 1619) rasch aufblühend die Hauptstadt Batavia, derweil Goa's alter Glanz verblich. Bord an Bord und Mast an Mast gedrängt, lagen die Dschunken der Chinesen, die scharfgebauten schnellsegelnden Prauwen der Malaien und die schweren Dickbäuche der Compagnie auf den beiden Rheden dieser Königin des Ostens, die ein Schwert mit einem Lorbeerkranze im Wappen führte. Der Holländer, der sich nichts Schöneres wußte als die Reize des heimischen Sumpflandes, zertheilte den Fluß von Batavia in Kanäle, welche die tropische Stadt mit Fieberdünsten erfüllten, pflanzte Palmen an den Ufern statt der gewohnten Linden, baute hochgieblige nordische Häuser die Baumreihen entlang und war befriedigt, als dergestalt eine Tigersgracht und eine Rhinocerosgracht entstanden war, die mit der Herrengracht von Amsterdam sich messen durfte. Von Java aus beherrschte Holland die Einfahrt zu den Gewürzinseln. Bald nachher (1641) fiel auch die Straße von Malacca, der Thorweg zu den Küsten Chinas, in die Hände der Niederländer. Malacca ward die zweite Hauptstadt Indiens, eine große Factorei auf Formosa betrieb den chinesischen Handel und sandte das räthselhafte Heuwasser des Ostens, den Thee, nach Europa. Auch Japan, das geheimnißvolle Inselreich, das allen Weißen herrisch seine Häfen schloß, gestattete der Compagnie allein unter schimpflichen Demüthigungen einen beschränkten Verkehr. Behütet und geschmäht von japanesischen Wachen verweilten die Holländer auf der Insel Desima Angesichts der Küste, sie mußten dulden, daß ihre Schiffe durch Japanesen gelöscht und wieder befrachtet, alle Winkel der Kajüten durchstöbert wurden; selbst ihre Todten zu begraben war ihnen verboten! Das alles ertrug man um des Kupferhandels willen. Gen Südosten reichte der Herrschaftsanspruch der Compagnie bis nach Neu-

Zeeland und Van-Diemensland. Im Westen entriß sie (1657) den Portugiesen das glückselige Ceylon, das einzige Land der Erde, das mit Java sich vergleichen mochte. Die Zimmetwälder der Insel, die Perlenfischerei im Golfe von Manaar brachten ihr ebenso ungeheuere Gewinnste wie der schwunghafte Handel in den neuerworbenen Häfen von Bengalen, der die rauchlustigen Chinesen mit dem geliebten Opium versorgte. Zuletzt ward noch ein wichtiger Außenposten von der Compagnie besetzt: das Cap der guten Hoffnung, das, lange gering geschätzt, erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts recht gewürdigt wurde als die große Raststelle auf der indischen Handelsstraße, unentbehrlich für jeden Beherrscher Indiens.

Dergestalt war das üppigste Gebiet der Erde dem Handel der Union unterworfen. Doch die Lande zu besiedeln, in das Innere einzudringen ward grundsätzlich vermieden, obgleich nach dem Völkerrecht jener Tage jedes überseeische Reich dem Beherrscher seiner Küste von Rechts wegen gehörte. Das kleine Mutterland vermochte nicht eine starke Einwanderung zu stellen, der Handel bedurfte ihrer nicht, ja die Compagnie duldete ungern einen Europäer im Osten außer der unentbehrlichen kaufmännischen und militärischen Mannschaft: wie leicht konnte die abgöttische Scheu des Eingeborenen vor dem weißen Herrn, dem Tuwan, bei näherer Bekanntschaft sich verlieren! Der Holländer ward selten heimisch in seinem Archipel; er kam hinüber, um nach einigen Jahren mit Schätzen beladen heimzukehren — wenn ihm nicht das Schicksal beschied, vor der Zeit, zur Freude lachender Erben, dem tropischen Klima zu erliegen und dann als „Onkel in Indien" in den Gesängen europäischer Dichterlinge unsterblich fortzuleben. Immerhin war dem holländischen Indien eine bedeutende Zukunft gesichert. Ward das Monopol der Compagnie dereinst unhaltbar, so blieb noch immer möglich, die Handelskolonie in eine große Pflanzung zu verwandeln, die unterwürfigen Insulaner zur Zwangsarbeit für die herrschende Rasse anzuhalten. —

Weit unsicherer erschien von Anbeginn das Loos der westindischen Compagnie, welche als eine Waffe gegen Spanien durch Moritz von Oranien und seine Kriegspartei gestiftet ward (1621) und die Küsten des atlantischen Oceans zugewiesen erhielt. Da auf die Eroberung der ungeheuren Creolenreiche der spanischen Krone nicht zu hoffen war, so sah sich diese wunderlichste aller Handelsgesellschaften, die überdies nach holländischer Weise durch die vielköpfige Leitung von fünf Kammern

gelähmt ward, wesentlich auf den organisirten Seeraub angewiesen. Ihr diente Piet Hein, unter ihrer Flagge wurden die verwegensten Schläge gegen die spanischen Galeonen geführt, 800 Kaperschiffe sandte sie binnen zwölf Jahren in die amerikanischen Meere; doch mit dem Kriege schwand auch ihre Lebenskraft. Wohl spielte ihr einmal ein märchenhaftes Glück ein köstliches Besitzthum in die Hände: ihre tollkühnen Söldner entrissen (um 1636) Brasilien den Portugiesen. Welch eine Zeit, da Johann Moritz von Nassau in den prangenden Palmengärten des Schlosses Schoonzigt das Westreich der portugiesischen Krone beherrschte! Der Glanz von Batavia schien überboten, als in dem Hafen der neuen Mauritsstad Schiff auf Schiff mit dem Zuckerrohr der Negerpflanzungen, mit köstlichen Farbehölzern befrachtet ward und die Schleifer daheim die massenhafte Einfuhr der brasilianischen Edelsteine kaum mehr bewältigen konnten. Allein die kaufmännischen Künste einer Handelscompagnie genügten nimmermehr, um diese Millionen katholischer Portugiesen und Mischlinge auf die Dauer zu beherrschen, dies weite Gebiet militärisch zu sichern. Eine gewaltige nationale Erhebung, von Jesuiten geleitet, warf nach wenigen Jahrzehnten die ketzerischen Fremdlinge aus dem Lande. — Dauerhafter war die Blüthe der großen Pflanzungskolonie in den Flußmündungen von Surinam, den Niederlanden der Tropen. Doch im Wesentlichen ging auch an den Holländern das Gesetz in Erfüllung, das über der Colonisation der neuen Welt bisher gewaltet hat: den Völkern Europas ist in Amerika nur die Besiedelung ihrer Gegenküsten auf die Dauer gelungen. Wie die Spanier und Franzosen in Nordamerika sich nicht behaupten konnten, so vermochten auch die Germanen niemals das tropische Amerika für ihre Gesittung zu erobern. In diesen Landen, wo schon die Namen der Städte San Salvador, Santa Maria, Vera Cruz die Allgewalt der alten Kirche verkündigen, ist kein Boden für die Ketzerei des Nordens. Die westindische Compagnie der Niederländer, unfähig zu schöpferischem Wirken, lebte in Wahrheit immer von spanischer Beute: sie begann mit dem Seeraub und endete mit einem großartigen Schmuggelhandel, der zwischen den verschlossenen Häfen des spanischen Amerikas und den holländischen Stapelplätzen auf Curaçao und St. Eustatius schwunghaft hin- und herging.

Unter allen Kolonien der Holländer ist dem Politiker keine so lehrreich wie die verunglückte Ansiedelung an den Mündungen des Hudson und des Delaware. Das Schicksal dieses „Neuniederlands“

giebt uns den Schlüssel zu der Frage, warum die Großmachtstellung der niederländischen Union selber ein Kunstgewächs war, zu frühem Welken bestimmt. Zwar fruchtlos blieb es mit nichten für die Menschheit, daß Neu-York sich einst Neu-Amsterdam nannte. Auch der nordamerikanischen Welt hat das kraftvolle Volk der Niederlande den Stempel seines Geistes aufgeprägt; holländische Ansiedler verbreiteten hier zuerst auf dem dankbarsten Boden die germanischen Gedanken des Föderalismus. Nach dem Vorbilde der Utrechter Union schlossen schon im Jahre 1643 die Kolonien Nordamerikas einen Bund, um mit vereinter Macht die Rothhäute abzuwehren. Doch als endlich die Aussaat reifte und die große Bundesrepublik der Germanen entstand, da hat der angelsächsische, nicht der niederländische Stamm die Ernte eingeheimst. Woher sollte auch ein kleines Volk von drei Millionen Menschen die fleißigen Hände nehmen, um einen Welttheil dem Pfluge zu unterwerfen? Die wenigen tausend Boers aus Geldern und Overyssel, die nach Neu-Niederland zogen, verschwanden in der Unermeßlichkeit des Urwaldes. Auch das menschenarme Schweden, der Schicksalsgenosse der Union — gleich ihr eine künstliche Großmacht, durch das Glück der Waffen emporgehoben über sein eigenes Maß — konnte sein Neu-Schweden an der Küste Nordamerikas nicht behaupten. In diesem Wettkampf siegte die Zahl der Köpfe und die Kraft der Lenden. Lange bevor auf den Meeren die dreifarbige Flagge vor dem Kreuze von St. Georg sich senken mußte, war durch die dichten Züge der englischen Einwanderer und ihre laute Kinderschaar bereits entschieden, daß Neu-England, nicht Neu-Niederland, die Gesittung Nordamerikas bestimmen werde.

Zudem hat der holländische Kaufmann das Wesen einer Ackerbaukolonie nie recht verstanden. Die Compagnie versuchte auch dieses Land für den Handel auszubeuten; sie sendete ihre Holzhauer in den Urwald, verkaufte die ungeheuren Stämme als Mastbäume an die Rheder des Mutterlandes und achtete wenig des Bauern, der auf dem abgeholzten Boden sein Wälschkorn pflanzte. Sie handelte mit den Fellen der Biber, die droben am Delaware ihre Bänke bauten — ein Erwerb, der rasch versiegen mußte — und führte zuweilen auch Sklaven aus ihren afrikanischen Küstenplätzen hinüber. Und wie fremd stand doch das streng aristokratische Regiment der Compagnie in dieser jungen Welt, wo alle Lebensformen nach socialer Freiheit und Gleichheit drängten! Nicht darum wahrhaftig hatte der Ansiedler die bequeme

Heimath verlassen und mit der Axt sich den Weg gebahnt durch die geilen Weinranken der Wildniß, um hier abermals wie daheim den Hochmuth der Regenten zu ertragen. Und nahebei in Neu-England trieb der Calvinismus mit jener gewaltigen ethischen Gestaltungskraft, die ihn vor allen christlichen Kirchen auszeichnet, bereits neue Gedanken hervor. Seine harten puritanischen Bekenner forderten die Herrschaft der Gemeinde, die reine Demokratie in Staat und Kirche. Mit Abscheu wandte sich die Handelsgesellschaft von diesen neu-englischen Ideen ab, hoffärtig rief ihr Gouverneur den murrenden Kolonisten zu: „ich habe mein Amt von Gott und der westindischen Compagnie, nicht von unwissenden Unterthanen.“ Selbst als Englands Waffen bereits die Ansiedlung bedrohten, wurden nach holländischem Regentenbrauche nur die vornehmsten Bürger (die Vroedschap) von Neu-Amsterdam versammelt, um über die Landesvertheidigung zu berathen. Was Wunder, daß die Kolonie sich schließlich ohne Schwertstreich den englischen Nachbarn ergab? —

Von dem unsicheren Glanze des Kolonialhandels allein kann eine Welthandelsmacht nicht gedeihen. Der nachhaltigste Quell des holländischen Reichthums floß in Nordeuropa. Die Ostsee hieß in Amsterdam die Mutter aller Commercien. Die baltische Handelsstraße zu sichern, den Sundzoll abzulösen blieb lange ein Hauptziel der staatischen Politik; den ontsluyter van de Sondt, den Seehelden Kortenaer, ehrte der dankbare Kaufherr durch ein prächtiges Denkmal. Wie jederzeit arme Ackerbauvölker den Verkehr mit dem reichsten der Handelsvölker suchen, so zog auch der Consument in Preußen und Schweden den holländischen Kaufmann, der die längste Borgfrist gewährte, allen anderen Lieferanten vor. Die staatische Flagge beherrschte das baltische Meer; von dem Gesammttonnengehalt der holländischen Marine kam ein starkes Drittel auf die Ostseefahrer. Auch nach dem Weißen Meere fand der holländische Kauffahrer seinen Weg; er brachte von Archangel das Pelzwerk des Nordens heimwärts, aus Skandinavien Holz, Eisen und Flachs für den Schiffbau. Durch den Verkehr mit den Weichsellanden ward Amsterdam der erste Getreidemarkt der Welt. Die massenhafte Einfuhr baltischen Getreides erlaubte dem holländischen Landmann, einzelne Zweige der intensiven Landwirthschaft sorgsam zu pflegen; und dies Sumpfgebiet, wo nach dem Sprichwort alle vier Elemente nichts taugen, dies Land, das noch heute nur auf zwei Fünftheilen seiner Fläche den Ackerbau erlaubt, ward in der Welt beneidet um

seine kunstvolle Bodencultur, um die Blumenpracht der Gärten von Haarlem.

In den anderen nordischen Meeren wußte der Holländer das natürliche Vorrecht des seebeherrschenden Volkes, den Fischfang, rührig auszubeuten, zumal da der Häring, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Ostsee verlassen hatte, fortan der Westsee treu blieb. Der Wallfischfang, der alljährlich Hunderte waghalsiger Gesellen um Schmeerenberg auf Spitzbergen versammelte, blieb freilich unschätzbar als die hohe Schule für das Schiffsvolk; doch er hieß nur die kleine Fischerei, bedeutete wenig neben „der großen Fischerei", neben den ungeheuren Summen, welche durch die gewandten Häringsbuyzen auf den Nebelbänken der Nordsee gewonnen wurden. — Auch im Levantehandel behauptete Holland eine Zeit lang die Vorhand, da die Juden von Amsterdam, die den Verkehr mit den Stammgenossen im Orient niemals aufgegeben, der schwerbefrachteten „Smyrnaflotte" ihrer neuen Heimath die sichersten Absatzwege eröffneten.

Und zu alledem das weite Hinterland! Ganz Holland war das große Emporium des Rheines, ungleich günstiger gelegen als Hamburg und Bremen, die nur ein wenig entwickeltes Stromgebiet, ein verarmtes Ackerbauland hinter sich hatten. Seit der Sperrung der Schelde beherrschte die Union den deutschen Strom unumschränkt. Ihre Schiffer führten deutsches Holz und deutschen Wein zuthal, brachten dafür rheinaufwärts die Industrieproducte aus aller Herren Ländern und die Kolonialwaaren, also daß der Kaffe von Amsterdam und der Dreireitertabak zuletzt in jeden Bauernhof unseres Westens drang. Nicht blos in Deutschland — auf allen europäischen Märkten rissen die Holländer den Durchfuhrhandel an sich. Wer sollte auch im Commissionsgeschäft wetteifern mit diesen Frachtfahrern aller Nationen, die in ihrem Ländchen — so ging die Rede in der Welt — mehr Schiffe als Häuser hatten? Unermeßliche Capitalien und ausgedehnte Handelsverbindungen standen ihnen zu Gebote, desgleichen der niedrige Zinsfuß und die pünktliche Ehrlichkeit — die natürlichen Vorzüge hoch entwickelter Volkswirthschaft. Mag auch einige Uebertreibung mit unterlaufen in der Behauptung Colbert's, daß vier Fünftel der gesammten europäischen Marine der staatischen Flagge angehörten — so viel steht fest, daß nie wieder ein Volk ein so unzweifelhaftes Uebergewicht im Welthandel behauptet hat wie dies moderne Karthago. In Amsterdam galt der bewährte Grundsatz: verlieren wir einen Markt auf ein Jahr,

so ist er für immer verloren. Wie weit sind wir Deutschen doch noch entfernt von der Stellung einer Handelsgroßmacht! Unsere Handelsflotte erreicht noch heute nur etwa ein Viertel des Umfangs, den die staatische Marine schon vor einem Vierteljahrtausend erlangt hatte. Die Union besaß im J. 1634 nach amtlicher Berechnung 34,850 Handelsschiffe mit einer Tragkraft von 2,002,500 Lasten, Deutschland mit den Hansestädten im J. 1869 nur 5110 Schiffe mit 649,992 Last.

Erst aus dem Welthandel erwuchs in den Niederlanden die Großindustrie. Zunächst natürlich die mannichfachen Gewerbe, welche der Schiffbau nährt, sodann die Verarbeitung der überseeischen Rohstoffe: Tabaksfabriken und Zuckersiedereien, desgleichen die Diamantenschleifereien der Juden von Amsterdam, die den gesammten Edelsteinhandel Europa's an sich zogen, und die Droguenfabriken, die mit ihrem Bleiweiß und Zinnober gleichfalls alle Märkte des Welttheils beherrschten. Durch den Getreidehandel ward Holland das classische Land der Windmühlen; der Schiedamer und Geneverbranntwein schlug alle anderen Liqueure, während zugleich die Bierbrauerei hier in der Nachbarschaft von Flandern und Brabant — den Landen des Jan Primus — ihr altes Hausrecht behauptete. Dazu die Wollfabriken von Leyden und die berühmten Linnenbleichen von Haarlem. Bei diesem emsigen Völkchen schien Handel und Gewerb mehr eine Leidenschaft als ein Geschäft; Jedermann handelte und mit jeder Waare. Selbst die Eier der Seevögel auf Eierland nährten einen einträglichen Verkehr, und der Schafmist der Heerden auf den flachen Inseln am Marsdiep ward benutzt, um jenen grünen Käse zu färben, den die arglosen deutschen Kunden mit Behagen als Kräuterkäse verspeisten.

Allen Zweigen der mannichfachen Production kam der wohlfeile Wasserverkehr zu Statten, dessen Bedeutung in jener Epoche der elenden Landstraßen sich kaum hoch genug anschlagen läßt. Zwar völlige Sicherheit vermochte aller Fleiß der Menschen dem meerumbrandeten Lande, den weiten tief unter dem Meeresspiegel gelegenen Polders, nicht zu gewähren. Noch im achtzehnten Jahrhundert stand einmal das Dasein der Republik in Frage, als der Pfahlwurm die Roste unter dem Boden der Städte, das Holzwerk der Deiche zerfraß. Doch der Holländer verstand die Noth zur Tugend zu machen: durch ein wohldurchdachtes Kanalsystem mit zahllosen Schleusen und Schöpfmühlen wurde der Lauf der Binnengewässer so gänzlich neugeordnet, daß schließlich

keine Welle im Lande mehr in ihrem natürlichen Bette floß. Das siebzehnte Jahrhundert ist durch Hollands Einfluß für ganz Westeuropa das Jahrhundert der großen Kanalbauten geworden. Während Deutschlands herrliche Ströme unter dem Unsegen der Binnenzölle und Stapelrechte verödeten, ging ein massenhafter Lokalverkehr, der im Grunde für den Volkswohlstand noch weit mehr bedeutet als der Welthandel, zwischen allen niederländischen Städten auf den Kanälen hin und her. Welch ein Genuß für ein holländisches Gemüth, rauchend am Bord der Treckschuite zu sitzen und die scheußliche Landschaft zu betrachten, derweil ein magerer Gaul das Ziehschiff langsam, langsam durch das stinkende schwarze Wasser führt! Auch im Winter boten die rasch gefrierenden trägen Gewässer eine bequeme Straße. Wie lustig schildern die holländischen Maler das auf Schlittschuhen zum Markte eilende Landvolk; selbst Alba's Spanier mußten sich an die nordische Kunst gewöhnen. Den aus den Kanälen ausgegrabenen Schlamm verwendete man, um die Masse zu bilden für die Klinkers — jene hellen harten Ziegelsteine, womit alle Häuser des Landes gebaut, alle Straßen gepflastert werden. An dies Gewerbe schloß sich die Verarbeitung des Thones in den Pfeifenfabriken, an diese wieder die Production der „Delftschen Waaren"; erst die Cigarre hat die Thonpfeife von Gouda, erst das Wedgwood jenes altväterische Delfter Steingut aus den Häusern des Continents verdrängt.

Auch der Gold- und Effectenhandel der Welt fand seinen Mittelpunkt bei dem reichsten Handelsvolke. Die Girobank von Amsterdam, gegründet in der bösen Zeit der Kipper und Wipper (1609), um dem Handel stets einen Vorrath vollwichtiger Münzen zu sichern, war die älteste Nordeuropas und bald die erste der Welt; sie regelte den Wechselcurs für alle Handelsplätze, 300 Millionen in Metall lagen zur Zeit des Münsterschen Friedens in ihren Kellern. Die Berechtigung der Leihbanken war hier schon längst von tüchtigen volkswirthschaftlichen Schriftstellern siegreich erwiesen, und während in Deutschland noch der Haß der Theologen gegen den Wucher das große Wort führte, stritt man in Holland bereits über die Frage: Bankfreiheit oder Bankmonopol? Um die Mitte des Jahrhunderts konnten die Edelmögenden die Verzinsung ihrer Staatsschuld auf 4% herabsetzen, der durchschnittliche Zinsfuß im Lande stand nur auf 2 bis 3%. Das massenhaft angesammelte Capital sucht Verwerthung in mannichfachen Differenzgeschäften: wer kennt nicht die tollen Speculationen des holländischen

Tulpenhandels? Kaum sind die beiden indischen Compagnien gegründet, so werden ihre Actien schon zu Zeitkäufen benutzt; ein Verbot der Generalstaaten fruchtet nichts, da viele der Hochmögenden selber an dem lockenden Glücksspiele in der Stille sich betheiligen.

In Holland zuerst hat das moderne Bürgerthum die Macht seiner Arbeitskraft und seiner Sparkraft entfaltet, während die Herrlichkeit der Hansa, der italienischen und flandrischen Städte verkam und Englands Mittelklassen noch in unfertiger Bildung verharrten. Modern von Grund aus erscheint diese rastlose Beweglichkeit des socialen Lebens, die so seltsam absticht von der Erstarrung der Staatsformen. Neue Größen, Amsterdam, Haarlem, Leyden, steigen auf, indeß die altberühmten Plätze Staveren, Deventer, Kampen verfallen; zuletzt stellt sich Rotterdam als ein glücklicher Emporkömmling der Stadt am Y an die Seite. Mit naiver Verwunderung blicken die noch in der Sorglosigkeit des Mittelalters dahin träumenden Fremden auf dies Land der harten Arbeit. Jeder Holländer, sagen sie erstaunt, hält das Jahr für verloren, das ihm nicht einen Ueberschuß abwirft; die größten Firmen behelfen sich mit finsteren Contoren in engen Stadtvierteln dicht neben einander und nennen das: den Werth der Zeit ehren. Sie handeln mit allen Schätzen der Erde und kleiden sich in grobes Tuch; selbst ihre peinliche Sauberkeit dient nicht dem Schmucke, nur der Sparsamkeit. Und wie sicher gehen diese ungeheuren Geschäfte! Die gewünschte große Assecuranzcompagnie für die gesammte Union kommt freilich nie zu Stande, die Hochmögenden und die Edelmögenden werden nicht einig; aber die zahllosen kleinen Versicherungsanstalten fordern die niedrigsten Prämien, und jede Prämie wird wieder versichert. — Dichtigkeit der Bevölkerung galt allen Denkern des Jahrhunderts als die festeste Grundlage politischer Macht. Wie mochte nur hier ein solches Menschengewimmel gedeihen, in einem Staate, der von allen Geldrenten 25 %, von Wein und Bier 100 % des Werthes für sich forderte, der die Steuerkraft des Volkes an so vielen Stellen zu fassen wußte, daß draußen die Rede ging: in jedem Gericht Fische, das auf einen holländischen Tisch kommt, stecken dreißig verschiedene Steuern —? Die Ketzerei, antwortete man rathlos in Spanien und Frankreich, scheint leider den Handelsgeist zu beflügeln; Andere sahen Zauberkräfte wirken in der Nebelluft und dem schlammigen Boden:

occulta est Batavae quaedam vis insita terrae.

Wer in der „Politik der Navigation und Commercien“ sich nicht zu

helfen wußte, suchte Rath bei der Erbweisheit der Holländer. Durch die Firma Spiring von Amsterdam ließ Gustav Adolf das neue Zollsystem einrichten, das die Erträge der schwedischen Häfen verzehnfachte; auch in der Verwaltung von Dänemark ist, vor dem Königsgesetze, der Einfluß Hollands leicht erkennbar. Hollands Handelsusancen galten überall als Vorbild, obgleich der träge Staat sie niemals in einem Handelsgesetzbuche ordnend zusammenstellte. Die italienische Buchführung drang von Amsterdam aus in die Handelsbücher der Deutschen und Franzosen. Ricard's traité du commerce — die mannichfach bearbeitete und übersetzte Schrift vom Koophandel van Amsterdam — war noch im achtzehnten Jahrhundert die Trösteinsamkeit jedes strebsamen Commis; eadem ubique! sagt die Inschrift unter der Gestalt des Handels auf dem Titelbilde. England vornehmlich verfolgte mit Spannung das rasche Aufsteigen des kleinen Nachbarvolkes; seit der geniale Sir Walter Raleigh seine Landsleute zuerst auf Holland hinwies, blieb die Hoffnung, von Holland zu lernen und dann den Meister zu überflügeln, der leitende Gedanke aller englischen Nationalökonomen bis herab auf Child und Temple. Und sie entdeckten schnell die Wünschelruthe, welche das Gold aus diesem Boden stampfte; sie erkannten, daß ein rüstiges Volk die höchste Steuerlast mit Leichtigkeit erträgt, wenn ihm die Handelsfreiheit die Arme entfesselt.

Während die Volkswirthschaftspolitik aller anderen Staaten durch das fiscalische Interesse bestimmt ward, schrieb in Holland der Kaufmann die Gesetze. Sein Grundsatz lautete: Freiheit des Verkehrs, soweit der Großhandel ihrer bedarf. Im Ausland und in den Kolonien brauchen wir das Monopol, sagt der Nationalökonom Boxhorn gleichmüthig, im Inland ist jedes Vorrecht ein Raub. Doch auch im Inlande steht der consumirende Jan Hagel dem Kaufherrn nach. Also: mäßige Finanzzölle für Aus- und Einfuhr; dafür mögen die Staaten und die Städte nach Bedarf den Consum im Innern mit Trank-, Mahl- und Schlachtsteuern, mit Accisen und Waggeldern belegen. Freiheit der Einwanderung und der Niederlassung, mäßige Gebühren für Bürger- und Meisterrecht; aber Erschwerung der Auswanderung, damit unsere Handels- und Gewerbsgeheimnisse nicht ausgeplaudert werden. Vor Betrug soll sich der Käufer durch eigene Vorsicht schützen; nur jene für die Ausfuhr arbeitenden Gewerbe, welche durch unechte Waaren den Ruf des holländischen Großhandels schädigen können, vornehmlich die Butter- und Käseproducenten, müssen ihre Waaren von

der Obrigkeit untersuchen und stempeln lassen. Verkümmerung der Zünfte; thatsächliche Gewerbefreiheit in den Städten; dafür darf das Kleingewerbe sich entschädigen an dem flachen Lande: die Bannrechte der Städte bleiben aufrecht, und da der Säckel der großen Communen der Brodtaxen nicht entrathen kann, so wird auch auf dem Lande das Brod besteuert. Rasche und wohlfeile Handelsprocesse, strenge Gesetze gegen die Bankbrüchigen entsprachen den Wünschen der Kaufherren; die Testirfreiheit, das Recht der unbeschränkten Verfügung über das eigene Vermögen ergab sich von selbst in einem Lande, wo die bewegliche Habe weitaus überwog. Und hemmte noch irgendwo ein altes Monopol den freien Verkehr, so griffen die souveränen Stadtregenten zur Selbsthilfe: als Dordrecht die Amsterdamer Kaufleute wegen Verletzung seines Stapelrechtes verklagte, da verbot der Stadtrath von Amsterdam die Vollstreckung des Urtheils, und die Klägerin mußte in die Ablösung ihres Rechtes willigen.

Mag immerhin der Doctrinär eine Gesetzgebung, welche das gesammte Volksleben dem Großhandel und dem Großgewerbe unterordnete, für ebenso einseitig erklären wie das Mercantilsystem der Nachbarstaaten — in ihren praktischen Ergebnissen kam sie dem Systeme Adam Smith's sehr nahe. Und praktisch, ganz mit dem Bedürfniß des Augenblicks beschäftigt war auch die reiche volkswirthschaftliche Literatur, die mit dem gewaltigen Handelsgetriebe Hand in Hand ging. Dem Holländer blieb immer eine Freude nachzudenken über die Gesetze des Waarentausches. Wenn Franz van Mieris am frühen Winterabend von der Staffelei und seinen reizenden Bildchen aufstehen mußte, dann erholte er sich am Schreibtisch, entwarf seine Abhandlungen über das Geld. Jede Handelskrisis, jede brennende Frage des Bank- und Geldwesens rief eine Fluth von Schriften und Gegenschriften hervor, und so tief war die Idee der Verkehrsfreiheit dem Kaufmannsvolke in das Blut gedrungen, daß selbst Graswinckel, der Verfechter des göttlichen Königsrechts, sie bekennen mußte. Auch der ethische Grundgedanke der modernen Volkswirthschaftslehre — ein Gedanke, von dem sich freie und fleißige Völker nie mehr trennen werden — ward in Holland zuerst ausgesprochen. Hugo Grotius erklärte: der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit. —

In den Kolonien freilich führte dieser Ueberschwang des Reichthums zu schmutziger Habgier, zu banausischer Roheit; in dem Mutterlande dagegen stand den Mächten der wirthschaftlichen Arbeit ein hochaufgeregtes geistiges Schaffen ebenbürtig zur Seite. Die Großmacht des Handels war die Freistatt des Gedankens, und daß dies Wunder möglich ward, das bleibt unter allen stolzen Erinnerungen unseres Glaubens die stolzeste. Denn allein der strenge Ernst des Protestantismus hat die Union bewahrt vor der sittlichen Verwüstung der Handelsstaaten, und auch er nur, so lange die idealen Kräfte der Nation in einem gerechten Kriege sich Jahr für Jahr verjüngten. Der Glaube des Volks blieb nüchtern und langweilig, beschränkt und hart. Hier wie in England klang das selbstgefällige Lord make thy chosen people joyful aus allen Predigten heraus. So oft eine freiere Richtung in der Kirche sich herauswagte, donnerten die regtzinnigen Prediger ihren Schlachtruf: „zu deinen Gezelten Israel!“ Nicht minder fanatisch als weiland Gomar gegen Arminius, kämpfte Voetius mit seinen bibelfesten Gemeinden wider die milde Lehre der Coccejaner. Doch hier wie in England war der Glaube echt und ehrlich. Jeder Hausvater versammelte alltäglich die Seinen zu gemeinsamer Andacht, mit einem Gebet ward jede Sitzung der Hochmögenden eröffnet. Das Volk liebte die frommen Sprüche seiner Kirche auch an weltlichen Gebäuden zu lesen; in bunten Steinen prangte auf dem Pflaster des Delfter Marktes die riesige Inschrift: elk wandel in Gods weghen. Und wer sollte den unverwüstlichen sittlichen Kern einer Kirche nicht bewundern, die immer wieder den ermüdeten Arbeitsmann mit herzhaftem Gottvertrauen in seine sechs schweren Werkeltage hinausschickte und den harten Kaufherrn an die Nichtigkeit irdischen Tandes, an die Pflichten der Nächstenliebe mahnte? Kirchlicher Sinn und republikanischer Gemeingeist erzeugten in dem geldgierigen Volke eine großartige Wohlthätigkeit, die in zahllosen milden Stiftungen und Vereinen sich entfaltete. Derweil in den nahen Krummstabslanden am Rhein die Klostersuppe und der privilegirte Bettel die Masse verdarben, erlaubte hier eine verständige Armenpflege die Durchführung strenger Gesetze gegen Strolche und Tagediebe.

Daß der Glaubenseifer der Regtzinnigen den bürgerlichen Frieden nicht ernstlich störte, dafür sorgte — die Schwäche der Staatsgewalt. Die politische Zersplitterung, die Anarchie war die Mutter der holländischen Duldsamkeit, gleichwie auch in Deutschland das geistige Leben

eine Zeit lang durch die Kleinstaaterei unleugbar gefördert wurde. Nichts irriger als der unter den republikanischen Schwärmern des achtzehnten Jahrhunderts übliche Lobspruch: die Freiheit von Holland ist die Herrschaft des Gesetzes. Vielmehr ward das harte unduldsame Staatsgesetz durch die souveräne Willkür der Regenten zum Heile der Welt täglich übertreten. Die reformirte Kirche war Staatskirche, ihre Prediger besoldete die Obrigkeit. Den Andersgläubigen blieb als Recht nur die freie häusliche Andacht. Der Art. 13 der Utrechter Union, der den Provinzen frei stellte, den Katholiken öffentlichen Gottesdienst zu gestatten, wurde sofort aufgehoben, sobald man auf die Wiedervereinigung mit dem Süden verzichtete. Einen Staat ohne Landeskirche vermochte dies Jahrhundert sich nicht vorzustellen. Doch die großen Hafenplätze bedurften fremder Arbeitskräfte, nahmen gastfreundlich jeden Einwanderer auf. Die protestantische Großmacht ward das Asyl für alle Flüchtlinge des evangelischen Glaubens, für Puritaner und Hugenotten, für die Verlorenen, welche die wilde Brandung des deutschen Krieges an den Strand warf. Trauernd sah der unglückliche böhmische Winterkönig von seinem „Königssitze“ auf dem Heimenberge hernieder auf die weite Ebene der Veluwe und dachte der fröhlichen Pfalz. Alle diese Fremden schaaren sich in Gemeinden, erbauen Kirchen, unbehelligt von den Stadtregenten. Zuweilen fahren die Hochmögenden mit einem Strafplakat dazwischen und verbieten, auf das Andringen der rechtgläubigen Domine's, den Gottesdienst der Socinianer; doch der kaufmännische Weltsinn der Stadträthe läßt auch diese gefürchteten Heiden gewähren. Also finden schließlich alle Richtungen des evangelischen Glaubens eine Heimath in den Niederlanden. Dem decentralisirten Staate entspricht die sektirerische Kirche. Die Civilehe wurde in Holland alsbald nach der Unabhängigkeitserklärung, früher als irgendwo sonst, für die gesammte Union schon im J. 1656 eingeführt: dem Magistrat stand die Eheschließung, dem Pfarrer nur die Einsegnung zu; doch pflegte der Staat den Pfarrern seiner Staatskirche und einiger anderer Sekten die Ausübung seiner Functionen zu übertragen. Unter dem Segen des Friedens lernen auch fanatische Sekten ihren gehässigen Eifer zu mildern, die schwärmerischen Wiedertäufer verwandeln sich in harmlose Mennoniten. Durch die Gewohnheit brüderlichen Zusammenlebens dringen die Ideen der Humanität nach und nach in das Volksbewußtsein, und während anfangs die Duldsamkeit des Staates nur dem Handelsinteresse entsprang, bekennt sich allmählich eine immer wachsende Ge-

meinde freudig zu jener milden Weisheit Platon's, die einst Grotius mittenhinein in die wüthenden Lästerreden der Zeloten gepredigt hatte: die beste Strafe des Irrenden ist — belehrt zu werden.

Auch die Judenschaft Westeuropas strömte in Schaaren nach dem neuen Jerusalem Amsterdam. Der spanisch-portugiesische Judenstamm, von jeher kühner, begabter als der polnisch-deutsche, verdankte der Union eine Nachblüthe des Glücks, das ihm einst auf spanischem Boden zu Theil geworden; die großen Geschlechter der Pinto und Da Costa, die reiche Kolonie, die in Surinam um die prächtige Synagoge der Juden-Savane sich vereinigte, bezeugten sein Gedeihen. — Gedrückter blieb lange die Lage der Katholiken. Das ganze Jahrhundert hindurch lebte unter den „Pausgesinden", vornehmlich in den Generalitätslanden, ein tiefer Groll; sie blickten verlangend nach Spanien, dann nach Frankreich hinüber, ließen ihre Söhne von den Jesuiten der Löwener Hochschule erziehen. Die strengen Protestanten riefen Zeter, so oft an den harten Gesetzen gerüttelt ward, welche den Katholiken von jedem Amte wie von den beiden großen Handelsgesellschaften ausschlossen und zu Zeiten den römischen Priester zwangen, in abgelegenen leicht zu überwachenden Häusern zu wohnen. Die evangelische Religion, so schrieben die Staaten von Zeeland noch i. J. 1672, ist das wahrhafte Palladium dieses Staates, wir können doch nicht den öffentlichen Gottesdienst der Papisten dulden als een serpent in den eigen boezem! Erst im achtzehnten Jahrhundert, als die Erinnerung an die alten Kämpfe verblaßte, ward man nachsichtiger, einzelne Städte gestatteten den öffentlichen Gottesdienst, und zuletzt fühlte sich die Republik so sicher, daß sie selbst den aufgehobenen Jesuitenorden nicht vertrieb. Und seltsam, der sektirerische Geist dieses Volkes drang endlich sogar in die alte Kirche hinüber: die Jansenisten von Utrecht lehnten sich auf gegen den unfehlbaren Papst.

Gleich dem Glauben dankte auch die Presse ihre Freiheit allein der Sitte, nicht dem Gesetze. Obwohl die Union selber die Einführung der Censur nicht gewagt hat, so untersagte doch die Provinz Holland schon im Jahre der Unabhängigkeitserklärung, 1581, daß irgend ein Buch ohne Genehmigung der Herren Staaten gedruckt werde. Auch die Generalstaaten schritten in erregten Tagen oftmals mit strengen Plakaten ein. Während des arminianischen Streits (1618) verboten die Hochmögenden in Bausch und Bogen alle ergerlycke ende seditieuse boecken, ja zur Zeit der englischen Revolution untersagten sie behut-

sam jede Schriftstellerei für oder wider das Parlament. Doch wo war der Stadtrath, der solche Gesetze in einem freimüthigen Volke durchzuführen wagte? Schon Buzanval wußte, wie rasch der Holländer die starken Nerven, die dicke Haut des Republikaners sich erworben hatte, und schrieb sorglos während eines wilden Federkrieges (1599): so lange der Magen und die Contore nicht mitschreien, muß man kein Aufheben machen von all' diesem Lärm. Und wenn die Edelmögenden von Holland den Leydener Philosophen verboten, die anstößigen Lehren des Doctors Des Cartes auf das Katheder zu bringen, und ihnen anempfahlen, ihre erläuternden Beispiele aus der Medicin und der Rechtslehre, nicht aus der Theologie zu wählen — wer konnte denn die Herren Regenten im Curatorium der Hochschule zu strenger Aufsicht zwingen? Aus Liebe zur Freiheit, so pflegte der große Kurfürst zu sagen, ist diese Republik entstanden; unhemmbar brach das Feuer des freien Gedankens, das ihren Boden erwärmte und segnete, überall aus der Erde heraus. Alle Parteien in Staat und Kirche und Wissenschaft verkündeten hier ungescheut ihre kühnsten Gedanken. Graswinckel und Salmasius verfochten das göttliche Recht der Könige, Ulrich Huber pries die Demokratie als die natürliche Staatsform. Der Buchhandel von Amsterdam und Leyden ward der Vermittler für den geistigen Verkehr aller Völker. Zu seinen Pressen flüchteten sich die Unzufriedenen aus den Nachbarlanden. Wer kennt nicht eine jener zahllosen pseudonymen Schriften, die unter der Firma „Cologne, Pierre Marteau" in die Welt hinausflogen? — Und unberührt von diesem wogenden Kampfe stand der verklärte Weise, den die Dinge dieser Welt nicht mehr beherrschten, Baruch Spinoza — auch er des freien Staates froh, der ihm seine Cirkel nicht störte.

In edlem Wetteifer sorgten die Provinzen und die Städte für das Gedeihen der Wissenschaft; fünf Universitäten, allesammt noch während des Krieges gegründet, erwarben der Republik den Ruf des gelehrtesten aller Länder. Die Philologie wanderte aus Italien über Frankreich herbei, behielt in Leyden ihren Lieblingssitz, bis mit Wolf und Winckelmann die großen Tage der deutschen Alterthumswissenschaft begannen. In den Naturwissenschaften behauptete der erfinderische, scharf beobachtende Holländer immer einen hohen Rang, von Jenssen, dem Erfinder des Fernrohrs, bis herab auf Boerhave. An das emsige diplomatische Treiben im Haag schloß sich eine massen-

hafte staatswissenschaftliche Literatur: welcher Politiker mochte die zierlichen Pergamentbändchen der **Respublicae Elzevirianae**, die Erstlinge der Statistik, entbehren, oder die Folianten der Plakatbücher und Urkundensammlungen, die diese indiskrete freie Presse allen Verboten trotzend herausgab? Große erhebende Erinnerungen steigen auf in der Seele des fremden Gelehrten, der auf der stillen Rapenburger Gracht zu Leyden unter den alten Linden wandelt und dann die ehrwürdige Aula betritt, wo unter so vielen erlauchten Häuptern der große Scaliger thront, im rothen Talar, wie ein Fürst im Reiche des Wissens.

Doch warum erscheinen alle diese Bilder dem Deutschen, dem Franzosen so vertraut, als wären sie sein eigen? Die holländische Gelehrsamkeit war classisch, weltbürgerlich. In den ersten Jahrzehnten des achtzigjährigen Krieges überwog noch französischer Einfluß: die politischen und die Erbauungs-Schriften der Hugenotten überschwemmten das Land, die Rederyker ahmten gallische Muster nach. Doch während der Blüthezeit der Republik gingen die höheren Stände bei dem classischen Alterthum in die Schule. Bedeutende Köpfe aus allen Ecken der Welt fanden sich hier zusammen, von großem Ehrgeiz beseelt, gewillt, nach dem Worte des Grotius, auf die Nachwelt die Erinnerung der ihnen beschiedenen Talente zu übertragen. Sie beherrschten die Bildung Europas, so lange auf allen Kathedern noch lateinisch gelehrt wurde und die nationale Literatur der großen Nachbarvölker darniederlag. Das kleine Volk trat auch mit seiner geistigen Arbeit in die Bresche ein, welche durch die Religionskriege in dem Culturleben des Welttheils entstanden war. Allüberall stockte die Schöpferkraft der Dichtung, Tasso war verstummt, Milton hatte noch nicht gesungen. In solcher Oede schien es den Zeitgenossen keineswegs lächerlich, wenn der gelehrte Jurist Johannes Meursius, begeistert von einer lateinischen Schultragödie des Wunderkindes Hugo Grotius, triumphirend ausrief:

Graecia nunc minor est et minor Ausonia.

Erst als Moliere's neckische Gestalten die trauten Herzensgeheimnisse der Franzosen ausplauderten, als Thomasius auf deutschem Lehrstuhl deutsch zu reden wagte, da erst trat das Volksthum, die Mutter jeder echten Bildung, wieder in sein Recht, und der Ruhm der gelehrten Lateiner von Leyden verblich.

Nicht als hätte den Niederländern eine nationale Literatur ge-

fehlt. Vielmehr, gleichwie der deutsche Strom an der Grenze von Gelderland seinen Namen ablegt, so löste sich auch das holländische Volksthum mit vollem Bewußtsein von dem deutschen ab. Bei den Großthaten der Väter beschwor Heinrich Spiegel seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe; und wirklich gelang es emsiger Gelehrtenarbeit, den derben Matrosendialekt der Holländer, den noch zur Zeit der Utrechter Union zahllose hochdeutsche und wälsche Brocken verunzierten, zu einer Schriftsprache auszubilden, die bald in dem Geschichtschreiber Peter Hooft einen redegewaltigen Meister fand. Beim ersten Hören freilich wird jeder Oberdeutsche unwiderstehlich zum Lachen gereizt von einer Seemannssprache, welche das Erhabene und das Abstracte zumeist nur durch umschreibende oder triviale Ausdrücke wiederzugeben vermag; wer tiefer eindringt, erfreut sich doch an der Fülle kraftvoller alterthümlicher Wörter und Wendungen, worin die Vroomheid, die biedere Männlichkeit des altholländischen Wesens sich treulich wiederspiegelt. Noch schwerer fällt dem Deutschen ein unbefangenes Urtheil über die Dichter dieser jungen Sprache. Deutschlands classische Kunst ward groß im Kampfe gegen die gezierten Regeln, welche die Blüthezeit der holländischen Poesie beherrschten — in einem Kampfe für die Natur und für das Recht des Herzens, der unserer Dichtung für alle Zukunft seinen Stempel aufgedrückt hat. Wer denkt noch daran, daß im siebzehnten Jahrhundert holländische Schauspielertruppen die meisten norddeutschen Städte besuchten? daß unser Opitz die holländische Poesie die Mutter der deutschen nannte und alle jene Schlesier bei den Sängern vom Niederrhein sich schulten? Wir lachen, wenn der alte Pedant Daniel Heinsius mit seinen Bakchanten und Silenen und Thyrsusstäben heranpoltert und doch die helle Lustigkeit eines ehrlichen Rheinweinrausches gar nicht finden kann; wir schlafen ein — ich wenigstens — bei den geistlichen Liedern des „Bestevaters“ Cats; ja selbst bei den klappernden Alexandrinern des gerühmten Vondel kommt uns das Gähnen an, und wir athmen erst auf, wenn auf den unnatürlichen Schwulst einer jener schönen Reihengesänge, menschliche Empfindung in melodischer Sprache, folgt. Und doch hat diese Gelehrtendichtung gelebt in ihrem Volke, und sie lebt noch heute. Vater Cats war, wie unser Gellert, mit seinen erbaulichen Versen ein Tröster und Lehrer für Unzählige, und Jahr für Jahr seit einem Vierteljahrtausend wird Vondel's Gysbrecht van Amstel in den zwölf

heiligen Nächten der Neujahrszeit auf der Amsterdamer Bühne aufgeführt; die Amstelstadt verlangt, daß ihr das Weihnachtsfest geweiht werde durch den rührenden Reihensang der Clarissinnen: „o Christnacht schön vor allen Tagen!“

Ueber eine Dichtung von so durchschlagendem, so andauerndem Erfolge soll der Fremde mit Zurückhaltung sprechen; nur das Eine läßt sich ohne Anmaßung sagen, daß unter den holländischen Dichtern und Denkern keiner die höchsten Höhen des Geistes erstieg, keiner mit der Tiefe und Weite seines Wirkens heranreicht an die weltbürgerlichen Classiker von Leyden. Indeß die gewaltigste geistige Kraft der Republik lag auch nicht in der Leydener Aula, sie lag in den Volksschulen. Holland war der erste moderne Staat, wo Jedermann lesen und schreiben konnte, wie Preußen späterhin der erste, der seinen Bürgern den Schulzwang auflegte. Jede Gemeinde befolgte den Rath des alten treuen Johann von Nassau, erbaute Schulen und pflegte sie. Nicht am wenigsten dem A B C Buch und der Bibel dankte die Union ihren köstlichsten Schatz, das freie Bürgerthum.

Und wie getreu wußte dies Bürgervolk im Häuserbau, in allen Lebensformen des alltäglichen Daseins seine Eigenart auszusprechen! Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein blieb Holland nächst Venedig das Lieblingsziel der Reisenden; der „curieuse Antiquarius“ fand kaum Worte genug, die Wunder von Amsterdam nach Gebühr zu preisen. Allerdings mehr curieus als schön erscheint dem reineren Kunstsinn der Gegenwart die breite Behäbigkeit dieser bürgerlichen Baukunst; und wer gar von den prächtigen Hausteinbauten der belgischen Städte herüberkommt, wird den ernsten Ziegelrohbau des Nordens leicht allzu nüchtern finden. Auch in ihrer Architektur sind die Holländer das Volk des siebzehnten Jahrhunderts. Von den weiträumigen Kirchen des prachtliebenden alten Cultus blieb wenig übrig nach den Stürmen des Glaubenskrieges; die neuen schmucklosen Tempel des Calvinismus — enge Säle, die des Predigers Stimme gerade ausfüllte — konnten und wollten nichts bedeuten neben den stattlichen Häusern der Magistrate, der Gilden, ja selbst der einzelnen Bürger. Und wahrhaftig, einen malerischen Anblick gewährt es doch, das ehrenfeste altholländische Bürgerhaus; — der Giebel nach niederdeutscher Art der Straße zugekehrt; auf dem Dache Bildsäulen und Vasen, Obelisken und Schnecken, auch wohl ein Schaf oder Rind in Stein gehauen; überall an den bauschigen Gesimsen, den schweren in die

Straße hineinspringenden Freitreppen hat die Laune, der Handwerksstolz des Hausherrn wunderlichen Zierrath angefügt; große blanke Fenster und die sauberen weißen Kalklinien zwischen den Steinen mildern den dunkeln Ton der bräunlichen Wände; im Erdgeschoß eine Schenke oder ein Kramladen mit dem mächtigen Mohrenkopfe, dem Gaper, vor der Thür; im obersten Stockwerk ein Waarenspeicher, daraus ein Krahn bis über den Spiegel des Kanals hervorragt — das Ganze ein Bild des Behagens, froher Lebenslust. Und selbst wo dem Bauherrn der Raum nicht so reichlich zugemessen wird, wie in dem wohlhäbigen Leyden, der schönsten Stadt des Landes — selbst in den engen Gassen von Rotterdam und Amsterdam fehlt der Behausung des Bürgers das Eine nicht, was des altniederländischen Volkes bester Vorzug ist — der Charakter.

In gemüthlicher Enge wie eine große Familie haust die Nachbarschaft zusammen; wem ein Kind geboren wird, hängt das zierliche Spitzenkissen, den Klopper, an die Thür und meldet daneben auf sauberem Zettel, daß die Kraamvrouw und das Kind sich nach Umständen wohl befinden. Die tiefe Kluft, welche die Regenten von den Kleinbürgern trennte, ward im täglichen Verkehr kaum bemerkt. Denn auch der Regent war ein Bürger, achtete jedes Geschäft, das seinen Mann nährte, bewarb sich unbefangen für seinen Sohn um die einträgliche Stelle des Zettelanklebers der Bank und versorgte den Dichter des Patriciats, Vondel, auf seine alten Tage in den Schreibstuben des Amsterdamer Leihhauses. Nur am Sommerabend pflegte sich der Reiche hinauszuflüchten auf die Buitenplaatsen, die wohlgepflegten Landsitze vor den Stadtthoren. Wie lieblich ging ihm hier das Leben ein, wenn er auf glattem Kiesweg zwischen den gestutzten Taxushecken einherwandelte und die Goldfischchen im Teich, die bunten mit glänzenden Muscheln eingefaßten Tulpenbeete betrachtete! Was gab es Schöneres? Mynheer schrieb befriedigt über die Hausthür: myn genoegen — wel tevreden — groot genoeg — und bedauerte herzlich seinen Statthalter, König Wilhelm III., der drüben in England den regellosen Baumwuchs der üppigen Landschaft gar nicht ersehen mochte und erst nach jahrelanger Arbeit die Zierlichkeit des holländischen Gartenbaus in seinem Schloßpark einbürgern, die Barbarei der Natur unter das Scheermesser beugen konnte. Unterdessen lärmte am Abend die feiernde Menge durch die Straßen der Städte, handfest in der Freude wie in der Arbeit. Welch ein Gedränge, wenn

eine Zugbrücke aufgezogen ward, um schwerbefrachtete Schiffe hindurch zu lassen, und der Menschenstrom auf beiden Ufern der Gracht sich staute; und welch ein Jubel in den raucherfüllten Toneels, wenn die Helden des glorieusen Nederlands über die Bretter schritten oder der Liebling des Volkshumors, der Matrose Jan, seine rohen Witze riß!

Auf den Wellen dieses hoch daherfluthenden Bürgerlebens wiegten sich die frohmuthigen Künstler, welche dem Volksthum ihrer Heimath den eigenthümlichsten und großartigsten Ausdruck geben sollten. Die Malerei der Niederländer ist ein Kind der Freiheit, das mit ihr stieg und sank. Schon die niederländischen Schüler der Gebrüder van Eyck verriethen eine entschiedene nationale Eigenart: derben Realismus und jene Lust am Malerischen, die hier in dem Lande des halb bedeckten Himmels, der prächtigen Sonnenuntergänge, des ewig wechselnden Lichterspiels mannichfache Nahrung fand. Erst im siebzehnten Jahrhundert, nach dem Zerfalle des burgundischen Gesammtstaats, traten die holländischen Maler den flamischen mit bewußter Selbständigkeit gegenüber. Franz Hals und seine Zeitgenossen schulten sich an den Kneipen- und Landsknechtsbildern des Naturburschen Caravaggio. Dann, um 1640, mit Rembrandt und seinen Gesellen, trat die holländische Kunst in ihr mündiges Alter. Jeder Stadtrath, jede Gilde wollte ihren Festsaal mit Gemälden schmücken, und beinah in jeder Stadt fand sich ein großer Maler, der sich's zur Ehre rechnete, die Herrlichkeit seiner Heimath zu verewigen. So entstand die monumentale Kunst der „Doelen- und Regentenstücke", schlicht und groß wie dies Bürgerthum selber. Nicht Schlachten noch feierliche Staatsactionen verlangte der Bürger von seinem Maler: zu dem prächtigen Bilde des Velasquez „die Eroberung von Breda" wird sich schwerlich ein holländisches Seitenstück finden. Fast allein die Marinemaler lieben Scenen des Kampfes; ihr Meister van der Velde wird nicht müde die englischen Orlogsschiffe zu malen, die vor den drohenden holländischen Kanonen die weiße Flagge aufhissen. Das Einzelporträt und die Porträtgruppe bilden das bescheidene Gebiet dieser Historienmalerei; aber wie großartig weiß sie ihren Stoff zu packen, in die Tiefen der Menschenseele einzudringen, und welche stolze Daseinsfreudigkeit, welche Fülle historischen Lebens liegt doch in all' diesen namenlosen Jan und Maurits, die hier im Zunfthaus Rechnungen prüfen oder festlich geschmückt zum Schießplatz ausziehen oder bei reicher Mahlzeit das Ende des achtzigjährigen Krieges feiern! Kerngesunde Männer mit sehnigen Leibern

und feurigen, offenen, fröhlichen Augen — noch nicht schwammig und feist wie das spätere Geschlecht der faulen Friedenszeit — so war das Volk, das dem katholischen König den Herrscherstab der Meere entriß. Rembrandt und Bol, van der Helst und Flink sind in Wahrheit die Historiker des großen Freiheitskampfes der Protestanten, gleichwie uns Rubens und van Dyck, Murillo und Velasquez jene belgischen und spanischen Männer schildern, die für das katholische Weltreich fochten.

Während die historische Malerei durch ein unbegreiflich fruchtbares Schaffen fast jedes Stadthaus der Republik in ein Museum verwandelte, fand die Emsigkeit der Landschafter und Genremaler der Arbeit kein Ende für den Zimmerschmuck der behäbigen Bürgerhäuser. Der reiche Markt erlaubt die Arbeitstheilung, gestattet jedem Talente, nach Lust und Laune sich zur Specialität auszubilden. Unermüdlich malt Wouvermann viel hundertmal Schimmel und wieder Schimmel, und wählt er einmal einen Stoff, der, wie die Flucht des Lot, mit dem weißen Rosse schlechterdings nichts zu thun hat, dann muß wenigstens ein schneeweißer Engel als Ersatz dienen für das geliebte Thier; immer wieder setzt Gerhard Dow seine Zahnärzte und musicirenden Damen hinter einen offenen Fensterbogen, und van Schalken kann selbst ein monumentales Porträt Wilhelm's III. nicht malen, ohne die rothen Lichtstrahlen seiner unvermeidlichen Kerze auf den harten Zügen des Königs spielen zu lassen. Mag Einer auch ermüden bei solchen ewig wiederholten Schrullen oder ärgerlich fragen, ob denn wahre Frauenschönheit den Holländern ganz unbekannt gewesen sei, oder auf die rüpelhaften und trivialen Züge in den Bildern der Bega und Teniers schelten — ein gesundes, ein durch und durch glückliches Volksleben tritt uns doch entgegen aus dieser engen Welt. Unsere skeptische, in ihren heiligsten Gefühlen unsichere Zeit mag wohl mit einigem Neide schauen auf diese Metzu, Mieris und Terburg, die mit ihrer goldenen Laune das Kleine und Kleinste zu verklären, auf jenen Ruysdael, der selbst die holländische Landschaft zu adeln wußte, auf dies Volk, das sich so wohl fühlte in seiner Haut und — das so unbefangen dahinlebte in seinem Glauben. Durchwandert die Kirchen Belgiens, betrachtet die religiösen Bilder des Rubens — grandiose Gestalten, schöne Köpfe, die das Herz nicht wärmen — oder gar die katholischen Tendenzbilder seiner Nachtreter, der Quellin und van Thulden: die alleinseligmachende Kirche als ein geschmücktes Weib auf goldenem Wagen, von lieblichen Mädchen an Rosenguirlanden gezogen — die Wahrheit triumphirend

über Luther und Calvin, die sich kläglich am Boden winden — und wenn Euch dann das Herz nicht aufgeht vor den herzigen holländischen Buben, die Rembrandt's Christus segnet, wenn Ihr dann nicht den unendlichen Abstand zwischen dem conventionellen Glauben und der schlicht menschlichen, protestantischen Empfindung erkennt, so habt Ihr kein Herz oder Ihr redet nach, was die Reisehandbücher und die Kunstgeschichte Euch vorschwatzen.

Auch die populäre Kunst diente dem Ruhme des Landes: auf zahllosen wohlfeilen Stichen und Holzschnitten waren die Schlachten, die Friedensschlüsse der Republik verherrlicht, oder Neptun dargestellt, wie er der Republik, der ostindischen Compagnie und anderen der qualificirten Allegorie dringend verdächtigen wohlbeleibten Frauengestalten seinen Dreizack überreicht. Der Niederländer sah sich nicht satt daran; er hegte alle großen Erinnerungen seines Volkes und mehrte sie durch eitle Fabeln: sein Lorenz Koster mußte durchaus die Buchdruckerkunst erfunden, sein Grotius das Vorbild geschaffen haben für Milton's Verlorenes Paradies! Mit einem Uebermuthe, der sich allein durch das holländische Wort Broodbronkenheid getreulich schildern läßt, blickte er hernieder auf die armen Schlucker draußen; und unleugbar bildete der schroffe Nationalstolz eine feste Klammer für die Union, wie das republikanische Selbstgefühl der Schweizer für die Eidgenossenschaft. In Amsterdam bewährte sich immer auf's Neue an den Einwanderern die starke Assimilationskraft, welche alle großen Städte auszeichnet; aber auch der fremde Gelehrte in Leyden und Franeker ging rasch in diesem selbstbewußten Volksthum auf. Ganz unbekümmert um das Urtheil der Welt lebte das kleine Volk dahin, ganz „unanthuulich“ — auch hier giebt die holländische Sprache allein wie in unbewußter Selbsterkenntniß das rechte Wort: — sein ungeheurer Dünkel fand nirgends seines Gleichen denn allein in Spanien.

In allem Uebrigen freilich bestand zwischen den beiden Todfeinden, die sich selber gern mit Rom und Karthago verglichen, ein Gegensatz, der in alle Fasern des nationalen Lebens drang, ein Gegensatz, den die kühnste Phantasie nicht greller malen kann. Es war als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuren Contrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft für alle Ewigkeit dem Menschengeschlechte einprägen wollte. Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemein-

den, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handels und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber: hoch aufgeregt durch pfäffische Wuth, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist Alles adlich, seines blauen Blutes froh, und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier giebt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wüthet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Moriscos die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volke wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesammte Volkswirthschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichthum, zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluche jedes Despotismus, der Finanznoth, läßt an den Hausthüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöthe des eigenen Volkes. Und das Ergebniß? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Castiliens verödete Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Italiens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphirend an das Fenster seiner Alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden dictirt, und schreibt darunter:

Philippus teekent met zyn handen
het vreeverbondt met zynen landen.

Nicht minder lehrreich ist ein Blick auf zwei nahe verwandte Handelsrepubliken. Die ungeheure Ueberlegenheit protestantischer Geistesfreiheit tritt uns vor die Augen, sobald wir den finsteren Druck der venetianischen Inquisition, den grundsätzlich zu sinnlicher Schlaffheit erzogenen Pöbel der Lagunenstadt neben die kühne Presse, das trotzige Bürgerthum des nordischen Venedig stellen. Und stolz fühlen wir uns als die Söhne der modernen, christlichen Gesittung, wenn wir das neue Karthago mit dem alten vergleichen. Auf den ersten Blick meinen wir in der Kanaaniterstadt jeden einzelnen Zug des holländischen Staatslebens wiederzufinden. Auch dort ein unablässiger Kampf zwischen der kaufmännischen Oligarchie und einem von erlauchten Feldherren geführten Demos. Dasselbe Mißtrauen des Friedensstaates gegen den Militärstaat, der durch Felddeputirte überwacht wird; dieselbe Weise der Kriegführung durch fremde Söldner und hochausgebildete technische Waffen, im Süden eine verschanzte Postenkette als Barriere gegen die Nomaden der Wüste. Die größte Kauffahrteiflotte der Welt, erprobt in verwegenen Entdeckerfahrten von der malabarischen Küste bis zur Ostsee, monopolsüchtig, fest entschlossen, die westliche Durchfahrt in den Ocean keiner anderen Nation zu gestatten. Ein intensiver Ackerbau, der für den Kaufmann arbeitet; ungeheure Capitalien, die in den mannichfachsten Speculationen, auch in fremden Staatsanleihen Beschäftigung suchen; ein Zeichengeld, den Zeitgenossen nicht minder erstaunlich als der Wechselhandel von Amsterdam. Blühende Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres und weithin in Afrika, allein dem Handel dienend, unfähig, fremde Völker mit karthagischem Geiste zu erfüllen. Und doch — die Tragiker der Hellenen wußten wohl, warum sie ihr „halte Maß, o Mensch“ in allen Chorgesängen bis zur Ermüdung des modernen Lesers als die Summe irdischer Weisheit wiederholten. Mit maßlosem Ungestüm, mit einseitiger Härte verfolgen die Völker des Alterthums den Lebenszweck, der ihnen der höchste ist. Der Handel, allein der Handel füllt jenen Semiten an der Bai von Tunis das öde Dasein aus; ihr ganzer Staat ist von Habgier durchdrungen, wie Aristoteles treffend sagt. Kein Künstler, kein Denker durchleuchtet dies umnachtete Volksthum mit den Strahlen der Idee. Eine rohe banausische Literatur lehrt den Pflanzer, den Kaufmann seine Schätze zu mehren, ein scheußlich lüsterner blutdürstiger Götzendienst

verschärft die Herzenshärtigkeit der Krämer zu grausamer Wildheit. Verzweifelnd kehrt endlich Hannibal der entgeisterten Stadt den Rücken, die nicht vermag einen Helden zu ertragen. Dreimal gesegnet das Christenthum, dem die neue Karthago die Dichtigkeit des geistigen Daseins, die Barmherzigkeit der Sitten dankt!

Mit freudiger Rührung begrüßten die aufathmenden Völker Mitteleuropas die westphälischen Friedensschlüsse, das Ende der gräßlichen Glaubenskriege. Nirgends erklang der Jubel lauter als in Holland, und nirgends brachte der Friede weniger Segen. Die Union hatte in wenigen Jahrzehnten Größeres geschaffen für die Gesittung der Menschheit als manche langlebige Despotenreiche in vielen Jahrhunderten; doch jetzt erfüllte sich auch an ihr die Wahrheit, daß republikanische Staatsformen nicht ausreichen für das verwickelte Leben eines europäischen Großstaates. Sobald die Anspannung des Krieges nachließ, traten die Widersprüche der anarchischen Verfassung grell hervor, der Materialismus des Handels fand nicht mehr ein Gegengewicht an dem Heldenthum eines großen Kampfes. Schon Aristoteles weiß, daß die Zersetzung aristokratischer Staaten langsam und leise anhebt (*μάλιστα λανθάνουσιν αἱ ἀριστοκρατίαι μεταβάλλουσαι τῷ λύεσθαι κατὰ μικρόν*); auch in dieser Republik begann der Niedergang so unmerklich, daß viele holländische Historiker noch heute die Blüthezeit ihres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts suchen und Macaulay zuversichtlich das Jahr 1688 als den Höhepunkt batavischer Herrlichkeit bezeichnet. Die Verkehrtheit dieser Auffassung erhellt schon aus der einen Thatsache, daß gerade in dieser Zeit französische Weise übermächtig eindrang in die Sitte und Sprache der Niederländer. Wie die Union nicht ihrer Verfassung ihre Größe verdankte, so ist sie auch nicht gefallen durch die Wirren ihres Staatsrechts, sondern durch die erschlaffende sittliche Kraft ihres Volkes und durch die Neubildung des europäischen Staatensystems.

Diese Großmacht ohne Land war und blieb eine Anomalie, sie zehrte von dem Unglück der Nachbarvölker, sie besaß nur die rasch versiegende Lebenskraft eines Kleinstaates, nicht jene glückliche Gabe, sich aus sich selbst heraus zu verjüngen, welche große Nationen durch alle Stürme der Geschichte siegreich hindurchführt. Wie rasch war einst die

Herrlichkeit Athens verfallen, weil dem kleinen Staate die Zufuhr frischen Blutes versagt war, und wie viel härter mußte dieser unheilbare Mangel sich bestrafen in den großen Verhältnissen der modernen Flächenstaaten! Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat in Wahrheit den Grund gelegt für die Machtstellung der neuen europäischen Großstaaten. Durch den pyrenäischen Frieden ward die Selbstvernichtung der spanischen Weltmacht vollendet, und mit ihrem Untergange fiel der leitende Gedanke hinweg, welchem die Union bisher die klare Bestimmtheit ihrer diplomatischen Kunst verdankt hatte. Derweil dem Staate also das Steuerruder seiner großen protestantischen Politik aus den Händen glitt, wuchs Frankreich zur ersten Militärmacht des Festlandes heran, England streckte seinen Arm aus nach der Herrschaft der Meere, Rußland that die ersten Schritte nach der Ostsee und dem Pontus, durch die Eroberung Ungarns ward das neue Oesterreich, der Donaustaat, gegründet, und aus dem Wirrsal des deutschen Lebens erhob sich glorreich der preußische Staat. Neben diesen großen Monarchien versanken allmählich die beiden Großmächte, welche die hohe Fluth der Religionskriege emporgehoben hatte: Schweden und Holland. Das Land, das den Zwischenhandel aller Welt in seinen Händen vereinigte, sah einen natürlichen Feind in jeder Nation, die zu starkem Selbstbewußtsein erwachte, doch seine gefährlichsten Nebenbuhler wurden die beiden protestantischen Großmächte.

Deutschlands Schwäche war Hollands Stärke; die Stellung des kleinen Staates an der Spitze des protestantischen Mitteleuropas kam sofort in's Wanken, sobald sich bei uns eine selbständige evangelische Macht erhob. Der Gegensatz der Interessen trat schon leise hervor, als Johann Sigismund von Brandenburg zum reformirten Bekenntniß übertrat, durch die Erwerbung von Preußen und Cleve sein Haus emporhob aus der Enge des territorialen Stilllebens: es scheint wie ein sanftes Vorspiel kommender Verwickelungen, daß der Kurfürst, kaum am Rhein eingetroffen, die tapfere Kirche von Wesel von dem niederländischen Synodalverbande abtrennte und als eine selbständige Landeskirche organisirte (1610). Nach deutscher Weise blieben die Kräfte der jungen Macht durch lange Jahre ungenutzt liegen, und als endlich in dem großen Kurfürsten der Held erstand, der sie verwerthete, da gewann die Union freilich einen treuen Freund und Bundesgenossen, aber auch einen stolzen Nachbar, der deutsches Recht gegen Jedermann wahrte. Er drängte die Garnisonen der Staaten aus den nieder-

rheinischen Landen hinaus und befreite Ostfriesland von der Uebermacht der holländischen Krämer. Die Zerstörung der staatischen Barriere im Nordwesten, die Demüthigung der schwedischen Räuber im Nordosten — das waren die beiden ersten Staffeln auf der langen ruhmvollen Bahn, die den preußischen Staat emporgeführt hat zur Herrschaft in Deutschland. Wieder verfloß ein halbes Jahrhundert, eine Zeit des Verfalls für Holland, des inneren Erstarkens für Preußen; ein ewig mißbrauchter Bundesgenosse half das junge norddeutsche Königreich die Schlachten der englisch-holländischen Politik schlagen. Dann endlich wagte der große König, die Kraft des deutschen Nordens in den Kampf zu führen wider Oesterreich, und sofort lag vor Aller Augen, daß Preußen, nicht mehr Holland, die erste protestantische Macht des Festlandes war. Die Zeit der deutschen Schande war vorüber, die Mitte des Welttheils behauptete wieder ein Recht und einen Willen neben der Uebermacht der Peripherie. Auch die Tage des Söldnerwesens, die dem reichen Kaufmannsstaate so günstig gewesen, gingen zu Ende; das Heer, das Preußens Fahnen in das Herz von Böhmen führte, war trotz schwerer Gebrechen schon ein Volk in Waffen.

Und wie ganz anders, wie viel großartiger als weiland die Union erfüllte der neue deutsche Staat den Beruf, der Völkergesellschaft als der Einiger und Mittler zu dienen! Soeben noch hatten die beiden alten Staatensysteme Europas wie zwei getrennte Welten ein jedes einen gewaltigen Kampf geführt, den nordischen und den spanischen Erbfolgekrieg, ohne daß die beiden Kriege sich verschmolzen. Jetzt erstand ein Staat, der durch sein ganzes Sein — nicht blos, wie weiland Holland, durch die Interessen des Handels — mit dem Nordosten und dem Südwesten zugleich verkettet war. Seine Marken reichten bis dicht vor die Thore Rußlands und Frankreichs, er gehörte dem Welttheil an, denn in ihm lag die Kraft der centralen, der jugendlichsten Nation Europas. Sobald dieser Macht durch einen Genius das Bewußtsein ihrer Pflichten kam, flossen die beiden Staatensysteme in eines zusammen: der Kampf um Preußens Dasein, der siebenjährige Krieg, wurde der erste europäische Krieg im vollen Sinne des Worts. Friedrich der Große schuf die Einheit der europäischen Staatengesellschaft und ihre aristokratische Form, die bis heute wenig verändert fortwährt. In der neuen Pentarchie aber blieb wenig Raum mehr für die Großmacht des siebzehnten Jahrhunderts, die noch bei lebendigem Leibe ihre Nachfolger gefunden hatte: Preußen wurde der glück-

liche Erbe der Landmacht der Union, wie England der Erbe ihrer Seeherrschaft.

Daher jener tiefe stille Haß gegen Preußen und England, der noch heute in dem langsam vergessenden holländischen Volke lebt. Zweihundert Jahre lang hat Holland unserem Staate selten Anderes geboten als Kälte, Undank, Gehässigkeit jeder Art; und doch ist keiner unserer Nachbarn weniger berechtigt als dieser, uns irgend einer Unbill zu zeihen. In Strömen ist preußisches Blut geflossen für Niederlands Freiheit, zweimal gab unser gutes Schwert den Holländern ihr verlorenes Reich zurück, niemals hat unser Ehrgeiz auch nur ein Dorf der sieben Provinzen bedroht; das Wenige, was wir ihnen nahmen, war unser eigen, war deutsches Land. Der historische Proceß, kraft dessen Preußen, die Holländer überflügelnd, zur ersten Landmacht der protestantischen Welt heranwuchs, vollzog sich langsam, ohne offenen Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, so freundlich, daß Friedrich II. jahrzehntelang als der treueste Bundesgenosse der Hochmögenden galt, so in der Stille, daß diese gesammte Entwicklung noch heute von manchem flachen Kopfe ganz übersehen wird. Doch er vollzog sich. Holland sank, weil Deutschland stieg, und je hoffärtiger die kleine Nation einst auf den armen Muff herabgeschaut, um so bitterer empfand sie Preußens Erstarken. Wir Deutschen aber dürfen getrost die Frage aufwerfen: ist nicht durch diese Neugestaltung der Staatengesellschaft eine natürliche Ordnung an die Stelle künstlicher Verbildung getreten? Die Natur der Dinge, recht eigentlich die Vernunft der Geschichte, hat das große evangelische Deutschland wieder emporgeführt auf den Platz, den kleine Nachbarlande nur unserer Zwietracht und Trägheit verdankten. Und weil die neue Großmacht Mitteleuropas auf dem gesunden Grunde eines starken nationalen Lebens ruhte, darum hat sie nicht, wie Schweden, räuberisch ihre Hand ausgestreckt nach aller Welt Enden, sie begnügte sich das deutsche Land, das ihr gebührte, zu beherrschen; sie hat nicht, wie Holland, die Volkswirthschaft fremder Länder für sich ausgebeutet, ihr Wahlspruch war immer: die Freiheit der Meere. Die europäische Politik ward sittlicher, seit die großen nationalen Mächte emporkamen.

Rascher, gewaltsamer trat Hollands anderer Nebenbuhler, England, in die Schranken. Ein starker Seemannsstolz lebte von jeher in dem Inselvolke, auch als die Macht den Wünschen nicht entsprach.

Schon Eduard III. ließ sich von seinen Gemeinen den König der Meere nennen; selbst in Karl's I. unfähiger Staatskunst tauchte einmal der Gedanke auf, England und Niederland zu einer großen Seemacht zu vereinigen. Die Briten lernten von Holland wie Rom von Karthago, und bald ward in Amsterdam die Klage laut: die Kunst des Handels beginnt allen Völkern gemein zu werden. In Cromwell erschien endlich dem maritimen Ehrgeiz der Nation der schöpferische Genius. Er verbot durch die Navigationsacte (1651) den Zwischenhandel allen fremden Flaggen und warf sich mit dem Ungestüm des revolutionären Helden in den Kampf gegen Holland. Auch der elende Karl II. empfand in diesem einen Falle als ein Sohn seines Volks, auch er sprach: et Pontus serviet. In drei fürchterlichen Kriegen maßen sich die beiden Seemächte, doch nicht der Donner der Breitseiten — der friedliche Wetteifer der Arbeit sollte den Kampf entscheiden. Als England nach seiner zweiten Revolution wieder sich selber angehörte und in glücklicher Sicherheit seine beste Kraft der Volkswirthschaft widmete, da mußte die natürliche Ueberlegenheit des Inselvolkes überwältigend offenbar werden. Wie günstig war nicht schon die Weltstellung dicht am Ocean — damals noch bedeutsamer als heute, da die Holländer für die Fahrt vom atlantischen Meere zur Nordsee stets den weiten Umweg um Schottlands Nordspitze wählten. Nur an dieser Stelle konnte das Weltorgan der germanischen Völker entstehen. Und welche unvergleichliche Schule für die Schiffahrt bot die Insellage, die reiche Entwickelung der Küste, während die Union, sobald sie ihr kümmerliches Gebiet zu erweitern versuchte, sich dem Meere nur entfremden konnte! Hier wurde nicht, wie in Holland, erst durch den Handel die einseitige Ausbildung einzelner Richtungen des Ackerbaus und der Industrie hervorgerufen; ein zahlreiches Volk, stark genug, die weite Erde mit seinem Samen zu bedecken, bebaute den üppigen Boden; hunderttausend fleißige Hände in den Fabriken lieferten dem Handel unerschöpflichen Vorrath. Auf diesem gleichmäßigen Zusammenwirken aller Zweige der Production ruhte und ruht Englands wirthschaftliche Größe.

Noch lange gebot Holland über das größere Geldcapital. Doch was frommte dies jetzt, da die Kohlenschachte, die Eisenlager ihre wunderbaren Schätze öffneten und die neue Großindustrie aufstieg, welche der massenhaften working hands bedarf, weil sie für das Bedürfniß der Massen arbeitet? da das englische Capital sich täglich in neue Unternehmungen mit einer tollkühnen Rührigkeit stürzte, welche,

unfaßbar den bedachtsamen Handelsgewohnheiten der Holländer, das Nahen eines neuen Zeitalters der Volkswirthschaft ankündigte? Im Jahre 1650 verhielt sich der holländische Handel zum englischen wie 5 : 1, hundert Jahre darauf wie 6 : 7, im Jahre 1792, nach dem Aufkommen der neuen Maschinengewerbe, wie 2 : 5. Die Briten, denen der Holländer einst seine Waaren zugeführt, warfen nunmehr ihre eigenen Producte in Massen auf die deutschen und holländischen Märkte, also daß Rotterdam fast wie eine englische Stadt erschien. Auch in den Kolonien triumphirte überall der angelsächsische Stamm. Er besiedelte Amerika. Seine ostindische Compagnie erkannte schneller als ihr holländisches Vorbild, daß die Zeit der Handelsmonopole abgelaufen sei, sie gab den Zwischenhandel in Indien frei, und herrlicher als das alternde Batavia strahlte die jüngste Königin des Ostens, Calcutta. Der Denker aber erblickt auch hinter diesem Wettkampf das Walten eines historischen Gesetzes. Wer erkennt nicht das stätige Fortschreiten der expansiven Civilisation; wer nicht die tiefsinnige Wechselwirkung der politischen und der volkswirthschaftlichen Kräfte in der Reihenfolge der Mächte, welche nach einander die Seeherrschaft unter den Germanen behaupteten? Auf den weithin versprengten Städtebund der Hansa folgte die niederländische Republik, die immerhin ein Staat war mit geschlossenem Gebiet, auf diese England, ein nationales Reich mit eigenem Ackerbau und Gewerbfleiß, und kraft derselben Nothwendigkeit wird dereinst Nordamerika, das über die unermeßlichen Hilfsquellen eines Welttheils gebietet, die erste Seemacht der Erde sein.

Unterdessen ward in Frankreich durch die starke Hand der beiden Cardinäle die Staatseinheit vollendet, die Eroberungslust des stolzen Volkes durch die Siege des dreißigjährigen Krieges krankhaft gesteigert. Schon längst drohte dem Gleichgewicht Europas eine größere Gefahr von dieser aufblühenden Militärmacht als von dem tief gedemüthigten Spanien; nicht am wenigsten die Angst vor dem übermächtigen Bundesgenossen hatte die Edelmögenden bestimmt, einseitig den Frieden von Münster abzuschließen und — also den Bourbonenhof unvergeßlich zu beleidigen. Der junge König, der jetzt die reiche Erbschaft der Cardinäle antrat, sah mit dem Hasse des Despoten auf den état populaire an seiner Grenze. Sein Colbert führte den Gedanken der Staatseinheit in der Volkswirthschaftspolitik bis zu den letzten Folgerungen durch: der Tarif von 1664 und eine lange Reihe von Einfuhrverboten wurden den holländischen Waaren ebenso verderblich wie Cromwell's Navi-

gationsacte der Schiffahrt der Niederlande. Die allmächtige Staatsgewalt gründete rastlos neue Handelscompagnien und Fabriken; die Kriegsflotte, Richelieu's Schöpfung, ward verstärkt, der Grundsatz „la robe d'ennemi confisque celle d'ami" schonungslos angewendet gegen die holländische Flagge. Herrisch erklärte der König: das Mittelmeer gehört Uns souverän und eigenthümlich an. Das Merkantilsystem war der getreue Ausdruck des abweisenden Staatsegoismus der Zeit; die Völker bekriegten sich durch Tarife noch wirksamer als durch Kanonen. Ueberall fand das Beispiel Cromwell's und Colbert's Nachahmung, selbst das befreundete Schweden erschwerte durch sein Producteplakat den Holländern die Schiffahrt. Durch diese Verwandlung der Staatengesellschaft wurde die alte Machtstellung der Union unhaltbar. Wie sollte der kleine Staat zugleich gegen Englands Seemacht sich behaupten und zu Lande vor der Habgier der Bourbonen sich schützen? wie das Monopol des Welthandels aufrecht halten im Kampfe mit dem erstarkenden Selbstgefühl der anderen Völker? Was die Kraft des nationalen Gedankens bedeute, das erfuhr die Union soeben schmerzlich durch die Portugiesen, welche, des spanischen Joches entledigt, mit der lodernden Begeisterung eines freien Volkes sich auf das holländische Brasilien stürzten. Und wie nun, wenn die beiden Westmächte sich verbündeten zur Demüthigung der Handelsrepublik — ein Bund, den auf die Dauer keines Menschen Witz verhindern mochte?

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, da allein fester Einmuth den Staat retten konnte, ward die Union der Tummelplatz verblendeter Parteiherrschaft. Der plötzliche Tod Wilhelm's II., der nur einen nachgebornen Sohn hinterließ, warf der Staatenpartei die Zügel des Gemeinwesens in den Schooß. Da sie den Sieg der Laune des Glücks allein verdankte, so ward er auch ausgebeutet mit einer rücksichtslosen Gehässigkeit, welche die Oranier bei ihren Triumphen stets verschmäht hatten. Längst harrten die Patricier auf den Tag der Rache, auf die Vergeltung für die Hinrichtung Oldenbarneveldt's, für die letzten Gewaltschritte Wilhelm's II.; sie nannten sich drohend die Loevesteinsche Partei nach jener Festung, wohin die Oranier ihre besiegten Gegner zu schleppen pflegten. Jetzt schlug die ersehnte Stunde. Eine außerordentliche Versammlung der Generalstaaten, die groote Vergadering (1651), erklärte das Verfahren Wilhelm's für ungesetzlich und — vollführte selber einen ärgeren Staatsstreich. Mit hochtönenden republi-

kanischen Kraftworten verwiesen die holländischen Regenten auf das Vorbild des ältesten Freistaates, des jüdischen, der ohne ein Oberhaupt herrlich bestanden habe. Der Widerspruch aus den Landprovinzen ward überhört, die Ernennung eines neuen Statthalters unterblieb, nur in Friesland und Groningen behauptete noch die Nebenlinie der Oranier die ererbte Würde. So ward ein wesentliches Glied aus der Verfassung ausgebrochen; Particularismus, Regentenwillkür, Krämerselbstsucht zitterten nicht mehr vor einem demokratischen Helden. Amsterdam und Holland beherrschten die Union, königlicher Pomp umgab die Staaten von Holland, die sich fortan die Edelgroßmögenden nannten und in Wahrheit an die Stelle der Hochmögenden traten. Allsonntäglich ward dem Jan Hagel durch das neue Kirchengebet eingeschärft, die Herren Staaten von Holland seien seine einzige Obrigkeit von Gottes Gnaden, und triumphirend riefen die Söhne des Grotius den Rächern ihres Vaters zu:

collegiumque quo potentius nulla
adspexit aetas post Quiritium leges
uni subactas consulumque vim fractam.

Wie ein Siegeszeichen des Patriciats erhob sich jetzt auf einem Roste von 14,000 Mastbäumen aus dem schlammigen Strande das Capitol dieses Senats, das Rathhaus von Amsterdam — das achte Wunder der Welt, wenn man dem Holländer glaubte. Jedermann durfte eintreten durch eine der sieben Thüren, welche sinnvoll die sieben Provinzen vorstellten, und droben an den schimmernden weißen Marmorwänden des großen „Bürgersaales“ die prahlerische Inschrift lesen, die in langathmigen Versen von Hollands Macht und Pracht erzählte und nebenbei mit einigen Worten nicht ganz unverdienten Lobes auch des alten Herrgotts gedachte.

Wähnte man durch dies lärmende Selbstlob vor der Welt zu verhehlen, daß eine harte Parteiherrschaft auf dem Lande lastete? Mißmuthig sah der kleine Mann der Allmacht der Regenten zu, er fragte wo sein Schützer sei, er lauschte auf die Worte der Veteranen, die von Herzogenbusch und Wesel, von dem Kriegsruhm der großen oranischen Tage erzählten. Wenn der kleine Prinz von Oranien hinausfuhr nach dem Haus im Busch, dann strömte jubelnd das Volk zusammen, alle Hüte flogen in die Luft vor dem schwächlichen Knaben, dem letzten Erben des Heldengeschlechts, und bald klang es drohend aus den Massen: „Ist unser Prinzchen noch so klein, so soll er doch Statthalter sein!“ In

der That sollten die zwei Jahrzehnte des statthalterlosen Regiments (1650—72) unwiderleglich beweisen, daß die Union des Statthalteramtes nicht entbehren konnte. Wie mit zerbrochener Nabe knarrten die Räder der unförmlichen Verfassungsmaschine. Keine Provinz, die nicht heimgesucht ward von innerem Unfrieden, seit das Fürstenhaus fehlte, das so oft die Hadernden beschwichtigt. In Holland selbst ließ sich die belobte republikanische Freiheit nur aufrecht halten durch Gewaltmittel, welche stark an die Künste der venetianischen Polizei erinnern: mehrmals wurden im Haag Druckereien geschlossen, welche oranische Parteischriften unter die Masse warfen, Spione der Herren Staaten behorchten auf den Treckschuiten das Gespräch der unzufriedenen Marktleute. Jeder Versuch der Gilden und Schutteryen einen politischen Willen zu äußern galt als Empörung; das flache Land und die kleinen Communen empfanden schmerzlich, daß sie in Wahrheit, wie Spinoza in seinem **tractatus theologico-politicus** schilderte, **sub regimine** der vollberechtigten Städte standen.

Je lauter das Volk nach seinem Prinzen rief, um so störrischer traten die Edelgroßmögenden dem gefürchteten Kinde entgegen. Die holländische Seclusionsacte (1654) schloß den Oranier feierlich von den hohen Staatswürden aus. Die Denkschrift, welche Holland zur Rechtfertigung dieses neuen Staatsstreichs an die murrenden Landprovinzen richtete, bleibt dem Politiker theuer als eines der aufrichtigsten Geständnisse des modernen Mammonspriesterthums, als das unerreichte Vorbild für alle jene gesinnungstüchtigen Krämerrechnungen, welche dem Bürgerthum unserer Tage vorhalten, daß der deutsche Kaiser zehnmal mehr Geld zu verjubeln hat als der Präsident von Nordamerika. Gleichwie heute der schmutzige Materialismus, der seinen Gott und sein Vaterland nach Thalern und Groschen schätzt, mit idealistischen Freiheitsphrasen einherprunkt, so beginnt auch jene staatische Denkschrift mit einer beweglichen Schilderung von dem Ungemach der Knechtschaft. Dann folgt die landesübliche Aufzählung der Tyrannen der Geschichte von Pisistratus und Cäsar bis auf die Visconti, und nun die entscheidende Frage: wie viel Geld hat dies unersättliche oranische Haus von 1586 bis 1650 der Union gekostet? Baare 19,699,855 Livres und fünf ganze Sols! Sogar ein Taufgeschenk von 1800 Liv., das die Herren Staaten vor fünfzig Jahren als Pathen einem oranischen Neugeborenen in die Wiege gelegt, steht mit in der Rechnung verzeichnet. Schade nur, daß die gewissenhaften Kaufleute die Frage gar nicht auf-

werfen, ob diesem Soll der Firma Oranien nicht auch ein ansehnliches Haben gegenüber stehe, ob das Blut von Mook und Heiligerlee, die Rettung des Vaterlandes und des Glaubens nicht unter Brüdern immerhin auf einige Gulden zu schätzen sei. Der kleine Prinz gilt den Staaten nur als ein Einwohner der Provinz Holland, ein geborener Unterthan der Edelgroßmögenden." Doch um die oranische Partei zu beschwichtigen, erklären sie ihn für ein Kind des Staates: sie sorgen für seine Erziehung, quälen die Prinzessin-Wittwe beharrlich durch ihre mißtrauische Aufsicht, und wenn der große Kurfürst sich einmal dringend für seinen jungen Neffen und Mündel verwendet, so giebt man kurze Antwort oder beschließt auch wohl, die Zuschrift des Brandenburgers als nicht gelesen zu betrachten. Endlich wird durch das ewige Edict (1667) das Statthalteramt für Holland auf immer abgeschafft, der Prinz muß beschwören, er wolle niemals nach einer Würde trachten, die einer Republik nicht ansteht.

Und sicherlich, ein bedeutendes Bild republikanischer Größe tritt uns entgegen in jenem kleinen Hause am Kneuterdyk, wo das Haupt der siegreichen Partei, Johann de Wit, mit einem Diener und einer alten Magd seine bescheidene Wirthschaft führt. Ein Mann der Arbeit, der niemals jung gewesen, steht er schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre, da er das Amt des Rathspensionärs übernimmt, als ein gereifter Politiker da; er beherrscht die auswärtige Politik der Union unumschränkt, die innere soweit ein Einzelwille in dem vielköpfigen Gemeinwesen zu entscheiden vermag; er lebt und webt in Staatsgeschäften mit seltener Arbeitskraft, mit einer unbestechlichen Rechtschaffenheit, die in der oligarchischen Verderbniß dieser statthalterlosen Zeit bereits anfängt für auffällig zu gelten. Und doch ist dieser andere Oldenbarneveldt, dies Urbild des altholländischen Regenten ein Parteimann vom Wirbel bis zur Zehe; jenen Edelsinn, der das persönliche Gefühl verleugnet um der Idee willen, suchen wir vergeblich unter diesen harten niederländischen Naturen. Und wie immer in langwierigen Parteikämpfen der Factionsgeist sich allmählich verhärtet und verbittert, so erscheint auch Johann de Wit kleiner, engherziger als jener erste große Rathspensionär. Er haßt den Oranier als den Prätendenten, der ihm sein republikanisches Staatsideal zu zerstören droht, aber auch als den Sohn jenes Wilhelm's II., der den alten de Wit in den Kerker geworfen hat. Das „Kind des Staates" wird sorgfältig erzogen, denn für gutes Geld fordert der solide Kaufmann guten Unterricht; aber wehe den Junkern in der Umgebung

des Prinzen, die sich unterfangen, mit den fürstlichen Verwandten auswärts Briefe zu wechseln: unnachsichtliche Strafe, Tod oder Verbannung, ist ihr Lohn. Ein Freund Spinoza's, ein bedeutender Mathematiker, hochgebildet und durch die Kühnheit seiner volkswirthschaftlichen Ideen selbst die holländischen Zeitgenossen weit überragend, bleibt de Wit mit all' seinem Wissen doch ein enger einseitiger Kopf. Nur zwei Klassen der Menschen, Kaufleute und Gelehrte, sind ihm verständlich; er zuckt die Achseln über die kleinen Leute, belächelt ihre leidenschaftliche Hingebung an das Heroengeschlecht der Nation als knechtischen Pöbelwahn, und von dem gewaltigen cäsarischen Ehrgeiz, der an dem Bourbonenhofe immer dreister und drohender hervortritt, läßt er sich nichts träumen. Manch schönes Bild verherrlicht noch den kleinen hageren Mann mit den scharfen strengen Zügen, wie er, angethan mit der dreifarbigen Schärpe, hinauszieht an die Buitenkant von Amsterdam, um sich selber an das Steuerruder des Admiralschiffs zu stellen und die Flotte hinauszuführen durch die stürmischen Gewässer der Südersee, dem Feind entgegen. Und trotzdem sind die Gedanken des tapferen Bürgers ganz befangen in der Friedensseligkeit des Krämers. „Friede in unseren Tagen und Friede überall, weil unsere Commercien überall hingehen,“ schreibt sein Genosse Boreel, dem Freunde aus der Seele.

Der Rathspensionär sah in Englands Seemacht den gefährlichsten Gegner der Union — und wer darf diesen leitenden Gedanken schlechthin verwerfen? Um so unbegreiflicher die Sorglosigkeit dem französischen Hofe gegenüber. Zuversichtlich bis auf Heller und Pfennig bewies de la Cour, daß Frankreich einen Angriff auf Holland niemals wagen werde, da die Kosten der Eroberung nicht im Verhältniß ständen zu dem Gewinne; den Edelgroßmögenden war kein Zweifel, daß auch der Despot an der Seine gleich ihnen selber durch die Rechnungen des Klüngels sich bestimmen lasse. Man ließ die Festungen verfallen, man schwächte das Heer — aus kaufmännischem Geiz und aus Parteihaß, da die Offiziere allesammt zur oranischen Partei gehörten. Während der kriegerische Geist im Volke grundsätzlich darniedergehalten wurde, wähnte man die Ländergier des Bourbonenhofes zu beschwichtigen durch Beweise der Ergebenheit, die der Selbstentwürdigung sehr nahe kamen und den gepriesenen republikanischen Stolz in seltsamem Lichte erscheinen ließen. Sol Gallis exorte tuis super omnia regnas imperia — sang der gelehrte Holländer Keuchenius dem allerchristlichsten König zu.

Unterdessen hatte Cromwell den Krieg um die Herrschaft der Meere begonnen. Wohl kämpfte der holländische Seemann in den zwölf großen Seeschlachten dieser wilden fünfzehn Monate noch mit dem alten Muthe, und noch einmal wie in besseren Tagen segelte Tromp mit dem Besen am Mastbaum triumphirend durch den Kanal. Doch die Briten verstanden, wie einst die Holländer gegen die Portugiesen, den Vortheil des Emporkömmlings zu benutzen: unermeßliche Beute brachten ihre Kaper auf, und zuletzt, im Frieden von Westminster (1654), mußte die Union die Navigationsacte des Protectors anerkennen, den britischen Schiffen in den englischen Meeren den Flaggengruß versprechen — eine grausame Demüthigung nach den Begriffen der Zeit. Wie tief war doch das Ansehen der Niederlande gesunken, wenn Cromwell auch nur den Plan fassen konnte, die beiden seegewaltigen Republiken zu einem Gemeinwesen unter Englands Führung zu verbinden! Und mindestens ein beherrschender Einfluß auf das innere Leben der Union ward ihm gewährt durch die Parteiwuth der Regenten. Der Rathspensionär und der Protector begegneten sich in dem Hasse gegen die verbündeten Dynastien der Stuarts und der Oranier: jene Seclusionsacte, welche den Prinzen von Oranien von den hohen Staatswürden ausschloß, war mit Cromwell verabredet. Mit tiefem Ingrimm erzählte sich der oranische Demos, sein Prinz müsse leiden auf den Machtbefehl des Landesfeindes, des Englischmanns. Wie die Masse der Engländer in ihrem größten Herrscher niemals etwas Anderes sehen wollte als den Usurpator, so verfolgte auch das niederländische Volk den Königsmörder mit um so wilderem Hasse, je demüthiger fortan die Regenten vor dem Gewaltigen sich beugten. In Amsterdam tanzte die Menge auf den Straßen und jubelte „der Teufel ist todt," als der Mann gestorben war, der die Schlüssel des Festlandes an seinem Gürtel trug. Die Rückkehr Karl's II. galt dem Jan Hagel als der sichere Vorbote der Wiederherstellung der oranischen Macht.

Auch die späteren diplomatischen Leistungen dieser statthalterlosen Epoche beweisen immer auf's Neue, daß eine Kaufmannsregierung selbst unter fähiger Leitung, für die große Politik verloren ist. Kein Wunder wahrlich, daß de Wit und seine Freunde die Haltung des großen Kurfürsten während des ersten nordischen Krieges mit gehässigem Tadel brandmarken. Welch ein beschämender Abstand: der kleine deutsche Fürst führt sein soeben aus dem Nichts geschaffenes Heer durch den Sieg von Warschau in den Kreis der großen Militärmächte ein; dann

wagt er, der polnischen Hoheit entledigt, mit kühner Schwenkung jene „gute Cavalcade" nach Schleswigholstein, die seinen Adlern zum ersten male den Weg gen Düppel und Alsen weist, und ruft die ehrlichen Deutschen auf, nicht mehr schwedisches Brot zu essen, Oder, Elbe und Weserstrom zu befreien aus fremder Nationen Gefangenschaft — und dem gegenüber die reiche Seemacht, besorgt um ihren Ostseehandel und doch nicht gewillt zu kämpfen gegen das räuberische Schweden, schwankend von einer Halbheit zur anderen, bis endlich beim Friedensschlusse von Oliva die Verhandelnden Hollands Vermittelung schnöde zurückweisen! Und welch eine Demüthigung vor den wiederhergestellten Stuarts! Dieselben Regenten, die soeben noch mit dem großen Protector Freundschaftsgrüsse gewechselt, liefern jetzt unterwürfig die in das gastliche Holland geflüchteten Königsmörder an Karl II. aus, sie betheuern, jede staatische Flotte werde die Flagge streichen vor der kleinsten englischen Jacht, und ernten mit all dieser Schmach nur herausfordernden Hohn. Der zweite Krieg mit England bricht aus, der große Ruyter läßt die Staatenflagge in der Mündung der Themse wehen, der Donner seiner Kanonen bringt bis an den Hof von Whitehall; doch auch diesmal bleibt im Frieden die Ehre der Flagge den Briten, und das herrliche Neuniederland geht verloren. Währenddem liegt die Landmacht der Republik so jämmerlich darnieder, daß der streitbare Bischof Bernhard von Münster fast ohne Widerstand ihr Gebiet verheeren darf; im Reiche ruft man spöttisch: die Union läßt sich beißen von einer Maus!

Dann wagt Ludwig XIV. seinen ersten großen Schlag gegen den Osten, den Einfall in Belgien. De Wit aber ermannt sich zu einem schwächlichen Gegenschlage, er schließt mit England und Schweden die mit Unrecht vielgerühmte Tripelallianz (1668), die den vorsichtigen Eroberer zwingt seine Pläne zu vertagen und sich mit dem größten Theile der gehofften Beute zu begnügen. Doch während die Edelgroßmögenden im Haag des gelungenen Schachzugs sich freuen, rüstet der König, den ketzerischen Freistaat zu züchtigen, und schließt den Kriegsbund mit dem feilen Stuart. Das Jahr 1672 bringt endlich die Katastrophe; die Sonne Ludwig's, so oft von ergebenen holländischen Poeten gefeiert, versucht „den Sumpf auszutrocknen, worin die holländischen Frösche sich verstecken." Das glänzende Heer des Bourbonen überschreitet den Rhein, und seine Hofdichter verkünden, was der Besiegten wartet: Peuple né pour servir que mon bras abandonne! Die Raserei der Angst fliegt über das Land, weithin hallt der Jammerruf „Holland

in Noth!" Binnen einiger Wochen öffnen 83 feste Plätze ihre Thore, Ludwig's Dragoner schweifen bis auf wenige Meilen von Amsterdam, die reichen Kaufherren fliehen nach Hamburg, nach Dänemark, ja nach dem feindlichen England. Die Magazine stehen leer, da Mynheer, getreu dem Glauben, daß Gold nicht stinkt, die Vorräthe an den Feind verkauft hat. Drei Provinzen unterwerfen sich, Overyssel entsagt förmlich der Union und tritt unter die Hoheit des Bischofs von Münster. So gräßlich geht an dem Heldenvolke des achtzigjährigen Krieges der Fluch des Mammons in Erfüllung, zu so namenloser Schande führt der feige Wahn, der den Frieden für das höchste der Güter hält!

Da wirft der große Kurfürst, so oft mißhandelt von dem Krämerstolze der Nachbarn, hochherzig sein kleines Heer an den Rhein, und Spanien, besorgt um seine belgischen Provinzen, ergreift die Waffen für den alten Feind — zwei Thatsachen, die allein schon genügen, die völlige Umgestaltung des Staatensystems zu erweisen. Zugleich erhebt sich in Holland der mannhafte Demos und ruft nach der rettenden Hand des Oraniers: „Oranie boven, de Witten onder; wer't anders meent, den sla de donder." Das ewige Edict wird aufgehoben, der Prinz mit der Führung des Heeres betraut. Aber das empörte Volk, nicht befriedigt von dieser unblutigen Revolution, verlangt nach einem Opfer. Wer kennt nicht das Entsetzen jenes schwülen Augusttages, da der wüthende Pöbel vom Haag unter gellenden Hochrufen auf den Prinzen die Gevangenpoort erbricht, den Rathspensionär und seinen Bruder Cornelius packt und die beiden Unseligen in Stücke reißt? Gräßlicher noch, wie zäh der Parteihaß fortlebt in dem nachtragenden Volke. Keine Spur von Reue nach vollbrachtem Gräuel, noch lange weist der kleine Mann triumphirend die Stücke Fleisches vor, die er den Regenten mit seinen Zähnen aus dem Leibe riß, die rechtgläubigen Prediger preisen die gerechte Strafe an den Feinden des Herrn. Der Oranier aber darf die Unthat nicht strafen: er ist ein Parteihaupt, nicht ein König. So über die Leichen seiner großen Feinde hinweg schreitet Wilhelm III. an die Spitze des Staates, die Flugschriften der Zeitgenossen rühmen „den aus tiefem Schlaf wieder aufgewachten niederländischen Leuen." Eine neue Zeit des Glanzes beginnt — eine Zeit des Ruhmes nicht für die Republik, nur für den Helden, der sie leitet. —

Welcher Mann von germanischem Blute beträte gleichgiltigen Sinnes den geweihten Boden jener Ecke des Lahnthales, wo dicht über einander das Schloß der Freiherren von Stein und die Burg der

Nassauer aufragen — die Stammsitze der beiden Helden, die zweimal das zagende Europa wider den romanischen Welteroberer in die Schranken führten? Ist es nicht, als hätte der alte oranische Stamm noch einmal, ehe er ausging, seine ganze Kraft gesammelt, um diesen letzten und größten Sproß, Wilhelm III., zu bilden? Von der Wiege an ein Opfer der Parteiwuth, beargwohnt und gequält von erbitterten Feinden, weiß der Prinz früh jedes Wort, jede Miene zu beherrschen; er tritt den Regenten mit vornehmer Sicherheit entgegen und bildet in sich die Eigenart des oranischen Geschlechts bis zur härtesten Schroffheit aus. In einem Briefe, der einen Freund zu geordnetem Wandel ermahnen soll, redet der Fünfzehnjährige bereits als ein fertiger Mann. Mit der frühreifen Einseitigkeit thatkräftiger Naturen wendet er all sein Denken auf den Staat, er lernt von den Sprachen genau so viel als zum diplomatischen Briefwechsel gehört, von der Mathematik nur was der Festungskrieg verlangt; der Liebreiz der Kunst berührt diese männische Seele nicht, nur bei der Wolfsjagd, auf dem Schlachtfeld erheitern sich die strengen Züge des schweigsamen Mannes. Erzogen in dem harten Glauben seines Hauses weiß er sich berufen durch Gottes Gnade, zu fechten für die Freiheit der Welt; unbefangen, ein rechter Holländer, trägt er auch seinen persönlichen Haß mit hinein in den großen Streit. So beginnt er den Kampf gegen Ludwig XIV., wie einst sein Ahnherr gegen Philipp II. stand; auch er will seinen Vätern gleich eher das Land ersäufen hinter den zerstochenen Deichen als dem fremden Zwingherrn zu Füßen fallen. Der unerfahrene Jüngling lernt von den großen Feldherren des feindlichen Lagers und bewährt das Heldenthum der sittlichen Ausdauer, das wir so oft in Freiheitskriegen bewundern; er versteht, wie sein Ahnherr, wie Coligny und Washington, zwar geschlagen zu werden, doch nie besiegt. Und dürfen wir Deutschen je vergessen der männlichen Freundschaft, die den Oranier mit seinem Oheim von Brandenburg verband? Wir beide sind, schreibt er einmal dem Kurfürsten, so fest vereinigt, wie Himmel und Erde an einander hängen. Dürfen wir vergessen, was unser Rheinland den beiden Freunden dankt? Wie jammervoll lag unser Reich darnieder, seine uralte Bildung nahezu vernichtet, seine Sprache wie ein Bettlermantel geflickt mit den Fetzen fremder Kleider — und daneben der Hof von Versailles, wie dort der Strom eines reich entwickelten Volksthums in hohen Wogen ging, Macht und Schönheit, Bildung und Genuß in einem großen Zuge des Lebens sich bewegten! Wahrlich, ohne den Heldensinn des

Hohenzollern und des Oraniers verfiel der Rhein rettungslos dem überlegenen Staate, der überlegenen Gesittung der Franzosen. Nach jahrelangen Kämpfen, nach immer erneuten und immer vergeblichen Versuchen, das gesammte Europa durch ein Bündniß gegen Frankreich zu einigen, geräth endlich weithin die protestantische Welt in Aufruhr, da Ludwig die Hugenotten vertreibt und in England der bigotte Jacob II., der Vasall des Bourbonen, die Rechte des Staates und der Kirche mit Füßen tritt. Welch eine Aussicht: Englands Seemacht mit dem Landheer Frankreichs verbündet, die zwei katholischen Höfe des Westens im Begriff noch einmal den Jammer der Religionskriege über den Welttheil heraufzuführen! Da verabredet der große Kurfürst als ein sterbender Mann mit seinem Neffen jenes große gemeinsame Unternehmen der Protestanten Nordeuropas, das den englischen Staat dem Einfluß der Bourbonen, der Willkür der Stuarts entreißen soll: Wilhelm wagt seinen kühnen Befreierzug nach England — eine That gewaltig genug ihn, der sie leitete, unter die Unsterblichen zu erheben, und doch nur eine Scene in dem großen Drama dieses Lebens. Dann löst der wunderbare Mann die unmögliche Aufgabe, zugleich als ein constitutioneller König zu regieren über den undankbaren murrenden Briten und Schotten, als ein Despot in dem meuterischen Irland, als republikanischer Beamter in der Anarchie seiner Heimath, und führt dabei den Kampf gegen Frankreich unablässig weiter, bis endlich an der Neige seiner Tage der kühnste Traum seines Lebens in Erfüllung geht. Die große Allianz Europas wider den herrischen Bourbon, die lang geplante, kommt zu Stande, Wilhelm's letzte Thronrede wird das Kriegsmanifest des spanischen Erbfolgekriegs. Noch ein Jahrzehnt nach seinem Tode bestimmen seine Gedanken das Schicksal der Welt: sein Schatten schreitet durch jene Heere, die bei Malplaquet und Oudenarde, bei Blenheim und Turin das Gleichgewicht Europas vor Frankreichs Uebermacht erretten.

Ein gewaltiges Herrscherleben sicherlich, und doch sank Hollands Macht unter diesem seinem größten Fürsten. Wilhelm war ein Held Europas, nicht eines Landes, the world's great patriot, wie Addison ihm zurief. Auf Augenblicke gelang ihm wohl den hehren Geist vergangener Tage wachzurufen in seinem Volke: als er die Fahrt gen England begann, da segneten die Prediger in den überfüllten Kirchen Amsterdams den anderen Gideon, der hinauszog in den heiligen Kampf, und fluchten dem Rehabeam zu Paris, der freilich auch die Härings-

einfuhr aus Holland verboten hatte. Allein überschauen wir Wilhelm's Wirken im Ganzen, so erscheint er doch nur als der große Herrscher einer sinkenden Nation, die selbst nach der Schande von 1672 die verlorene Mannheit nicht wiederfindet. Nur durch harte Drohungen zwingt er in jenem Schreckensjahre die Friesen, ihre Deiche zu zerstechen. Nachher kann er doch nicht verhindern, daß die Hochmögenden im Frieden von Nymwegen den großen Kurfürsten treulos preisgeben — und vor Kurzem noch hatte die Union die Schlacht von Fehrbellin durch einen Bettag gefeiert, dem treuen Alliirten verheißen, sie werde ihm seine hochherzige Hilfe nie vergessen! Damit der oranische Feldherr nicht allzu mächtig aufsteige, wird die „unchristliche Abandonnirung“ des deutschen Bundesgenossen beschlossen. Sein Leben lang zerrt und streitet sich der letzte Oranier in aufreibenden Händeln mit der Friedensseligkeit der Regenten von Amsterdam, die ihm einmal kurzweg erklären: „die Erniedrigung von Frankreich, die Eroberung der Welt ist uns nicht so theuer als unsere Privilegien;“ hundertmal schelten seine Briefe „diese unbegreifliche Gleichgiltigkeit gegen die auswärtige Politik.“

Er bleibt ein Holländer in Sitte und Neigung; wie oft sehnt er sich von der ungastlichen Insel hinweg nach den heimischen Sümpfen, und kommt er einmal hinüber, dann eilen viele Meilen weit die Schlittschuhläufer zu Tausenden herbei den Helden zu begrüßen, der in England nur mit bewaffnetem Gefolge sein Schloß verlassen darf. Aber in der großen Rechnung seiner europäischen Pläne ist die geliebte Heimath doch nur ein Factor, der anderen größeren Posten nachstehen muß. Der Holländer de Wit sah scheel auf Englands Seemacht und rang mit ihr; für Wilhelm's europäische Politik war der Bund mit England unerläßlich, wenn auch die Heimath darunter leiden sollte. Und sie litt wirklich. Der Argwohn der Briten wider die holländischen Neigungen ihres neuen Königs erwies sich bald als ebenso grundlos wie in unseren Tagen das Mißtrauen der Insulaner gegen den coburgischen Einfluß. Wilhelm III. war ein Fremdling, ein Usurpator auf Englands Thron, er mußte, wenn er sich halten wollte, das neue Vaterland dem alten vorziehen. Die harten englischen Zollgesetze blieben aufrecht, die Navigationsacte ward sogar in den Kolonien durchgeführt; unter der Regierung des Holländers entstanden die beiden großen Geldmächte, die Bank von England und die neue ostindische Compagnie, welche dem niederländischen Handel verderblich wurden. In dem friedlichen Wett-

eifer zwischen den verbündeten Völkern trat Englands Uebergewicht rasch hervor; der Name der „Seemächte“ galt als ein Collectivbegriff in der Sprache der Diplomaten und er bedeutete bald, wie Friedrich der Große boshaft bemerkt: das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe am Schlepptau. Schon in der Seeschlacht von La Hogue ist dies Machtverhältniß unverkennbar: die staatische Flotte kämpft ehrenvoll neben der englischen, doch die Entscheidung kommt durch die Briten. Ja in jener letzten Thronrede spricht Wilhelm selber aus, daß er England als die führende Macht betrachte; er ruft den Gemeinen des Königreichs zu: „an der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks wird man erkennen, ob Ihr ernstlich wollt, daß dies England die Wage der Welt in Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe.“ — Die Geschichte Europas wird immer den Tag in Ehren halten, da jener größere Wilhelm der Eroberer an Englands Küsten landete und das Haus Oranien dem britischen Volke, wie so oft den Niederländern, seinen stolzen Wahlspruch zurief: je maintiendray! Dem Holländer aber ist zu verzeihen, wenn er mit gemischten Gefühlen auf diesen Glanztag der englischen Annalen blickt.

Auch das Verfassungsleben der Union verdankt dem letzten Oranier wenig. Wilhelm war Generalcapitän der Union, seit 1674 Erbstatthalter in fünf Provinzen, er erlangte durch die Neuordnung der Provinzialverfassungen das Recht, die Magistrate in den meisten Städten zu ernennen. So gebieterisch schaltete sein Einfluß, daß in seinen letzten Jahren zuweilen die Erklärung genügte: „der König will es, so muß es geschehen.“ Er hatte das Glück, in den Reichspensionären Fagel und Heinsius zwei einsichtsvolle treu ergebene Genossen zu finden. Statthalter und Pensionär, der Kriegsstaat und der Friedensstaat der Union, die lange verfeindeten, wirkten einträchtig zusammen, und die Welt spottete: der Oranier ist Statthalter in England, König in Holland. Aber dieser gedeihliche Zustand, der lebhaft an den norddeutschen Bund erinnert, stand doch nur auf zwei Augen. Die rettende That, deren der kranke Staat bedurfte, die Gründung der Monarchie, ward nicht gewagt, denn Wilhelm scheute die Wirren, welche, unzertrennlich von solcher Umwälzung, den kühnen Gang seiner europäischen Pläne leicht stören konnten. Die friesische Nebenlinie wollte auf ihr Statthalteramt in zwei Provinzen nicht verzichten. Als Gelderland dem Prinzen die erbliche Herzogswürde anbot, da lärmten die Edel-

großmögenden von Holland, erinnerten salbungsvoll an den unvermeidlichen Gideon und beriethen alles Ernstes, ob man nicht besser thue sich dem König von Frankreich zu unterwerfen. Wilhelm schlug den Herzogshut aus, und auch als er den englischen Thron bestieg, versuchte er nicht dies widersinnige Staatsrecht zu ändern, kraft dessen ein König der Unterthan der Hochmögenden sein sollte. Ihm genügte der persönliche Einfluß, und der in England das parlamentarische Königthum begründete, er hat daheim die brüchigen Gesetze seines Landes oftmals unbedenklich übertreten. Auch in ihm lebte die Vorliebe seines Hauses für den kleinen Mann; doch den Gilden einen Antheil am Stadtregiment zu geben wagte er nicht, ja durch ihn gerade ist die oligarchische Verbildung auch in die oranische Demokratie eingedrungen. Nach dem Sturze der de Wits vertrieb die siegreiche Statthalterpartei in Massen die alten Regenten, und da Wilhelm jetzt mit einem Schlage an 600 seiner Getreuen in die Stadträthe einführte, so entstand unter den Oranischen eine neue Oligarchie, etwas weniger friedensselig als die staatische, doch nicht minder unbefangen in allen Künsten des Nepotismus. Der alte große gedankenreiche Kampf der Aristokraten und Demokraten schrumpft allmählich zusammen zu dem ideenlosen Gezänk zweier oligarchischer Coterien: die oude und die nieuwe Plooi streiten sich, ob die Staatsämter der alten oder der neuen Vetterschaft gehören sollen. Als Wilhelm einmal mit dem Kaiser ein Bündniß abschließt, verspricht er gradezu, die Käufer der kaiserlichen Schuldscheine bei der Besetzung der Staatswürden zu begünstigen. Auch die alte edle Einfachheit republikanischer Sitten ist längst entschwunden: ärgerlich berichtet der brandenburgische Gesandte Fuchs, durch wie viele Gastmähler der Hochmögenden er sich erst durchessen müsse, bevor das Geschäft beginne. — Mit vollem Recht klagt Niebuhr in seinen Circularbriefen: seit dem Tode der de Wits ist Alles kleinlich in diesem Staate. Als der Letzte der alten Oranier starb, war die Union in jedem Sinne schwächer als zu seines Vaters Zeiten. —

Fast ohne Widerstand gründeten die Regenten jetzt abermals ein statthalterloses Regiment; so wenig hatte die Herrschaft des Königs die Landsleute befriedigt! Da Friedrich I. von Preußen seine Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelms III. nur mit halber Kraft vertheidigte, so blieb der junge Statthalter von Friesland aus der oranischen Nebenlinie der einzig mögliche Nachfolger des großen Todten, und nimmermehr hätte das Patriciat geduldet, daß Ein Mann Statthalter sei in

allen sieben Provinzen. Ein unerquickliches Bild des Verfalles — das halbe Jahrhundert dieser zweiten statthalterlosen Zeit (1702—47)! Wohl griff die Republik noch eine Weile bedeutsam in die Weltgeschicke ein: Wer kennt nicht „das Triumvirat" — jene Erben der wilhelminischen Politik, die den spanischen Erbfolgekrieg leiteten — Eugen, Marlborough und den Rathspensionär Heinsius? Und neben Heinsius stand ein glänzender Kreis talentvoller Staatsmänner, Hop, Franz Fagel und Slingelandt, redlich bemüht, den losen Staatenbund zusammenzuhalten. Freilich nur die diplomatische Gewandtheit des „Mylord Duc" vermochte den Hochmögenden kühne Entschlüsse zu entreißen, Marlborough's Briefe gewähren einen lehrreichen Einblick in die Gebrechen der Unionsverfassung, und Eugen schreibt einmal traurig: Alexander that Großes mit geringer Macht, aber er hatte keine Felddeputirten in seinem Zelte! Immerhin waren die Leistungen der Republik im Lager und im Rath noch achtungswerth; sie erlebte die Genugthuung, daß noch einmal auf ihrem Boden, zu Utrecht, wie so oft im vergangenen Jahrhundert, der europäische Friedenscongreß zusammentrat. Noch lange erhielt sich im Auslande der Weltruhm des freien Staates. Peter der Große verbrachte seine Lehrjahre in dieser alten Fürstenschule und bildete durch holländische Seeleute seine junge Flotte. Deutsche Prinzen dienten noch gern unter den staatischen Fahnen, zahlreiche Publicisten priesen die Union und fanden wohl in ihrer Verfassung das Ideal des gemischten Staates — dies Ueberall und Nirgends aller charakterlosen Politiker. Noch am Ende des Jahrhunderts rühmte Schiller das milde Gemeinwesen, das allen Fremden bei dem Eintritt in sein Gebiet die verlorene Menschenwürde wiedergiebt. Die strengen Lutheraner wiederum bewahrten dem Staate des Calvinismus den alten Haß, und das Kirchengebet der böhmischen Jesuiten empfahl noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges unter allen Ketzern absonderlich „die Wasserhunde, die Holländer," den gerechten Strafen des Herrn. Daß eine Welthandelsmacht wie diese nur langsam sinken konnte, leuchtet ein, ja für ihren Osten schien erst jetzt eine neue Zeit des Glanzes zu beginnen, da die ostindische Compagnie große Pflanzungen auf Java errichtete und der Kaffee von Cheribon bald mit dem arabischen wetteiferte.

Doch in Wahrheit war die Union schon während des spanischen Erbfolgekrieges nicht mehr eine Großmacht. Begreiflich genug, daß Blackstone den ewigen Bund zwischen England und Holland als einen

Grundpfeiler der englischen Freiheit bezeichnet; den Briten allein fiel der Vortheil zu von dieser Allianz, die während eines vollen Jahrhunderts, bis um 1780, fortwährte, ohne daß die Herzen der beiden Nachbarvölker sich fanden. Die Parteipolitik der Whigs, nicht das Interesse der Union, bestimmte die Hochmögenden den Krieg gegen Frankreich in's Unendliche fortzuführen. Währenddem schloß der kluge Alliirte den Methuen-Vertrag, der den Briten das Monopol des Handels mit Portugal sicherte. Port Mahon, der wichtige Halteplatz der holländischen Schiffe im Mittelmeer, kam an England; Gibraltar, durch die Waffen der beiden Bundesgenossen erobert, blieb den Briten allein. In der blutigen Schlacht von Malplaquet sodann ging die Blüthe der staatischen Armee zu Grunde, also daß die Union fortan nie mehr ein wahrhaft kriegstüchtiges Heer in's Feld stellen konnte. Und was ward durch solche Opfer erreicht, als die Union endlich, verlassen von dem glücklichen Verbündeten, zu Utrecht Frieden schloß? Sie erwarb das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen des nunmehr österreichischen Belgiens; doch die lang erstrebte „Barriere" erwies sich bald als ein zweifelhafter Gewinn. Denn wo war die Bürgschaft, daß Oesterreich diesen Außenposten an der Schelde mit voller Kraft behaupten werde? Schon während der schlesischen Kriege ward in Wien der Wunsch rege, den lästigen Mühlstein vom Halse des Kaiserstaates abzuschütteln. Die Union aber mußte durch die unnatürliche Herrscherstellung auf belgischem Boden unausbleiblich in alle Kriege Oesterreichs und Englands verwickelt werden, und wähnte sich dennoch gesichert hinter dem trügerischen Schutzwall der Barriereplätze.

In behaglicher Trägheit lebte der Staat dahin während jenes öden Vierteljahrhunderts nach dem Utrechter Frieden, das Friedrich II. so schlagend als eine Zeit des abâtardissement général der Diplomatie bezeichnet; kläglicher noch als in den Tagen de Wit's wurde die Wehrkraft verwahrloft. Erst als mit der Thronbesteigung des großen Königs wieder eine Zeit gewaltiger Kämpfe begann, wurde die Ohnmacht des Krämerstaates vor aller Welt offenbar. Derweil die neue protestantische Großmacht mit dem gesammten Europa kämpfte, schrieb der Staatsrath der Union (1757) alles Ernstes ein Gutachten über die Frage, ob die Republik nicht ihre Kriegsflotte auflösen und den Kauffahrern überlassen solle sich selber zu schützen. Der vormals seeherrschende Staat verfocht bescheiden den Grundsatz „frei Schiff frei Gut" — und jetzt ohne Hintergedanken: er hatte sich längst zu jenen mensch-

lichen Grundsätzen des Seerechts bekehrt, welche immer von den Marinen zweiten Ranges vertheidigt werden. Im englischen Parlamente aber erklangen herbe Worte der Verachtung über dies friedensselige Gemeinwesen, das eine Handelsgesellschaft sei, nicht eine Nation, und Lord Chatham vermaß sich: ohne Englands Erlaubniß soll kein Kanonenschuß erdröhnen auf den Meeren!

Wohin wir blicken, überall Erstarrung, bequemes Ausruhen auf den Werken vergangener Tage. Der Kolonialbesitz, der einst die Sitten der Nation gestählt hatte, begann, nachdem die Zeit der Kriege vorüber war, verweichlichend zu wirken. Die selbstsüchtige Steuergesetzgebung des Patriciats fing an sich zu bestrafen. Die hohen Abgaben, die auf allen Lebensbedürfnissen ruhten, trieben den Arbeitslohn so rasch in die Höhe, daß der Gewerbfleiß den Wettbewerb mit wohlfeileren Ländern aufgeben mußte. Nachher, als die Production stockte, erfolgte ein ebenso unnatürliches Sinken des Lohnes, und der kleine Mann litt unsäglich. Das massenhafte Capital, das in dem sinkenden Waarenhandel nicht mehr Raum fand, warf sich jetzt auf den Geldhandel: die Holländer wurden ein Volk von Capitalisten — die Staatsgläubiger, wie einst die Frachtfahrer aller Nationen. Man berechnete um 1780, daß 1500 Millionen Livres holländischen Capitals in auswärtigen Staatsanlehen angelegt seien — eine Verbildung der Volkswirthschaft, die sich nicht minder hart bestrafte als die einseitige Vorliebe des spanischen Volkslebens für Staat und Kirche. Bankrotte und Schwindelgeschäfte, die unvermeidlichen Begleiter des Capitalüberflusses, gefährdeten bald den alten kaufmännischen Ruf der Nation. In herrlichen Sammlungen und philanthropischen Stiftungen wird der Ueberfluß des Reichthums aufgespeichert, die müßige Schaar der Regenten und Regentinnen standesgemäß beschäftigt. Gartengitter von gediegenem Silber umfriedigen die Häuser der Hochmögenden im Haag; auf allen Schränken schwere Nippes aus Japan; hier eine Uhr, in deren Pendel ein Engel sich schaukelt; dort ein fein geschnitzter Schrein mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegt, öffnest Du die Thür, so erblickst Du hinter einer Vorhalle von zierlichen Pfropfenzieherſäulen ein wohlversorgtes Regentenhaus im Kleinen — überall der kostbare Schnickschnack geschmackloser Pracht, ungeheure Langeweile, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit China. Damals entstand jenes Zerrbild vom holländischen Wesen, das noch heute in den Vorstellungen der Nachbarvölker fortlebt, obwohl es längst nicht mehr zutrifft: der be-

queme Mynheer mit Schlafrock und Thonpfeife, die dicke Mevrouw mit schläfrig wasserblauen Augen, die sich die Füße wärmt über dem Torfbecken, dem Stoofje. Und trotz des Verfalls, trotz der Verwälschung der Sprache noch immer die alte Selbstgefälligkeit! Man verachtet die kühnen Gedanken Lessing's und Kant's als deutsche Neologie, man feiert prunkvoll das zweihundertjährige Jubelfest der Glanztage des Befreiungskrieges, gleichwie der Schweizer in kleiner Zeit noch mit den Morgensternen von Sempach und Morgarten, mit den scharfen Hörnern des Stieres von Uri prahlt.

Im Staatsleben begegnet uns der ganze wohlbekannte Jammer des **ancien régime**, nur daß hier niemals die aufräumende Hand eines aufgeklärten Despoten einer neuen Zeit die Wege ebnete. Selbst der Ruhm des duldsamsten Staates gebührte der Union nicht mehr, seit in dem Reiche Friedrich's des Großen die gesetzliche Toleranz gegründet ward — eine höhere, reifere Freiheit als die anarchische Nachsicht der Holländer. Unbelehrt durch Friedrich's glänzendes Vorbild halten die Regenten die Folter und die Barbarei der alten Strafgesetze hartnäckig aufrecht. Die Corruption, das Vetterschaftswesen bläht sich auf mit unglaublicher Dreistigkeit; es geschieht wohl, daß, wenn im Hause eines Bürgermeisters ein freudiges Ereigniß erwartet wird, die Stadtregenten ein neues Amt gründen oder ein erledigtes offen halten für das zukünftige bürgermeisterliche Jongetje. Die Stämme der sieben Provinzen waren längst zu einer Nation verschmolzen, auch der sociale Gegensatz der Landschaften glich sich aus, seit der Stand der Kaufleute und Capitalisten in allen Provinzen herrschte. Das Land bedurfte der demokratischen Monarchie, die Bundesverfassung hatte den sittlichen Grund ihres Daseins verloren, doch die träge Oligarchie verschmähte selbst den bescheidenen Bundesreformplan, welchen der treffliche Rathspensionär Slingelandt vorschlug.

Da reichte noch einmal ein gnädiges Geschick dem sinkenden Staate die Hand, daß er sich erhebe. Während des österreichischen Erbfolgekrieges, den die Union als Englands Verbündeter in kläglicher Haltung mitfocht, drangen Frankreichs Heere, die Barriere durchbrechend, in das Gebiet der Republik ein. Und wieder, wie i. J. **1672**, hißten die Marktschiffe das Orangebanner auf, der Demos rief nach seinem Herrscherhause (1747). Der Statthalter von Friesland wurde zum Erbstatthalter erhoben, er empfing das Recht in den

meisten Städten die Magistrate einzusetzen, also daß er thatsächlich die Hälfte der Generalstaaten ernannte; er erhielt sogar die Würde des Generalgouverneurs von Indien, die nie ein Oranier erlangt, und vor Allem, er zuerst bekleidete das Statthalteramt in allen Provinzen. Der Weg zum Einheitsstaate lag offen, jetzt oder niemals galt es, die bis in das Mark der Knochen verfaulte Oligarchie durch eine demokratische Bewegung zu stürzen. Doch auf die Nassau-Diezer Linie war von den großen Oraniern nichts übergegangen als der Name. Wilhelm IV. fühlte sich nicht Mannes genug, die Regenten unter eine gerechte monarchische Ordnung zu beugen, er zog den bequemeren Weg vor, ließ die alte Verfassung bestehen und die Oligarchen, da die Kriegsnoth rasch vorüberging, ihr schläfriges Unwesen weiter treiben. Das Volk aber, enttäuscht, preisgegeben von seinem geborenen Freunde, verfällt unter der schlaffen Regierung des vierten und fünften Wilhelm einem wüsten, zerfahrenen Parteileben. Die Trümmer der alten Staatenpartei, verbündet mit einer neu aufkommenden demokratischen Richtung, streiten wider das Statthalterhaus und seinen Regentenanhang. Zügelloser denn je tobt die von Alters her in diesem Volke heimische Roheit des Parteikampfes: die Exercirgesellschaften der demokratischen Bürger schmähen und poltern gegen die „Hofhunde“, werfen Orangen in die Luft und treten sie mit Füßen. Erstaunlich in der That, daß dies wüste Treiben nicht schon weit früher auftrat unter einer Verfassung, welche das zuchtlose Demagogenthum geradezu herausforderte. Und wer darf den berechtigten Grundgedanken in dieser schreienden Opposition verkennen? Der Ruf nach Verfassungsreform, nach grondwettige herstelling klingt aus allen Schmähreden der Unzufriedenen heraus, die Ideen der französischen Revolution dringen nach Holland hinüber, und mitten in dem rohen Getümmel erringt der „holländische Gracchus“, Freiherr Capellen tot den Poll, den Bauern der Landprovinzen die Abschaffung der Herrendienste. Um den Hof dagegen kriecht und schmeichelt eine ergebene Liebedienerei, welche die großen Oranier nie geduldet hatten. Als vierjähriger Knabe commandirt Wilhelm V. mit dem Sponton in der Hand die unterthänige Bürgergarde seiner Residenz. Manche ritterliche Männer — wie der junge York, der dereinst Deutschlands Befreiung beginnen sollte — schaaren sich um das bedrängte Statthalterhaus, aber auch knechtische Naturen, wie jener Schenck, der Verfasser des ekelhaft servilen Buches über Wilhelm V. Unser Staat,

klagt General Janssens, steht nur noch aufrecht wie ein im Innern ausgehöhlter Weidenbaum.

Und seltsam, während der Staat der Utrechter Union dem Untergang entgegenwankte, ward seine alte Herrlichkeit das Vorbild für eine Staatengründung jenseits des Meeres. In einer Bürgerversammlung zu Boston (1772) fielen die drohenden Worte: wir wollen unsere Unabhängigkeit erkämpfen wie einst die Niederländer, gleich ihnen einen Staatenbund bilden und wie sie allen Völkern freien Handel gewähren. Die Erhebung Nordamerikas begann, und da nun alle Feinde Englands auf die bedrängte Meereskönigin sich stürzten, ward auch die Union in den Kampf hineingerissen — durch die Erbärmlichkeit ihrer Bundesverfassung. Ein Handelsvertrag, den die souveräne Stadt Amsterdam eigenmächtig mit den amerikanischen Rebellen geschlossen, führt zu Beschwerden, der alte Haß gegen England braust wieder auf, mit leichtsinnigem Ungestüm taumelt die Republik in den ungleichen Krieg. Was noch übrig von der Macht des Welthandels, geht zu Grunde unter den Schlägen des Feindes, nur von den Kolonien wird der beste Theil gerettet — durch Frankreichs großmüthigen Beistand. Welch ein Bild gefallener Größe: das Volk der Tromp und Ruyter feiert die unentschiedene Seeschlacht an der Doggersbank (1781) mit rasendem Jubel als einen unerhörten Sieg, und im Haag wird dem ersten Seehelden der Franzosen, dem edlen Suffren, ein Denkmal errichtet als dem Vertheidiger des niederländischen Indiens! Nach dem Frieden beginnen von Neuem unruhige Bewegungen der „Patrioten“. Friedrich Wilhelm II. sendet seine Preußen dem Statthalter zu Hilfe, und das Land der Oranier unterwirft sich ohne Schwertstreich der fremden Intervention. Während der König mit romantischer Großmuth seine Truppen nach errungenem Siege wieder heimruft, beginnen die rückkehrenden Regenten unbelehrt ein System rachsüchtiger Reaction. Die flüchtigen Patrioten harren in Frankreich auf den Tag der Vergeltung. Das sieche Gemeinwesen vermag nicht mehr aus eigener Kraft zu gesunden. Dieselbe Macht der Geschichte, welche die Aristokratien von Venedig und Genua hinwegfegte, sollte auch den weiland freiesten Staat der Erde zerstören.

Inmitten der ungeheuren Umwälzung, die jetzt über Europa hereinbrach, erschien die Eroberung Hollands, vor hundert Jahren noch ein welterschütterndes Ereigniß, als eine geringfügige Episode. Hier wie in Deutschland und Italien stürzte die alte Ordnung zusammen, mehr durch ihre eigene Fäulniß als durch die Siege der französischen Waffen. Herbeigerufen von der Patriotenpartei rückten die Schaaren der Revolution in dem harten Winter von 1794/95 über die gefrorenen Spiegel der großen Ströme; die Flotte im Eise am Texel strich die Flagge vor einem französischen Reitergeschwader. Die Regenten zitterten vor der Raubsucht der Jacobiner, unter den Mittelständen jubelten Viele der neuen Freiheit zu, nur die kleinen Leute bewahrten allezeit treulich ihre oranische Gesinnung. Durch fremde Gewalt ward endlich das Nothwendige, die Staatseinheit, vollführt, die eine und untheilbare batavische Republik gegründet. Wozu im Einzelnen schildern, wie jetzt die Tochterrepublik gleich einer am Draht geleiteten Puppe jeder Zuckung der Hand des Herrschers gelehrig folgte, wie jedem Staatsstreich in Paris ein gleicher im Haag antwortete? Mit genialer Sicherheit fand sich Bonaparte in den verworrenen Händeln des kleinen Nachbarlandes zurecht. Während er in der Schweiz den republikanischen Föderalismus als die naturgemäße Ordnung aufrechthielt, erkannte er augenblicklich, in Holland sei die alte Staatsform für immer vernichtet und die Zeit gekommen für den monarchischen Einheitsstaat; die alten Provinzen, welche der unitarische Feuereifer der Jacobiner schon einmal gänzlich zerstört hatte, sollten fortleben als Departements. Doch der Wahnsinn der Ländergier trieb den Imperator bald sein eigenes Werk zu zerstören: das Königreich Holland, kaum geschaffen, verschwand in der ungeheuren Oede des Weltreichs.

Nur der blinde Haß kann verkennen, wie viele Keime gesunden neuen Lebens die Tyrannei der Fremden in den Boden dieses erstarrten Gemeinwesens gesenkt hat. Der Gedanke der Staatseinheit stand fortan unverlierbar fest in dem Bewußtsein des Volkes; wer fragte noch nach dem kleinen Gezänk der Utrechter und der Friesen in solchen Tagen, da große Reiche wankten wie das Rohr im Winde? Auch die Rechtsgleichheit aller Landestheile war ein dauernder Gewinn; wer durfte die unwürdige Abhängigkeit der Generalitätslande, nun sie beseitigt war, je wieder erneuern? Die Standesvorrechte verschwanden, die Gesellschaft wurde demokratisirt, so von Grund aus wie nur in

Frankreich selber. Denn die Geburt hatte niemals viel gegolten in dem kaufmännischen Volke, die beiden Säulen aber, worauf das Ansehen der Regenten ruhte, brachen jetzt zusammen: der Alleinbesitz der Aemter und der Reichthum. Der Verlust der Flotte und der Kolonien, der Staatsbankrott und der Stillstand des Handels vollendeten die von den Sansculotten längst angekündigte „Umwälzung der Geldsäcke". Die despotische Bureaukratie der Franzosen fegte das buntscheckige Durcheinander der Patrimonialgerichte und Grundherrschaften hinweg, und der classische Staat der Toleranz erhielt die gesetzliche Gleichheit der Confessionen erst durch den fremden Gewalthaber. Unterdessen fanden wie in Deutschland tiefere Gemüther durch die Arbeit des Gedankens das verlorene Vaterland wieder. Das ehrwürdige Leyden hegte und pflegte die Erinnerungen der Nation, desgleichen die Hochschule von Utrecht, die von den Franzosen aufgehoben dennoch fortbestand. Als Napoleon's Macht in's Wanken kam, beriethen sich die grollenden „Altregenten" in der Stille über die Wiederherstellung des Staates. An eine vollständige Restauration wagte auch der starrste Conservative nicht mehr zu denken; durchschlagend, endgiltig, wie der Reichsdeputationshauptschluß in Deutschland, hatte die batavische Revolution mit der Vergangenheit abgeschlossen. Die Staatenpartei war in alle Winde zerstoben, Jedermann verlangte die Wiedereinsetzung des nationalen Fürstenhauses mit besser gesicherten Rechten: „Oranien und das Vaterland sind unzertrennlich geworden."

Da erhob sich in Preußen das Volk in Waffen, Deutschland war frei. Sobald die ersten Kosakenschwärme an der Grenze der Niederlande erschienen, flüchteten die französischen Beamten, die Truppen zogen sich in die festen Plätze zurück, und das Volk von Amsterdam hißte die Orangeflagge auf (15. Nov. 1813.) Freilich, das Heldenthum der alten großen Zeit erwachte nicht wieder. Der unkriegerische Geist des Volkes, der unter allen Gewaltschlägen Napoleon's nichts so bitter empfunden hatte wie die Conscription, fiel selbst dem freundlichen Auge Niebuhr's sehr widerwärtig auf, und das Urtheil des Auslandes über das Handelsvolk sprach sich unzweideutig aus in einem weitverbreiteten Spottbilde: Mynheer sitzt behaglich mit seiner Thonpfeife und Theetasse in einem Wagen, den Preußen, Rußland und England stampfend vorwärts ziehen, und ruft vergnügt: zoo gat het wel! Die Blutarbeit der Befreiung blieb den Deutschen überlassen. In glorreichen Kämpfen rangen Bülow und Oppen um Arnheim und

Doesburg, unsere Nordarmee hielt jenen Siegeszug durch die Festen der Niederlande, den der Meißel Christian Rauch's so wunderschön verherrlicht und den das gerettete Volk so gründlich vergessen hat, daß wir den Namen Bülow in den holländischen Geschichtswerken zumeist vergeblich suchen. Unsere Väter fielen nach unsagbaren Opfern unter das Joch des Bundestags, den Niederländern schenkte eine unblutige Revolution, schwunglos und nüchtern wie die englische von 1688, den Segen gesetzlicher Freiheit.

Rechtzeitig, auf den Wink der verschworenen Altregenten, war das Volk aufgestanden, also daß man mit einigem Scheine behaupten konnte, Holland habe sich selbst befreit — ein wunderliches Märchen, das von dem selbstgefälligen Volke noch heute geglaubt wird. Eine provisorische Regierung von Altregenten übernahm die Leitung des Staats und rief den Erbprinzen von Oranien zurück; ihre Seele war Gysbert Karl van Hogendorp, ein hochbegabter Staatsmann, Aristokrat durch Geburt und Neigung, durch langen Aufenthalt in Nordamerika mit großen Verhältnissen vertraut, von je her ein treuer Anhänger des oranischen Hauses. Während das Volk in seiner Herzensfreude nur an die Rückkehr des geliebten Fürstenhauses dachte, spielte in einem kleinen Kreise von Eingeweihten der Kampf der alten und der neuen Zeit. Hogendorp berief eine Versammlung der Altregenten, auf daß durch die Staatsgewalten der Union zwar die Souveränität des Hauses Oranien begründet, aber auch ein großer Theil der alten föderalen Institutionen wiederhergestellt werde. Da trat der Leydener Professor Kemper in's Mittel, ein derber freimüthiger Holländer mit breitem Gesicht und hellen offenen Augen, ein Mann des Mittelstandes, der modernen Welt, ein wackerer Patriot, der auch unter der Herrschaft der Fremden an seinem Volksthum ehrlich festgehalten. Nicht einer Partei, rief er den Altregenten zu, dem ganzen Volke soll die Befreiung des Vaterlandes zum Heile gereichen; nicht Wilhelm VI. kehrt zurück, um abermals wie seine Väter mit dem Eigensinn der Regenten zu kämpfen, nein, Wilhelm I. eröffnet eine neue Epoche für Niederland, die Zeit der constitutionellen Monarchie. Kemper's Wort drang durch, die Versammlung der Altregenten unterblieb. Die provisorische Regierung wendete sich mit einem Manifeste an das gesammte Volk, und als die Regenten von Utrecht versuchten die Herrlichkeit der Edelmögenden in ihrer Provinz wieder aufzurichten, da genügte eine Ansprache Kemper's, um die thörichte Restauration zu hintertreiben. Noch blieb ein harter Wider-

stand zu überwinden. Der Erbprinz von Oranien hatte die gewaltige Umwandlung der Geister nicht in der Heimath mit durchlebt und wußte nicht anders, als daß er der Erbe seines Vaters werden solle; er ließ sich von unserem Niebuhr jenen seltsamen Bundesverfassungsentwurf ausarbeiten, welcher, das Kind einer edlen, aber diesmal grundverkehrten Pietät, nur in diesem historischen Zusammenhange recht gewürdigt werden kann. Erst auf die flehentlichen Bitten der Unitarier entschloß sich der Prinz, die souveräne monarchische Gewalt in dem Einheitsstaate zu übernehmen; also ward jener bescheidene Leydener Jurist in Wahrheit der Schöpfer des constitutionellen Königthums in den Niederlanden. Doch so leicht ließ Hogendorp das Ideal des aristokratischen Staates nicht fallen; vielleicht dankte er auch seinem freundschaftlichen Verkehr mit Jefferson eine einseitige Vorliebe für den Föderalismus — genug, in der von dem neuen Fürsten einberufenen Verfassungscommission legte er einen Plan vor, der das Amt des Rathspensionärs, ja sogar die Statthalterwürde in den einzelnen Provinzen wiederherstellen und in Wahrheit den Staat zurückschrauben wollte auf den Zustand, der unter Kaiser Karl V. bestanden. Nach heftigen Debatten siegte endlich die Meinung der Unitarier Roëll und van Maanen. *)

Die Verfassung vom 30. März 1814 gründete den Einheitsstaat, doch mit nichten eine mechanische Einheit, wie Heinrich Leo klagt. Vielmehr herrscht der gesunde Geist der Decentralisation in der neuen Monarchie. Die laufenden Geschäfte der Provinzialverwaltung besorgt heute ein Ausschuß der Provinzialstaaten, die Centralgewalt mischt sich nur ein durch einen königlichen Commissär, der die Oberaufsicht führt; doch allerdings sind die Generalstaaten und Provinzialstaaten trotz der alten hochtönenden Titel jetzt nur noch constitutionelle Kammern und

*) Die ältere Literatur über diese denkwürdige Revolution (Bosscha, geschiedenis der omwenteling in Holland. Amsterdam 1814. — Chad, a narrative of the Dutch revolution. London 1815. — v. d. Palm, gedenkschrift van Nederlands herstelling. 1813. — Kemper, oratio de aetatis nostrae fatis. 1816) hat kürzlich eine wichtige Ergänzung erhalten durch die Forschungen von J. de Bosch Kemper (staatkundige geschiedenis van Nederland. Amsterdam 1866), welche auch Louis Hymans benutzt hat (in seiner Histoire de la Belgique. Bruxelles 1869. vol. I.). Ueber Hogendorp's Bildungsgang geben die Brieven en gedenkschriften van G. K. v. Hogendorp (Haag 1866) lehrreichen Aufschluß.

Provinzialstände. Die Erfahrung zweier Menschenalter hat die Meinung der Unitarier bestätigt, immer auf's Neue das Vorurtheil widerlegt, als ob der Bundesstaat allein die Kraft des Ganzen und die Freiheit der Theile gewähren könne. Erst der Einheitsstaat giebt den Gliedern des Gemeinwesens den gebührenden, gerechten Antheil an der Leitung des Staates: die alte Provinz Holland wählt ein volles Drittel der Mitglieder der Generalstaaten. Die selbständige Verwaltung der Provinzen hat sich kräftig weiter entwickelt und die letzten Ueberreste der napoleonischen Bureaukratie ausgestoßen; aber auch der Gedanke der Staatseinheit ward schärfer ausgebildet, also daß die Mitglieder der Generalstaaten jetzt durch Volkswahlen, nicht mehr, wie jenes Grundgesetz bestimmte, durch die Provinzialstaaten ernannt werden. Niemals ward auch nur ein Wunsch laut nach der Herstellung des alten Bundes. Von dem Particularismus der Provinzen ist nichts mehr übrig als ein heilsamer Wetteifer und jene harmlose nachbarliche Eifersucht, welche für germanische Völker zum Leben gehört.

Das so verständig begonnene Werk der Neugestaltung wurde von vorn herein gestört durch zwei unreife Nebenpläne. Der oranische Ehrgeiz gedachte durch die Verheirathung des Thronfolgers mit der Erbin der englischen Krone den Eintagsglanz der wilhelminischen Tage zu erneuern — ein Plan gleich unheilvoll für beide Völker, den die Gunst des Glücks rechtzeitig vereitelte. Dagegen kam ein anderer begehrlicher Gedanke, der mit jenem eng zusammenhing, zur Ausführung: obwohl Holländer und Belgier unverhohlen widerstrebten, wurde das Burgunderreich der siebzehn Provinzen wiederhergestellt. Durch langjährige bürgerliche Wirren mußte Holland büßen für die Thorheit der europäischen Diplomatie, welche die Entwicklung dreier Jahrhunderte mit einem Federzuge vernichten wollte. Erst seit der Abtrennung Belgiens bewegen sich die holländischen Dinge wieder in einem frischeren Zuge. Zwar der alte Weltruhm ist für immer dahin, die unkriegerische Krämergesinnung des achtzehnten Jahrhunderts dauert fort, und das langsame Volk sieht sich in seinem Staatsleben oft überflügelt von dem rührigen Nachbar, dem lange mißachteten Belgien. Doch der thätige Handel, die gesunde Volksbildung, die ehrenwerthe Literatur, die sich von den fremden Mustern wieder zurückgewendet hat zu dem Boden der Heimath, geben dem kleinen Volke gerechten Anspruch auf die Achtung der Welt.

Uns Deutschen liegt der vermessene Gedanke fern, nach der Weise

des Wiener Congresses die Geschichte der Jahrhunderte zu streichen. Man liebt uns wenig zu Amsterdam und Utrecht, und selbst unsere Gutmüthigkeit kann den zur Schau getragenen Kaltsinn der Nachbarn nicht mit wärmeren Empfindungen erwiedern. Wer wüßte nicht, welcher Undank die Befreier Hollands belohnte, wie schamlos eine boshafte vertragsbrüchige Krämerpolitik — die Politik des jusqu'à la mer — unseren schönen Strom durch viele Jahre mißhandelt hat? Wo immer in unserem Vaterlande eine gesunde nationale Kraft sich erhob, da begegnete sie auch dem Hasse der Holländer — einem Hasse, welchen die zärtliche Vorliebe der Amsterdamer Börse für die bankrotten Finanzen des Hauses Oesterreich nicht allein erklärt. Durch das kleine Volk geht die unheimliche Ahnung, die Zeit der „verbrokkelde nationaliteiten" sei vorüber. Schon unter dem Ministerium Hohenzollern-Schwerin äußerte ein ausgezeichneter holländischer Staatsmann vertraulich, er freue sich des Mißerfolges der neuen Aera, denn neben einem geeinigten Norddeutschland könne Holland sich nicht halten — und welche Gehässigkeit der kleine Staat uns während des deutschen Krieges und des Luxemburger Handels erwiesen hat, das lebt noch in Aller Gedächtniß. Wir deutschen Unitarier aber hören mit Erstaunen von den finsteren Plänen, die man uns zutraut. Wohl sehen wir mit Schmerz, daß die Mündung unseres Stromes nicht mehr uns gehört. Wir glauben auch nicht, daß die holländische Nation jemals wieder mit großer That eingreifen werde in das Culturleben der Menschheit. Die am Niederrhein übliche Versicherung, das holländische Volksthum bilde den Uebergang vom deutschen zum englischen Wesen, erscheint uns, ehrlich gestanden, als eine leere Phrase. Aber diese kleine Nation besteht, mit einer selbständigen Sprache, mit fester Eigenart und starkem Selbstgefühl, und für die Völker ist das Dasein gemeinhin schon das Recht des Daseins. Wir würden, wenn wir je als Eroberer aufträten auf Hollands Boden, zwar schwerlich einen neuen achtzigjährigen Krieg entzünden, wohl aber ein Volk von untreuen, meuterischen Bundesgenossen uns erwerben. Wer darf einen so zweifelhaften Gewinn wünschen? Nein, was wir wollen, ist gerecht und redlich: ein treues freundnachbarliches Verhältniß, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehre offen stehe.

Nur ein Mittel giebt es, uns Deutsche wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste

europäische Krieg die Belgier als Deutschlands Fremde, die Holländer als unsere Feinde finden sollte, dann würde Holland durch thörichtes Mißtrauen sich selber ins Verderben stürzen — dann, nur dann müßten wir versuchen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuzwingen in das große Volksthum, das sie einst aufgaben. Es liegt in Hollands Händen, durch eine gerechte und furchtlose Politik diese unabsehbaren Wirren abzuwenden. Der große Gang der deutschen Dinge, die Einheit unseres Reiches von der Ostsee bis zum Bodensee und der Ausbau dieser Einheit, läßt sich nicht mehr hemmen durch das Geschrei kleiner Völker, die verschollener Tage nicht vergessen können. Der alte Baum der europäischen Gesittung ist stark genug, um neben den schweren Aesten der großen Culturvölker, die seine Krone tragen, auch einige bescheidene Zweige zu dulden, die das Laubdach reich und gefällig abrunden.

Berichtigungen.

S. 75 Z. 20 v. o. lies Heinrich Theodor.
„ 358 „ 11 v. u. statt Farini lies Ferrari.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

